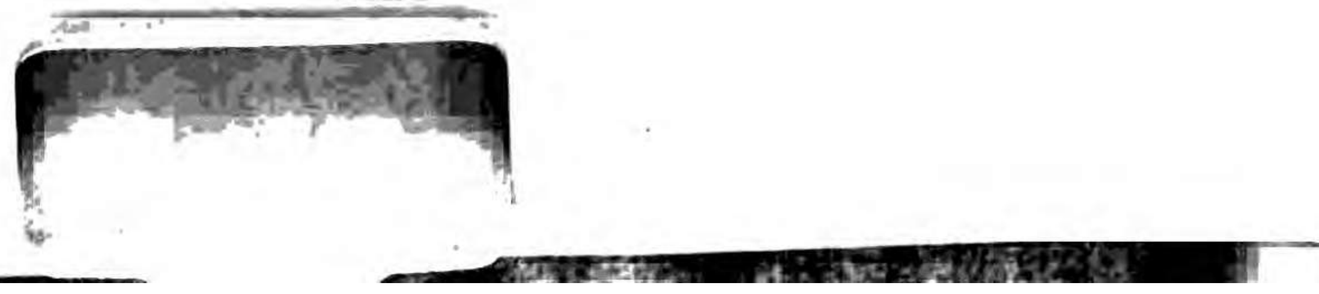
BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

München 1852

4 Bavar. 125 i-34
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331589-4

$\frac{3}{3}$ av. $i25\frac{i}{}$ (34



10001303

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie

der Wissenschaften.

Vierunddreyßigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

10001309

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1852.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1851 zur Vorfeyer des Allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs.

Herr Hofrath Dr. v. Martius eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten.

Wenn an dem Tage, der Bayern seinen König gegeben hat, das Vaterland dankbarfrohe Blicke gegen den Thron wendet und für den Monarchen Segenswünsche ausruft, so stellt sich auch die Akademie der Wissenschaften, voll tiefer Empfindung, in den Kreis der freudig Bewegten und Glückwünschenden.

Der Cultus der Wahrheit, dem vor Allem sie huldiget, ist nahe verschwistert mit jener Pietät, welche in dem Monarchen die Verkörperung eines welthistorischen Bedürfnisses der Menschheit ehrt und jede Epoche in dem segensreichen Leben eines menschlich fühlenden, der Wissenschaft zugänglichen, für Wahrheit und Recht glühenden Fürsten werth und heilig achtet.

So möge denn auch von diesem Platze aus gestattet seyn, dem Könige Maximilian II., welchem die Akademie fortwährende Beweise von Huld, Theilnahme und Vertrauen verdankt, die reinsten Glückwünsche entgegen zu bringen.

Möge Er in rüstiger Gesundheit, umgeben von den Freuden königlicher Häuslichkeit, getragen von der Wonne des Wohlthuns, unterstützt von der Weisheit und Vaterlandsliebe Seiner treuen Räthe, noch lange zum Segen des Bayerlandes walten!

Möge Ihm die Vorsehung die Mühen Seines erhabenen Herrscherberufes durch das Glück und die Liebe Seines Volkes belohnen! —

Indem mir, als dem ältesten Classensecretäre in Function, bey der leider noch andauernden Unpäßlichkeit des verehrten Herrn Vorstandes, der ehrenvolle Auftrag geworden ist, diese feyerliche Sitzung zu eröffnen, — beschränke ich mich auf Kundgebung der wichtigsten Personal-Veränderungen, die sich im Schooße dieser gelehrten Körperschaft seit der letzten öffentlichen Sitzung an ihrem 92. Stiftungstage zugetragen haben.

Die Wirksamkeit der Akademie nach Innen und Außen in dem bezeichneten Zeitraume zu schildern, möge dem Hrn. Vorstande für nächste Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Zunächst beehre ich mich daher, die Wahlen zu verkündigen, welche in der dazu bestimmten Wahlsitzung am 2. Aug. vollzogen, unter dem 27. Aug. die Allerhöchste Bestätigung Sr. K. Majestät erhalten haben.

Als außerordentliche Mitglieder für die mathematisch-physikalische Classe wurden bestätiget:

Hr. Dr. Ludwig Seidel, außerordentlicher Professor an der hiesigen Universität, und

Hr. Dr. Carl Kuhn, Professor der Mathematik und Physik am k. Cadettencorps.

Als auswärtige Mitglieder

a) für die philosophisch-philologische Classe:

Hr. Ritter Carl Bunsen, k. preußischer Gesandter in London,

Hr. Albrecht Weber, Professor an der Universität in Berlin,
Hr. Max Miller, Orientalist, zur Zeit in Oxford, und
Hr. Friedrich Heinrich von der Hagen, Professor an der Universität zu Berlin;

b) für die mathematisch-physikalische Classe:
Hr. Prof. Macedonius Melloni zu Neapel;

c) für die historische Classe:
Hr. Thom. Babington Macaulay in Edinburg, und

als correspondirendes Mitglied Hr. Seb. Mutzl, Rector des k. Gymnasiums zu Eichstädt.

Leider hat die Akademie seit dem Monate März zwey Mitglieder durch den Tod verloren, deren Ehrenerwähnung für heute mir noch durch Amt und akademisches Herkommen zur Pflicht gemacht wird.

Es sind diese Carl Friedrich v. Ledebour, k. russ. Staatsrath und Prof. Emeritus der Universität zu Dorpat, seit mehreren Jahren hier in München domicilirend und, als auswärtiges wirkliches Mitglied, Theilnehmer an den Arbeiten der mathematisch-physikalischen Classe, und Ludwig Oken, großherz. Sachsen-Weimar'scher Hofrath, von 1807 bis 1820 Professor der Philosophie und Naturgeschichte zu Jena, und von 1828 an in gleicher Art an der hiesigen Universität und als effectives Mitglied der philosophisch-philologischen Classe der k. Akademie wirksam, bis er im J. 1832 aus innerem Antrieb von hier nach Zürich übersiedelte.

Von Ledebour, aus einer alten vorpommerschen Familie abstammend, ward 1785 am 8. Juli zu Stralsund geboren, woselbst sein Vater, k. schwedischer Militär und Oberauditor in Garnison stand. Den Vater hat er nicht gekannt, denn er erblickte, der Letzte unter mehreren Geschwistern, einige Wochen nach dessen Tode das Licht der Welt. Frühzeitig auf eigene Kraft angewiesen, wendete sich der junge Mann zunächst auf die mathematischen Wissenschaften, und zwar mit solcher Begabung und solchem Erfolge, daß er schon im fünfzehnten Lebensjahre die Universität Greifswalde beziehen konnte. Hier ward ihm Carl Asmund Rudolphi, der berühmte Physiologe, väterlicher Lehrer und Leiter. Das auf äußere Anregung ergriffene Studium der

Rechtswissenschaft trat alsbald vor dem inneren Berufe zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften zurück.

Um sich einem Staatsexamen aus der Mathematik und praktischen Geometrie zu unterwerfen, begab sich v. Ledebour nach einigen Jahren in die Hauptstadt Schwedens. Der Umgang mit den beyden berühmten Schülern Linnés, mit Thunberg und Olav Swartz, und eine Reise in das nördliche norwegische Gränzgebirg, wohin er einen Bergbaubeamten begleitete, entschieden hier für immer die Wahl der künftigen Lebensbahn. Zwar kehrte er mit einem Offizierspatente und der Aussicht auf eine Anstellung als praktischer Geometer nach Greifswalde zurück; als ihn aber sein Gönner Rudolphi drängte, sich um die von ihm zu verlassende Lehrstelle bey der Universität zu bewerben, unterzog er sich am dritten Tage nach der Heimkehr dem Doctorexamen, schrieb seine Inauguralabhandlung: Dissertatio botanica, sistens Plantarum Domingensium Decadem, und schon im 20. Lebensjahre war er Demonstrator der Botanik und Director des botanischen Gartens zu Greifswalde.

Einem Ruf als Professor der Naturgeschichte im Allgemeinen und der Botanik im Besonderen an der Universität Dorpat folgend, begab er sich im Jahre 1811 für einige Zeit nach Berlin, wo der berühmte Systematiker Wildenow und Pallas, der größte Naturforscher, den Deutschland hatte nach Rußland ziehen sehen, ihn mit großartigen Entwürfen für die naturwissenschaftliche Aufhellung des ausgedehnten Reiches entflammten.

Nicht ohne persönliche Gefahren erreichte er den Ort seiner Bestimmung, denn in Preußen bereitete sich damals ein blutiger Kampf vor, und Ledebour mußte, den heranziehenden Kriegsvölkern auszuweichen, von Danzig nach Königsberg eine stürmische Seereise in einem offenen Fischernachen wagen.

In Dorpat begann unseres Collegen mannigfaltigste und fruchtreichste Thätigkeit als Lehrer, Forscher und Schriftsteller. Die Phytographie des weiten russischen Reiches machte er sich zur wissenschaftlichen Lebensaufgabe. Diesem Ziele hat er so einsichtsvoll urd energisch zugestrebt, daß die Literargeschichte unserer Periode ihn rücksichtlich der Flora

des russischen Reiches immerhin als den ersten Mann in dieser Richtung anerkennen wird. Durch Ledebour und durch seinen Collegen am kais. Garten zu St. Petersburg, Staatsrath v. Fischer, sind die westlichen Botaniker zumeist mit den Pflanzen jener östlichen Gebiete bekannt gemacht worden. Der Garten in Dorpat wurde mit großem Fleiße und mit ernster Kritik zu einer Niederlage der zerstreuten Bürger der russischen Flora erhoben. Von ihm wie von jenem zu Petersburg sind zunächst die früher unbekannten Gestalten der kaukasischen und sibirischen Vegetation an die botanischen Gärten Europas vertheilt und dem Studium nahe gebracht worden.

Im Jahr 1826 unternahm v. Ledebour eine wissenschaftliche Reise nach dem Altai. Eine fünfwöchentliche Winterfahrt brachte ihn nach dem fernen Barnaul, der Hauptstadt jenes großen sibirischen Hüttenbezirkes, nach welchem der darin weit ausgesäte Goldschatz, wie neuerlich nach Kalifornien und Australien, eine gewinnsüchtige Menschenströmung lockt. Mit dem Frühlinge dehnte Ledebour von dort seine Forschungen durch das Gebirge bis zur chinesischen Gränze aus, während seine fleißigen Schüler, der dermalige Staatsrath und Akademiker Karl Anton Meyer die Kirgisensteppe, westlich vom Altai, und v. Bunge, jetzt sein Nachfolger auf dem Katheder zu Dorpat, die östlichen Gegenden durchforschte.

Die Ausbeute dieser Expedition und die iconographischen und descriptiven Werke, welche Ledebour zum Theil auf Kosten der kais. russ. Regierung herausgegeben hat *), machen Epoche auf dem Gebiete der descriptiven Systematik und der Pflanzengeographie der russischen Flora, wozu Pallas, Steller, Georgi, die beyden Gmeline **), Messerschmied, Marschall von Bieberstein, Fischer u. A. und die zahlreichen Schüler unsers Collegen die Bausteine vorbereitet. Eine allgemeine, kritisch gesichtete, nach pflanzengeographischen Provinzen zur Uebersicht gebrachte Flora des russischen Reiches ist das letzte Werk seines umsichtigen Fleißes. Mit solcher Hingebung hatte er sich der schwierigen Unternehmung gewidmet, daß das fliehende Leben nur auf so lange vom männlichen Geiste zurückgehalten wurde, bis er die müde Feder über dem vollendeten Manuscripte niederlegen konnte. Das Monument, was er sich als Florist und Pflanzengeograph hier errichtet, sichert ihm einen dankbaren Platz in der Geschichte der Wissenschaft.

*) Icones Plantarum novarum vel imperfecte cognitarum Floram Rossicam, imprimis Altaicam, illustrantes. 5 Bde. in Folio. Riga 1829 bis34; dann Flora Altaica, Berlin 1829 bis 33. 4 Bde. 8., und endlich Flora Rossica sive Enumeratio Plantarum in totius imperii Rossici provinciis Europaeis, Asiaticis et Americanis hucusque observatarum. Stuttgart 1842 — 51.

**) Zu J. G. Gmelins Flora Sibirica hat Ledebour einen fleißigen Commentar geliefert im dritten Bande der Denkschriften der k. bayer. botan. Gesellschaft zu Regensburg 1841 S. 43 — 138.

Als er im Jahre 1836 die Emeritur erlangt hatte, suchte er ein milderes Klima zunächst in Odessa, dann in Heidelberg auf, von wo er sich vor acht Jahren nach München übersiedelte. Hier beschloß er jene rühmlichen Arbeiten, wenige Tage vor seinem, am 4. Julius in Folge eines längeren Herzleidens erfolgten Tode.

Wie vielseitig er übrigens gebildet war, wie glücklich und scharf seine Beobachtungsgabe, dieß bezeugt unter anderem auch die Beschreibung seiner Reise nach dem Altai (Berlin 1829 2 Bde. 8.), eine Fundgrube schätzbarer Nachrichten für Geographie, Geognosie, Botanik, Ethnographie und Statistik.

Ledebour gehörte rücksichtlich seiner botanischen Richtung der geläuterten Linnéischen Schule an, welche durch die Schärfe der systematischen Untersuchung und die Präcision der Beschreibung der Naturobjecte gewissermaßen einen geometrischen Charakter an sich trägt. Um es in dieser Art von Darstellung zu klassischer Tüchtigkeit zu bringen, ist eine unbedingte Hingebung an das Object in seinem systematischen Zusammenhange nothwendig. Man muß es daher diesem ausgezeichneten Systematiker zum Ruhme anrechnen, daß er in seiner Wissenschaft, die neuerlich so mancherley Richtungen in sich aufgenommen, sich stets in der einmal gewählten mit Consequenz erhalten hat. Es harmonirte dieß mit der klaren, besonnenen und stetigen Auffassung, welche Ledebour in allen Lebensverhältnissen geltend machte, und welche ihn bey der strengsten Rechtschaffenheit

des Charakters und bey der Anmuth seiner geselligen Tugenden Allen unvergeßlich machte, die ihm nahe zu stehen das Glück hatten.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag:

Verhandlungen und Mittheilungen. II. Bd. Prag 1850. 8.

Neue Schriften. 10. Bd. I. u. II. Heft. Prag 1846. 47. 8.

Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft für den Bürger und Landmann. No. 1 — 25. Jan. — Juni 1851. Prag 1851. 4.

Centralblatt der Land- und Forstwirthschaft in Böhmen. No. 1 — 25. Jan. — Juni 1851. Prag 1851. 4.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. V. Bd. III. u. IV. Heft. Leipzig 1851. 8.

Indische Studien. Beyträge für die Kunde des indischen Alterthums. II. Bd. 2. Heft. Berlin 1851. 8.

Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der k. Sternwarte in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. X. Jahrg. vom 1. Januar bis 31. Decbr. 1849. Prag 1851. 4.

Von Hrn. Karl Fritsch, Assistenten an der k. Sternwarte in Prag:

Grundzüge einer Meteorologie für den Horizont von Prag. Prag 1850. 4.

Von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig:

Preisschriften. III. J. Zech, astronomische Untersuchungen über die Mondsfinsternisse des Almagest. Leipzig 1851. 8.

Von dem historischen Vereine von Mittelfranken in Ansbach:

Neunzehnter Jahresbericht 1850. Ansbach 1851. 4.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. Juin — Septbr. 1851. Par. 1851. 8.

Von dem Verein für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Münster:

Zeitschrift. (Neue Folge.) II. Bd. Münster 1851. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXIII. Heft I. II. III. Landau 1851. 8.

Von der Accademia Pontificia de' Nuovi Lincei in Rom:

Atti. (Anno IV.) Sessione V. del 6 Aprile 1851. Roma 1851. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Abhandlungen aus dem Jahre 1849. Berlin 1851. 4.

Monatsberichte. Juli, August 1851. Berlin 1851. 8.

Von Hrn. Filippo Parlatore, Prof. in Florenz:

Viaggio alla Catena del Monte Bianco e al gran San Bernardo. Firenze 1850. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch 1851. II. Jahrg. No. 1. Jan. Febr. März. Wien 1851. 4.

Von der Société Impériale des Naturalistes in Moskau:

Bulletin. No. III. IV. 1850. No. I. 1851. Mosk. 1850. 1851. 8.

Von Hrn. Prof. Grunert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 16. Th. 4. Heft. Greifswald 1851. 8.

Von dem historischen Verein des Großherzogthums und Kurfürstenthums Hessen in Darmstadt:

Periodische Blätter. No. 22. Darmst. 1851. 8.

Von Hrn. Dr. Roloff, Lehrer der Naturwissenschaften:

Die Mechanik des Elektromagnetismus ihren Grundbegriffen nach entwickelt. Berlin 1851. 4.

Von Hrn. Emanuel Liais in Paris:

Théorie mathématique des oscillations du baromètre. Par. 1851. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1851.

(Schluß.)

Ein ganz anderes Gemälde müßte ich aufrollen, wenn ich es versuchen wollte, dieser hochansehnlichen Versammlung das Lebensbild eines Mannes wie Oken zu entwerfen.

Wenn wir bey Ledebour mitten zwischen weithin ausgedehnten äußern Lebensbeziehungen ein abgeschlossenes Streben nach Einer Richtung wahrnehmen, so zeigt uns das Leben Okens (geb. am 2. Aug. 1779 zu Offenburg in der Ortenau, gestorben zu Zürich am 11. Aug. d. J.) in der Einfachheit und ich möchte sagen Einfalt seiner äußeren Geschicke die größte innere Mannichfaltigkeit, die rüstigste Bewegung des genialen Denkers nach allen Seiten, in allen Gebieten des Wissens, zur systematischen Beherrschung und Gliederung des großen ewigen Ganzen der Natur. Hier ein Mann, der sich zu beschränken verschmäht! Großer innerer Reichthum, gestaltende Kraft und gewaltiger Ernst brechen sich Bahn, auch unter dem Drucke mannichfacher Hemmnisse, und eine unstäte Erregbarkeit treibt den deutschen Professor, den kernhaften Mann auf die verschiedensten Gebiete.

Scharfsinnige, glückliche Special-Untersuchungen über Gegenstände der Natur, mit denen er seinen kräftigen und alsbald angestaunten Lauf eröffnete, werden aufgegeben, um ein philosophisches Natursystem auf allgemeinster Basis der entwickelnden Speculation zu entwerfen. Bezeichnend hat man seine naturwissenschaftliche Richtung die „genetisch-philosophische“ genannt. Sie war es auf dem Wege der Construction und Deduction. Sie ist der Vorläufer der universell genetischen Induction geworden, die jetzt die Geister beschäftiget. Diese Wendung aus der speculativen Naturphilosophie Schellings zu der gegenwärtigen Periode, die auf Erfahrungswege eine allseitige, nicht bloß morphologische, sondern auch hylologische und dynamische Entwicklung der Organe versucht und von ihr aus dem Gange der Bildungen im Einzelnen wie im großen Ganzen näher zu kommen strebt, — sie ist besonders auch durch Oken eingeleitet worden, der, wie einst Theophrastus Paracelsus, die unabsehliche Fülle der Natur zu umfassen beflissen war.

Okens Bestreben, das Ganze in Einem Guße gliedernd zu reproduciren, war unterstützt von stupender Gelehrsamkeit auf den mannichfachsten Gebieten, von einem stets bereiten Gedächtnisse. So verstand er auch, mit bibliothekarischem Fleiße und Umsicht das Verschiedenartigste zusammen zu tragen und seinem Gebäude einzufügen. Dabey ist er ein patriotischer Schriftsteller über das deutsche Heerwesen, oder er gibt sich der Untersuchung ethnographischer, historischer, linguistischer Monumente hin.

Was aber diesen Feuerkopf in allen Perioden seines geistigen Wirkens, voll innerlicher Wellenschläge und Strömungen, charakterisirt, ist das vorwaltende Bestreben nach Einheit, und sey es auch, — da die letzte und innerste Einheit sich unserer Natur als unerreichbar entzieht — nur die eines

mit Witz und Geist durchgeführten Schematismus, der es unternimmt, das große Ganze des Wissens wenigstens im Rahmen zu beherrschen.

Ueber die bedeutungsvolle Stelle, die Oken in dem Entwickelungsgange der deutschen Naturphilosophie fast von ihrem Beginne an eingenommen hat, ist bereits von Männern, die sein geistiges Wesen tief erfaßt und verfolgt haben, der Nation Rechenschaft im Allgemeinen gegeben worden.

Die Schilderung des Zusammenhangs, in welchem er zu der französischen Schule — deren Gründer Cuvier ihn hochachtete — und zu den Entfaltungen steht, die die deutsche Naturwissenschaft unter dem Einfluß jener Schule einerseits und der Schelling'schen Philosophie anderseits erfahren hat, wird ein wichtiges Kapitel in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes bilden.

Uns sey hier nur vergönnt, die Ueberzeugung auszusprechen, daß Oken, wenn schon in seinen späteren Epochen auf die universelle Bewältigung aller Zweige der Naturwissenschaften sich hinwendend, dennoch stets ein concreter Forscher war, daß er den Sinn für das muthige, entsagungsvolle Eindringen in die Mysterien des einzelnen Objectes nie verläugnet hat.

Der Reichthum und die Universalität dieses Geistes, die Tragweite seiner Wirkungen entziehen sich den Grenzen dieser kurzen Ehrenerwähnung, welche lediglich die innige Sympathie aussprechen soll, womit auch unsere Akademie dem kräftigen, herz- und sprachdeutschen Manne, wie ihn Jean Paul genannt hat, dem vielseitigen Forscher und Schriftsteller huldigt, der während seiner reifsten Mannesjahre auch in ihr rühmlich gewirkt hat.

Hierauf las der Hr. Adjunct des Reichsarchivs Dr. Wittmann die Festrede des Tages: „die Germanen und die Römer in ihrem Wechselverhältnisse vor dem Falle des Westreiches."

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. November 1851.

Hr. Hofrath v. Martius hielt zwey Vorträge:

1) Ueber die sogenannte Manna von Sidi Ghasi Batal in Kleinasien.

Der Hr. Collega Buchner sen. hat mir eine Probe von dem Körper mitgetheilt, welcher als eine Art Manna aus Kleinasien eingesendet worden, und verlangt weitere Aufschlüsse über diese Substanz, indem er darauf hinweist, daß Dr. Thirk in Brussa bereits im J. 1846 gemeldet habe, was in Dr. Buchner's Repertor. für die Pharmazie von 1846 Ser. II. Bd. 44. S. 56 bekannt gegeben worden, daß nämlich jene Substanz auf den steinigen, sehr stark mit Thymus vulgaris bewachsenen Höhen um Sidi Ghasi Batal, neun Stunden östlich von Eski Scheher, dem alten Dorylaeum, ausschließlich gefunden, dort im Ofen gedörrt, gemahlen und in kleinen Theilen dem Brodmehle beygemengt werde.

Die Untersuchung zeigt, daß es keine wahre Manna, sondern eine Flechte sey, welche vom Winde von ihrem Standorte weggerissen, emporgetragen und wieder herabfallend, nur in so ferne, als dieß letztere Verhältniß zu ihrer Beachtung Veranlassung gegeben hat, mit der Manna, welche vom Himmel herabfallen soll, übereinkommt.

Es ist dieß dieselbe Flechte, welche zuerst von Pallas, Reise im russ. Reich, Quart-Ausg. III. S. 760 beschrieben und in demselben Bande Tab. I. 1. f. 4. abgebildet wird. Pallas nannte sie Lichen esculentus. Von Acharius wird sie jetzt als Urceolaria esculenta aufgeführt. Das Vorkommen dieser mehlreichen Flechte erhält dadurch ein besonderes Interesse, daß sie in einem sehr ausgedehnten Gürtel der Wüsten wächst. Pallas sagt, sie erscheine in aridis calcareis gypsaceisque montibus deserti tartarici inter lapides crebra, vix a lapillis discernenda, nisi a gnaro. Der sel. Staatsrath v. Ledebour bemerkte mir, daß diese zur Nahrung verwendete Flechte auch noch viel weiter gegen Osten, auf den dürren Steinklippen des Altai erscheine. Ueberdieß aber hat sie Hr. Dr. Guyon auch bey

Niteri in der Wüste Sahara gesammelt und uns eingesendet, wovon ich Muster hier vorzulegen mir die Ehre gebe.

Der Name Manna, welcher dieser genießbaren Substanz so wie manchen andern, die herabfallen, ertheilt wird, dürfte ihnen allen nach der ursprünglichen Bedeutung des arabischen Wortes man, i. e. mellis aërei genus nur abusive ertheilt werden.

Man vergleiche u. A. Salmasius de Manna et Saccharo Comm. 1664. 8.

---

2. Ueber die Entdeckungen des Herrn Dr. Hofmeister bezüglich der Befruchtung der Kryptogamen.

Seit J. Hedwigs erfolgreichen Untersuchungen haben die Botaniker nie aufgehört, den Geschlechtsorganen und dem Befruchtungswerke der Kryptogamen nachzuspüren. Die auf diesem Felde nach und nach gewonnenen Resultate standen gewissermaßen stets in Bezug mit dem Standpunkte, auf welchen die Wissenschaft rücksichtlich der Kenntniß von den Sexualfunctionen der Phanerogamen gekommen war.

Gleichwie nun die Lehre vom Vorgang der Embryobildung der Phanerogamen in neuester Zeit ihrem Abschluße viel näher gekommen, — wobey Hr. Hofmeister durch seine schätzbare Arbeit „über die Entstehung des Embryo der Phanerogamen (Leipzig 1849. 4.) sich in rühmlichster Weise betheiliget hat, — so sehen wir auch durch die oben angeführte Schrift die Frage: wie es bey der Samenbildung der höheren Kryptogamen zugehe, einer glücklichen Lösung entgegengeführt.

Hedwig hatte schon im J. 1778 in der „vorläufigen Anzeige seiner Beobachtungen von den wahren Geschlechtstheilen der Moose und ihrer Fortpflanzung“ die Duplicität des Geschlechts dieser Kryptogamen behauptet, und schon 1798 konnte Bridel, den Principien Hedwigs anhangend, bey der Classification der Moose sie nach der Vertheilung der Geschlechtsorgane in Zwitter, Ein- und Zwey-geschlechtige abtheilen. Die von vielen Botanikern seit jener Zeit gemachten Beobachtungen, daß die Samenentwicklung in der Mooskapsel von der Gegenwart oder Nähe jener Organe abhänge, welche man seit Hedwig als männliche Blüthen angenommen hatte, schien die Richtigkeit der Hedwig'schen Theorie wesentlich zu bestätigen.

Ein triftiger Zweifel tauchte auf, als Hugo v. Mohl nachwies, daß im frühsten Bildungsgange der Sporen oder Samen der Moose und vieler anderen Kryptogamen die größte Analogie herrsche, nicht mit jenem der Samen von Phanerogamen, sondern mit jenem des Pollens, welcher sich so wie jene in der Vierzahl in einer Mutterzelle zu entwickeln pflegt. Die Auffassung, daß die Sporen vieler Kryptogamen als Repräsentanten des männlichen Princips zu deuten seyen, verrückte den Gesichtspunkt, so daß viele an der Duplicität des Geschlechts bey den Kryptogamen geradezu zweifelten, während Andere nur jene Vorgänge bey der Sporen- und Pollenbildung als gleichartige Processe in der Zellbildung überhaupt betrachteten.

Inzwischen ermüdete die Forschung andererseits nicht und strebte fortwährend der Aufhellung des Geheimnisses nach, indem sie die von Hedwig behauptete männliche Natur seiner Moosanthere, die man Antheridie zu nennen vorschlug, unter der Vorstellung eines einzelnen, freyen Pollenkornes festhielt.

Bey den Moosen hatte man die beyderley Geschlechtsorgane auf der Höhe und am Ende der entfalteten Pflanze, gleichsam als Ausgangspunkte des Vegetationsprocesses, wahrgenommen. Ebenso fand man bey den Charen auf der entwickelten Pflanze zweyerley Organe, denen man, gemäß der Analogie, einen geschlechtlichen Gegensatz zuschreiben mußte (wie denn dieß der scharfsichtige Schmidel schon 1762 gethan hatte). Dieses Verhältniß ward maßgebend für die weiteren Versuche, die beyderley Geschlechtsorgane der

Farn, der Rhizocarpeen, Equisetaceen und Lycopodiaceen aufzufinden; man suchte sie an der entwickelten Pflanze, und suchte sie hier vergebens. Verschiedenartige Organe, oft von sehr untergeordneter Bedeutung, wurden bisweilen für die männlichen Organe gehalten.

Inzwischen wies eine anfänglich scheinbar isolirte Entdeckung diesen Forschungen eine andere Richtung an, und gegenwärtig liegen die glücklichsten Resultate vor uns, wodurch die zweygeschlechtige Natur sehr vieler Kryptogamen dargethan ist, und nur die (von Link unter dem Namen der Cryptophyta begriffenen) Algen, Flechten und Pilze als ungeschlechtlich erscheinen. Allerdings aber sind diese Resultate scheinbar mit dem Gewohnten und Herkömmlichen, mit unserer gemeinen Auffassung von der Blüthen- und Fruchtbildung, als dem abschließenden, terminalen Acte im Drama des vegetativen Lebens, so im Widerspruche, daß man sich erst an das Neue gewöhnen muß. Dieß um so mehr, da sich das zunächst liegende Phänomen im Thierreiche, als der sogenannte „Generations-Wechsel," ebenfalls erst in neuester Zeit bey den Zoologen angekündigt hat und zur verdienten Geltung gekommen ist.

Im Jahre 1843 entdeckte Nägeli auf dem kleinen, einem Lebermoos ähnlichen Blättchen, das aus der keimenden Farnspore sich entwickelt (auf dem sogenannten Proembryo oder Prothallium), zellige Bläschen, worin sich anfänglich in Mutterzellen eingeschlossene Spiralfäden befinden, die eine eigenthümliche drehende Bewegung darstellen. Nägeli sprach auch sogleich (Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik I., 1. 1844. S. 183) die Ueberzeugung aus, daß die Antheridien der Kryptogamen (in welchen man theilweise, zumal bey den Moosen, eben solche spiralige Bildungen schon länger kannte) und die Spiralfadenorgane am Farnkeimblatte identisch seyen.

Den nächsten, sehr erfolgreichen Schritt machte die Forschung mit des Grafen Leszcyc Suminski Entdeckung. Ebenfalls auf dem Keimblatte, das sich aus einer Farnspore entwickelt, fand er Organe, die der Fruchtanlage (dem Archegonium Bischoffs) der

Moose analog sind, und in und aus welchen sich der neue Farnwedel entwickelt, nachdem sie die Einwirkung der (in sie gekommenen und in ihrem Zellsafte aufgelösten) Spiralfäden, Samenfäden, Spermatozoiden (Spirilla: Unger) erfahren haben.

Nach und nach hat man die Samenfäden bey den meisten höheren Kryptogamen, stets in einer gleichen oder analogen Entwicklungsgeschichte, aufgefunden, und man beobachtete an ihnen, bald an dem dünneren Ende des spiral gewundenen Fädchens, bald über demselben verschiedenartig gereiht, zwey oder mehrere Wimpern (Cilia), ähnlich jenen, die man an den beweglichen Sporen so vieler Algen wahrgenommen hatte.

In der Chara wurden sie zuerst von Fritzsche in den Gliederzellen der confervenartigen Fäden gesehen, welche dem Scheitel einer großen Zelle in den Antheridien (Globulis nach Schmidel) jener seltsamen Pflanzen büschelförmig aufsitzen.

Auch die Lebermoose, deren Bau nicht selten gegenüber dem der Moose eigenthümliche Complicationen darstellt, haben Antheridien mit ihren Samenfäden. Sie finden sich auf den beyden Arten des Aufwuchses, auf dem, welcher Blätter und Stengelgebilde gesondert dargestellt, wie auf jenem, wo beyde Theile noch nicht gesondert ein Laub, Thallus, darstellen, und zwar bald in Blattachseln, bald frey am Stengel oder am Laube oder in die Substanz desselben versenkt. Dieses sogenannte männliche Organ gehört zumeist der ausgebildeten Pflanze an, wie bey den Moosen, welche letztere übrigens nicht selten auch mittelst sehr kleiner Knöspchen, die als erste Achsen aus dem Prothallium hervorgehen, schon zu einer andern Art der Multiplication durch Knollenbildung gelangen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2. Ueber die Entdeckungen des Herrn Dr. Hofmeister bezüglich der Befruchtung der Kryptogamen.

(Schluß.)

Die Rhizocarpeen, eine Familie, in welcher, als wegen der Complication ihres Baues und der Eigenthümlichkeit ihrer Entwickelung höchst bedeutungsvoll, man vielfach nach dem Schlüssel zu dem Geheimniß der Befruchtung gesucht hatte, zeigen analoge Verhältnisse. Bey Pilularia hatte Nägeli die sehr zarten Samenfäden in den sogenannten kleineren Sporen gefunden, und bey Isoëtes Mettenius, also in beyden Fällen bey Pflanzen auf der Höhe ihrer Entwicklung.

Dagegen schließt sich Equisetum rücksichtlich des Fortpflanzungsprocesses an die Farn an, indem es seine Antheridien, nach Thurets Entdeckung, auf dem Prothallium entwickelt. Hofmeister hat sie hier bey Equisetum limosum fünf Wochen, bey Equisetum arvense dreyzehn Wochen nach der Aussaat der Sporen erscheinen sehen.

Wir führen diesen Umstand an, weil er Veranlassung gibt, die Schwierigkeiten derartiger Untersuchungen auch von dem Gesichtspunkte an zu würdigen, daß die Phasen der einzelnen Entwicklungen, die auch hier, wie überall bey den Pflanzen, unter bestimmter Periodicität eintreten, im rechten Momente ergriffen werden müssen. Wo derartige Verhältnisse leicht in die Sinne fallen, ist dem Forscher sein Geschäft minder schwierig, als da, wo er sie nur mit bewäffnetem Auge erkennen kann.

So hatten sich, um nur Eines anzuführen, besondere Schwierigkeiten bey den Versuchen ergeben, die aus den großen Sporen von Selaginella erwachsenen Prothallien durch die Samenfäden der kleinen Sporen zu befruchten, deren Verhalten nur bey Selaginella helvetica zur Befriedigung des Verfassers unzweifelhaft ermittelt werden konnte. Die Erzeugung dieser Samenfäden ist nämlich viel früher beendigt, als die volle Ausbildung des Prothallium. Bey Selaginella helvetica waren jene Samenfäden fünf Monate nach der Aussaat vorhanden; aber erst sechs Wochen später zeigten sich die ersten Archegonien an den Prothallien gleichzeitig ausgesäter großer Sporen. Alle Aussaaten, bei welchen die kleinen und großen Sporen vermengt unter einer Glasglocke gehalten wurden, mißlangen; dagegen zeigten sich binnen kurzer Zeit Embryonen in den Archegonien, wenn reichlich fruchttragende Exemplare zu den ausgesäten Sporen unter ein und dieselbe Glasglocke gebracht wurden. Selaginella helvetica ist also eine dichogamische Pflanze; und schon dieß Verhältniß allein läßt uns die Schwierigkeiten von derartigen Untersuchungen erkennen, die nur dann ein Resultat geben, wenn sie mit der unbedingtesten Hingebung gepflogen werden.

Wer die verschiedenen Auffassungen kennt, welche diese so lange räthselhaften und nach den verschiedensten Richtungen hin gedeuteten Bildungen erfahren haben, wird Hrn. Hofmeister um so mehr deshalb rühmen, daß er seine Forschungen mit eben so viel

richtigem Takte, kühlem Blicke, als Kenntniß des früher Geleisteten und seltener Geschicklichkeit geführt hat. Neben der geistigen Begabung zur inductiven Forschung gehören hiezu auch ganz besondere leibliche Eigenschaften: der feinen, stätigen Hand und des schärfsten mikroskopischen Auges, dessen nur wenige Botaniker sich zu erfreuen haben.

Daß er von dem Scheine nicht verlockt und von der Neigung, die Frage in ihrer Gesammtheit nach Analogien abzuthun nicht beherrscht sey, dafür spricht im Allgemeinen schon die Natur der von ihm gegebenen Zeichnungen, welche das Gepräge der Objectivität und keinen schematischen Charakter an sich tragen *).

Ueberdieß hat Hr. Hofmeister sich nicht bloß bemüht, die frühesten Entwicklungsstadien in den Fructificationstheilen zu belauschen, und von ihnen aus die späteren Zustände zu erläutern. Er geht vielmehr auch auf die Sproß- und Blattbildungs-Verhältnisse, auf die Zellenvermehrung im Stengel u. s. w. ein, um dem genetischen Gang seiner Untersuchung die größte Sicherheit zu verleihen.

Es wäre übrigens hier nicht der Ort, die Darstellung im Einzelnen zu verfolgen. Sobald andere Forscher nach und nach die hier beigebrachten Resultate an der Hand der Erfahrung zu den ihrigen gemacht haben, wird die ganze so bedeutungsvolle Lehre zu großen Erfolgen heranreifen. Für jetzt beschränke ich mich nur noch auf die Anführung des Wesentlichsten, was ich theilweise einer brieflichen Mittheilung des Hrn. Verfassers entnehmen kann.

Der Vorkeim, Proembryo, oder wohl richtiger mit Hofmeister Prothallium, jenes Gebilde, welches aus der ausgestreuten Spore eines Kryptogams der hier besprochenen Ordnungen der Moose, Lebermoose und der Farn in weitester Bedeutung, also der eigentlichen Farn, der Schafthalme und Rhizopteriden (Marsilaceae, Salviniaceae) hervorgeht, zeigt beträchtliche Verschiedenheiten in seiner Form.

Bey den Moosen ist es eine oft weit verzweigte Folge confervenartig gegliederter, oft beblätterter Sprossen von längerer Dauer, bey den Farn eine winzige Ausbreitung zarten homogenen Zellgewebes, bey den vollkommensten Pflanzen der Gruppe, den Rhizocarpeen und Lycopodiaceen dem bloßen Auge so gut als unsichtbar. Aber die Funktion der so abweichend gebildeten Sprossen ist völlig die gleiche. Sie erreichen das Ende ihrer Bestimmung durch die Hervorbringung von zweyerley Organen, in deren einem, den Antheridien, eine Anzahl mit eigener Bewegung begabter, spiralig gerollter Fäden, Spermatozoiden, gebildet werden, deren Einwirkung auf die Centralzelle der anderen, der Archegonien, mit den Antheridien gleichzeitig gebildeten Organe diese Zelle zur lebhaften Vermehrung, zur Bildung eines neuen, mit der Mutterpflanze nicht verwachsenen Individuum anregt.

Der Bau der Antheridien wie der Archegonien ist ziemlich mannichfaltig. Der wesentliche Theil des Archegonium ist eine einzige, von den übrigen Zellen der Pflanze durch Größe und reichen Gehalt an körnig-schleimigem Bildungsstoffe sich auszeichnende Zelle, auf welche zu von außen her ein offener Gang führt, der entweder durch die Verflüssigung der Querwände eines Stranges von Zellen entsteht (so bey den Moosen und dem größten Theile der Farn), oder der durch Auseinandertreten der Commissur von vier Zellenreihen oder Zellen sich bildet (so bey den übrigen Farn, den Rhizocarpeen und Selaginellen). Bey allen Moosen erscheint das Archegonium als nahezu flaschenförmige Zellenmasse, deren Hals aus einer einfachen, hohlcylindrischen Zellenlage besteht, und deren Bauchtheil jene größere Zelle einschließt. Die einzige Ausnahme zeigt Anthoceros: hier ist es ein einfacher, von der Oberseite der flachen Frons nach innen gerichteter Strang von Zellen, deren unterste anschwillt, welcher das Archegonium darstellt. — Die Archegonien der Polypodiaceen ähneln denen der Leber- und Laubmoose, doch erscheint hier die Basis des Organs dem Polster von Zellgewebe der Unterseite des Prothallium eingesenkt. Noch mehr verborgen im Gewebe des

*) Zu wünschen wäre nur im Interesse derer, die das wichtige Werk zu studieren wünschen, daß die Figuren der Reihe nach auf die Tafeln gebracht worden wären, denn man findet bei Vergleichung mit dem Texte die oft sehr kleinen Zahlen nur mit Mühe zusammen.

Prothallium ist das Archegonium von Rhizocarpeen und Lycopodiaceen.

Die Antheridien der Moose sind durchgängig keulen- oder kugelförmige, kürzer oder länger gestielte Zellenmassen, deren peripherische Zellen zu einer Oberhaut werden, während die centralen sich durch oft wiederholte Zweytheilungen zu einer Gruppe sehr kleiner tafelförmiger Zellen umbilden, in deren jeder, innerhalb eines abgeplattet ellipsoidischen Bläschens ein Samenfaden entsteht. Bey der Reife des Organs werden die Samenfäden frey, indem auf dessen Scheitel die Zellen der Hüllschicht aus dem Zusammenhange treten.

Noch bevor der auf die Centralzelle des Archegoniums zuführende Gang sich völlig öffnet, entsteht in ihrem Inneren um den unveränderten, primären, centralen Zellenkern eine freye sphärische Zelle, welche die Mutterzelle ziemlich ausfüllt. Es ist diese Zelle, welche, nachdem Spermatozoiden auf die Mündung des Archegonium gelangten, durch eine Reihe von Zweytheilungen, die bestimmten Regeln folgen, bey den Moosen in die Fruchtanlage, bey den Farn in das Rudiment der blättertragenden Pflanze sich umwandelt.

Diese bey den Lebermoosen keulige, bey den Laubmoosen spindelförmige, bey den Farn im Allgemeinen (in den frühesten Zuständen) kugelige Zellenmasse steht durchaus in keinem mechanischen Zusammenhange mit der Mutterpflanze. In einigen Fällen schwimmt sie völlig frey in einem von Flüssigkeit erfüllten Hohlraume (der vergrößerten Centralzelle des Archegonium, deren Nachbarzellen sich stark vermehrten). Erst bey weiterer Entfaltung heftet sich die Basis der Moosfrucht fester in das Gewebe des sie tragenden beblätterten Sprosses, das untere Ende der jungen Farnkrautpflanze an die dem Archegonium benachbarten Zellen des Prothallium.

Die höheren Kryptogamen bieten somit eines der schlagendsten Beyspiele des vollkommensten Wechsels zweyer, in ihrer Organisation und Bestimmung durchaus verschiedener Generationen. In ganz anderem Grade, als bey Entstehung neuer Sprossen aus Axillar- oder Adventivknospen schon vorhandener paßt hier die Bezeichnung „Generationswechsel“ im Sinne der Forscher, welche die Erscheinung im Thierreiche vollständiger kennen lehrten. Sowie bey den Quallen, Salpen, Aphiden und vielen Eingeweidewürmern das Wesen einer Art erst im Inbegriff zweyer cyklisch auseinander hervorgehenden Generationen erschöpfend dargestellt wird, so auch bey diesen Pflanzen, in welchen bekanntlich z. B. bey den Moosen die erste Generation, das aus der Spore hervorgegangene Prothallium längere Zeit auf dieser Stufe beharren, scheinbar ein selbstständiges Leben und sich sogar durch Brutkörner fortpflanzen kann. Dieser Wechsel der Generationen tritt aber in verschiedenen Familien in verschiedener Folge ein. Moose und Farn stellen in dieser Beziehung den entschiedensten Gegensatz dar. Bey den Moosen ist der ersten, aus der Spore hervorsprossenden Generation die ganze vegetative Thätigkeit zugewiesen; der zweyten, im Archegonium entstandenen, liegt ausschließlich die Frucht- und Sporenbildung ob. Umgekehrt bey Farn: hier hat die erste, der Spore unmittelbar entstammte Generation keine andere Function, als die Bildung von Antheridien und Archegonien; mit deren Hervorbringung endet sie in der Regel ihre kurze Lebensdauer. Der zweyten, ein Alter von Jahrzehenden erreichenden Generation gehört das ganze vegetative Leben, wie die Sporenbildung. Mit andern Worten: die Farn befruchten sich im Stadium der frühesten Jugend und setzen auf diese schnell vorübergehende, im Individuo nicht mehr wiederkehrende, Formation eine zweyte auf, die oft Jahre lang andauernd, sich in Stengelwuchs, Ast- und Laubbildung verjüngt, aus diesen Verjüngungsgliedern aber stets nur Sporen (actu geschlechtslose, potentia auf dem Prothallium zum Geschlecht vorbereitete Keime) hervorbringt. Gerade im Widerspiele entwickelt sich das Moos. Aus seiner Spore geht ein geschlechtsloses Prothallium, mit zäherem Leben aber auch mit dem Vermögen, sich für diese Stufe durch Brutkeime zu vermehren, hervor. Dieß Prothallium geht in die höher organisirte Moospflanze über, welche auf der Höhe ihrer Vegetation geschlechtliche Bildungen hervortreten läßt,

und aus der Sexualfunction Keime, welche insoferne mehr als die Sporen der Farn sind, weil sie unmittelbar und directe (ohne ein dazwischenfallendes Befruchtungswerk ihrer nächsten Entwicklungs-Phase) bis zur Spitze der vegetativen Entfaltung sich ausbilden.

Den schroffen Gegensatz, in welchem die Phanerogamen auch zu den höchsten Kryptogamen stehen, mildern einigermassen die Coniferen. Die Entwicklungsgeschichte des Ey und des Embryo derselben, wie sie Herr Hofmeister dargestellt hat, gestattet füglich eine Vergleichung des Embryosacks der Nadelhölzer mit der Spore (der großen Spore) der Rhizocarpeen, der Lycopodiaceen und den Vergleich des Eyweißkörpers der ersteren mit dem Prothallium der letzteren (dessen Bildung bey den Lycopodiaceen beginnt, noch bevor die Sporen aus dem aufspringenden Sporangium entlassen werden). Die durchgreifende Aehnlichkeit der Corpuscula der Coniferen mit den Archegonien von Salvinia und Selaginella muß dem ersten Blicke auffallen.

Die merkwürdigen Resultate der Untersuchungen von Rob. Brown, Mirbel, Spach u. A. über die Pluralität und die Entwicklungsgeschichte der Embryonen im Eykern der Coniferen treten durch die des Hrn. Hofmeisters aus ihrer Isolirung hervor, und es mag hier noch als ein Beweis von dem tiefen Naturtakte Rob. Browns angeführt werden, daß er mir schon vor vielen Jahren mündlich äußerte, es würde ihn nicht wundern, wenn man bey gewissen Rhizocarpeen die Polyembryonie als Regel fände.

Daß übrigens die hier besprochenen Forschungen auch für die Lehre von dem Befruchtungswerke der Phanerogamen von größter Tragweite seyen, braucht wohl nicht erst ausgesprochen zu werden. Das Erste, worauf sich unser stets an der Hand der Analogie weiter strebende Forschungsgeist hingedrängt sieht, ist die Frage: werden etwa die Phanerogamen auch durch Spermatozoiden oder Samenfäden befruchtet? Wäre dem so, so ist nicht zu zweifeln, daß eine geschickte Hand, ein wohlorganisirtes Auge und ein Geist mit dem wahren Forscherberufe auch hier noch den Schleier der Isis zu lüften so glücklich seyn wird.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem historischen Vereine von und für Oberbayern hier:

Dreizehnter Jahresbericht für das Jahr 1850. Münch. 1851. 8.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 12. Bd. 1. Heft. Münch. 1851. 8.

Von dem Herrn Bürgermeister v. Hagen in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. 5. Bd. 1 Heft. Bayreuth 1851. 8.

Von dem historischen Verein der fünf Orte Luzern, Uri ꝛc. in Einsiedeln:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen. 7. Bd. Einsiedeln 1851. 8.

Von der Royal Astronomical Society in London:

Memoirs. Vol. XIX. Lond. 1851. 4.

Monthly Notices containing Papers, Abstracts of Papers etc. Vol. X. London 1850. 8.

Von der Entomological Society in London.

Transactions. Vol. IV. Part. 2—4. 1845—1848. Vol. V. Part. 2. u. 3. 1847. 1848. New Series: Vol. I. Part. 5, 6. 1851. Lond. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Sigm. Schultze in Greifswald:

Beyträge zur Naturgeschichte der Turbellarien. I. Abthl. Greifswald 1851. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.
Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. November 1851.

Hr. Prof. Wagner legte die von Hrn. Obermedizinalrath Dr. G. Jäger schriftlich eingesendete Abhandlung vor:

Ueber die Fortpflanzungsweise des Ichthyosaurus.

Innerhalb des beynahe vollständigen Sceletts des Ichthyosaurus (I. tenuirostris), das ursprünglich der Sammlung des k. Gymnasiums zu Stuttgart angehörte*), befindet sich der Kopf mit einem Theile der Wirbelsäule eines kleineren Thieres, mit der Spitze der Schnauze so gegen die Beckenöffnung des größeren Thiers gerichtet, daß ich schon bey der 1842 stattgefundenen Versammlung der Naturforscher zu Mainz**) die Vermuthung äußerte, es dürfte das kleinere Exemplar in der Körperhöhle des größeren eingeschlossen und nach der Richtung des Körpers des kleineren Thieres nicht unwahrscheinlich seyn, daß dasselbe als reifer Fötus anzusehen sey, und der Ichthyosaurus somit unter die lebendig gebärenden Reptilien gehöre, und das Thier vielleicht in dem Geburtsacte selbst zu Grunde gegangen sey. Diese Vermuthung scheint sich zu bestätigen durch die folgende von Chaning Pearce mitgetheilte Notiz*). Beym Bloslegen eines ohngefähr $8\frac{1}{2}'$ langen Scelets des Ichthyosaurus (communis?) in dem braunblättrigen Lias von Sommersetshire, das sehr gut erhalten war, kamen nämlich bey Lüftung des Schiefers zwischen den Hinterfloßen eine Reihe kleiner Wirbel zum Vorschein, welche unter den 3 oder 4 hinteren Rippen lagen; es waren auch die Kieferreste und die übrigen Theile des Kopfes sichtbar. Bey sorgfältiger Entblößung dieses zarten Scelets fand sich ein Ueberrest einer schwarzen, zart gerunzelten Hautbedeckung um dasselbe, welche unterhalb der untern Rippen und einiger andern Theile des größeren Thiers hindurchging. Der Kopf des kleineren Thiers liegt seiner ganzen Länge nach in der Höhle des Beckens des größeren Thiers und ist mit dem Kopfe nach dessen Hintertheil gerichtet; es hat eine Länge von $5\frac{1}{2}''$ ohngefähr. Die Kieferäste und eine der längsten Rippen sind ohngefähr $1''$ lang, und von 30 Wirbeln, welche gezählt werden konnten, beträgt der größte Durchmesser des größten $\frac{1}{8}''$. Buckland und Owen bemerken, daß

*) Vgl. meine Abhandlung de Ichthyosauri sive Proteosauri fossilis speciminibus in agro Bollensi repertis 1824. Fol. Tab. I. Fig. 4. A., welche Tafel in der 1828 erschienenen deutschen Abhandlung über die fossilen Reptilien Würtembergs, 4., wieder abgedruckt ist.

**) Amtlicher Bericht der Geschäftsführer pag. 118.

*) Notice of what appears to be the Embryo of an Ichthyosaurus in the Pelvis cavity of Ichthyosaurus (communis?). Annals and Magazine of natural history XVII. pag. 44 und daraus im Jahrbuch für Mineralogie 1849 pag. 383.

kein Grund zu der Annahme vorhanden sey, der Ichthyosaurus sey nicht lebendig gebärend gewesen, indem sie sich auf die Gattung Zootoca *) und Vipera und den schwarzen und gelben Salamander berufen, der Junge zur Welt brächte, welche halb so lang als die Mutter wären. Van der Hoeven **) fand in dem von ihm untersuchten Weibchen von Salamandra atra Laurenti nur 2 Junge im Leibe. Ihre Länge betrug ohngefähr 45 Millimeter, also mehr als den 3. Theil der Länge, welche diese Art erreicht und welche kaum 115 Mm. beträgt. Die Länge des Schwanzes betrug 52 Mm. bey einem von Van d. Hoeven untersuchten Exemplar von 116 Mm. Länge des ganzen Körpers, bey einem anderen 48 Mm., bey 137 Mm. Länge des ganzen Körpers.

Die Länge des Körpers und des Schwanzes und ihr Verhältniß zu einander scheint also bey diesen Thieren merklich zu variiren ***), was vielleicht auch bey den Ichthyosauren der Fall ist; so wie selbst das Eyerlegen und Lebendiggebären bey manchen Reptilien nicht constant zu seyn scheint, und möglicher Weise auch bey den verschiedenen Arten von Ichthyosaurus sich nicht gleich bleiben könte. Das von Chaning Pearce beobachtete Exemplar wird zweifelhaft als I. communis angenommen; das von mir dem I. intermedius zugeschriebene Exemplar gehört nach Owen's Ansicht dem I. tenuirostris zu, wofür namentlich die Kopfform des jungen Thiers zu sprechen scheint, indeß der Kopf des dasselbe umschließenden Thiers fehlt.

*) Vergl. Notice sur un genre peu commun de Lezards vivipares (Zootoca Wagler) et sur une nouvelle espèce de ce genre par Cocteau. Annales des Sciences naturelles. 2o. Série Tom. IV. pag. 310.

**) Mémoires de la Société d'hist. natur. de Strasbourg. Tom III. p. 4.

***) Hr. Prof. Czermack in Wien hatte die Güte, mir durch Uebersendung einer Anzahl von Exemplaren der Salamandra atra Gelegenheit zu geben, die voranstehenden Beobachtungen zu bestätigen. Die Salamandra atra kommt zwar nach Angabe des Hrn. v. Marten's (Würtemb. naturwissenschaftl. Jahreshefte III. Bd. 2. H. p. 203) in Würtemberg vor, jedoch in geringerer Zahl als an einzelnen Orten Tyrols, von woher Hr. Prof. Czermack die von ihm benützten Exemplare bezog, über welche er seine Beobachtungen in den Oesterreichischen Jahrb. 1843, 10. Hft. p. 1—12 bekannt gemacht hat.

Philosophisch-philologische Classe.

In den monatlichen Sitzungen dieser Classe sind während des Sommersemesters 1851 folgende Gegenstände allgemeinern wissenschaftlichen Interesses zur Sprache gekommen *):

Mai (3.). Geschichte des k. Antiquariums zu München, vorgetragen von Herrn Professor von Hefner.

Juny (14.). Geologie der Griechen und Römer. Vortrag des Hrn. Prof. v. Lasaulx. (Abgedruckt im 6. Band der Abhandlung der 1. Classe.)

July (5.). Die ältesten in Koburg und Hildburghausen geschlagenen Münzen. Vortrag des Hrn. Prof. Streber. (Zum Abdruck unter den Abhandlungen der Classe bestimmt.)

August (2.) Verfall der kyrenäischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten nach Christus. Vortrag des Hrn. Hof- und Staats-Bibliothek-Custos Krabinger. (Abgedruckt in diesen Anzeigen Bd. 32. Nr. 38—40.)

*) Ueber die im Wintersemester $18\frac{5}{5}\frac{0}{1}$ behandelten Gegenstände vergl. Nr. 23. des Bulletin, Nr. 80 des 31. Bandes dieser Anzeigen.

In der Sitzung vom 15. November 1851 legte Hr. Bibliothekar und Professor Dr. Schmeller die Handschrift eines Cimbrischen (d. h. die deutsche Sprache der VII. und XIII. Communi auf den Alpen von Vicenza und Verona betreffenden) Wörterbuchs vor. Ueber diesen Versuch und die darauf bezüglichen Arbeiten machte derselbe folgende Mittheilung.

Naturen kräftig an Leib und Seele mögen auch im siebenundsechzigsten Lebensjahre noch getrost und mit Aussicht auf Vollbringen und Gelingen daran gehen, Arbeiten längern Athems neu in Angriff zu nehmen. Wer das Gefühl hat, daß er unter diese Bevorzugten nicht gehöre, wird wohl thun, wenn er daran denkt, allmählich sein Haus zu bestellen und vor allem aufzuräumen mit dem, was er von etwa früher Unternommenem noch unvollendet vor sich liegen hat, damit die irgend aufgewendete Mühe nicht, wie so manche Erfahrung lehrt, eine rein verlorne sey und bleibe.

In diesem Falle bin ich mit Untersuchungen über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Gemeinden auf den Alpen von Vicenza und Verona, insonderheit über die unter ihnen fortlebende deutsche Sprache, welche wegen ihrer unverkennbaren Beziehungen zu jenem süddeutschen Zweige, der mich von längerer Zeit her vorzugsweise beschäftigt, von mir durchaus nicht unbeachtet bleiben durfte.

Es sind 17 Jahre, daß ich die Ehre hatte, der Classe eine Art Bericht zu erstatten über eine Wanderung, die ich im Herbste 1833 nach jenen Bergen unternommen, und über das, was ich als Ertrag derselben zurückgebracht. Die Classe hat diesen Bericht der Aufnahme in ihre Denkschriften (v. 1838. S. 553—708) werth gehalten. Besprochen sind in demselben das Geographische dieser deutschen Sporaden im italischen Sprachgebiet, die verschiedenen Meinungen über den Ursprung derselben, und so denn auch meine Wanderung dahin im genannten Jahre. Einer Sammlung von cimbrischen Textstücken und dem Versuch einer grammatischen Darstellung dieser Dialekte sollte der eines Wörterbuches folgen. Dieser aber konnte, als damals noch gar zu mangelhaft, mehr nicht als für spätere Zeit in Aussicht gestellt werden.

Das Versprechen hat mir bis heute, in der That eine ziemlich späte Zeit, die Ansammlung solch eines cimbrischen Wörterbuchs eine unter allerley dringendern nie ganz vergessene Angelegenheit seyn lassen. Als zu diesem Zwecke alle mir zugänglich gewordenen, meist schriftlichen cimbrischen Texte, nebst dem, was ich mir im Jahre 1833 an Ort und Stelle selber vorgemerkt, möglichst benutzt waren, erhielt ich, durch die also gewonnene Ausbeute nicht sonderlich befriedigt, von einem Freunde in Asiago, dem Rektor von S. Rocco D. Giuseppe Bonomo die ermunternde Kunde, daß nun auch dort von einigen auf ihre so besondere Sprache einen Werth legenden Männern, namentlich von dem betagten aber noch rüstigen Angelo Costa, dem Neffen des in der Literatur rühmlich bekannten D. Giovanni Costa, eine ähnliche Arbeit in Angriff genommen, und daß man bereit sey, dieselbe nach dem Maaße ihres Fortschreitens mir zur Einsicht mitzutheilen.

Wohl wußte ich, wie derartige Bemühungen eines Eingebornen ganz anders ergibig sind, als bey aller Anstrengung der auf ein paar Wochen beschränkte Aufenthalt eines Fremden es je seyn könnte. Ich hatte Tropfen aufgesammelt, nun durfte ich einen Regen erwarten.

In der That wurde ich bald mit Sendungen aus den „Sieben Bergen“ erfreut. Sie bestunden aus ansehnlichen Heften, in welche der gute Costa die italienischen Ausdrücke eines vermuthlich italienisch-französischen oder deutschen Wörterbuchs, von Artikel zu Artikel desselben fortschreitend, in's Cimbrische zu übertragen angefangen hatte. Der Gedanke war praktisch genug. Aber bey der Ausführung trat ein Uebelstand ein, der nicht etwa darin lag, daß der Mann selber des eigentlich Deutschen wenig oder gar nicht mächtig war, denn dadurch wurden unbefugte Einmengungen von dieser Seite

her abgehalten, sondern darin, daß er, wo er sich etwa für ein italienisches Wort eines wirklich gangbaren cimbrischen nicht zu erinnern wußte, dann und wann durch eigene, zwar möglichst nach cimbrischen Analogien geformte Zusammensetzungen aushalf, so daß seine Angaben nicht alle für gleich unbedenklich gelten konnten.

Was so manche feineren Beziehungen betrifft, die einem Deutschen, der auf die Geschichte der allmählichen Gestaltung und die Schicksale seiner Sprache ausgeht, jenes aus alter Zeit abgepfropft gebliebene cimbrische Zweiglein derselben anziehend und lehrreich machen können, so ist von einem ausschließlich italienisch und dazu höchstens lateinisch gebildeten dortigen Eingebornen nicht zu erwarten, daß auch er den nöthigen Sinn für sie habe. Darum und besonders weil ich auf der Wanderung von 1833 eine Partie der VII und die XIII Communen überhaupt zu wenig kennen gelernt, hielt ich's für gerathen, eine abermalige Reise dahin vorzunehmen. Es wurden dazu die Herbstferien von 1844 benutzt.

Von dieser Reise, obschon sie mir als Person Erinnerungen genug, darunter auch unangenehme eingetragen, hier eben so viel Redens zu machen, als weiland von jener ersten, enthalte ich mich billig. Wanderungen in jene Berge gehören nun überhaupt nicht mehr zu den sonderlich merkwürdigen. Aber einen flüchtigen Ueberblick derselben halte ich für erlaubt, wär's auch nur, weil er Gelegenheit gibt, den Dank auszusprechen, welchen ich so manchen Guten schuldig bin, von denen ich theils, was die Sache, theils was meine Person betrifft, auf dieser Wegfahrt freundliche Aufnahme und Unterstützung erfahren habe.

In Innsbruck fehlte dießmal der im J. 1833 so hülfbereite Präsident De Pauli (gestorben 1839. Allgem. Zeitung vom 6. März dess. J.). Dagegen konnten in Botzen Dr. Streiter, in Meran Pfarrer Thaller von Kauns als freundliche Gönner und Förderer begrüßt werden, und in Trient lebte und wirkte, auch für diese kleine Sache, der seitdem ebenfalls zur Ruhe eingegangene Podesta Graf Giovanelli. Mein

im J. 1833 mannichfaltig hülfreicher Begleiter Antiquar Alexand. Volpi hielt sich nun nicht mehr in dieser seiner Vaterstadt auf. In Villa Lagarina bey Roveredo ward dem Wanderer von dem würdigen Neffen eines unserer früheren akademischen Vorstände, dem Freyherrn Joseph v. Moll der freundlichste Empfang, und was nicht weniger erwünscht seyn mußte, gutes Wort für weitere Stationen, wo es darauf ankommen konnte, nicht mit Mistrauen angesehen zu werden. So zunächst an Pfr. Adami zu Terragnuolo, einem Seitenthal östlich von Roveredo, der aus dazu gehörigen Weilern (Contrade) noch immer ein paar Personen aufzutreiben wußte, die deutsch sprachen, wie denn sein betagter Caplan selbst sich noch erinnerte, hier weiland die Christenlehre deutsch gehalten zu haben.

In Verona galt es, auf der Bibliothek und im Archiv des Domkapitels nachzufragen, ob über die „Teutonici in Montanis" nicht irgend eine ältere Notiz bereits vorgemerkt oder doch leicht zu finden sey. Bey aller Bereitwilligkeit der Beamten war mein Suchen in den Registern vergeblich. Für Weiteres konnt ich sehr gut wissen, wie eitel die Hoffnung ist, in derley Anstalten über irgend etwas, das die mit ihrer Verzeichnung Betrauten unbeachtet gelassen, so im Fluge einen willkommenen Fund zu machen.

Gleich erfolglos war die Erkundigung nach einem handschriftlichen Vocabolario Cimbro, von dem man mir gesagt, daß es sich im Besitze eines Conte Franco befinde. Der Herr Graf erklärte, es sey diese Handschrift nur die später zum Druck gelangte des Marco Pezzo gewesen; übrigens besitze Graf Francesco Miniscalchi allerley die VII und XIII Communen betreffende Sachen, andere möchten in der Bibliothek des Seminars zu finden seyn. Conte Miniscalchi aber war nicht zu sprechen, die Bibliothek des Seminars der Ferien wegen geschlossen. Weitere Schritte wurden daher für die etwa über Verona zu nehmende Rückreise vorbehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Dr. Schmeller über ein Cimbrisches Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Von Wichtigkeit war mirs, von hier aus für die abgelegenen Distriete, die ich nun zu besuchen vorhatte, besonders an deren Behörden mit den keineswegs unnöthigen beglaubigenden Schreiben versehen zu werden. Der k. k. Hofrath v. Salvotti (dermalen, wenn ich nicht irre, Präsident des Oberlandesgerichts in Trient*), an den ich von Villa Lagarina aus empfohlen war, hatte die ausgezeichnete Güte, mir solche zu Theil werden zu lassen. Da empfahl mich denn, als ich in Tregnago, dem Hauptorte des Distrikts Badia Calavena angelangt war, der Commissario distrettuale weiter an den Arciprete D. Giuseppe Gugole zu Giazza, welches für diese Reise meine längste Station seyn sollte; denn über die deutschen Reste in den XIII. Communen hatte ich das meiste nachzuholen. Aus einem der amtlichen Register zu Tregnago war mir willkommen die Notiz: Comune di Selva di Progno e sue frazioni in *cui anche in presente si parla in cimbro:* Selva di Progno 398 anime, Campo fontana 656 a., Giazza 471 a., San Bartolomeo 748 a. = 2273 anime.

Herr Pfarrer D. G. Gugole zu Giazza (can Glietzen), ein junger lebhafter Mann, der, obschon aus Campo Fontana gebürtig, in Ala war erzogen worden und dem für seine Person das Cimbrische ziemlich abhanden gekommen ist, bewirthete mich so gut es gehen wollte in seiner noch stark in Bau begriffenen Canoniga.

Acht Tage lang wurde mit verschiedenen Glietzenern und Glietznerinnen, die der Herr Pfarrer hiezu einlud, erkleckliches Sprachverhör gehalten. Santa Gugole, Arcangela Cappelleti, Domenico Peloso, Beppo Marzari werden fichs schwerlich träumen lassen, daß ihr Name noch irgendwo über den Bergen genannt werde.

Auch der ehemalige hier in seinem eignen Hause, in welchem er anno 1760 geboren ist, in seiner Art noch immer rührige Pfarrer D. Domenico Gugole trug durch eine eigenhändige Uebersetzung der Parabel vom Verlornen Sohne ins Glietzer Cimbrische zu meiner Ausbeute bey. Vorzüglich aber förderte mich Beppo (Marzari), ein aufgeweckter Kopf, zu gleicher Zeit Zimmermann, Maurer und Dreher des Ortes, der als napoleonischer Soldat weiland auch Venedig gesehen hatte. Er begleitete mich, als ich Giazza verließ, über Campo Fontana und San Bartolomeo auf der mit Feuersteinen wie besäeten Höhe bis zu dem wieder mildern ansehnlichen Graspadoro. Der betagte Pfarrer in dem, trotz seines Namens und jener amtlichen Notiz zu Tregnago, nicht mehr deutsch sprechenden San Bartolomeo Tedesco, bey welchem auch ein Vocabolario Cimbro liegen sollte, hatte zum Bescheid gegeben, nichts mehr habe er von derley Dingen. Geholt habe sie alle ein Prete aus Asiago, D. Antonio Rigoni, der eigens nach solchen umhergewandert sey.

Einen Seitenausflug nach dem nahen Venedig durfte ich mir auf die in mehr als einer Hinsicht angreifenden Glietzener Tage wohl gönnen. Ein glücklicher Zufall gesellte mir gleich auf der überführenden Gondel einen so lieben als kundigen Begleiter durch die Lagunenstadt zu, in der Person eines jungen Hrn. Faller, der als Miteigner der großartigen Strohhutfabrik zu Valonara bei Marostica über die mir freylich nach einer ganz andern Seite interessanten VII Comuni allerlei Mittheilungen zu machen wußte. (Vgl.

*) Ist seit Jahresfrist Mitglied des Reichraths zu Wien.

Allg. Zeitung 1841 Beilage Nr. 261 S. 4171.) Auf der Marciana verzichtete ich im voraus auf alle meinen Gegenstand betreffenden Fragen, und neidlos begrüßte ich den eben anwesenden in Dingen von ganz anderer Bedeutung glücklichen Finder Angelo Mai.

Padua war für den Rückweg aus der Marcusstadt vorbehalten worden. Dieser alte Bischofssitz mit seinem Seminar und seiner Universität ist auch für die Sieben Gemeinden die Pflanzschule höherer Bildung jeder Art. Unter den hiesigen Beamten, Geistlichen, Lehrern selbst findet sich zu jeder Zeit eine verhältnißmäßig ansehnliche Zahl von gebornen Cimbern. Unter ihnen machte ich, wie zum Theil schon früher schriftliche, nun auch persönliche Bekanntschaft mit dem Commissario distrettuale Rigoni Stern, Herausgeber von Dal Pozzo's „Memorie," dem bereits erwähnten Priester D. Antonio Rigoni, einem übereifrigen, leider seitdem (im J. 1846) verstorbenen Sammler von Allem, was er auf seine „Siben Perghe" bezüglich erachtete, dem Abate D. Guerino Pertele aus Gallio, dem Professor zu Pavia Gianbattista Pertile, dem Bibliothekar des Seminars D. Domenico Barbaran. Nicht zu vergessen in anderer Hinsicht den Sekretär der dortigen Akademie der Wissenschaften und Künste, Professor der Geschichte, Menin.

Ein nicht unbedenklicher Krankheitsanfall, an dem ich in dem alten Patavium acht lange Tage darnieder liegen mußte, lehrte mich die hingebende Freundlichkeit des Hrn. Domenico Faccio, Assistenten der Universitätsbibliothek, und der liebenswürdigen Familie Ragazzoni wie auch der Med. DD. Festler u. Argenti kennen.

Trotz des leidigen Versäumnisses verließ ich Padua nicht ohne mancherley, besonders schriftlichen Gewinn für meine Aufgabe. Größern durfte ich freylich auf den Bergen selber hoffen, wohin ich, leidlich genesen, über Bassano auf dem Wege vom Brentathale aufwärts durch die Valstagna (eine wilde Schlucht, deren Gießbach im wasserreichen September des Jahres 1851 54 Häuser des an ihrem Ausgang liegenden, nach ihr benannten Ortes weggerissen) mit einer Caravane cimbrischer Muleteros gelangte.

In Asiago (Sleghe) waren es liebe alte Bekannte, die ich nach 14 Jahren wiedersah. Vor allen wurde begrüßt der in seinem Eifer für diese Angelegenheit seiner Sieben Berge sich ganz gleich gebliebene Rettore D. Giuseppe Bonomo. Ueberzeugt, daß bey Behandlung seiner mütterlichen Sprache die Einsicht und der Beyrath auch eines eigentlichen Deutschländers unentbehrlich sey, hatte er in der Zwischenzeit einen damals an Ort und Stelle wirkenden Forstbeamten, den k. k. Inspektor Joseph Kargl für die Sache gewonnen. Der feingebildete Wiener hatte die ihm in seinem Geschäftsbereich so vorzugsweise gebotene Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen, auch das Eigenthümliche in Sitten und Sprache des Völkleins kennen zu lernen, dessen Tagewerk und Lebensunterhalt neben der Schafzucht hauptsächlich auf dem Holzsegen seiner Berge beruht.

Schon früher von ihm in besagter Angelegenheit mit Zuschriften beehrt, machte ich nun auch seine persönliche Bekanntschaft. Er sorgte, daß ich in Asiago selbst bequemer und vielleicht mit mehr Erfolg, als wenn ich nach Foza (Vütse) gienge, mich hinsichtlich dessen, was über einige auffallende Spracheigenheiten dieser Gemeinde nachzutragen war, Raths erholen konnte. Dieß geschah, indem ein alter Forstwart aus Foza, Casparo Cappellari (Huitar vumme Püwel), zu eigenen Sitzungen eingeladen wurde, in welchen er unter freundlicher Theilnahme mehrerer geistlichen Herren und Honoratiores des Orts auf eine methodische Reihe von Fragen die verlangte, und wie ich unter solcher Controle glauben durfte, verläßige Auskunft gab.

Manches wurde besprochen mit den Freunden zu Slege. Herr Rettore, selber unter die cimbrischen Poeten zu zählen, theilte die mir neuen cimbrischen Gedichte (Poemi sacri) des Paganin, so wie eine Sammlung von Sprichwörtern und von Ortsnamen mit, auch eine durch ihn besorgte, vom Bischof zu Padua approbirte, im Jahre 1842 daselbst gedruckte zweite Ausgabe des Catechismo vor de Siben Kameün. Der greise Costa that desgleichen mit einer ferneren Reihe seiner lexicalen Hefte. Um auch meine freundlichen Wirthe von 1833 zu besuchen, wendete ich mich nun nach Rotzo. Ueber die tiefe Thalschlucht Valdassa wurde mit dem Forst-Inspektor, der mir bis zu ihr das Geleit gegeben, noch ein schallendes deutsches Lebewohl gewechselt.

Ich hatte die Freude in Roana Pfarrer Tondello, in Rozzo Arciprete D. Christiano, den ehrwürdigen ältern Bruder des oft belobten D. Giuseppe Bonomo und die Familie vom Brunnen (Dal Pozzo) in Castelletto (can Purk), alle in erwünschtem Wohlseyn wiederzusehen. Nur der inzwischen Priester gewordene Niccolo Antonio (s. obigen Bericht S. 595) war nicht mehr unter den Lebenden. Ich traf es gerade recht, in der Kirche, die man eben mit einem stattlichen Säulenportal zu schmücken beschäftigt war, auch einer vom Arciprete abwechselnd wälsch und cimbrisch gehaltenen Sonntags-Christenlehre anwohnen zu können.

Von Rotzo nahm ich, immer in lehrreicher Begleitung von Cimbern, meinen Weg durch die herrlichen Waldungen und über Vezena wieder hinab in das mildere Suganathal, wo dem Wanderer in des Hrn. v. Vettorazzi Hause zu Levico die wohlthuendste Aufnahme zu Theil ward. In Pergine wurde der greise, noch immer rüstige Decan Tecini (s. ob. Bericht S. 588) dankbar begrüßt. In Trient, wo in Folge vieler Regentage, die auch mich genug beläftigt hatten, einige Straßen unter Wasser stunden, war mir's vorzüglich darum zu thun, über das angeblich vom Präsidenten Mazzetti in Mailand besessene Dal Pozzo'sche Vocabular (s. ob. Bericht S. 606) Näheres zu erfahren, da nach dessen Ableben (1841) sein literärer Nachlaß durch Vermächtniß der Municipalität von Trient zugefallen seyn sollte. So war's wirklich; aber, wie Graf Giovanelli mir sagte, zur Stunde lagen die Kisten noch unausgepackt.

Die weitere Reise heimwärts bot nichts auf meine Aufgabe wesentlich bezügliches dar, etwa die Einsicht des an trientischen Urkunden reichen Codex Wangianus zu Innsbruck ausgenommen, die mir durch Hrn. Prof. Albert Jägers Güte vergönnt war.

Seit diesem zweyten Versuch, an Ort und Stelle selbst zu sehen und zu hören, sind abermals 7 Jahre vorübergegangen. Ein dritter ist mir durch den Unfall, den ich im J. 1847 auf einer viel näheren Höhe der Alpen erlitten, zur Unmöglichkeit geworden.

Dafür hab ich den Trost, Manches, was durch Andere auch von diesseits der Alpen aus in der Sache geschehen und zu meiner Kenntniß gekommen ist, in Betracht ziehen zu können, obschon freylich für meine eigentliche Aufgabe, die Sprache, weniger als für die sonstigen Verhältnisse und Eigenheiten dieser Gemeinden daraus zu lernen ist.

In den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. CXX. und CXXI. (v. 1848) hat der k. k. Rath Custos Joseph Bergmann, zum Theil als Ergebniß eines eigenen Besuches jener Berge, mitgetheilt:

„Historische Untersuchungen über die heutigen sogenannten Cimbern in den VII Comuni, und über Namen, Lage und Bevölkerung der XIII Comuni

im Veronesischen; ferner über die deutschen Gemeinden Sappada und Sauris nebst den slawischen Resianern in Friaul." Diese Untersuchungen hat derselbe in dem von der kaiserlichen Academie herausgegebenen Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Jahrg. 1849, S. 225 — 265 durch eine von zwey Kärtchen begleitete Topographie der VII und XIII Comuni vervollständigt.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß in einer Sache, die, wie ein deutsches überhaupt, so auch ein namentlich österreichisches Interesse anzusprechen gemacht ist*), auch dort, wo so mancherley Hülfsmittel vorzugsweise leicht zu beschaffen sind, spruchbefugte Stimmen sich erheben würden. Es sind vornehmlich historische Notizen über das Verhältniß dieser Orte zu frühern geistlichen und weltlichen Herren und Oberen, die der Hr. Verf. aus Documenten, die natürlich zunächst diese Herren selber betreffen, zusammengestellt hat. Diese Documente, zu welchen man auch die von R. Kink (Vorlesungen über die Gesch. Tirols I. 42 — 43) aus dem oben erwähnten Codex Wangianus citirten halten mag, reichen inzwischen noch immer nicht aus, ein bestimmtes Urtheil über den Ursprung oder Anfang der fraglichen Bevölkerungen schöpfen zu lassen. Daß dieser für die aller Orte nicht ein und derselbe seyn könne, ist auch meine Meinung. Der Verf. ist geneigt, die Bewohner der Berge im Süden des Suganathales oder der noch jungen Brenta zunächst auf die im Norden desselben Thales, auf die deutschen Tyroler des sonst italienischen Gerichts Pergine zurückzuführen. (Schade, daß der topographischen Abhandlung zu den beyden Kärtchen über die in derselben besprochenen Bezirke nicht auch ein drittes über die freylich nur nebenbey in Frage genommenen innerhalb der Tyrolergrenze liegenden Orte beygefügt ist; denn diese sind so gut wie die andern, worauf es hier mehr als auf bloß Politi-

*) Im J. 1804 hatte Erzherzog Johann diese Berge bestiegen. In einem Briefe Johannes Müllers (s. Werke XVII. S. 329) heißt es: Je remercie V. A. I. bien affectueusement de ses renseignements sur les Communes allemandes en Italie.

ſches ankommt, im italieniſchen Sprachgebiet eingeſchloſſen.) Nach meiner eigenen im J. 1833 gewonnenen Erfahrung und nach der des Hrn. Prof. (jetzt Pfarrers) Gotthard, der im Herbſte 1845 dieſe noch deutſch ſprechenden ſüdtyroliſchen Orte, wie auch die VII Communen beſucht hat, weicht innerhalb gewiſſer Aehnlichkeiten, welche die deutſchen Dialekte aller dieſer ſowohl tyroliſchen als venediſchen Sprachinſeln miteinander gemein haben, gerade der der VII Comuni am weiteſten und weiter als der der XIII von den der tyroliſchen ab *).

*) Ein ſchlagendes Beyſpiel für die Zuläßigkeit eines Schluſſes aus der Gleichheit gewiſſer Dialekteigenheiten auf die Gleichheit der Abſtammung finde ich in dem, was im Archiv des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde (Hermanſtadt 1849 1. Bd. 3. H.) über die auffallende Zuſammenſtimmung des ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen mit dem niederrheiniſchen, insbeſondere kölniſchen beygebracht iſt.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat November 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Fortſetzung.)

Von der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Görlitz:

Neues Lauſitziſches Magazin. 28 Bd. 1—3. Heft. Görl. 1851. 8.

Von der Geſellſchaft d. Wiſſenſchaften in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Mathematiſch-phyſiſche Claſſe. 1850. III. 1851. I. Leipz. 1851. 8.

Von der Société Impériale d'archéologie in St. Petersburg:

Mémoires. XIV. (Vol. V. No. 2.) St. Petersb. 1851. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. No. 26. Juin 1851. No. 1 — 11. Juillet — Septbr. 1851. Paris 1851. 4.

Von dem landwirthſchaftlichen Verein hier:

Centralblatt. Oktober 1851, München. 8.

Von der Genootschap natura artis magistra in Amſterdam:

Bijdragen tot de dierkunde. II. u. III. livr. Amst. 1851. gr. 4.

Von dem Koninklijk-Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten in Amſterdam:

Verhandelingen der eerste Klasse. Derde Reeks. Vierde Del. Amst. 1851. 4.

Tijdschrift voor de Wis- en Natuurkundige Wetenschappen mitgegeven door de eerste Klasse. Vierde Deel. I—IV. Afleverind. Amsterd. 1851. 8.

Von dem böhmiſchen Muſeum in Prag:

Casopis Ceského Museum 1848—1850 (Zeitſchrift des böhmiſchen Muſeums die Jahrgänge 1848, 49, 50 in 16 Heften). Praze. 8.

J. Sw. Presla Počátkové rostlinoslowí (5. obrazy) (Anfangsgründe der Botanik von Sw. Preſtl ſammt den dazu gehörigen Abbildungen). Praze 1848. 8.

Fr. Piky klío štěpářsky (Anleitung zur Obſtbaumzucht von Franz Pika). Praze 1848. 8.

V. W. Tomka Děje university Pražké. Dil. I. (Geſchichte der Prager Univerſität von V. W. Tomek. 1. Thl.). Praze 1849. 8.

J. Am. Komenskeho Didaktika (Didaktik von J. Am. Commenius). Praze 1849. 8.

Jos. Jungmann a Historie Literatury české (Geſchichte d. böhmiſchen Literatur v. Joſ. Jungmann. 2. Aufl. 1. Lief.). Pr. 1848. 8.

J. Sl. Tomicka Děje země Anglické (Geſchichte von England von J. N. Tomicek). Praze 1849. 8.

Von dem naturhiſtoriſchen Verein der Preußiſchen Rheinlande und Weſtphalens in Bonn:

Verhandlungen. VIII. Jahrg. 1851. Heft 1 u. 2. Bonn 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Dr. Schmeller über ein Cimbrisches Wörterbuch.

(Schluß.)

Mochten allerdings einige solcher fremden Bevölkerungen von Zeit zu Zeit südwärts fortgerückt seyn, so bleibt immer noch die Frage, wie sie eben bis an die Brenta gelangt, einer mehr befriedigenden Antwort bedürftig.

In derley Fragen wird man sich eben mit Vermuthungen begnügen müssen, wie auch ich unlängst eine solche auf den Grund eines alten Verzeichnisses von Familien der Gegend von Benediktbeuern, die in den Hungerjahren 1053—1064 über die Alpen ausgewandert, in der Classe vorzubringen mir die Freyheit genommen (Gelehrte Anzeigen 1850 Nr. 4). Vergilbte Pergamente aus Archiven und Bibliotheken gewähren vielleicht sicherern Aufschluß, wenn einmal längst die letzte cimbrisch sprechende Mutter verblichen, und die ganze Frage ohne ferneres Interesse ist. Denn welch ein anderes besonderes könnten diese Orte, wenigstens für uns Deutsche, bieten, als eben ihre Sprache? Ohne diese würde unter uns von ihnen schwerlich mehr Redens seyn, als von jedem andern gleich viel oder wenig bedeutenden Striche des weiten Italiens.

Bisher hatte der Glaube an die Abstammung in gerader Linie von den weltstürmenden Cimbern (müßte man dieser nicht eine Art Adels zugestehen?) auch in sonst wenig unterrichteten Leuten dieser Orte beygetragen, auf dieses Adels lebendige Urkunde, die besondere Sprache, einen Werth zu legen. Seit jener Glaube ein wenig erschüttert ist, und der Stammbaum so schlechthin von Nachbarn Todeschi, nicht einmal von Danesi, auslaufen soll, ist jene Werthhaltung in Gefahr, mehr und mehr zu verrauchen. Einer der achtungswürdigsten Männer, dem im J. 1833 „daz gaprecht“ seiner „siben perghe“ noch als ein auszeichnendes fleißig zu bewahrendes Erbstück gegolten, sagte im J. 1844 mit Bedeutung: Si fueris Romae, romano vivito more!

So hätte, wie in manchen andern Dingen, auch hier das unbefangene Forschen nach dem Grund der Sache dieser selber einen schlechten Dienst erwiesen. Wohl wird, was von anderer Seite Hr. Rath Bergmann, dieser so viel befugtere Fürsprecher, in Bezug auf Forterhaltung des absterbenden Elements andeutet, nach wie vor unter die frommen Wünsche gehören, die im großen Leben der Geschäfte so leicht überhört werden. Wenn aber Kohl, der bekannte geistreiche Reisende, der im July 1845 die Sieben Berge ebenfalls besucht hat (Monatblätter zur Allg. Zeitung 1845 S. 480—491), die Meinung ausspricht, es würden diese Gemeinden jetzt unter einem deutschen Regiment noch mehr entdeutscht als früher unter dem welschen, so liegt doch wohl ein Irrthum zu Grunde.

Lange vor ihm hatte der französische Tourist F. Mercey, der mit Lamberti diese allerdings auch

für den Geologen und Naturforscher interessanten Berge *) bestieg, verstanden, in einem „Les Sette Comuni“ betitelten Aufsatz (Revue des deux mondes B. I. S. 467 — 489) Romantisches und Abenteuerliches genug über Land und Leute zusammenzutragen. Auf ihre Sprache freylich, die er für ein Gemenge von Deutschem, Slavischem und Italienischem hält, einzugehen, konnte nicht seine Sache seyn.

Leider traf meine zweyte Reise (1844) nicht in einen Zeitpunkt, der mir's vergönnt hätte, in Padua einer Sitzung der Academie beyzuwohnen, in welcher Abbate Modesto Bonato den zweyten Theil einer Geschichte seiner vaterländischen VII Comuni vortrug, von welcher er vor bereits vier Jahren den ersten gegeben hatte. So viel ich aus des beständigen Sekretärs der Akademie Conte Andrea Cittadella Vigodarzere „Relazioni dei lavori negli anni 1837—1847“ entnehme, verbreitete sich Bonato über die Sitten und Gebräuche, so wie über die in den J. 1487 und 1508 für Venedig und gegen die Deutschen entwickelte Tapferkeit und über die bis in die neuere Zeit freyrepublikanische Verfassung dieser Bevölkerung. Von ihrer Sprache, dieser „favella non compresa nè dai circostanti Italiani nè dai vicini Tirolesi, favella da tutte lingue vive tanto ò quanto diversa“ konnte vor solchem Auditorium nur sehr obenhin die Rede seyn.

Im J. 1847 war in Padua erschienen eine Ausgabe der in der dortigen Bibliothek aufbewahrten Handschrift des Marin Sanuto „Itinerario per la Terraferma Veneziana nell' anno 1483.“ Nicht anders als sehr begierig konnte ich seyn, zu wissen, ob der junge Nobile auf seiner Rundreise nicht auch die vielbesprochenen Berge besucht und einiges Nähere über sie vorgemerkt habe. Die Namen der Orte Marostega und Bassam im Register gaben große Hoffnung. Allein die ehrenfeste Gesellschaft hatte sich nicht die Mühe gegeben, aus der Ebene empor zu steigen, obschon sogar Riva, Roveredo und Trient, die zu jener Zeit ebenfalls noch zur Terraferma der Republik gehörten, nicht unbesucht geblieben.

So war denn aus diesen und ähnlichen Arbeiten Anderer, wie gesagt, gerade für meine Aufgabe, die eines Vocabulars, am wenigsten zu erbeuten. Aber auch was die Quelle, die in jenen Bergen selbst eröffnete, betrifft, so muß ich seit den letzten stürmevollen Jahren befürchten, daß sie für mich mehr oder minder versiegt sey. Der greise Costa ist im J. 1848 mit Tod abgegangen, Inspektor Kargl auf andere Posten, zur Zeit auf den von Treviso berufen, und Rettore Bonomo selbst aus seinen Bergen hinab zum Pfarrer von St. Angelo di Sala bey Mirano befördert worden. Einer seiner letzten Briefe von da schließt mit der cimbrischen Nachschrift: „'z gaschefede imme hause und auz hat miar ganummet de zait zu net möghen tünan vil umme 'z gaprecht un storia über dia main hoamond di Siben Perghe von Vicenz.“

Mußte ich unter solchen Umständen den Abschluß eines Werkes, welches etwa als das gemeinschaftliche Ergebniß dieß- und jenseitiger Bemühungen auftreten sollte, noch auf unbestimmbare Zeit hinausgesetzt sehen, so drängte sich mir andrerseits um so entscheidender der an die Spitze dieser Betrachtungen gestellte Gedanke auf:

lam subeunt anni fragiles et inertior aetas,

und darum so gewisser

qui non est hodie, cras minus aptus erit.

Nicht länger hab ich also gezögert, das, was von dem nicht eben leicht zugänglichen Material durch Andrer wie durch eigene Bemühung bisher auch mir erreichbar geworden, so gut als möglich in Ordnung zu bringen; und so sehe ich mich endlich im Stande, zu der vor 17 Jahren von der Classe mit Nachsicht aufgenommenen Cimbrischen Grammatik nun auch das wesentliche Seiten- oder vielmehr Schlußstück zu legen, den Versuch eines Cimbrischen Wörterbuchs *).

Diesem Versuch auch eine italienische Ueberschrift **) zu geben, hat mir in doppelter Hinsicht

*) Auch Karl Ritter der Geograph hat sie im J. 1847 besucht.

*) Reinschrift 375 Seiten gr. 8.

**) Vocabolario Cimbro, ossia della lingua germanica quale si è conservata in diverse parti de' Sette

passend geschienen. Einmal weil sie Gelegenheit bietet, die jenseitigen Männer zu nennen, denen er seine Angaben verdankt, dann weil diese italienisch gefaßten Angaben in den Wort-Erklärungen fast durchgängig mit aufgeführt werden, wodurch die Sammlung auch solchen Personen, die des neuern Hochdeutsch weniger mächtig sind, was gerade bey den zu einem Urtheil befugtesten der Fall seyn kann, einigermaßen genießbar und ihrer Prüfung zugänglich wird. Zu einem Werke dieses Inhalts aber, welches, wie ein solches von dort her in Aussicht gestellt wird, als ein gewissermaßen praktisches auf die dortige Bevölkerung überhaupt berechnet wäre, und welches nothwendig in ganz italienischem Gewand auftreten müßte, kann sich dieser Versuch nur verhalten wie eine Vorarbeit, die einer zweyten kundigern und sicherern Hand gewärtig bleibt.

Begonnen und Jahre lang fortgesetzt ist dieser Versuch des Deutschen mit dem Blick auf sein eignes Vaterland und dessen vielgestaltige Sprache. Von seinem Standpunkt aus fragte sich's: Wie hat sich im Munde einer so ganz vom Stammlande ab und zwischen Romanen eingeschlossenen deutschen Bevölkerung im Laufe von Jahrhunderten ihre Sprache verhalten? Ist sie, und wie ferne ist sie stationär und einer frühern Gestaltung der stammländischen treu geblieben, wie ferne und auf welche ihr eigenthümliche Weise aus derselben entartet? Auf welchen Theil und welchen Hauptdialekt Deutschlands ist aus ihren in dieser Hinsicht bezeichnendern Wörtern als auf den für sie ursprünglichen zu schließen? Welches Licht endlich vermag sie etwa im einzelnen auf Einzelnes in der alten oder in

---

Comuni Vicentini ed in alcune de' Tredici Veronesi sulle Alpi Venete — Saggio di G. A. Schm. fondato massimamente sopra gli scritti e le collezioni di D. Marco Pezzo, Girardo Slavieri, D. Agostino Dal Pozzo, D. Giuseppe Strazzabosco, Domenico Rigoni Stern, D. Giovanni Costa, Angelo Costa ed altri indigeni pregiatori dell' antica loro patria favella, secondato particolarmente dal Sr. Angelo Rigoni Stern e dai rev. fratelli D. Cristiano e D. Giuseppe Bonomo.

einem Zweige der neuern Sprache Deutschlands zu werfen?

Erweist sich die kleine Sammlung, indem sie bey fast jedem Worte auf dessen Vorkommen und Form sowohl in der alten deutschen Sprache als im entsprechenden ihrer spätern Dialekte hindeutet, in so weit brauchbar, daß jeder deutsche Landsmann, der sich auch um die kleinern Geschicke seiner Sprache kümmert, sich selber jene Fragen daraus beantworten kann, so wird sie kein ganz zweckloses, an sich müßiges Vornehmen gewesen seyn.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem Dr. Jos. Müller, Oberlehrer am Gymnasium zu Aachen:

Monographie der Petrefakten der Aachener Kreideformation. Bonn 1851. 4.

Von Seite des Cowet of Directors of the East India Company:

The Sundhya or daily prayers of the Brahmins. gr. fol. 1851.

Von dem historischen Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen II. Bd. I. Heft. Landshut 1851. 8.

Von dem Hrn. Dompropst Dr. v. Deutinger hier:

Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing. II. Bds. 1. u. 2. Heft. München 1851. 8.

Von dem Herrn Geistl. Rath Prof. Dr. Buchner hier:

Geschichte von Bayern während der Zeit des dreyßigjährigen Kriegs. München 1851. 8.

Von dem historischen Verein zu Bamberg:

Vierzehnter Bericht. Bamberg 1851. 8.

Von dem Herrn Archivar Dr. Höfler in Bamberg:

Der Epistolarcodex des Klosters Reinhardsbrunn saec. XII. Ein Beytrag zur Geschichte der Blüthezeit Babenbergischer Macht. 8.

Von dem Herrn Dr. Julius von Minutoli, K. Oberregierungsrath in Berlin:

Das Kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Kurfürstliche Periode von 1470 — 1486. Berlin 1850. 8.

Von dem Herrn Friedr. Ritschel, Professor in Bonn:

Legis Rubrie pars superstes. Bonn 1851. 4.

Von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Historisch-topographische Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen und in der großherzogl. hess. Provinz Oberhessen von Dr. Landon. 3. Heft. Kassel 1851. 8.

Zeitschrift des Vereines. Bd. VI. Heft I. Kassel 1851. 8.

Von d. Commissione compilatrice del prodotti Toscani in Firenze:

Esposizione dei prodotti Toscani nel 1850. Firenze 1851. 8.

Von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Achtundzwanzigster Jahresbericht. Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1850. Breslau. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VI u. VII. No. 23—27. August, November 1850. Jan., May, Aug. 1851. Lond. 1851. 8.

Von dem Museum d'histoire naturelle in Paris:

Archives. Tom. V. I—III. liv. Paris. 4.

Catalogue de la collection entomologique. Classe des insectes, Ordre des Coléoptères I. u. II. livrait. Paris 1850. 8.

Catalogue methodique de la collection des Reptiles. I. livr. Paris 1851. 8.

Von d. Hrn. Jomard, membre de l'institut in Paris:

Voyage au Ouadey par le Cheykh Mohamed Ibn-Omar El-Tounsy. Paris 1851. 8.

Von dem Herrn A. T. Kupffer, Direktor d. k. Sternwarte in St. Petersburg:

Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1848. No. 1, 2, 3. St. Pétersburg 1851. gr. 4.

Comptes-rendu annuel adressé à M. le Comte Wrontchenke, Ministre des Finances. Année 1850. St. Pet. 1851. 4.

Von der Académie impériale de sciences in Saint-Pétersbourg:

Mémoires VI. Serie. Sciences mathématiques, physiques et naturelles Tom. sixième. St. Pétersb. 1850. gr. 4.

Mémoires par divers savants. Tom. VI. 5 u. 6 livr. St. P. 1851. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique. Tom. VIII. St. P. 1851. 4.

Von dem Hrn. Friedr. Mooger, Ritter ꝛc. in Minden:

F. Schierus Uebersicht der Auswanderungen der Normannen aus der Normandie nach Italien und der ersten Eroberungen derselben in Neapel u. Sizilien. Aus dem Dänischen übersetzt. Minden 1850. 4.

Von dem Herrn John Edward Gray, Vorstand der zoolog. petrefakt. und mineralog. Sammlung des britischen Museums in London:

Gleanings from the Menagerie and Aviary at Knowsley Hall. Vol. I. u. II. Knowsley 1846, 1851. gr. fol.

Illustrations of Indian Zoologie from the Collection of Major-General Hardwick. Vol. I. u. II. London. gr. fol.

Figures of Molluscous Animals selected from various authors. Vol. I — III. Lond. 1842 — 1850. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Chemie zur Erläuterung der Experimentalphysik. Von K. W. G. Kastner. Erlangen bey Ferdinand Enke 1850. 142 S. in gr. 8.

Schon zu wiederholten Malen haben wir Gelegenheit gehabt, von den größeren Werken des gelehrten Verfassers in diesen Blättern Nachricht zu geben. Jetzt ist es uns vergönnt, über eine neue Arbeit, welche, obgleich in Ausdehnung und Umfang den früher erschienenen Werken nachstehend, an Gediegenheit und Gründlichkeit dennoch mit jenen auf eine Linie gestellt zu werden verdient. Wir halten es deßhalb für angemessen, die Physiker und Chemiker auf dieselbe aufmerksam zu machen und nehmen keinen Anstand, die an Gelehrsamkeit und originellen Gedanken reichhaltige Schrift auch den Studirenden bestens zu empfehlen.

Wir beschränken uns darauf, einige Punkte aus derselben hervorzuheben und anzugeben, was den Verf. bestimmte, den Versuch zu machen, seinen Vorträgen über Experimentalchemie einen gedrängten Abriß jener Hauptgesetze der Chemie und der diese erläuternden wissenschaftlichen Erscheinungen voraus zu schicken.

Auf die Hauptmomente der Geschichte der Physik und der Chemie, so wie auf Erläuterung der einzelnen Hauptgesetze beyder Wissenschaften und deren Anwendungen, wie sie im Leben vorliegen, ist ganz vorzüglich Rücksicht genommen worden.

Der Verf. unterscheidet nähere und entferntere Bestandtheile, welche letztere als chemische Elemente bezeichnet werden; unter ersteren dagegen verstehen wir Verbindungen von Grundstoffen, die mittelst der chemischen Analyse aus einer mehr zusammengesetzten Verbindung als einfachere Verbindungen hervorgegangen waren. Durch den Fleiß der Chemiker ist indessen während der letzten 60 — 70 Jahre die Zahl der sogenannten Elemente beträchtlich erhöhet worden; so kannte man am Ende des vorigen Jahrhunderts nur 28 Elemente, zur Zeit sind hingegen 62 bekannt. Man theilt sie gewöhnlich in unmetallische (Metalloide) und in metallische (Metalle) ein. Erstere zerfallen in Gasolyta (Gasbeständige) und in Halogenia (Salzbildner oder Salzzeuger).

Alle unentzündliche Salzbildner wirken mehr oder weniger zerstörend ein auf lebende Wesen; so sind z. B. Brom und Jod schon in geringer Menge giftig.

Da mehrere Säuren weder sauer schmecken, noch Farbstoffe änderen, so beschränkt der Verf. die Begriffsbestimmung der Säuren nur auf ihr Vermögen mit Basen Salze zu bilden und in Begleitung von Wasser den Polen ausgesetzt am + E frey hervorzutreten. Die durch beyder chemische Vereinigung hervorgehenden Salze zerfallen in zwey Abtheilungen, in Haloid- und Amphidsalze. Erstere sind die einfacheren, indem sie zunächst nur aus einem Metall und einem unentzündlichen Salzbildner zusammengesetzt erscheinen. Die Amphidsalze zerfallen dagegen nach dem Verf. in zwey Classen, in Sauerstoffsalze und in Brennzündersalze, nämlich Schwefelsalze.

Bey Betrachtung der Salze erwähnt der Verf. eines Erregungsgesetzes, was er schon seit einer lan-

gen Reihe von Jahren als auch für den Chemismus gültig erkannt hat, und drückt sich darüber folgendermaßen aus. Gerathen Säuren mit zusammengesetzten Stoffen in Berührung, die an sich weder sauer noch basisch sind und auch keinen schon fertigen Salzgründer, wohl aber Grundstoffe enthalten, welche mit einander vereint gegen Säuren als Salzgründer sich chemisch anziehend zu bethätigen vermögen, so werden solche Grundstoffe zu einer dergleichen möglichen basischen Vereinigung bestimmt, in deren Folge dann der also neu entstandene Salzgründer mit der erregenden Säure zu einem Salze sich verbindet; kömmt umgekehrt eine hinreichend starke Salzbasis mit dergleichen, weder einen Salzgründer noch einen Salzzeuger (d. i. eine Säure) enthaltenden Grundstoffverbindungen zusammen, so erzeugt der Salzgründer aus ihnen das Hervorgehen einer seiner Gegenziehung entsprechenden Säure, wobey denn nicht selten aus den übrigen Grundstoffen der organischen Verbindung ein anderer Salzgründer erzeugt wird. Wird z. B. Aetzkali mit trocknem Eyweiß, Blut, Käse, Cochenille ꝛc. zusammengerieben, so erzeugt das Kali zunächst Zusammentreten von Kohlenstoff mit 2 At. Sauerstoff zu Kohlensäure, die das Kali bindet, wodurch dann zugleich Ammoniak entsteht und frey wird.

Die erste Idee über Stöchiometrie wird in diesen Erläuterungen Kunkel zugeschrieben. Der Vf. zeigt, daß Kunkel (geboren in Holstein 1603 und gestorben 1702) mittelst der Waage nachgewiesen habe, daß die Grundstoffe unter sich, zumal wenn sie zu Salzbestandtheilen und diese zu Salzen sich verbinden, nicht in allen beliebigen, sondern nur in wenigen festen Gewichtsverhältnissen chemisch vereinbar sind, und daß hierauf gestützt die Chemiker des 18. Jahrhunderts der von Kunkel ausgesprochenen Ansicht beypflichteten und dieselbe erweiterten *).

Gleichwie in allen Stoffen überall bestimmtes Grundmaaß gesetzlich waltet, so auch in allen chemisch zusammengesetzten Stoffen gesetzliches Grundgewicht, nämlich das stöchiometrische Mischungsgewicht, dem gemäß jeder einzelne Grundstoff jeden zweyten Grundstoff in Beziehung auf jeden dritten Grundstoff zu vertreten vermag, dem zufolge daher auch ähnliche Grundstoffverbindungen gegen dergleichen dritte Verbindungen ersetzt und vertreten zu werden vermögen, ein Gesammtverhalten, welches in den Stand setzt, die chemischen Wirksamkeiten der Stoffe nach ihren Massengrößen bestimmen, in Rechnung zu nehmen und so die Lehre von der Stöchiometrie als Theil der angewandten Mathematik wissenschaftlich begründen und verfolgen zu können.

Die zusammengesetzten Grundstoffe theilt der Verf. in Vertreter der Metalle, in Metallmittler und Metallgegner ab. Was die Begründung der hypothetischen Unterabtheilungen der Alkaloidgründer, der Alkaloidulgründer ꝛc. anbelangt, müssen wir auf das Werk selbst verweisen.

Das Anthrathion oder Carbon-Sulfid $= CS_2$ verbindet sich gleich anderen Metallgegnern mit den Metallen, Verbindungen, welche Berzelius seiner Zeit Sulfocarbonate nannte. Als Gas wird es durch glühende Metalle zersetzt, wobey sich mit Kohle gemengte Schwefelmetalle bilden; mit starken O-Salzgründern bildet es dagegen neben kohlensauren Salzen auch Carbonsulfid-Salze.

Es werden hierauf die meisten organischen Gebilde, sowohl die in der Natur vorkommenden, als auch die durch Kunst dargestellten mit ihren vorzüglichsten Eigenschaften aufgeführt, wobey eines der stärksten künstlichen Alkaloide, das Platinamydul, erwähnt wird, welches sich durch Kochen des Platinchlorürs mit Ammoniak bildet, daher von Reiset als eine sogenannte metaleptische Verbindung betrachtet wird.

Bey vielen unorganischen und organischen Verbindungen so wie bey einigen chemischen Processen werden geschichtliche Berichtigungen mitgetheilt, welche dem Leser nicht anders als sehr willkommen und belehrend seyn können.

Schließlich müssen wir noch bemerken, daß die vorliegenden Erläuterungen überhaupt eine große Fülle von chemischen Thatsachen enthalten und daß, obgleich sie vom Verf. ursprünglich nur für die Zu-

*) S. Joh. Kunkel von Löwenstern. Vollständiges Laboratorium chymicum. Hamburg 1716. Vierte Auflage.

hörer der Experimentalphysik bestimmt waren, sie außerdem noch vorzüglich den Besitzern des bey Becher in Stuttgart erschienenen Handbuches der angewandten Naturlehre, so wie ganz besonders den Lehrern der Physik und Chemie erwünschte Belehrung und einen außerordentlichen Nutzen gewähren dürften.

A. Vogel sen.

Bijdragen tot de Dierkunde. Uitgegeven door het Genootschap Natura artis magistra, te Amsterdam. Tweede en derde Aflevering. Amsterd. 1851. gr. 4.

Wir haben über die erste, im Jahr 1848 erschienene Lieferung dieser werthvollen zoologischen Beyträge bereits in unsern Blättern (Bd. XXVIII. S. 113) Bericht erstattet, und fahren fort, von der so eben uns zugekommenen zweyten und dritten Lieferung eine Anzeige vorzulegen.

In der zweyten Lieferung sind folgende 6 Aufsätze enthalten.

I. Recherches d'anatomie comparée sur le genre Stenops d'Illiger, par J. L. C. Schroeder van der Kolk et W. Vrolik (S. 29 — 52 mit 2 Tafeln). — Wer mit der therologischen Literatur näher vertraut ist, wird sich bey erster Ansicht dieser Ueberschrift verwundern, die Namen zweyer Männer vereinigt zu finden, welche früherhin über denselben Gegenstand sich entzweyt hatten und in eine öffentliche Fehde gerathen waren. Ueber den Grund ihrer Vereinigung sprechen sie sich selber gleich zu Anfang ihrer Abhandlung folgendermaßen aus.

„Die in den anatomischen Werken von Cuvier, Meckel und Tiedemann zerstreuten Beobachtungen (über Stenops) hatte vor einiger Zeit jeder von uns durch besonders publicirte Abhandlungen zu ergänzen gesucht, die indeß eine Polemik herbeyführten, deren Heftigkeit wir beklagen. Gewiß war es das beste Mittel, den Fehler, den wir begangen hatten, wieder gut zu machen, daß wir die nämliche Arbeit gemeinschaftlich wieder aufnahmen. Die Erlangung eines vor Kurzem in dem Thiergarten der zoologischen Gesellschaft zu Amsterdam gestorbenen Loris Kukang setzte uns in den Stand, unsere Controversen zu vergleichen, sie hierauf zu beseitigen und so zur Erforschung der Wahrheit zu kommen. Wir wünschen der Wissenschaft einen wahren Dienst zu erzeigen, indem wir jetzt unsere wechselseitigen Beobachtungen, die wir als eine neue, durchgesehene, vermehrte nnd verbesserte Auflage unserer frühern Abhandlungen betrachten, publiciren. Derjenige, der zu wissen wünschte, worin diese neue Arbeit sich von den früher durch uns publicirten unterscheidet, möge sie mit einander vergleichen. Es dürfte aber besser seyn, sie zu vergessen, und sich auf das gegenwärtige Resultat einer Vereinigung zweyer Anatomen zu beschränken, welche vom Wunsche beseelt nützlich zu werden, sich glücklich schätzen, daß sie sich über jede kindische Regung verletzter Eigenliebe hinweg zu setzen vermocht haben."

Bekanntlich sind die Gelehrten in den Ruf gekommen — wir wollen nicht untersuchen ob mit Recht oder Unrecht — leicht erregbar zum Streite, aber schwer bewegbar zur Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit zu seyn. Hier haben wir vom Gegentheil ein erfreuliches Beyspiel. Zwey Anatomen, die zu den Notabilitäten ihres Faches zählen und über die Untersuchung des innern Baues der Loris in Differenz gerathen waren, gestehen offen und unumwunden, daß sie sich der daraus hervorgegangenen Fehde schämen, und benützen die Gelegenheit, einen frischen Leichnam eines Loris untersuchen zu können, dazu, die Zerlegung gemeinschaftlich mit einander vorzunehmen und sich an dem Befunde gegenseitig zu verständigen. So handeln Männer, die von wahrer Ehre den rechten Begriff haben, und ihre Verständigung hat die ersprießliche Folge gehabt, daß sie nun gemeinsam eine Monographie zu Stande gebracht haben, die durch ihre klare, genaue, die früheren Differenzen in den Angaben ausgleichende Auseinandersetzung eine Zierde der zootomischen Literatur geworden ist.

Den Gegenstand der gemeinsamen Untersuchung gab ein Stenops javanicus ab, und da Vrolik schon früher auch den Stenops tardigradus und gracilis einer Zerlegung unterworfen hatte, so waren die beyden Verfasser dieser Abhandlung im Stande, ihre

Beschreibung über die ganze Gattung, die nur aus diesen 3 Arten besteht, auszudehnen. In das Detail derselben können wir hier nicht eingehen, sondern begnügen uns, noch der schönen Darstellungen auf den beyden Tafeln zu gedenken.

Die erste Tafel enthält die Abbildung des Gehirns vom Stenops javanicus nach vier verschiedenen Ansichten, dann die der Zunge und Speichelorgane, und ferner mikroskopische Zeichnungen vom Tapetum des Stenops javanicus, der Felis minuta, des Procyon lotor, der Kuh (nach Sömmerring copirt) und des Straußes, so wie der Gefäße der Choroidea des Kondors, der kein Tapetum hat. Auf der zweyten Tafel ist abgebildet Herz, Magen, Blinddarm und äußere weibliche Geschlechtsorgane des Stenops tardigradus und javanicus.

II. Over een steenachtig concrement in het gedarmte van een paard, door A. T. d'Ailly (S. 17 — 20 mit einer Tafel). — Im Darmkanal eines Pferdes wurde ein steinartiges Concrement gefunden, das ein Gewicht von 0,83 Pfund und eine unregelmäßig runde Form hatte. Von Farbe war es außen dunkel olivenfarben, ins Schwarze ziehend; nach Innen zeigte es unregelmäßige concentrische Lagen. In der Mitte der Masse fand sich als Kern ein sehr harter erbsengroßer Körper, der ein verrosteter Nagelkopf zu seyn schien. Die chemische Analyse ergab für dieses Concrement folgende Zusammensetzung.

	Innere Theile.	Aeußere Lage.
Feine Sandkörner	11,45	7,25
Phosphorsaurer Kalk	4,95	4,35
Phosphorsaure Magnesia und Ammoniak	38,50	34,00
Extractivstoff	6,80	7,50
Harziger Stoff	2,00	2,45
Leimsubstanz	1,00	Spuren
Unverdaute Pflanzenüberreste	25,30	36,45
Eisenoxyd	Spuren	Spuren
Wasser	9,00	7,00
Verlust	1,00	1,00
	100,00	100,00

III. Over Colobus verus, door H. S. Pel (S. 7 — 8 mit einer Tafel). — Diesen Affen kannte man bisher nur aus der kurzen Beschreibung, die ohne Beyfügung einer Abbildung van Beneden nach einem Exemplare des Pariser Museums publicirt hatte. Pel, Resident an der Küste von Guinea und mit der naturhistorischen Untersuchung beauftragt, erhielt ein zweytes Exemplar, ein Weibchen, das bey Dabocrom geschossen wurde und von dem er eine genaue Beschreibung und eine schöne colorirte Abbildung gibt. Aus der Abbildung des Schädels ersieht man, daß dieses Thier, wegen geringer Entwicklung seiner Eckzähne, noch nicht die volle Größe erreicht hatte. Pel ist der Meinung, daß die Gattung Colobus nicht mehr als 4 oder höchstens 5 Arten zähle, denen er die übrigen in folgender Weise zutheilt.

1) Colobus Guereza.
2) Colobus ursinus. Syn. Semnop. personatus, S. polycomos, S. vellerosus, S. bicolor, Col. leucomeros und vielleicht auch noch Col. satanas.
3) Colobus ferrugineus. Syn. Col. ferruginosus, Semn. fuliginosus, Semn. Temminckii, Semn. Pennanti.
4) Colobus verus.

Die erste dieser Arten ist von Abyssinien; die drey andern wurden von Pel an der Goldküste gefunden, wo C. ursinus sehr häufig vorkommt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Die Realien in der Iliade und Odyssee von J. B. Friedreich. Erlangen 1851. Verlag von Ferd. Enke.

Unter Realien versteht der gelehrte und sorgfältige Bearbeiter des hier behandelten Gegenstandes, Hr. Prof. Dr. J. B. Friedreich in Erlangen, was man sonst die Antiquitates Homericae weniger genau zu nennen pflegt, und behandelt abgesehen von Sprache, Dialekt, Metrik und Critik, alles was an sogenannten Sachen im Dichter vorkommt oder erwähnt wird. Warum, wenn man auch das Hesiodische hier nicht mit einbegreifen wollte, die homerischen Hymnen, welche unmittelbar zum Cyklus der homerischen Gesänge gehören, ausgeschlossen wurden, ist nicht wohl abzusehen.

Uebrigens ist Homer oder vielmehr der unter seinem Namen begriffene epische Gesang, wie er die ganze vorhistorische Zeit der Achäer, aus der die hellenische erwuchs, darstellt, ein für sich bestehendes Ganze, gleichsam eine Welt für sich, die bey allen Analogien zwischen ihr und der spätern Zeit doch vieles der letztern Dunkles oder Räthselhaftes enthält und eben deßwegen nicht nur bezüglich der Sprache und Struktur der Rede, sondern auch bezüglich des Lebens, des Staates, der Sitten und Gebräuche zu einer großen Fülle oft verfehlter, oft controverser Untersuchungen Anlaß gegeben hat. Die Schriften des Plutarch und des Athenäus besonders, der Lexikographen und der homerischen Scholiasten; dann für die Religionsalterthümer die Bücher des Pausanias und für Geographie die des Strabo sind voll von solchen homerischen Untersuchungen oder von Nachrichten derselben und Mittheilungen aus ihnen und eine bis in die letzten Gründe eingehende Behandlung der Sache würde füglich bey jedem bedeutenden Punkte von ihnen beginnen. Der Verf. nimmt selten auf diese Quellen Rücksicht; er hält sich zunächst an das in dem Dichter selbst gegebene und an die Werke der neueren, welche denselben Gegenstand behandeln. Und allerdings war eine umfassende Behandlung dieser Realien, wie sie hier unternommen wird, ein Bedürfniß für das genauere homerische Studium, sowohl der Jugendlehrer als der Jugend wegen, da die früheren Werke darüber von Feith an bis auf das von Terpstra dürftig und ungenügend sind, und die Uebrigen nur einzelne Gegenstände behandeln oder homerische Monographien sind, welche sich zum Theil über das Einzelnste verbreiten.

Der Verf. hat sowohl den Inhalt der homerischen Gesänge als auch jene Schriften ihrer Sacherklärer sorgfältig erwogen, alles mit vielem Fleiße geordnet und verbunden und so über den reichhaltigen Gegenstand ein umfassendes Werk von 703 großen und ziemlich eng gedruckten Oktavseiten geliefert, das sich besonders zum Nachschlagen und nach Bedürfniß zum Lesen einzelner Abschnitte empfiehlt. Es fällt auf, daß die griechisch angeführten Worte, deren freylich nicht viele sind, ohne Accent und selbst ohne Spiritus geschrieben werden.

Damit hängt wohl auch zusammen, daß er sich, da wo die Erklärung des sächlichen von der

Erklärung dunkeler Worte und Redensarten abhängt, auf diese nicht einläßt, sondern das dahin Gehörige übergeht oder sich begnügt, die Meinungen Anderer darüber anzugeben. Er verfährt ebenso bey umfassenderen Sacherklärungen und man muß sich zufrieden geben, das zum Gegenstand Gehörige vereiniget, auch nach Umständen ergänzt zu finden, was darüber in den zahlreichen Schriften der Neueren vorgetragen wird.

Eine selbstständige Entscheidung hat er sich selten erlaubt und läßt es an Wiederholung der Gründe für und wider genügen. Dagegen führt er mit großer Vollständigkeit die Schriften an, in welchen man sich über den Gegenstand des weiteren belehren kann. Dieses sein Verfahren zeigt sich gleich zu Anfange, wo die Welt- und Erdkunde des Dichters kurz behandelt wird. Er bemerkt, die meisten alten Schriftsteller neigten sich zu der Ansicht, daß Homer genaue Kenntniß in der Welt- und Erdkunde gehabt habe, d. h. in dem was man zu ihren Zeiten davon wußte, wie Strabo und zum Theil Hipparch. Ihnen entgegen nähmen Andere eine Fiktion an, wie Eratosthenes, der behauptet habe, der Dichter brauche nur zu ergötzen nicht zu belehren, und könne daher erdichten, was und wie er wolle, was auch Homer gethan habe. Zwischen beyden hätten die Neueren einen Mittelweg eingeschlagen, indem sie weder bloße Erdichtung bey ihm angenommen, noch alles auf die jetzige (soll wohl heißen: später griechische) Welt- und Erdkunde zurückführten, und seyen von der Ansicht ausgegangen, Homer habe den Volksglauben seiner Zeit wiedergegeben und uns über die Art belehrt, „wie nach der Unvollkommenheit der jenesmaligen Kenntnisse sein Zeitalter sich eine Welt- und Erdkunde bildete.“ Hier wäre wohl das Richtigere, daß in den homerischen Gesängen überhaupt eine einigermassen abgeschlossene Welt- oder Erdkunde nicht gefunden wird; der Dichter aber keineswegs sich in irgend einer Weise dem „Volksglauben“ accommodirt, sondern einfach berichtet, was er selbst gesehen oder als Sage vernommen hat. Auch in der Sage sind oft die Keime historischer Ueberlieferung obgleich im mythischen Gewande wohl zu erkennen. So in der vom Lande der Cyklopen, vom Polyphemus mit Einem Auge auf der Stirn und von den Felsen, die er dem Odysseus nach dem Schiffe geschleudert hat. Der Aetna, dessen Auge mitten in der Nacht noch jetzo glüht und die Felsen, welche ihm gegenüber an der Küste von Catanea nach Taormine noch jetzo als hineingeschleuderte Brocken in dem Meere liegen, zeugen von der vulkanischen Natur des dem Homer überlieferten Mythus und von dem Lande, das er betrifft.

Hr. F. schließt den kurzen Abschnitt mit den Worten: „ohne uns weiter in eine Auseinandersetzung der verschiedenen Ansichten (über die man sich in den unten bezeichneten Schriften hinlänglich belehren kann) einzulassen, gehen wir sogleich zur Darstellung des hieher Gehörigen über,“ und führt in der Anmerkung die Schriften der Neueren, von Schönemann und Schlegel bis auf Grotefend (in den allgemeinen geographischen Ephemeriden, 48. Bd.) über die homerische Geographie an, und da er gleich darauf zu dem Einzelnen übergeht, und von Himmel- und Lufterscheinungen, Winden, von Tag, Monat und Jahr handelt, so ist allerdings die Aussicht für den Leser abgeschnitten, sich nach der Andeutung des Verf. einen deutlichen Begriff von der homerischen Anschauungsweise, so weit sie das Ganze betrifft, machen zu können. Wie bekannt, hat Voß vorzüglich die Ansicht bey Ansehen zu erhalten gesucht, daß Homer die Erde sich als eine Scheibe gedacht, mit dem Meere vom Hellespont an bis gegen den westlichen Einfluß des Oceanes in der Mitte, den Himmel als eine Halbkugel darüber und den Ocean selbst als Fluß und Gränze dieser Scheibe. Hr. Professor Friedreich folgt später §. 13 noch den von Voß dafür geltend gemachten Gründen dieser Ansicht, ohne, was ihm selten begegnet, daß er nämlich die Anführung einer bedeutenden Autorität übergehe, zu erwähnen, daß Gottfried Hermann diesen Hypothesen in seiner Einleitung zur Ausgabe der homerischen Hymnen einen sehr entschiedenen Widerspruch entgegengesetzt hat, wo er in der Epistola ad Ilgenium p. CXXI nach Aufzählung einer Reihe schlimmer Irrthümer von Heinrich Voß fortfährt: „Sed haec ablegemus ad Homericos illos et Hesiodeos terrarum orbes, ad amussim in tabula descriptos et angusto cinctos

amne oceani. Mihi quidem non tam mirum videtur, ab uno talia excogitari, quam miserandum, a multis credi. Allerdings liegt es sehr nahe, da der Ocean in Westen und in Osten erwähnt wird, ihn um die Erde herum gehend sich zu denken, wie es später gedacht wurde, wiewohl auch dann noch die Vorstellung eines verhältnißmäßig schmalen, den Erdrand umgebenden Flusses etwas Barockes und Undenkbares hat, und man über die Vorstellung einer in das Unbestimmbare hinausgedehnten Fluth (ῥοός) nicht hinwegkommt; aber der homerischen Anschauung liegt die vossische Vorstellung offenbar fern. Er kennt die von dem Helios beleuchteten Länder und als Gränze derselben den βαθύῤῥοος Ὠκεανός, aber Odysseus bekommt von der Circe die Weisung, durch den Okeanos zu segeln (Od. K. 508) ἀλλ' ὁπότ' ἂν δὴ νηῒ δι' Ὠκεανοῖο περήσῃς; dort werde er die flache Küste der Persephonia finden. Das Schiff soll er dort an den tiefstrudelnden Okeanos befestigen und in das Haus des Aides hineingehen. Odysseus vollzieht den Befehl, kommt dort zu den Gränzen des Okeanos und findet da nicht nur die Küsten der Persephone und das Haus des Aides, sondern auch Land und Volk der Kimmerischen Männer, denen die Sonne nicht scheint, weder wenn sie aufgeht noch wenn sie untergeht.

(Schluß folgt.)

Bijdragen tot de Dierkunde.

(Schluß.)

IV. Over eene nieuwe soort van Polynemus. Polynemus macronemus, door H. S. Pel (S. 9 — 10 mit einer Tafel). — Der Abtheilung der Fingerfische mit freyen Bruststrahlen, die länger als der Körper sind, fügt hier Pel 2 neue Arten bey, von denen er aber nur die eine durch eine ausführliche Beschreibung und eine Abbildung erläutert. Von Cuvier's Polynemus longifilis unterscheidet er sie folgendermaßen:

1. P. longifilis, radiis pectoralibus liberis 7.
2. P. macronemus n. sp. radiis pectoralibus liberis 5.
3. P. quatuordecemfilis n. sp. radiis pectoralibus liberis 14.

V. Beschrijving van eenen nieuwen roofvogel, Machaeramphus alcinus. Door G. F. Westerman (S. 29 — 30 mit einer col. Tafel). — Dieser von Malakka stammende Vogel unterscheidet sich durch den Schnabelbau von allen andern Untergattungen, in welche man die Linneische Gattung der Falken in neuerer Zeit vertheilt hat. Der Oberkiefer nämlich ist sehr hoch, ungewöhnlich zusammengedrückt und stark herabgekrümmt, mit ganzen, ungezahnten Rändern. Sonst kommt dieser Vogel im Habitus am nächsten den Untergattungen Pernis und Avicida, auch sind die Zügel wie bey diesen befiedert, die Zehen jedoch bey ihm weit länger. Die Federn des Hinterkopfs sind in einen Schopf verlängert.

VI. Beschrijving van eene nieuwe soort van Gaai, Garrulus Lidthii. Door G. F. Westerman (S. 31 — 32 mit einer col. Tafel). — Dieser Häher ist aus Indien gebracht worden, und ist dem Garrulus lanceolatus ähnlich, aber größer und von einer sehr verschiedenen Färbung.

Die dritte Lieferung enthält die nachstehenden Artikel.

I. Nieuw voorbeld van twee uitgegroeide stoottanten, aan denzelfden Narwal-Schedel, door G. Vrolik (S. 21 — 28 mit einer Tafel). — Zu den großen Seltenheiten in den Sammlungen gehören solche Narwall-Schädel, bey denen aus der Oberkinnlade zwey Stoßzähne hervorragen, während in der Regel nur der linke Zahn entwickelt ist, der rechte aber im Kiefer verborgen bleibt. Obwohl nun aus Scoresby's Beobachtungen bekannt ist, daß wirklich zuweilen Narwalle mit zwei vorragenden Stoßzähnen gesehen werden, so haben doch viele Naturforscher die Aechtheit des zweyten Zahnes an den in den Sammlungen aufbewahrten zweyzähnigen Schädeln bezweifelt, und Owen erklärt in einem solchen Falle den zweyten Zahn geradezu für künst-

lich eingesetzt, weil seine Windungen nicht gegen die des andern, sondern in gleicher Richtung mit ihnen laufen. Vrolik führt nun aus seiner eigenen Sammlung ein neues Beyspiel an, wo an einem Narwallschädel zwey lange Stoßzähne vorragen und sieht beyde für ächt und ursprünglich an, obwohl ihre Windungen ebenfalls in gleicher Richtung miteinander verlaufen. Beyde Zähne sind noch durch vertrocknetes Zahnfleisch an den Oberkiefer geheftet und ihre Spitzen sind abgebrochen; der rechte ragt um 1,8 und der linke um 1,6 Metre vor. Der Schädel scheint von einem Weibchen herzurühren und es ist bemerkenswerth, daß an ihm die Asymmetrie der Seiten auffallend geringer ist, als an den Schädeln, bey denen sich nur der eine Zahn entwickelt hat.

II. Description d'une nouvelle espèce du genre Eryx, Eryx Reinhardtii, par H. Schlegel (S. 1 — 3 mit einer schwarzen Tafel). — Der ausführlichen Beschreibung dieser neuen, von der Goldküste kommenden Art fügt der Verf. weitere Bemerkungen bey, indem er zeigt, daß die durch Dumeril und Bibron vorgenommene Trennung der Gattung Eryx in 2 : Eryx und Platygaster, nicht haltbar ist, weil die neue Art Merkmale beyder an sich trägt.

III. Descriptions de plusieurs espèces nouvelles du genre Lophyrus par H. Schlegel (S. 4 bis 6 mit 2 col. und schwarzer Tafel). — Schon Kuhl hatte darauf aufmerksam gemacht, daß auf Java außer dem großen Lophyrus tigrinus noch eine andere kleinere Art vorkomme. Boie gab ihr den Namen L. Kuhlii, ohne daß jedoch seine Beschreibung publicirt wurde. Die reichen Sendungen, die von den sundaischen Inseln nach Leyden gelangten, boten Schlegel, einem unserer tüchtigsten Herpetologen, die Gelegenheit dar, neue Untersuchungen über diese Thiere anzustellen, als deren Resultat es sich ergab, daß nicht bloß die zweyte Art vollkommen begründet ist, sondern daß sie auch auf Sumatra gefunden wird; ferner daß auf dieser Insel noch eine andere Art, von ihm L. sumatranus benannt, sich aufhält, und daß Borneo ebenfalls eine eigenthümliche Species, die er als L. Bornensis bezeichnet, zu besitzen scheint.

IV. Beschrijving van eene nieuwe soort van Marter, Mustela (Martes) Henrici. Door G. F. Westerman (S. 13 — 14 mit einer color. Tafel). — Auf Java, Sumatra und Borneo kommt ein Marder vor, der in seiner Färbung viele Aehnlichkeit mit der in Vorderindien lebenden Mustela flavigula s. Hardwicki hat, so daß er auch von S. Müller zu einer Art mit dieser letzteren gerechnet wurde. Temminck war dagegen anderer Meinung und trennte den Marder der sundaischen Inseln specifisch vom festländischen, indem er ihn im Leydner Museum als Mustela Henrici bezeichnete. Westerman tritt dieser Ansicht bey und gibt folgende unterscheidende Merkmale an. Bey M. flavigula ist der Kopf oben, Wangen, Ohren, ganzer Nacken bis zu den Schultern dunkelschwarz, was bis unter die Ohren und an den Halsseiten sich ausbreitet. Bey M. Henrici dagegen ist der Kopf oben und an den Seiten, Ohren und Nacken lichtbraun, was sich an den Seiten des Halses und Kopfes nur zu einer Linie ausbreitet, die ein wenig über den untersten Winkel des Ohres hinläuft und längs der Halsseiten durch einen schwarzbraunen Streifen von dem großen gelben Kehlfleck getrennt wird, der bey M. flavigula viel kleiner ist. Ferner ist bey M. Henrici der Vordertheil des Rumpfes stets mehr oder minder kastanienbraun, während er bey M. flavigula meist weißlichgelb ist oder bisweilen ins Schwärzliche zieht. Ref. will hiebey bemerklich machen, daß er dieselben Unterschiede auch bey den Exemplaren der hiesigen Sammlung wahrgenommen hat.

V. Beschrijving van twee nieuwe soorten van Meezen, door G. F. Westerman (S. 15 bis 16 mit einer col. Tafel). — Die beyden neuen Arten von Meisen sind in Mexico gefunden worden. Die erste hat vom Prinzen L. Bonaparte den Namen Parus (Lophophanes) Wollweberi und die andere den Namen Pysaltriparus personatus erhalten; Westerman zeigt jedoch, daß letztere zu Psaltria gestellt werden müsse.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. ***De republica Alamannorum commentarios*** **scripsit** ***Johannes Merkel***, **J. U. D. Illustrandis legum Alamannicarum libris. Prostat Berolini apud Wilhelmum Hertz 1849.**

II. ***Monumenta Germaniae historica.*** **Edidit** ***G. H. Pertz.*** **Legum tom. III. fascic. I.** ***Lex Alamannorum*** **edente** ***Johanne Merkel.*** **Hannoverae 1851.**

Die historische Erkenntniß des ältern deutschen Rechtes und die Kritik der alten Volksgesetze ist in neuerer Zeit durch mehrere Schriften von Merkel, dessen umfassende und gediegene Gelehrsamkeit in der That an den Wissensreichthum Jakob Grimms erinnert, in sehr erheblichem Maaße gefördert worden. Die beyden oben benannten Werke über das öffentliche Leben der Alamannen und das Alamannische Volksgesetz zeugen wieder von dem eminenten Fleiße und dem durchdringenden Scharfsinne dieses noch jugendlichen Gelehrten und sind schwer beladen mit fruchtbaren Bemerkungen und reich an neuen Aufschlüssen. Der Geschichtsforscher — für diesen haben sie natürlich einen höhern Werth noch als für den Juristen — wird in denselben mannichfaltige Belehrung und Anregung finden, der Rechtshistoriker insbesondere darin einen vollen Schatz interessanter Notizen und Wahrnehmungen erkennen. Wir sind zwar lebhaft von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die national-deutsche Rechtswissenschaft mehr als es bisher geschehen ist, sich dem modernen praktischen Leben und der Rechtsbildung unserer Tage zuwenden muß, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen und als lebendige Wissenschaft den Rang und Einfluß erwerben und sichern will, auf welche sie neben der romanistischen Jurisprudenz Anspruch macht. Wir haben die Meinung, daß das Hängenbleiben in den Vorhallen der altgermanischen und der mittelalterlichen Rechtsgeschichte vom Uebel sey. Diese Ueberzeugung aber darf uns nicht hindern, Arbeiten wie die vorliegenden für sehr verdienstlich zu halten und mit aufrichtigem Dank zu empfangen.

Die erste Schrift war bestimmt, als Einleitung zu dem alamannischen Volksgesetze in den Pertzischen Monumenta zu dienen, und ist daher ebenfalls in lateinischer Sprache geschrieben, was zumal bey dem gedrungenen Styl des Verfassers die Benutzung immerhin erschweren wird. Sie verfolgt das Schicksal des alamannischen Volksstammes von dem Eintritte desselben in die Geschichte an, bis gegen Ende des XIII. Jahrhunderts, theilweise noch in das XIV. Jahrhundert hinein, zeichnet die öffentlichen Rechtsverhältnisse in scharfen Umrissen und bespricht die auf einander folgenden alamannischen Rechtsquellen.

Es werden folgende Perioden unterschieden:

1) Aelteste Geschichte von 213, als die Alamannen zuerst am Maine mit dem römischen Kaiser Caracalla zusammenstießen, bis 371. Die Zeit der ersten Kämpfe mit den Römern und der theilweisen Besitznahme der alamannischen Länder, am Rhein und Main. Merkel nimmt an, daß die ältesten Gaue (pagi) der Alamannen bloße Zenten (centenae) und die alamannischen Fürsten,

Herzoge, Könige nur Zentgrafen gewesen seyen. Die höhere Gauverfassung, in welcher die Zenten eine untergeordnete Stellung haben, schreibt er erst der Anordnung der fränkischen Könige zu. Diese Auffassung hat aber weder eine innere Wahrscheinlichkeit für sich, noch ist sie durch Zeugnisse begründet. Die Ausbildung der Zentverfassung und die Neigung zu großer Selbstständigkeit der Zenten scheint auch mir ein charakteristischer Zug des alamannischen Wesens, der im XIII. Jahrhundert und später noch fortwirkt. In meiner Zürcherischen Rechtsgeschichte habe ich von diesem Punkte aus die mittelalterliche Vogteygerichtsbarkeit, und in der Geschichte des schweizerischen Bundesrechtes die Entstehung der Urkantone zu erklären versucht, und kann mich nur darüber freuen, für jene Grundansicht in den Forschungen Merkels neue Bestätigung zu finden. Aber meines Erachtens geht Merkel in dieser Richtung zu weit, wenn er das alamannische Gemeinwesen schon in der ältesten Zeit in eine Menge verhältnißmäßig kleiner und doch von einander ganz unabhängiger Zenten zerbröckelt. Die Römer haben wohl Gaue und Zenten pagi genannt, auch wohl beyde gelegentlich verwechselt; aber die Eintheilung in Gaue und Zenten ist offenbar nicht eine specifisch fränkische, sondern eine gemeinsam germanische und beruht theils auf der typischen Vorstellung der Germanen von der Gliederung des Stammes und dem Organismus des Heeres, theils auf den praktischen Interessen der Einigung des Volkes und Landes. In der Realität hat freylich die Verfassung sich nicht genau und nicht vollständig an jene typische Vorstellung angeschlossen. Diese ist aber überall erkennbar als politischer Grundgedanke, nach welchem der ganze Volksstamm in 10 Gaue, und jeder Gau hinwieder in 10 Zenten zerfällt. Wie diese unter Zenthäuptlingen, so stehen die Gaue unter den Gaugrafen und der ganze Stamm erhält seine sichtbare Einheit der Leitung in dem Volkskönige. Auch die letztern sind selbst da in der Verfassungsanlage als Entwicklung der Zukunft indicirt, wo anfangs noch keine Könige bestanden. Phillips und Waitz haben das überzeugend näher nachgewiesen. Wenn aber Cäsar (Bell. gall. IV. 1) den Suevischen Völkern 100 pagi zuschreibt, so hatte er nicht Zenten sondern wirkliche Gaue im Sinn, denn er berichtet, daß jeder Gau 1000 Mann in's Feld stelle; und darüber hatte der große römische Feldherr sicherlich gute Nachrichten, denn für ihn war die Stärke des Heeres die wichtigste Frage. Tacitus dagegen dachte, wenn er von pagi sprach, meist an die Zenten, indem er (Germ. 6) von diesen nur 100 Krieger zum Heere stellen läßt, eine Zahl, die im Mittelalter noch für die Vogteyen von Bedeutung ist. Daher schrieb denn auch Tacitus dem Volksstamme der Semnonen, welche nur einen Theil der Suevischen Völkermasse ausmachen, 100 pagi zu. Seine pagi sind daher nur Zehntel der pagi des Cäsar, d. h. Zente der Gauen.

Ueber die alte ständische Gliederung der Alamannen, welche ebenfalls in dieser Periode von Merkel zur Sprache gebracht wird, werden später noch einige Bemerkungen folgen.

2) Zweite Periode von 371 bis 452. Vordringen der Alamannen über den Rhein und Nachrücken der mit ihnen verbundenen und nahe verwandten Schwaben. Das Verhältniß der beyden Stämme, die bald unter dem gemeinsamen Namen zuweilen der Alamannen, zuweilen der Schwaben (Suevi) zusammengefaßt, bald wieder unterschieden werden, ist noch nicht genau ermittelt. Die sicherste Auskunft ist vielleicht in der Mundart und den eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen des Volks zu finden, welche trotz Jahrhunderte langer Durchkreuzung der politischen Landestheilung sich noch bestimmt sondern. In dieser Beziehung gehören die deutsche Schweiz größtentheils, der Schwarzwald und das Elsaß als eigentlich alamannisches Land zusammen, und sind von dem nördlich und östlich angrenzenden eigentlichen Schwaben wohl zu unterscheiden.

3) Dritte Periode von 452 bis 511. Besiegung der Alamannen durch die Franken, und Unterwerfung des nördlichen Theils von Alamannien unter die Frankenherrschaft, freywillige Unterordnung des südlichen Theils unter die Ostgothen.

4) Vierte Periode von 511 bis 638. Vereinigung der Alamannen unter der Oberherrschaft des ostfränkischen Königthums, Einführung des Chri-

stenthums und der fränkischen Staatskultur in ganz Alamannien.

In diese Zeit gehört das älteste alamannische Volksgesetz, dessen drey noch vorhandene Fragmente Merkel in einer Pariserhandschrift des IX. Jahrhunderts entdeckt und in den Documenten mit genauer Bezeichnung ihrer Eigenthümlichkeit als „Pactus legis Alamannorum“ herausgegeben hat. Er verlegt diesen ersten alamannischen „Pacht“ (ein Ausdruck, der bekanntlich zur Zeit des Schwabenspiegels noch gebräuchlich war) in die Regierung des Königs Chlotar I. (555—561).

In diesem Stück findet sich die wichtige Stelle über das Wergeld der alamannischen Stände II. 37 ff. Es werden unterschieden

a) *barones de mino fledis*, die ein Wergeld von 160, die Frauen von 320 Schillingen haben,

b) *mediani Alamanni*, mit einem Wergeld von 200, die Frauen von 400 Schillingen,

c) *primi Alamanni*, mit einem Wergeld von 240, die Frauen von 480 Schillingen.

Ueber diese Ordnung der Stände nun trägt Merkel durchaus neue Ansichten vor, und gründet auf dieselben eine Reihe von gewagten Vermuthungen, deren Wahrscheinlichkeit wir indessen entschieden verneinen müssen. Er vergleicht diese Stelle mit dem neuen alamannischen Gesetz Chlotars II.

c. LXIX. worin 1) das Wergeld des Freyen (liber) auf „zweymal 80“ Schillinge,
2) das des „*medius Alamannus*“ auf 200 und
c. XVII. 3) das des Freygelassenen auf 80 Schillinge gesetzt wird.

Es liegt sicher ganz nahe, in beyden Stellen die nämliche Ordnung und Werthschätzung der Stände zu erkennen. Sie ergänzen, bestätigen und erklären sich wechselseitig, sobald wir nur die auch sonst wahrscheinliche germanische Volkseintheilung der drey Stände: Adel (primi), Freye (liberi = barones de mino-fledis) und Halbfreye (Liti) zu Grunde legen, deren Wergeld sich verhält wie 3 : 2 : 1, und

zwischen welche dann die durch Amt oder Vasallennexus ausgezeichneten Mittelfreyen *medii mediani* im Verhältniß von $2\frac{1}{2}$ hineingeschoben worden. Ich habe bey Gelegenheit des alamannischen Formelbuchs (Gel. Anz. 1850 No. 50) in diesen Blättern weitere Gründe für diese Ansicht vorgetragen. Neuerdings ist durch Karl Simrock „die Edda,“ ein sehr wichtiges und entscheidendes Zeugniß für jene drey Urstände bekannt geworden, welches ganz geeignet ist, den Streit in der Hauptsache endlich abzuschließen. In der älteren Edda nämlich findet sich ein Lied, welches die Entstehung der drey Stände unmittelbar an die alte Götterlehre und den religiösen Mythus der Germanen anknüpft. Das aber ist sicher ein unverwerflicher Beweis, daß die ständische Gliederung von dem Volke als eine ursprüngliche, von den Göttern selbst geordnete betrachtet wurde. Dann aber ist es sicher nicht befremdend, woran Merkel Anstoß genommen hat (Pactus I. No. 64), daß die Einheit des Wergelds bey dem untersten Stande angenommen und mit den höhern Stufen vervielfältigt wird. Ursprünglich hat man sich diesen untersten Stand nur nicht als Freygelassene zu denken, sondern als einen in sich begründeten erblichen niedern Volksstand, in den die Freygelassenen später eintraten, wie bey den Römern die libertini in den Stand der *clientes*.

(Fortsetzung folgt.)

Die Realien in der Iliade und Odyssee von J. B. Friedreich.

(Schluß.)

Man hat gleichwohl gegen die ausdrücklichen Worte des Dichters die Kimmerier diesseits des Okeanos gesetzt. Wie wäre das möglich, da dann die Kimmerier gerade dahin gebracht werden, wo die Sonne untergeht? Mit Bergen, die Voß nach Muthmaßung der Spätern dahin stellt, ist auch nichts geholfen; die können wohl das Land beschatten, aber nicht

bewirken, daß es fortwährend in Nacht und Dunkelheit eingehüllt ist. Es bleibt also nichts übrig, als die Worte des Dichters zu verstehen, wie sie vorliegen und anzunehmen, daß nach homerischer Vorstellung Odysseus, nachdem sein Schiff das Meer verlassen, über den Okeanos hinwegsegelt und wie er an die Gränzen desselben (ἐς πείρατα) gelangt, sich ausserhalb des Sonnenreiches in einer andern Welt, in einem novus orbis, dem Reiche der Nacht befindet, in welchem die Kimmerier wohnen, das Haus des Hades ist und was außerdem davon berichtet wird.

Der Verf. folgt dann den weiteren Stoffen, welche Welt- und Erdkunde ihm an die Hand geben und handelt vom Erdkörper, von den Meeren, Flüssen, Quellen, den Bergen, den einzelnen Ländern und ihrer Geographie und vom Aufenthalte der Abgeschiedenen. Dann folgt mit vieler Sorgfalt und großer Vollständigkeit aufgeführt, was über Mineralien, Pflanzen und Thiere beym Dichter vorkommt. Doch ist vergessen anzuführen, aus welchen pflanzlichen Stoffen (Il. σ, 595 und anderwärts) τῶν δ' αἱ μὲν λεπτὰς ὀθονας ἔχον οἱ δὲ χιτῶνας die ὀθόναι λεπταὶ bestanden haben. Die Frage wurde neulich von dem großen Geographen Karl Ritter in seiner in der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung über die Verbreitung der Baumwolle aufgenommen und behandelt. Hierauf folgt die Lehre von dem Menschen, seinen physischen Beschaffenheiten und einzelnen Theilen; dann dem Psychischen mit den Grundbegriffen der homerischen Psychologie, den Krankheiten, dem Tode.

Zu wünschen wäre gewesen, daß von der Darstellung der psychischen Zustände der Verfasser, ehe er zu den Grundzügen des Charakters kam, bestimmter auf die geistigen Funktionen, auf das, was dem Dichter Denken, Entschließen und Handeln ist, auf das Oertliche und die Mittel dieser Thätigkeiten eingegangen wäre, von dem Psychischen also das eigentlich Logische, soweit es in den Homer gehört, bestimmter geschieden hätte. Denn hängt auch nach den Vorstellungen des Dichters empfinden und denken, wahrnehmen und urtheilen innerlich zusammen, und verfließt auch nicht selten die eine Vorstellung

mit der andern, so tritt doch das Denken als die höhere Potenz, das νόημα an mehreren Stellen bestimmt hervor und ist außer Verkehr mit φρένες, θυμὸς oder ἦτορ, obgleich in dem Gebiet der Organe von diesen mit eingeschlossen, da eine Betheiligung des Hauptes und des Gehirnes an den geistigen Verrichtungen beym Dichter nicht gedacht oder erwähnt wird. Der Verf. legt dann mit gleicher Vollständigkeit die Verhältnisse der Geschlechter, der Eheleute, der Familienglieder dar, die der Sclaven, der Freunde, der Gastfreunde und der Fremdlinge, und geht dann zur Bekleidung und zur gymnastischen Pflege, zu Speisen und Getränken über; hierauf folgen die Beschäftigung, Thierzucht, Landbau Handel und Gewerbe, Baukunst und Herstellung der Geräthe, Unterhaltung durch Gesang, Musik, Tanz, Gymnastik und Spiele; dann das Kriegswesen. Die Staatsform, die Verhältnisse des Volkes zu den Mächtigen und Königen, Recht und Rechtspflege reihen sich an und diesem, was über Kultus, Priester und Mantik zu sagen war. Der Verf. geht dann noch auf das Einzelne, auf die Heroen und ihre Persönlichkeiten über und schließt mit der Lehre von den Göttern, von ihrer Natur, ihrem Aufenthalte, ihrer Herrschaft und dem, was über Einzelne und ihren Einfluß zu sagen war. Es würde die Gränzen dieser Anzeige überschreiten, wenn wir in die einzelnen Abschnitte eines eben so reichhaltigen als wohlgeordneten Werkes folgen wollten. Es erübrigt nur noch, daß wir das Verdienst anerkennen, welches er sich um die Verbreitung der Kunde der homerischen Realien oder Alterthümer erworben hat und sein Buch der ihm gebührenden Beachtung, besonders Seitens der Schulmänner empfehlen.

Fr. Th.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. *De republica Alamannorum commentarios etc.*

II. *Monumenta Germaniae historica.*

(Fortsetzung.)

Der Mythus der Edda, der für die älteste Rechtsgeschichte der Germanen sehr wichtig ist, erzählt die Begründung der Stände folgendermassen: Der Ase Heimdall zog unter dem Namen Rigr über das Land. Da traf er zuerst ein Haus mit offener Thüre und ging hinein. Darin saß in schlechtem Gewand ein Ehepaar, Ai und Edda (Urgroßvater und Urgroßmutter). Er setzte sich zu ihrem Tische, aß mit ihnen schweres Brod und Fleisch vom Kalb, und schlief während drey Nächten in ihrer Mitte. Nach neun Monaten wurde dann von der Edda ein Knabe geboren von dunkler und rauher Haut, knotigen Gliedern und unschönem Gesicht, Thräl (der Knecht), der die Magd Thyr heirathete und der Stammvater der Knechte wurde, welche Aecker misten, Schweine mästen, Geißen hüten und Torf graben. Auf der weiten Fahrt kam Rigr an ein anderes Haus, zu Ati und Amma (Großvater und Großmutter), beyde von besserem Wuchs, der Mann mit Weben, die Frau mit Spinnen beschäftigt. Auch da verweilte er drey Nächte; und wieder nach neun Monaten wurde ein Knabe geboren, Karl mit Namen, mit rothen Wangen und funkelnden Augen. Als er heranwuchs, zähmte er Stiere, zimmerte Wagen, baute Häuser und Scheunen und bestellte das Feld. Dann heirathete er die Snör und zeugte mit ihr das Geschlecht der freyen Bauern. Endlich kam Rigr zu einem höheren Hause, in dessen Saale Vater und Mutter saßen, in weiten Gewändern, der Mann Bogen und Pfeile versuchend, die Frau im Schleier, Geschmeide an der Brust. Auch bey ihnen verblieb er drey Nächte: und neun Monate nachher ward ein Knabe geboren, Jarl genannt, mit lichten Locken, leuchtender Wange, scharfen Augen. Als der Knabe aufwuchs, lernte er Linden schälen, Sehnen winden, den Bogen spannen, Pfeile schäften, Spieße werfen, Lanzen schwingen, Hengste reiten, Hunde hetzen, Schwerter ziehen, den Sund durchschwimmen. Rigr selbst nahm sich der Erziehung an und lehrte ihn die Wissenschaft der Runen, und gab ihm Erb und Eigen und Ahnenschlösser in reichem Maße. Dann vermählte sich Jarl mit der adelichen Erna und ward der Stammvater der Edlen, der Fürsten. Die Sage enthält noch manche feine Züge über das Wesen der drey Urstände. Das Hervorgehobene aber genügt, um die ursprüngliche Anschauung des Volks über die verschiedenen Stände, die alle drey gewissermassen zu seinem Leibe gehören, klar zu machen. Die eigentlichen Sclaven gehören keineswegs dazu. Diese sind, das weiß Volk und Sage gar wohl, kein Urstand, sondern erst durch Krieg und Gewalt in die Eigenschaft gerathen.

Kehren wir zu Merkels Auffassung zurück. Statt die beyden Stellen des alten Pacht und der Chlotharischen Gesetzgebung in Uebereinstimmung zu finden, glaubt er dieselben widersprechen sich. Die *primi* Alamanni der ersten Stelle hält er wieder mit Eichhorn und Wilda nicht für den alamannischen Adel, sondern für einfache Freye und erklärt sie für gleichbedeutend mit den *liberi* der zweyten Stelle.

Um deßwillen nimmt er an, die 240 Schillinge Wergeld jener primi und die 160 Schillinge dieser liberi seyen die gleiche Summe, folglich dort ältere (leichtere) Schillinge von 2 Tremisses, hier neuere durch die Franken eingeführte schwerere Schillinge von 3 Tremisses gemeint. Allein es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß die einfachen Freyen als „*primi*“ oder „*meliorissimi*“ bezeichnet werden. Was bliebe dann für den Adel für ein Ausdruck übrig? Ueberdem wäre bey jener Annahme von dem Wergelde des Adels gar keine Rede in dem Gesetz. Die, welche einen alten Volksadel leugnen, werden sich freylich leicht über diese Bedenken hinweg setzen. Dafür gerathen sie denn aber auf anderer Seite in neue Verwicklung, denn sowohl die Zeugnisse der Geschichte als die Analogie der übrigen germanischen Völker sowie die ganze Anlage der alt-germanischen Verfassung weisen so bestimmt auf die Existenz auch eines alamannischen Adels hin, daß sie sich mit diesen unmöglich zurecht finden können, ohne die ganz moderne Vorstellung von ich weiß nicht welcher germanischen Urdemokratie aufgeben zu müssen. Es ist neuerlich häufig nicht mehr beachtet worden und liegt doch dem unbefangenen historischen Sinne so klar vor, daß schon von Anfang an alle politischen Zustände aller germanischen Völker aus monarchischen aristokratischen und demokratischen Elementen zugleich zusammengefügt sind. Auch die alamannischen Häuptlinge waren sicher alter Volksadel.

Die *mediani Alamanni* und die *medii Alamanni* der beyden Stellen hält er sodann trotz ihres Namens nicht für Alamannen, sondern für Franken, die in Alamannien wohnen. Es ist diese Auslegung so unglaublich, daß ich erst nach mehrmals wiederholter Lektüre mich habe überzeugen lassen, daß Merkel wirklich diese Meinung gewagt habe. Zum Beweise will ich seine Worte herschreiben. Comment. III Note 39. „Deinde *Francos* c. a. 536 imperio id assecutos esse, ut *ipsi* viri gildum lege sua introductum tamquam *medii* inter Alamannos haberent.“ Lex Alam. Part II. Note 64.: „tum Francorum dominatione evanuisse antiquum libertini jus civile, et ordines statuliberorum ita aestimari coepisse — medium Alamannum *sive Francum* 200 solid.“ Die Sonderbarkeit dieser Interpretation wird noch befremdlicher, wenn man bedenkt, daß nach ihr die mittleren Alamannen d. h. Franken in dem Pactus ein Wergeld von 240 leichten und einige Jahre später in dem Chlotharischen Gesetz von 240 schweren Schillingen hätten, ferner, daß jene in dem Pactus niedriger geschätzt waren, als Alamannische Freye, ungeachtet sie zu dem mächtigeren Volke gehören, und in dem Gesetze Chotars höher als die Ersten der Alamannen, obwohl sie noch die „Mittlern“ heißen. So häufen sich, bloß um der willkührlichen Annahme willen, daß die Solidi der beyden Gesetze nicht dasselbe bedeuten, und daß die primi einfache Freye seyen, die Unwahrscheinlichkeiten. Wie einfach stellt sich dagegen Alles, wenn wir die mediani Alamanni für gehobene mittelfreye Alamannen halten, die zwischen Freye und Adel in die Mitte treten, und in beyden Gesetzen das nämliche Wehrgeld haben, das der mächtige Stamm der freyen Franken besitzt?

Die *barones de mino fledis* endlich, in denen wir die einfachen, durch Nichts ausgezeichneten freyen Alamannen erkennen, die Bauern von minderm Geschlecht hält Merkel für die Alamannen, welche eine Zeit lang unter römischer Herrschaft gestanden und deßhalb nach der Wiedervereinigung mit ihren siegreichen Volksgenossen eine Stufe tiefer als diese gestellt worden seyen. Er behauptet überdem, diese barones de mino fledis oder Leti seyen bald nach dem Pactus zum zweyten Male geniedert und den Liten, beziehungsweise Freygelassenen gleichgestellt worden, und diese zweyte Herabsetzung sey durch den Einfluß der fränkischen Könige geschehen. Auch hier häufen sich die Unwahrscheinlichkeiten. Es ist nicht glaublich, daß in Folge der Wiedervereinigung der frey gebliebenen und der unter Römerherrschaft gewesenen Alamannen ein neuer Stand geschaffen und zwischen die beyden nach Merkel ursprünglich allein berücksichtigten Stände der ingenui (240 Sol.) und libertini (80 Sol.) hineingeschoben worden sey. Schon diese Zahlen deuten auf eine ältere Abstufung von 80, 160, 240. Vielmehr sind auch die römischen Alamannen

wohl nun wieder eingereiht worden in die bestehenden Stände, und da mag es wohl seyn, daß nur ein Theil derselben ihre alten Standesrechte noch behaupten konnte, ein anderer Theil aber, der unter den Römern den Colonen ähnlich behandelt worden war, trotz des freyen Blutes nur noch den Liten und Freygelassenen gleiches Recht erlangte, und sich mit dem geringen Wergeld von 80 Solidi begnügen mußte. Aber wie diese Verhältnisse auch damals geordnet worden seyn mochten, so scheint eine zweyte Herabsetzung der vormaligen Leten durch die Franken mitten im Frieden durchaus unnatürlich. Ständische Verhältnisse sind überhaupt von Natur sehr zähe. Sie waren es ganz besonders in der ältern Zeit, welche auf die Ueberlieferung des Blutes einen viel größeren Werth legte, als es in unserer Zeit vernünftig scheint. Da ließ sich nicht durch Gesetze mit den Ständen so beliebig umspringen und bald so bald anders bestimmen.

In die nemliche IV. Periode um das Jahr 620 versetzt Merkel die alamannische Gesetzgebung Chlothars II. in 75 §§. durch welche vornämlich für die neue christliche Kirche gesorgt wurde. Er weist nach, daß unter dem Chlotar, der 33 Bischöfe, 34 Herzöge und 65 Grafen zur Seite hatte, nicht der erste, sondern der zweyte zu verstehen sey. Unter dem Titel: *Lex Alamannorum a Klothario constituta* theilt er dieses Gesetz aus den Codices A. und B. mit.

In diesem Gesetz kommt auch VIII. B. die Erwähnung der „freyen Gotteshausleute“ vor, mit denen die „Königsleute“ (coloni regis) XXIII. 1. verglichen und welche den übrigen Alamannen gleichgestellt werden, ein neuer Beleg für unsere Annahme, daß die barones de mino fledis die Masse der einfachen und minderen Bauern umfaßt habe, ob sie nun auf eigenem oder grundherrlichen Boden gesessen waren.

Ebenso das dritte Stück im Jahr 630, das Merkel als *leges Chlothariano codici adjunctae sive legum liber secundus* bekannt macht. §§. 76 — 97. und das vierte von ungewissem Jahr: „*Additamenta sive legum liber tertius* §§. 98—104.

Erst von dieser Chlotharischen Gesetzgebung an, will Merkel die politische Organisation von Alamannien datiren, nach welcher ein Herzog an der Spitze des ganzen Stammes stand, unmittelbar unter dem ostfränkischen Königthum, und Gau- und Zentgrafen als Richter in die Gaue und Zente gesetzt wurden. Möglich ist es, und sogar wahrscheinlich, daß diese Einrichtung durch die Franken wieder fester geordnet und namentlich auch die Aemter in größere Abhängigkeit je zu den obern Würden und Gewalten gebracht wurden. Der Hauptsache nach aber sehen wir auch in diesen Aemtern nur das alte Recht in seiner der damaligen Zeit gemäßen Form, nicht aber eine ganz neue Staatsordnung.

5) Fünfte Periode von 638 — 749. Während das alte merovingische Königshaus sich dem Untergange zuneigte und die karolingischen Hausmeyer mehr und mehr die königliche Macht an sich zogen, suchten auch die alamannischen Herzoge größere Selbstständigkeit für sich und ihr Volk zu erlangen, und es glückte ihnen in dem Maße, daß der alamannische Herzog Landfrid († 730) es wagen konnte, auf einem großen alamannischen Volksding die Gesetzgebung des Königs Chlotar aus eigener Machtvollkommenheit zu revidiren. Aus den Handschriftenfamilien C und D theilt Merkel dieses revidirte Gesetz in 98 §§. mit: als *Lex Alamannorum Lantfridana*. Die Abweichungen von dem früheren Gesetze sind indessen nicht bedeutend.

In dem Kampfe mit fränkischen Herzogen aber erlagen die Alamannen endlich und mit Landfrid II. (747 — 749) schließen die sicheren Nachrichten über das einheimische Herzogsgeschlecht ab.

6) Sechste Periode von 749—887. Von da an werden die alamannischen Länder von denen das Elsaß früher unter besondern den Merovingern treu gebliebenen Herzogen getrennt worden, als fränkische Provinz behandelt, und durch königliche Kammerboten verwaltet. Der Untergang der herzoglichen Dynastie hatte die Erhebung der übrigen geistlichen und weltlichen Herren der Bischöfe und Grafen zur nothwendigen Folge. Zur Zeit des Königs Karls des Großen im Jahr 771 wurden die

Grenzen der Provinz Alamannien, die nun wieder das Elsaß umfaßt, so bezeichnet: gegen die Ostfranken sind die Klöster Ellenwang und Feuchtenwang allemannische Gränzorte, ebenso Condistat und Hirsau fränkische. Von den Bayern scheidet der Lech und der Karlsgraben, von den Burgundern die Aar und das Uechtland des Jura. Im Süden wird das Land von den Alpen begränzt, wo sich deutsche und wälsche Sprache scheiden. Das Land Rhätien wird nun ebenfalls zu Alemannien geschlagen.

Durch Karl den Großen wurde denn auch das alamannische Gesetz Landfrids einer neuen Recension unterworfen und so entstand die *lex Alamannorum Karolina reformata*, welche Merkel als VI. Stück aus den handschriftlichen Familien C. E. F. G. H. u. I. herstellt. Diese neueste Recension des Gesetzes um 802 ist mit XCV. Titelüberschriften versehen und zeichnet sich von den alten durch eine correctere Sprache aus. Auch hat sie einige neue Bestimmungen, die in den Handschriften vor dem Jahre 800 nicht vorkommen.

Ueberall ist der berichtigte Text theils von Varianten der zahlreichen Handschriften begleitet, theils durch erklärende Anmerkungen ausgestattet, welche auch auf die spätern mittelalterlichen Rechtsquellen fortwährend sorgfältige Rücksicht nehmen, und in denen von Neuem der bewundernswürdige Fleiß des Autors sich kund gibt. Wir können nur wünschen, daß möglichst bald die übrigen Leges in ähnlich gediegener Weise bearbeitet werden, aber zugleich das Bedenken nicht unterdrücken, daß eben die ungewöhnliche Sorgfalt und Ausdehnung der ganzen Anlage des Werkes die Erfüllung dieses Wunsches bey unsern Lebzeiten zu verhindern droht.

7) Siebente Periode von 888 — 920. Trennung von Deutschland und Frankreich, steigende auch weltliche Macht der Bischöfe und Aebte. (In den Noten 20 §. XI. der Comment. theilt Merkel eine große Zahl von Immunitätsprivilegien mit.) Verbindung mehrerer Grafschaften in Einer Hand entgegen den früheren Reichsgesetzen. Beginnende Erblichkeit der Herrschaften.

8) Achte Periode von 920 — 1096. Erneuerung des alamannischen Herzogthums, welches freylich nie gesetzlich abgeschafft aber faktisch eine Zeit lang beseitigt war. Burkard I. ward 920 als Herzog bestätigt, die Würde aber in der Folge oft noch von den deutschen Königen ohne Rücksicht auf das Erbrecht verliehen. Die mächtigen Herzoge der Alamannen waren bald als Freunde des Königs die wichtigsten Stützen seiner Herrschaft, als Gegner dessen gefährliche Rivalen, besonders damals als Burgund mit Alamannien verbunden war. Spaltung der Alamannen nach Rudolphs Tode (1090) unter die Häuser Zähringer und Staufen, welche die Trennung des Herzogthums Zähringen und Schwaben zur Folge hatte (1096).

9) Neunte Periode von 1096 — 1250. In Schwaben regierte nun die Dynastie der Hohenstaufen, welche in der Folge die Herrlichkeit des deutsch-römischen Reiches als Kaiser erneuerten. Kräftigung des neuen Bürgerstandes in den Städten, welche in großer Zahl gegründet wurden. Auch viele Klöster wurden neu gestiftet, ältere mit neuen Rechten begabt. In den Noten ist wieder ein langes Verzeichniß solcher Stiftungen und Vergabungen zu lesen. Der Weltkampf der Päpste mit den Kaisern hatte auch in Schwaben erhöhte Selbstständigkeit der geistlichen und weltlichen Herren, und zuletzt den Fall des Kaiserthums zur Folge. Umbildung der Stände, wie sie nun im Schwabenspiegel bezeichnet werden: 1) Semperfreye d. h. Sendbarfreye *viri synodales*, die Fürsten und Herrn, zu denen indessen in weiterm Sinne nach Reichsrecht, nicht nach Lehensrecht auch die übrigen nicht mit Hoheitsrechten ausgerüsteten aber der Verleihung solcher fähigen Glieder ihrer Geschlechter zu zählen sind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Gleanings from the Menagerie and Aviary at Knowsley Hall. I. Knowsley. 1846. 10 S. mit **17** Tafeln in groß. Folio. — **II. Hoofed Quadrupeds. 1850. 76 S.** mit **59** Tafeln in groß Folio.

In diesen Tagen haben wir durch die Vermittelung des Herrn J. E. Gray, Curators der zoologischen Sammlung des brittischen Museums, ein überaus kostbares und prachtvolles Werk, die **Gleanings from the Menagerie and Aviary at Knowsley Hall**, zum Geschenk erhalten. Es enthält dasselbe Abbildungen von Thieren, hauptsächlich von solchen, die in der berühmten Menagerie des Earl of Derby in Knowsley Hall gelebt haben, und dieser ist es auch, der auf seine Kosten das genannte Kupferwerk hat erscheinen lassen. Der Name des erlauchten Grafen ist allen Zoologen wohl bekannt, sowohl wegen der reichen Menagerie, die er in Knowsley Hall unterhalten, als wegen der Liberalität, mit der er den einheimischen Zoologen Gelegenheit gegeben hat, die dort aufgestellten Thiere zu studiren. Noch weiter hat sich aber seine Wirksamkeit und sein Verdienst um Förderung der Kenntniß der Thierwelt verbreitet durch die Herausgabe des eben genannten Werkes, das er nicht in den Buchhandel gegeben, sondern lediglich zum Geschenk für zoologische Sammlungen und Gesellschaften, so wie für andere Freunde der Naturwissenschaften bestimmt hat.

Die Herausgabe dieses Kupferwerkes muß dem Grafen eine enorme Summe gekostet haben, da es mit der größten Pracht ausgestattet worden ist, sowohl was Größe des Formats und Schönheit des Papiers, als Zeichnung und Behandlung des Kolorits betrifft. Es fallen aber diese Bilder nicht bloß herrlich in das Auge, sondern der Kenner erfreut sich auch noch insbesondere an der naturgetreuen Auffassung ihrer Gegenstände, die freylich nicht in ausgestopften Exemplaren, sondern in lebenden Thieren bestanden, so daß der Künstler wie der Zoolog in gleichem Grade von diesen Darstellungen befriedigt wird. Die Säugthier-Abbildungen, welche die übergroße Mehrzahl ausmachen, behaupten offenbar den ersten Platz unter den künstlerischen Leistungen auf diesem Gebiete, und wir ziehen sie selbst noch den Abbildungen in dem mit Recht berühmten Werke von Geoffroy und Fr. Cuvier vor. Leider ist der Graf vor einiger Zeit gestorben und damit scheint auch die Fortsetzung dieses Prachtwerkes beschlossen zu seyn; indeß ist doch bereits so viel davon erschienen, daß der Name des Earl of Derby in der Geschichte der Zoologie ein bleibendes Gedächtniß sich gesichert hat.

Der Graf begnügte sich indeß nicht damit, die Kosten zur Unterhaltung und Abbildung seltener Thiere herzugeben, sondern er studierte sie selbst in ihren Lebensverhältnissen, und gab sich besondere Mühe sie zur Fortpflanzung zu bringen und stellte namentlich eine Reihe höchst interessanter Versuche über Bastardbildungen und über die Grenzen der Fruchtbarkeit der Bastarde an; Beobachtungen, die in zoologischer und physiologischer Beziehung von großem Werthe sind. Seine nach dieser Richtung hin gemachten Erfahrungen hat der Graf in diesem

Werke niedergelegt, als Anhang zu den kurzen Beschreibungen, welche J. E. Gray den Abbildungen beyfügte.

Die erste im Jahre 1846 erschienene Abtheilung der Gleanings ist dem Umfange nach die schwächste, denn sie enthält nur 17 Tafeln, auf deren jeder eine Thierart abgebildet ist, und zwar sind folgende Species dargestellt.

Nyctipithecus felinus, Pithecia rufiventer, Lemur rufus, Felis Yaguarondi, Sciurus javensis, Arctomys empetra.

Penelope superciliaris, pileata, pipile und purpurascens; Rhea americana; Grus (Balearica) regulorum; Ardea (Scops) paradisea; Anas (Chenalopex) jubata; Rollulus superciliosus.

Tyrse (Trionyx) Argus.

Die zweyte Abtheilung ist erst im vorigen Jahre erschienen und an Umfang viel stärker als die vorige, indem sie 59 Tafeln enthält, die lediglich Säugthiere, und unter diesen bloß Hufthiere abbilden, darunter sehr seltene, und öfters die verschiedenen Alter und Geschlechter in Gruppen zusammengestellt. Die Gattungen, die hier zur Darstellung kommen, sind die Antilopen, Moschusthiere, Hirsche, Lamas und Pferde nnd zwar in folgender Vertheilung.

Tab. 1 — 30. Antilopen, nämlich

Cephalolophus Grimmia, Campbelliae, coronatus, rufilatus, dorsalis, niger, silvicultrix, Ogilbyi, melanorhaeus, punctulatus, Whitfieldii, Maxwellii.
Gazella Dorcas, rufifrons.
Scopophorus montanus.
Eleotragus capreolus, reduncus.
Adenota Kob.
Oryx leucoryx, gazella.
Addax nasomaculatus.
Catoblepas Gnu, Gorgon.
Boselaphus Bubalis, Caama.
Damalis pygarga, senegalensis, albifrons.
Tragelaphus euryceros, scriptus.
Strepsiceros Kudu.

Oreas Derbianus, Canna.
Portax Tragocamelus.
Anoa depressicornis.

Tab. 31 — 35. Moschusthiere:

Hyemoschus aquaticus.
Meminna indica.
Tragulus Stanleyanus, pygmaeus, javanicus.

Tab. 36 — 48. Hirsche:

Cervus canadensis, barbarus, Wallichii.
Rucervus Duvaucelii.
Hyelaphus porcinus.
Rusa equina.
Cariacus Lewisii, virginianus.
Coassus rufus, nemorivagus.

Tab. 49 — 52. Lama's:

Lama Vicugna, Huanaco, Glama, Pacos.

Tab. 53 — 56. Einhufer:

Asinus Hemionus (unrichtig bestimmt, ist A. Onager).
Quagga, Burchelli, Zebra.

Tab. 57 — 59. Bastarde von diesen wilden Pferdearten.

Im Texte hat sich Gray nicht bloß auf Erläuterung der hier abgebildeten Hufthiere beschränkt, sondern eine systematische Uebersicht über alle Arten von Wiederkäuern und Einhufern gegeben, dieselben durch eine kurze Diagnose charakterisirt und die wichtigere Synonymik beyfügt. Es ist dieß das reichhaltigste Verzeichniß von Wiederkäuern, das bisher erschienen ist.

I. *De republica Alamannorum commentarios etc.*

II. *Monumenta Germaniae historica.*

(Schluß.)

Es ist das indessen nicht ein neuer Stand sondern wieder nur der alte des alamannischen Nationaladels, der wohl inzwischen durch neue Familien vermehrt worden, aber auch durch Aussterben anderer vermindert worden war. Merkel hält selbst die Semperfreyen für bloße Freye, die ihre Freyheit erblich und unversehrt bewahrt haben. Die Beyspiele die er anführt, beweisen aber höchstens einen wechselnden Sprachgebrauch, wie er auch sonst in allen Rechtsverhältnissen des Mittelalters sehr oft ein sicheres Verständniß erschwert und gerade hier aus der Gerichtsverfassung (Send der Bischöfe u. Vögte) leicht erklärlich ist. 2) Die Mittelfreyen, die doch auch wieder an die alten mediani, wie jene an die primi erinnern. Ich wiederhole, das Leben der Stände ist zähe und läßt wohl ein Wachsthum und selbst eine allmähliche Umbildung, nur selten aber totalen Untergang und völlige Neugestaltung zu. Die damaligen Mittelfreyen bestehen großen Theils, aber nicht ausschließlich aus der freyen Ritterschaft. Die bloßen Ministerialen aber, die nur Hofrecht besitzen, nicht Lehensrecht, sind nur ganz ausnahmsweise zu dieser Zeit an die Seite jener getreten. Daß diese zum Theil aus freyen Gotteshausleuten zum Theil aus königl. Gotteshausleuten vorzüglich erhoben worden sind, erkennt auch Merkel an. 3) Die freyen Landsassen, außerhalb der Städte nun überall fast in die Lage der Vogteileute niedergedrückt, auch da wo sich das Andenken an ihr Eigenthum am Boden unter den freyen Bauern erhalten hatte. Eher erhielt sich die alte (einfache) Freyheit in den Städten.

10) Zehnte Periode von 1250 — 1268. Nach dem Aussterben der Zähringer und mit dem Untergang der Hohenstaufen geht die politische Einheit des Herzogthums Alamannien für immer unter. Es theilen sich in die große Verlassenschaft die einzelnen Fürsten, Herren, Städte. Den Zähringern folgten die Markgrafen von Baden, die Herzoge von Teck, die Grafen von Kyburg und die Grafen von Urach; dem Geschlecht der Lenzburger, ebenfalls von altherzoglichem Geblüte, die Grafen von Bregenz, Buchhorn und Kyburg, denen wieder die Grafen von Dillingen, Tübingen und die vordem schon gewaltigen Welfen folgten. Mehr mit den Staufen verwandt waren die Grafen von Grüningen und von Wirtemberg. Diese alle aber wurden bald überragt von dem jüngeren Geschlechte der alamannischen Habsburger.

11) Das letzte Capitel XII ist den Rechtsquellen gewidmet, welche um diese Zeit und bald nachher auf alamannischem und schwäbischem Boden entstehen. Das wichtigste ist der Schwabenspiegel, über dessen Entstehung und Geschichte Merkel manche neue und treffende Bemerkung macht. Schon früher stand es fest, was auch sonst alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß das Buch zur Zeit König Rudolphs von Habsburg verfaßt wurde. Merkel weist nach, daß es zwischen 1276 und 1281 vollendet und wahrscheinlich von einem Augsburger bearbeitet worden sey. Für diese Annahme führt Merkel hauptsächlich folgende Gründe an: a) In dem Schwabenspiegel sind Decretale Gregors IX. v. 1234 und Gesetze Friedrichs II. von 1235 erwähnt und wird Rücksicht genommen auf ein Ereigniß v. 1257. b) die Befestigung des Wahlrechts der sieben Kurfürsten, die nicht vor 1240 gehört. c) Hindeutungen des Schwabenspiegels, daß es damals keinen Herzog von Schwaben gegeben habe, woraus folgt, daß derselbe nach 1268 geschrieben worden. d) Hindeutung auf die Regierung des Königs Rudolph selbst bey Cap. 6. c. 137: „Der kunc giht, er sul in allen steten da bistum inne sind hof gebieten. Da criegten etwenne die pfaffen fursten wider, die hant ir criec nu geläzen.“ e) Der vierte weltliche Kurfürst, des Reiches Schenke, wird in den besten Handschriften als Herzog von Bayern oder ausnahmsweise gar nicht genannt. Während des XIII. Jahrhunderts wird häufig der König von Böhmen erwähnt, als Schenke des Reiches und bey der Kur betheiligt, so 1211 (für Friedrich II.), 1237 (für

Konrad), 1250 (von den Dichtern Reinmar von Zweter u. Frauenlob), 1257 (für Alfons v. Caſtilien), 1273 (durch Geſandte vertreten bey der Wahl Rudolphs v. Habsburg; ebenſo ſpäter wieder 1291 (nach Rudolphs Tode) 1298 (für Albert u. ſ. f.). Nur im Jahre 1275 war der König von Böhmen durch Reichsurtheil zu Augsburg von ſeinen Reichsrechten entſetzt worden und wird erſt wieder 1278 neben den andern Kurfürſten erwähnt. Es kann daher nur damals die Stelle verfaßt worden ſeyn. Der Herzog von Bayern wird wie der König von Böhmen unter den Wahlfürſten erwähnt, welche 1199 für Philipp und 1237 für Konrad waren. Seitdem aber der Herzog von Bayern 1227 auch Pfalzgraf zu Rhein wurde, wird er in dieſer Eigenſchaft als Kurfürſt erwähnt. Im Jahr 1255 aber theilte ſich die Bayeriſche Dynaſtie wieder und da werden 1257 beyde Brüder, der Pfalzgraf zu Rhein und der Herzog von Bayern, als Wahlfürſten für Richard genannt. An der Wahl Rudolphs nahm aber nur der Erſtere Theil und damals nun erhob ſich der Streit über das Wahlrecht der Herzoge von Bayern, welcher 1275 dahin entſchieden wurde, daß „voces ducum Bavariae comitum palatini Rheni ratione Ducatus pro una in septem Principum jus in electione regis romani habentium numero gerechnet wurden. Möglich, daß damals Herzog Ludwig von Bayern die günſtigen Momente der Aechtung Ottokars benutzen wollte, um auch deſſen Schenkenamt und Kurrecht an Bayern zu bringen. Eine ſolche immerhin irrige Auffaſſung ging nun auch in den Schwabenſpiegel über. Später indeſſen wurden doch immer nur ſolche Bayeriſche Fürſten als Kurfürſten erwähnt, welche zugleich Pfalzgrafen bey Rhein waren, bis denn im XVII. Jahrhundert der frühere Gedanke neue Verwirklichung fand. f) Die Wahrſcheinlichkeit, daß das Augsburger Stadtrecht von 1275 in dem Schwabenſpiegel benutzt worden ſey, und nicht umgekehrt dieſer in jenem. g) Dagegen iſt derſelbe vor 1281 entſtanden, indem der Verfaſſer die in dieſem Jahre erlaſſenen Reichsgeſetze nicht kennt, die dann erſt in den ſpätern Handſchriften auch benutzt worden ſind.

Auf den Schwabenſpiegel bezieht Merkel den Bericht Gotfrieds von Ensmingen über einen großen Reichstag, den König Albert 1198 zu Nürnberg hielt, auf dem 50 Biſchöfe, 300 Herzoge und Grafen und 5000 Ritter ſich einfanden: „De ipsorum consensu multa *bona statuta* statuit, *per Alsatiam, Sueviam et totam terram Alamanniae publicari jussit*, que omnia utilia et necessaria fuerunt,“ und den noch beſtimmteren Bericht des Augsburger Chroniſten Gaſſar: „*Terrae Sueviae privatas leges* quas vulgo provinciale jus (d. h. Landrecht) vocant, ad quod infringendum nec ipsum papam posse leges ferre expressis verbis cautum est, non tam de novo tulit quam *multis jam saeculis receptas* confirmavit.“ Dafür ſprechen auch einige Handſchriften des Schwabenſpiegels, voraus die Baſeler, wo es heißt: „Dis buch wart gemacht und vollenbracht zu Nüremberg in eym berufnem hofe da man zalt von gottes gebürt zweyhundert und acht und achzig jar.“ (zu leſen 1298.) In Erwägung dieſer von Merkel meines Wiſſens zuerſt beygebrachten Stellen kann es nicht mehr zweifelhaft ſeyn, daß wirklich dem Könige das Rechtsbuch zur Sanction vorgelegt und von demſelben gutgeheißen worden iſt. Nur darf man deßhalb nicht die Vorſtellung einer Geſetzgebung im römiſchen oder modernen Sinne dieſer Beſtätigung unterſchieben.

Ueber die Verbreitung des Schwabenſpiegels in Schwaben, der Schweiz, in Bayern, Oeſterreich und über die Dauer ſeiner Autorität in den Gerichten theilt Merkel manche bemerkenswerthe Angabe mit. Ein treffendes Zeugniß liegt in dem Daſeyn der Handſchriften und dem alten Drucke des Buches, durch welchen erſt weitere Abſchriften überflüſſig gemacht werden.

Dem lehrreichen Büchlein über die Geſchichte Alamanniens wünſchen wir fleißige Leſer, und der ausgezeichneten Bearbeitung des alamanniſchen Volksgeſetzes eine baldige Nachfolge ähnlicher Werke.

Dr. Bluntſchli.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher mit besonderer Beziehung auf den von der Recordkommission in den **ancient laws and Instituts of England** herausgegebenen „liber poenitentialis Theodori a. C. e.“ von Dr. Karl Hildenbrand, Professor der Rechte an der königl. Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg. Würzburg, Stahelsche Buchhandlung **1851. 8. Seiten 132.**

Schon vor einigen Jahren hat der Verfasser der vorliegenden Untersuchungen in Schneiders neuen kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft (Bd. VII. S. 515. Leipzig 1845) auf eine selbstständige Schrift verwiesen, in welcher er seine damals nur angedeuteten Ansichten über das Pönitentialbuch des Erzbischofes Theodor von Canterbury († 690) und einige andere Pönitentialbücher genauer ausführen wolle.

Er war damals noch der Ansicht, daß das von der Recordkommission unter dem Namen Theodor's herausgegebene Pönitentialbuch Theodor auch wirklich zum Verfasser habe und nahm dieses Werk als Ausgangspunkt für seine Forschungen über die kleineren Pönitentialbücher an. In den jetzt vorliegenden Untersuchungen dagegen hat er diese Ansicht geändert und, wie er in der Vorrede sagt, es sich zur einen Hauptaufgabe derselben gemacht, die Gründe darzulegen, nach welchen das genannte Pönitentialbuch dem Theodor von Canterbury nicht zugeschrieben werden könne, sondern von weit jüngerem Datum sey. Dieses negative Ergebniß aber konnte ihn nicht befriedigen, sondern er wollte auch ein Rechtsbuch nachweisen, welches als das ächte Werk Theodor's anerkannt werden müsse. Dieses letztere will er in einem kleinen von ihm zum erstenmale (S. 83 — 125) herausgegebenen Pönitentialbuche erkannt haben, um damit auch die andere Hauptaufgabe seiner Untersuchung gelöst zu haben.

Seine Untersuchungen zerfallen nach einer Einleitung über die Bedeutung der germanischen Pönitentialbücher, welche sich auf zwey Paragraphen höchst allgemeinen Inhalts beschränkt, in drey Abschnitte. In dem ersten handelt er von den Bußsatzungen des Theodor von Canterbury (S. 5—65), in dem zweyten liefert er Bemerkungen zu dem Beda-Ecgbertischen Cyclus von Bußbüchern (S. 65 bis 72), in dem dritten gibt er Bemerkungen über das Poenitentiale romanum und das dem Cumean zugeschriebene Bußbuch (S. 72 — 83).

Die Ausdehnung der Untersuchung auf die in den beyden letzten Abschnitten genannten Werke rechtfertigt sich, wie der Verfasser richtig bemerkt, durch ihr Verhältniß zu Theodor's Pönitentialbuch, keineswegs rechtfertigt sich aber hieraus auch der von ihm gewählte Titel, den er aus demselben Grunde vertheidigen will. Sollte der Titel der vorliegenden Schrift ihrem Inhalte entsprechen, so mußte sie als das, was ihre Hauptaufgabe ist und den größeren Theil derselben einnimmt, auch überschrieben werden, nämlich als Untersuchungen über das Pönitentialbuch Theodor's, die in den zwey letzten Abschnitten

aber folgenden Bemerkungen konnten nur als das, als was sie wirklich erscheinen, nämlich als Nebensache behandelt werden.

Im ersten Abschnitte gibt der Verfasser zuerst (§. 3) die Literärgeschichte der Bußsatzungen Theodor's, dann versucht er einen Nachweis zu liefern, daß das in den ancient laws aus der Cambridger Handschrift O herausgegebene Bußbuch nicht dem Theodor zugeschrieben werden könne (§. 4 — 13), an diesen Nachweis reiht er Bemerkungen über den Inhalt der beyden von der Recordkommission mit N und Q bezeichneten Handschriften, und schließt damit, in den fünf letzten Paragraphen (§. 14—18) seine Ansichten über die ächten Bußsatzungen Theodor's mitzutheilen.

Bey der Wichtigkeit des Gegenstandes hält es Referent für nothwendig, sowohl das negative wie das positive Ergebniß dieses Abschnittes einer genauen Prüfung zu unterwerfen.

Hinsichtlich des ersteren versichert der Verfasser S. 13, eine genauere Untersuchung, gegründet auf sorgfältige Vergleichung der übrigen uns bekannten Stücke des Quellencyclus, zu welchem Theodor's Pönitentialbuch gehöre *), habe ihm die bestimmteste Ueberzeugung gegeben, daß Theodor unmöglich als der Autor dieses Werkes angesehen werden könne, dasselbe vielmehr die Bußregister Theodor's und spätere Verfasser zur Quelle habe. Er geht hierauf zur Darlegung seiner Gründe über, denen er eine Bemerkung über das Zeugniß des liber pontificalis, welches sich bey Paul dem Diakon wieder findet, vorausschickt.

Der liber pontificalis handelt nämlich im Leben des Papstes Vitalian zuerst von der Sendung Theodor's und Adrians zu den Angelsachsen und erwähnt dann des Pönitentialbuches Theodor's ausdrücklich. Der Verfasser will das Gewicht dieses Zeugnisses aufheben, indem er bemerkt, die ganze Stelle passe ihrem Style nach (?) nicht zu der vita des Papstes Vitalian, fehle in den ältesten Handschriften des liber pontificalis, sey erst später beygefügt worden, und könne mit Sicherheit nur dahin gedeutet werden, daß man im 8. Jahrhunderte die Ansicht hegte, Theodor habe sehr ausführliche (?) Bußsatzungen verfaßt. Die Stelle fehlt allerdings in den ältesten Handschriften, welche Muratori vor sich hatte, deßhalb aber keineswegs in allen andern, denn Fabrot hat sie in einer Handschrift gefunden, welche er aus der Bibliothek des Kanzlers de Thou erhielt und in der Vorrede als codex antiquissimus bezeichnet *). Würde sie aber auch wirklich im liber pontificalis fehlen, so würde doch das Zeugniß Paul des Diakon's, der Theodor's Zeit nicht so ferne stand, dafür genügen, daß Letzterer peccantium judicia mirabili et discreta consideratione geschrieben habe, was der Verfasser ohne allen Grund auf sehr ausführliche Bußsatzungen gedeutet hat. Unter den Gründen, welche den Verfasser überzeugt haben, daß der englische Text Theodor's von weit jüngerem Datum sey, führt er zuerst den an, die Handschrift O enthalte Stellen, welche entschieden nicht von Theodor herrühren (S. 16). Als solche bezeichnet er cap. XVI. §. 34, cap. XXXVIII. §. 8, endlich cap. XX. §. 1 — 10 und §. 20. Die erste Stelle lautet: si quis laicus cum pecude peccaverit vel jumento quidam X. annos, quidam VII annos, id est sueti, quidam III, quidam C. diebus. Oportet discretionem esse inter qualitatem pecudum vel hominum sicut *supra diximus*. Die beyden letzten Worte, sagt der Verfasser S. 16, weisen offenbar darauf hin, daß an einer früheren Stelle das Postulat ausgesprochen wurde, es müsse bey diesen Vergehen auf die Qualität der Subjekte und Objekte Rücksicht genommen werden, ein solches Postulat finde sich aber in dem Pönitentialbuche, das der Cod. O. gebe, nicht, auch sey die ganze Stelle einem spätern Bußbuche entnommen. Ref. sieht das von dem Verfasser nicht gefundene Postulat in dem vorhergehenden §. 19, in welchem es heißt: si quis cum uxore sua retro nupserit, poeniteat *quomodo de animali* id est annum. Ganz

*) Bey der Aufzählung der einzelnen Stücke dieses Cyclus vermißt man die von Muratori antiq. T. V. herausgegebenen Pönitentialbücher.

*) Man vgl. Anastasii bibliothecarii historia ecclesiastica cura Fabroti Venetiis 1729 fol. pag. 149 und die Ausgabe des liber pontificalis von Bianchini. Romae 1718. Tom. I. pag. 153.

in derselben Beziehung finden sich die beyden Stellen in Beda's Pönitentialbuch wieder, wenn auch in cap. 8 und cap. 12 getrennt.

Die zweyte Stelle in cap. 38 §. 8 soll nach S. 19 aus dem cap. 80 des Capitulare Carl des Großen vom Jahre 789 in die Handschrift O übergegangen seyn. Bey näherer Prüfung aber findet man, daß sie, die Richtigkeit dieser Ansicht vorausgesetzt, nicht bloß aus cap. 80, sondern auch aus dem vorhergehenden cap. 15 zusammengestellt in den Text der erwähnten Handschrift aufgenommen worden wäre.

Der Verfasser will in der Vergleichung dieser beyden Stellen nicht nur einen Beweis finden, daß das Pönitentialbuch des Cod. O. von Theodor nicht herrühre, sondern auch einen positiven Anhaltspunkt für die Bestimmung der Entstehungszeit desselben entdecken. Er glaubt, es müsse hienach wahrscheinlich nach 789 gesetzt werden, bemerkt jedoch dabey, es wäre auch möglich, daß das angeführte Capitulare nur eine wörtliche Wiederholung des in ihm erwähnten Synodaledikts Pipins gäbe und schon letzteres unmittelbar die Quelle des Cod. O. gebildet hätte. Dann, fügt er hinzu, könnte es nicht vor 752 gesetzt werden, jedenfalls aber sey es nicht früher als in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts entstanden.

Das Synodaledict Pipins, auf welches sich Carl der Große bezieht, hätte der Verf. leicht auffinden können. Es ist nämlich, wie sich aus dem Inhalte ergibt, das cap. 14 der Nationalsynode zu Verneuil an der Oise, das aber keineswegs mit dem angeführten Capitulare wörtlich übereinstimmt.

Eine solche Uebereinstimmung findet indessen auch nicht zwischen den beyden Stellen des Capitulare und der Handschrift O statt, wäre sie aber auch vorhanden, so hätte doch der Verf., um zu den von ihm gezogenen Resultaten gelangen zu können, vor Allem den Beweis liefern müssen, daß die Stelle über die Sonntagsfeyer im Cap. 38 §. 8 aus dem Capitulare in die Handschrift O übergegangen sey und nicht das umgekehrte Verhältniß

stattgefunden habe, oder beyde aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft hätten. Ref. hält auch letztere Annahme für möglich, weil sich in einer dem Augustin beygelegten Homilie de dominica (opera ed. Antwerpiae 1700 T. V. pag. 330), welche aber dem Cäsarius von Arles angehören soll, und im Canon 28 des dritten Concils von Orleans (538) fast dieselben Bestimmungen finden. Wahrscheinlicher aber ist es, daß die Capitularien die Stelle aus Theodor durch Vermittlung einer dritten Sammlung aufnahmen, als das Gegentheil anzunehmen, da die Capitularien Carl's des Großen im achten Jahrhunderte wohl schwerlich in England im Umlaufe waren, was den Verf. selbst an einer andern Stelle bewogen hat, an der englischen Abstammung der Handschrift O zu zweifeln, wogegen es keineswegs an Sammlungen fehlte, welche Auszüge aus Theodor enthielten.

Die 3. Stelle ist in cap. XX. §. 1—10 und 20 enthalten. Referent hatte in seiner Schrift über die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen S. 27 diese Stelle als eine Interpolation aus den Canonen der 721 zu Rom gehaltnen Synode Gregor's II. erklärt, welcher im §. 20 sogar namentlich erwähnt werde. Der Verf. erklärt sich dagegen wider alle spätere Einschiebungen durch Interpolation aus dem Grunde, weil sich das in der Handschrift O enthaltene Werk bey genauerer Vergleichung als eine Compilation erweise, in welcher die vorzüglichsten uns bekannten Pönitentialbücher benützt und systematisch verarbeitet seyen.

Diesen compilatorisch systematischen Charakter der Handschrift O will er besonders durch sorgfältige Beobachtung derjenigen Punkte erkennen, in welchen dieselbe von andern Pönitentialbüchern sich unterscheidet und dadurch darthun, daß der Cod. O. aus den übrigen Pönitentialbüchern entstanden sey.

Bey der Vergleichung solcher Differenzpunkte glaubt er gefunden zu haben, daß der Verf. der Handschrift O die Bußsätze der übrigen Pönitentialbücher mit seinen Fundamentalsätzen durch Aenderungen in Einklang brachte; oder auch ohne solche in seinem Systeme liegende Gründe verschärft, ge-

mildert oder berichtigt habe, daß er durch Ungenauigkeit die richtige Wortfassung der in den übrigen Pönitentialien vorkommenden Sätze verdorben, oder falsche Lesearten statt der richtigen angenommen und über ein und dasselbe Delict mehrere von einander abweichende Sätze der übrigen Pönitentialbücher neben einander aufgenommen habe.

Ref. hält schon den Standpunkt, von dem der Verf. ausgegangen ist, für unrichtig, denn er ist der Meinung, daß man den Differenzpunkten jenes Gewicht nicht beylegen könne, welches hier für sie in Anspruch genommen wird. Solche Differenzpunkte mußten schon deßhalb entstehen, weil es in der Willkühr der Beichtväter lag, die Buße zu bestimmen. Welchen Einfluß diese Willkühr auf die Pönitentialbücher hatte, zeigt am Besten das S. 58 angeführte Zeugniß des Erzbischofes Ebbo in seiner Beschwerde an Halitgar: ita confusa sunt judicia in *presbyterorum nostrorum opusculis*, atque ita diversa et inter se *discrepantia* et nullius auctoritate suffulta, ut vix propter dissonantiam possint discerni.

Alles was der Verf. von diesem Standpunkt aus als Beweis für die spätere Abfassung der Handschrift O beygebracht hat, erklärt sich ohne auf eine solche Annahme hinzuweisen weit einfacher daraus, daß wir in der Handschrift O einen von Abschreibern vielfach verdorbenen und interpolirten Text vor uns haben, sowie daraus, daß Theodor aus älteren Pönitentialbüchern namentlich aus Cumin geschöpft habe, an denen er Manches änderte. Letzteres hat der Verf. zwar widersprochen aber keineswegs widerlegt. *)

Wie der Verf. der Handschrift O eine neue Zeitbestimmung anweisen will, gemäß welcher sie in die zweyte Hälfte des 8. oder den Anfang des 9. Jahrhunderts zu setzen wäre, so will er sie auch in ein anderes Vaterland verpflanzen und dem fränkischen Reiche zuweisen. Dafür spricht nach S. 41 die Einschaltung des Capitulare über die Sonntagsfeyer, ferner der Gebrauch des poenitentiale romanum Halitgarii, von dem sich in England keine Spur finden soll, ferner ein kleines Fragment über deutsche Bußpraxis in der Handschrift O, welches die Ueberschrift trägt: Qualiter apud orientales provincias Germaniae atque Saxoniae pro diversis criminibus poenitentiae observatur modus.

---

*) Manchmal ist das Verfahren des Verf. ein sehr mangelhaftes. So führt er Seite 33 als Beweis, daß der Verf. der Handschrift O die richtige Wortfassung der in den übrigen Pönitentialbüchern vorkommenden Sätze verdorben habe, folgende Stelle aus derselben an: Si quis dederit alicui liquorem in quo mus vel mustela inveniuntur, *saeculares* VII. dies poeniteant, clerici CCC psalmos cantent. In anderen Pönitentialbüchern dagegen lautet diese Stelle: Si quis dederit alicui liquorem in quo mus vel mustela mortua inveniantur, si *secularis* VII. dies p. in *coenobiis* CCC psalmos cantet. Offenbar hat Theodor den Gegensatz, in welchem er die Weltlichen, die er als saeculares und gleich darauf als laici bezeichnet, den Geistlichen gegenüberstellt, richtiger gefaßt als die andere Stelle, welche Weltliche und Klosterleute einander gegenüberstellt. Ganz anders aber urtheilt der Verf. über diese Stelle, er findet, daß der Codex O die übrigen Stellen bedeutend interpolirt habe, wobey aus Versehen das Wort saeculares stehen geblieben sey. In den andern Pönitentialbüchern, sagt der Verf., bilden nämlich die in coenobiis die Personenklasse, welche den saeculares entgegengesetzt wird und hiedurch rechtfertigt sich letzterer Ausdruck, nicht aber im Cod. O. Der Autor des letzteren bestimmt nämlich die CCC psalmos als Buße der clerici, den Gegensatz sollten also die laici bilden u. s. w. Es scheint hier dem Verf. entgangen zu seyn, daß die Ausdrücke laici und saeculares von Theodor als gleichbedeutend genommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher.

(Fortsetzung.)

Ref. muß hiezu bemerken, daß diese Beweisantretung durchaus mißlungen ist. Für die Einschaltung des Capitulare ist, wie bereits oben bemerkt wurde, der Verf. jeden Beweis schuldig geblieben und ebensowenig hat er es versucht, einen Nachweis dafür zu liefern, daß sich von dem poenitentiale romanum Halitgarii in England keine Spur finde. Letztere Behauptung ist auch unrichtig, wie die aus diesem poenitentiale entnommene Einleitung zeigt, welche sowohl in Beda's Pönitentialbuch, wie in ein altes pontificale anglicanum übergegangen ist, welches Martene im Kloster Jumièges fand (de antiquis ecclesiae ritibus Rotomagi 1700 4. P. II. p. 43).

Hinsichtlich des Fragmentes über deutsche Bußpraxis hat Ref. schon früher bemerkt, daß es nicht dem Theodor sondern gewiß einem späteren englischen Missionär angehöre, zu dessen Zeit die Strenge der Buße in Deutschland bereits nachgelassen hatte, dabey auch ausgeführt, daß dieses wie die folgenden Capitel bis zum siebenten einschlüßig dem Theodor nicht zugeschrieben werden könne. Der Verf. hat diese Ansicht mit Ausnahme des 7ten Capitels früher wiederholt, ohne später irgend einen Grund anzugeben, warum er diese Ansicht geändert habe, für die Ref. Belege beygebracht hatte. *)

Nach diesen Erörterungen über das negative Resultat der vorliegenden Untersuchung geht Ref. zu dem positiven Ergebniß derselben über.

Die Frage, ob Theodor überhaupt Bußsatzungen geschrieben habe, wird von dem Verf. bejahend beantwortet. Er nimmt aber an, daß diese Bußsatzungen nicht in einem Gesammtwerke niedergelegt, sondern nach Umständen in kleineren Sammlungen bekannt gemacht worden seyen, oder Theodor nur bey einzelnen Veranlassungen das Bußmaß festgestellt habe.

Diese Annahme führt ihn zu der ferneren, schon früher vorgebrachten Vermuthung, es liege am nächsten hier an die bey den Germanen gebräuchliche Art der Rechtsbelehrung und Rechtsüberlieferung durch Weisthümer zu denken, aus welchen bekanntlich ein Theil der geschriebenen Volksrechte der Germanen entstanden sey. (S. 2 u. S. 51).

Als Hauptprodukt der literarischen Thätigkeit Theodors betrachtet der Verf. den von ihm als Beylage gegebenen Inhalt einer Wiener Handschrift. Er führt zur Begründung seiner Vermuthung, daß Theodor durch Anfragen zu Weisthümern über die Arten und Grade der Buße veranlaßt worden sey, den Schluß des Werkes in der Wiener Handschrift: haec consiliante venerabili Theodoro archiepiscopo Anglorum nostri scripserunt, dann die

*) Man vergleiche meine Schrift über die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen S. 26 und neue krit. Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft Bd. VII., S. 515.

Schlußverse einer englischen Handschrift an den Bischof Haeddi von Wincheſter (676—705), *) endlich die mit den Volksrechten übereinſtimmenden Ausdrücke mit welchen Theodor angeführt wird, nämlich judicavit, interpretatus est, an.

Ref. glaubt, daß der Verf. in nicht geringe Verlegenheit kommen würde, wenn er die Geſetze der Angelſachſen, von welchen zum Theil bemerkt iſt, daß ſie durch Beyrath der Vornehmen des Landes (consilio et doctrina seniorum) zu Stande gekommen ſeyen, aus Weisthümern herleiten und dafür die erforderlichen Belege beybringen müßte. Wollte man auch zugeben, Theodor, welchem gemäß ſeiner griechiſchen Herkunft dieſe Art von Rechtsbelehrung fremd ſeyn mußte, habe ſich hier nach der Landesſitte gerichtet, ſo müßte doch vorher der Satz feſtſtehen, daß damals bey den Angelſachſen Weisthümer herkömmlich waren, wovon ſich bisher wenigſtens in der angelſächſiſchen Literatur jener Zeit noch kein Beyſpiel gefunden hat.

Was der Verf. für ſeine Vermuthung anführt, dient nicht dazu, ſie auch nur wahrſcheinlich zu machen, denn die Schlußverſe an Biſchof Haeddi enthalten nichts Anderes, als eine Zueignung des Werkes von Seite Theodors, die Schlußworte in der Wiener Handſchrift aber und die Ausdrücke judicavit interpretatus est, ſind ſo allgemein gehalten, daß ſich aus ihnen Alles folgern läßt. Wollte man aus dem Umſtande, daß einzelne Abhandlungen über die Buße aus Anfragen und Mittheilungen entſtanden ſeyen, immer die Natur eines Weisthumes ermitteln, ſo müßte man auch die kanoniſchen Schreiben der Väter und ſämmtliche Pönitentialbücher Hraban's als Weisthümer erklären.

Der vorliegende Text, in welchem der Verf. das Hauptprodukt der literariſchen Thätigkeit Theodors erblickt, und von welchem er annimmt, daß Alles, was man das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neueſte Zeit von letzterer zu erzählen und anzuführen wußte, auf jenen Quellenſtoff reducirt werden müſſe (S. 62), iſt in 28 Capitel eingetheilt, bey deren Rubriken gleich von vorne herein auffällt, daß die Ueberſchrift de fornicatione ſich dreymal (cap. 2, 9 u. 10), die de uxoribus dimissis ſich zweymal wiederholt (cap. 15 u. 26). Sie enthält einen verdorbenen und vielfach interpolirten Text, was der Verf. gleichfalls zugegeben hat (S. 50 und 85).

Nichts deſto weniger folgert er aus dem höchſt unverſtändlichen Eingang, welcher einer Würzburger Handſchrift entnommen iſt, daß der Autor die Satzungen Theodors ſammeln und vor Interpolation und Verderbniß bewahren wollte (S. 49). Er giebt zu, daß der Sammler Correcturen und Limitationen gemacht habe, daß er die Satzungen Theodor's nicht wörtlich gebe, ſondern manchmal bloß ihren Inhalt referire, daß er Theodor's Ausſprüche aus verſchiedenen Quellen zuſammengetragen habe, es bedenklich finde, manche Stellen dem Theodor zuzuſchreiben, daß die Sammlung erſt einige Zeit nach dem Tode Theodor's veranſtaltet worden (S. 49 und folgd.) und erſt durch dritte Hand uns überliefert worden ſey (S. 62); dennoch zieht er nach allen dieſen für das Gegentheil ſprechenden Zugeſtändniſſen die merkwürdige Schlußfolge (S. 52), man dürfe dieſes Werk das Rechtsbuch des Theodor von Canterbury nennen, da der unbekannte Compilator dem Werke nur die Form gegeben, den Inhalt aber oft gegen ſeine Ueberzeugung unverändert gelaſſen habe.

Auf zwey bey der Herſtellung dieſes Textes gebrauchte Handſchriften hatte ſchon Bickell in den oben erwähnten Jahrbüchern für deutſche Rechtswiſſenſchaft aufmerkſam gemacht. *)

Die eine derſelben, eine Würzburger Handſchrift, enthält zwar im Capitelverzeichniß die Ueberſchriften der ſämmtlichen 28 Capitel, der Text ſelbſt aber geht nur bis zum 12. Capitel.

---

*) Dieſe Schlußverſe lauten:

Te nunc sancte speculator,
Verbi Dei digne dator,
Haeddi, pie praesul, precor,
Pontificum ditum decor
Pro me tuo peregrino
Preces funde Theodoro.

*) Dritter Jahrg., Bd. V. S. 387, Leipzig 1839.

Die zweyte, eine Wiener Handschrift, enthält den Text der 28 Capitel und einen Epilog, es fehlt ihr aber die Vorrede, welche in der Würzburger Handschrift enthalten ist, so daß letztere zur Ergänzung der ersteren dient. Der Verf. hat noch eine Windberger Handschrift verglichen, in welcher sich der Text der Capitel 17—28 findet. Bickell hat über diese Sammlung folgendes Urtheil gefällt: „es geht aus dem Epiloge hervor, daß wir in dieser Sammlung von 28 Capiteln nicht eben ein von Theodor selbst in lateinischer Sprache aufgesetztes, regelmäßiges Beichtbuch haben, vielmehr scheinen die Andeutungen in der Vorrede und in dem Epilog auf eine rohe Zusammenstellung verschiedener von Theodor in Gemeinschaft mit andern englischen Bischöfen auf Synoden festgestellter, nicht gerade sämmtlich auf das Beichtwesen bezüglicher kirchlicher Normen zu seyn, welche vielleicht ursprünglich in angelsächsischer Sprache abgefaßt waren."

Ref. tritt diesem der Beschaffenheit der Sammlung ganz entsprechenden Urtheile vollkommen bey und bemerkt, daß die von dem Verf. gemachten Anstrengungen, in dieser Sammlung das ächte Rechtsbuch Theodor's nachzuweisen, sich als vergeblich gezeigt haben.

Bickell hat ferner bemerkt, daß der discipulus Umbrensium, der in der Vorrede genannt wird, ein höchst unwissender Mensch gewesen zu seyn scheine, und Prolog und Epilog in barbarischer Schreibart abgefaßt seyen. Der Verf. glaubt gegen die letztere Ansicht bey genauerer Betrachtung ein gewichtiges Bedenken hegen zu müssen. Er meint (S. 62.), man könne sowohl aus dem Prologe als aus dem Epiloge soviel entnehmen, daß der Verf. derselben Theodor's Schriften möglichst correct überliefern wolle. Den Widerspruch, daß er selbst in den wenigen Sätzen, die er beyfügt, aller Correctheit Hohn spricht, sucht Professor Hildebrand dadurch zu lösen, daß er eine Geheimhaltung des Verständnisses, eine arcana latinitas, annimmt, indem es nur den Priestern gestattet worden sey, die Pönitentialien zu lesen, wogegen man den übrigen Clerikern den Gebrauch derselben untersagt habe. Er stützt sich hiebey auf

eine bey Theodor und in andern Pönitentialbüchern vorkommende Stelle, in welcher allerdings zuerst gesagt ist, nicht alle Cleriker, sondern nur Priester sollten die Pönitentialbücher lesen, dann aber auch als Grund beygefügt wird, es werde dieß deßhalb verboten, damit sich die übrigen Cleriker nicht die Ausübung des Bußsakramentes anmassen. *)

Von einem Verbote einer nicht zuständigen Jurisdiction ist also in dieser Stelle die Rede, nicht von einer Geheimhaltung der Pönitentialbücher. Unbegreiflich ist auch, wie der Verf. eine solche annehmen konnte, da er selbst S. 74 erzählt, Ecgbert habe sein Confessionale zum leichteren Verständnisse der Unwissenden aus dem Lateinischen übersetzt. Wollte man aber wirklich eine solche arcana latinitas zugeben, so bliebe es doch wieder unerklärlich, warum nur Prolog und Epilog des Pönitentiale, welche nur Nebensachen sind, in eine solche mysteriöse Sprache verschleiert wurden, zu der man eines eigenen Schlüssels bedurfte, der Inhalt desselben aber, der gerade die Hauptsache bildet, in der gewöhnlichen, auch für Nichteingeweihte verständlichen Sprache gegeben ist.

Der Verf. hat dieses Räthsel auf eine Weise zu lösen gesucht, welche nach der Ansicht des Referenten ihrer Eigenthümlichkeit wegen selten seyn dürfte. Er schreibt nämlich S. 64 Folgendes: „davon, daß der discipulus Umbrensium den Anfang und das Ende in so dunkle Phrasen hüllte, konnte er sich den Erfolg versprechen, daß mancher Unberufene, dem das Buch in die Hände fiel, nach dem ersten Blicke in dasselbe keine Neigung fühlte, weiter zu lesen." Wäre nun der erste Blick eines solchen Neugierigen zufällig auf die Mitte

*) Dieß zeigt der Zusammenhang der Stelle, von welcher der Verf. nur die erste Hälfte giebt; die ganze Stelle lautet: Non enim omnes clerici hanc scripturam usurpare aut legere debent, qui inveniunt eam, nisi soli illi, quibus necesse est, hoc est presbyteri. Sicut enim sacrificium offerre non debent nisi episcopi et presbyteri, quibus claves regni coelestis traditae sunt, sic nec judicia ista alii usurpare debent.

gefallen, so hätte der discipulus Umbrensium den angeblichen Zweck ganz verfehlt.

In den Bemerkungen zu dem Beda-Ecgbertischen Cyclus von Bußbüchern, welche der Verf. im zweyten Abschnitte gibt, hat er die neue Ansicht aufgestellt, daß die beyden Pönitentialien, deren eines man dem Erzbischofe Ecgbert von York († 767), das andere Beda dem Ehrwürdigen († 735) beygelegt hat, eigentlich zwey auf verschiedene Art zusammengesetzte Beda-Ecgbert'sche Bußbücher seyen, daß dagegen das vielbesprochene Bußbuch des Beda in seiner ächten Gestalt nur einen kurzen Inbegriff von Bußfragmenten bilde, welcher von den Ecgbertischen an Ausführlichkeit übertroffen werde.

Den ächten Text für beyde Bußbücher will der Verf. in dem bey Mansi T. XII. p. 489 unter dem Namen Ecgbert's abgedruckten Pönitentialbuche in der Weise gefunden haben, daß die kleinere Vorrede und die 3 Capitel de fornicatione, de occisione und de immunda carne dem Beda, Alles Uebrige aber dem Ecgbert angehören solle. Zum Belege des Gesagten beruft sich der Verf. auf drey Handschriften, in welchen die Texte auf diese Art gesondert vorkommen, von welchen zwey außerdem die beyden erwähnten Schriftsteller namentlich als Verf. dieser Pönitentialbücher bezeichnen.

Von diesen letzteren Handschriften (Cod. Fris. 111 und Cod. Ransch. 73) hat der Verf. durchaus keine nähere Beschreibung gegeben. Für den Zweck des Ref. mag es genügen, zu bemerken, daß beyde Fragmente von Pönitentialbüchern enthalten und dem Schlusse des eilften oder Beginne des zwölften Jahrhunderts angehören, somit gegen das Zeugniß Regino's nicht in Betracht kommen können, der von Beda's Beichtordnung eine Stelle anführt, welche sich gerade so wieder in dem Texte findet, welchen Ref. aus zwey Augsburger Handschriften abdrucken ließ.

Zum besseren Verständnisse des Ganzen hätte der Verf. nothwendig auf die Beantwortung der Frage eingehen sollen, welche Pönitentialbücher Ecgbert verfaßt habe.

Mansi, auf den sich der Verf. beruft, hat ihm ein Pönitentialbuch zugeschrieben, welches er in sehr verworrener Ordnung herausgegeben hat, obgleich ihn die über seinem dritten Buche befindliche Aufschrift: incipit liber secundus hätte überzeugen können, daß der Theil, welchen er als erstes Buch betrachtete, ein eigenes selbstständiges Werk sey.

Die Herausgeber der ancient laws haben diesen Fehler verbessert und dem ersteren Werke den Titel confessionale, dem letzteren den Titel poenitentiale gegeben, während im angelsächsischen Texte beyde Werke als scriftboc bezeichnet werden, was sowohl confessionale als poenitentiale bedeuten kann.

Das erstere Werk ist nicht eine wörtliche Uebersetzung aus dem Lateinischen, wie man nach der Ueberschrift annehmen sollte, sondern mehr eine freye Nachbildung meist theodorischer Bußsätze. Das zweyte Werk hat in den ersten drey Büchern eine Eintheilung, welche wir bey Halitgar in seinem dritten bis fünften Buche und in Halitgar's Quelle, als welche Ref. früher den Text einer Augsburger Handschrift bezeichnete, wieder finden. Wahrscheinlich hat sie Ecgbert aus letzterer genommen. *)

*) Man vergl. über Halitgar's Quelle meine Schrift über die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen S. 32 und folgende. Ecgbert fand in derselben die von ihm beobachtete Eintheilung wahrscheinlich schon mit denselben Zusätzen, die sie bey Halitgar hat. Im allgemeinen Kirchenlexikon von Aschbach Band IV. S. 605. heißt es aus Versehen, Ecgbert habe sich nach dem 3ten und 5ten Buche von Halitgar gerichtet, wofür es heißen sollte: nach dem 1 — 3ten Buche von Halitgar's Quelle.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Excursion en Orient, l'Egypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu. Paris 1851, 400 S. klein Octavformat.

Der Gedanke an eine Reise nach dem Orient war dem Grafen von Pardieu so plötzlich gekommen und die Ausführung zur That folgte dem Gedanken so eilig nach, daß er nicht einmal die Zeit dazu gefunden hatte, seiner Schwester, die einige Stunden Weges von Palisse wohnte, es zu melden, daß er in den nächsten Tagen auf seinem Wege nach Syrien in ihrer Nachbarschaft vorbeykommen werde. Nur auf eine Visitenkarte schrieb er deßhalb, während in dem kleinen Städtchen Palisse die Postpferde gewechselt wurden, die eiligen Worte: „ich reise nach Syrien," und übergab die Karte dem Postmeister zur weitern Beförderung.

Und welchem Leser, der das Wesen und das Leben der vornehmen Welt in der großen Stadt an der Seine kennt, sollte das plötzliche Aufsteigen eines solchen Reiseplanes, wie der dießmalige war, in dem Kopf und Herzen eines Mannes, dem eine solche vielseitige Bildung mit solch äußern Mitteln und Kräften zu Gebote stand, und die Eile, in welcher der Plan fort über Nacht zur That reifte, in Verwunderung setzen? Ist es nicht, nach seiner Aeußerung hierüber, eine wahre Schande, wenn man, während in einem Salon von Paris der eine der Anwesenden von seiner Reise nach dem Orient, ein anderer von Indien, ein dritter sogar von China so erzählt, wie man sonst von einer Partie nach Rouen oder nach Orleans sprach, nur als stummer Zuhörer dastehen muß, oder höchstens von den Ufern des Rheines oder von der Schweiz wie von selbstgesehenen Sachen reden kann? Eine Schande in einer Zeit, wo man in einer Woche von Paris nach Constantinopel oder nach Alexandria kommen und in der Zeit von wenig geschäftsfreyen Monaten, so wie mit wenig tausend Franken den Weltkreis (l'univers) durchlaufen kann? In der That, so urtheilt unser Reisender, die Erde ist jetzt zu klein für die Touristen, man muß ihrem Lauf noch eine andere Welt eröffnen.

H. Pardieu reiste in Gesellschaft seines Cousins und Freundes, des Charles de C . . ., der sich um den bleibenden Genuß dieser Reise dadurch sehr verdient machte, daß er mit seiner großen Geschicklichkeit als Zeichner und Landschaftsmaler die wörtlichen Beschreibungen der Tagebücher auch für das Auge anschaulich machte. Die beyden Freunde verließen den Bahnhof von Paris des Morgens 8 Uhr am 31. July (1849), waren schon um 5 Uhr des Nachmittags in Nerondes, wo die Eisenbahn an die Diligencenroute sich anschließt, die über den steilen Tarare nach Lyon führt. Hier traten sie aus den lang anhaltenden Regengüssen, welche damals die Umgegend der alten Lutetia an der Seine heimsuchten, unter den heitern südlichen Himmel ein, welcher von jetzt an fast ihre ganze Reise, mit äußerst wenigen Unterbrechungen, mit dem besten Wetter begünstigte. Theils im Dampfboot, theils im Dampfwagen, läßt sich die Strecke von Lyon bis Marseille in

etwa 6 Stunden zurücklegen, und obgleich die Unterbrechung der Eisenbahn durch den Tararepaß und der Aufenthalt in Lyon bis zum Abgang des Dampfbootes, der Eile einigen Einhalt gethan hatten, konnten die Reisenden dennoch schon am 2. August in Marseille zu Abend speisen, am 3. dort ausruhen und am 4. den Bord des Dampfschiffes „Cairo“ von 220facher Pferdekraft besteigen, welches sie in 3 Tagen nach Malta und von da nach eintägigem Aufenthalt in abermals 3 Tagen in den Hafen von Alexandria brachte.

Die Ankunft unserer Reisenden in Aegypten traf mit einem für die Geschichte des Landes sehr bedeutenden Zeitpunkt zusammen. Man hatte so eben den Leichnam des Mehemed Ali, der vor einigen Tagen gestorben war, auf dem Mahmudkanal und dem Nil hinaufgeführt nach Kairo und in seiner Familiengrabstätte beygesetzt. Dieses Ereigniß hatte auf die Bewohner von Alexandria, wie es schien, nur wenig Eindruck gemacht, obgleich der Vortheil, den ein Theil derselben von dem alljährlichen, längeren Aufenthalt des alten Vicekönigs und seines Hofstaates in ihrer Stadt zog, kein unbedeutender gewesen war. Hatte doch auch schon seit zwey Jahren der geistesschwache Greis nur noch dem Namen nach die Zügel des Regimentes geführt, obwohl unter diesem Schatten seiner vormaligen Herrscherwürde der Zustand der Dinge, der Einfluß und das Ansehen seiner Günstlinge großentheils noch derselbe geblieben war.

Schon am vierten Tage nach ihrer Ankunft in Alexandria schifften sich die Reisenden auf dem Fahrzeuge ein, welches monatlich zweymal die Route nach Kairo macht. Ein kleines Dampfboot, zuweilen auch Pferde, dienen dem Fahrzeug als Vorspann und bugsiren dasselbe stromaufwärts. Es hatte sich eine große Zahl von Passagieren zu der dießmaligen Fahrt eingefunden, was dieselbe bey der großen ägyptischen Hitze in der Mitte des August höchst beschwerlich machte. Zum Glück war die Beschwerde nur von kurzer Dauer; schon am Nachmittag 5 Uhr hatte man das Ende des Kanals bey Adfieh erreicht, sah vor sich den Nil, welcher hochangelaufen und mächtig wogend in seinem breiten Bette ging, und von hier an wurden die Reisenden aus dem Kanalboot in ein geräumiges, sehr gut eingerichtetes Dampfboot versetzt. Nur zu schnell und zum Theil bey Nacht eilte dieses an den interessanten Gegenden, die an dem Ufer des mächtigen Stromes sich ausbreiten, vorüber. Schon am andern Tage bey guter Zeit landete man in Boulacq, dem Hafenplatz von Groß-Kairo.

Eilf Tage nach der Abfahrt aus Marseille, sechzehn nach der Abreise aus Paris sahen sich die beyden Reisenden, selbst den Aufenthalt in Malta und Alexandria mit eingerechnet, aus dem Glanzpunkt und Herrschersitz der europäischen Cultur an der Seine auf einen alten so wie neuen Glanzpunkt der orientalischen Gesittung und Volksthümlichkeit versetzt. Es ist eine neue Welt der Anschauungen, die sich dem Reisenden schon bey dem ersten Anblicke der großen Stadt der Khalifen durch die fast unübersehliche Menge der Minarets, durch die Kuppeln der Moscheen, die Zinnen der hohen Mauern verkündigt. Die beyden Franzosen suchten zunächst den Wohnsitz auf, der ihnen für die Tage ihres Verweilens bereits genannt und empfohlen war: das Hotel d'Orient, dessen Besitzer und Begründer ein Franzose, H. Coulomb, Bruder des Oberküchenmeisters Sr. K. Hoh. des Vicekönigs ist. Dieses Gasthaus bildet einen Ort des Begegnens für europäische (namentlich französische) Reisende, welche aus der westlichen Heimath oder aus Indien, Nubien und Syrien kommen. Die vornehmere Welt aus Frankreich hat aber noch einen andern Ort ihrer gewöhnlichen geselligen Zusammenkünfte, die ärmere eine Zufluchtsstätte bey allerhand Anliegenheiten im Hause eines alten französischen Officiers, eines gebornen Corsen, Namens Mari, der den Achmet Pascha als Adjutant auf dem Feldzuge nach Hedjaz begleitete, und von dem Vicekönig zu der Stelle eines höheren Polizeybeamten erhoben wurde, dessen Geschäftskreis vorzugsweise die Angelegenheiten der Europäer umfassen sollte. Abbas Pascha hat dem alten Manne die Würde eines Beg's beygelegt und nach wie vor ihm die polizeyliche Vertretung der Angelegenheiten der Europäer belassen. In der Wohnung dieses

Mari Beg kommt die Colonie der in Kairo wohnhaften Franzosen an den Abenden zusammen, um da ihren Schibuck zu rauchen und Kaffe zu trinken.

Mehr als in Alexandrien machte sich in Kairo die vierzigtägige Trauer um Mohamed-Ali, freylich zunächst nur dadurch bemerkbar, daß die gewöhnlichen Volksfeste eingestellt waren, die das Steigen des Nils bis zu jener Höhe begleiten, bey welcher man den Schutzdamm zwischen Kairo und Fostat durchsticht, um dem Wasser einen Zutritt zu den nördlicher gelegenen Pflanzungen und Gärten der Stadt sowie zur Füllung der Cisternen zu eröffnen.

In Alt-Kairo (Fostat) fanden unsere Reisenden einen Landsmann von noch höherer Auszeichnung als den Mari Beg, einen Herrn Selves, der sich als Soliman Pascha in Aegypten vollkommen nationalisirt hat. Dieser, aus der Gegend von Lyon gebürtig, hatte unter Napoleon mehrere Feldzüge in so rühmlicher Weise mitgemacht, daß er vom gemeinen Soldaten bis zum Rang eines Hauptmannes gestiegen war. Zur Zeit der Restauration wollte ihm die friedsame Stille seines Vaterlandes nicht mehr zusagen; er ging nach Aegypten, bot dem Mehemed Ali seine Dienste an und dieser schenkte ihm sein Vertrauen in so hohem Maaße, daß er ihm das Geschäft auftrug, ihm ein Heer nach europäischer Form und Taktik zu gestalten. Selves begann die Lösung dieser schweren Aufgabe damit, daß er die in Nubien zerstreuten Reste der Mameluken unter sein Panier versammelte und dieselben auf europäische Weise in den Waffen einübte. Diese bildeten den Kern des nachmaligen ägyptischen Heeres, das durch seine Siege in den Hedjas wie durch die Eroberungszüge in Nubien und in dem ferneren Süden sich auszeichnete und gegen Norden hin, bis nach Kleinasien den Heeren der Pforte sich so furchtbar machte, daß, wenn nicht die christlichen Mächte mit den Türken in Bund getreten wären, das Reich des Viceköniges eine bedeutende Macht, seinen Nachbarn gegenüber, geworden wäre. Soliman Pascha, der französische Muselmann hat sich demnach von der Stellung eines Müllerburschen (sein Vater war ein Müller) in seinem christlichen Vaterland, zu der eines Generalmajors in seiner

neuen moslemitischen Heimath emporgeschwungen, hat jedoch als er das höhere geistige Band mit dem alten Vaterlande zerriß, wenigstens das kleinere, minder bedeutende noch festgehalten: er ist nach all seinen Kräften Franzos geblieben, hat auch seinen Sohn, den „Skander-Beg“ in Paris erziehen lassen.

Da das vor uns liegende Reisewerk mit ganz besonderer Liebe jene Parthieen der Begegnisse und Anschauungen hervorhebt, auf welche ein Strahl der französischen Tüchtigkeit und Politesse fällt, wollen wir auch hier das Zusammentreffen unserer Reisenden mit dem vormals so hoch gestellten Soliman Pascha in Fostat in einigen Zügen schildern. Der General empfing seine ihm von Paris aus empfohlenen Landsleute unter einem Pavillon, dem er so eben eine neue Auszierung zu geben im Begriffe stand. Er schimpfte in moslemitisch ketzerischer Weise auf den Ramadan, der ihn verhindere seine Gäste so zu empfangen, wie es seine Pflicht und sein Wunsch sey. Man konnte schon bey dieser Gelegenheit bemerken, daß es ihm mit dem Bekenntniß zum Islam eben so wenig Ernst sey, als es ihm vorher mit dem Bekenntniß des Christenglaubens gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher.

(Schluß.)

Außer dieser beyden Werke, für welche wir gleichfalls der Deutlichkeit wegen die Benennungen confessionale und poenitentiale beybehalten wollen, hat Mansi noch dem Ecgbert ein drittes Pönitentialbuch beygelegt. Dieses ist es, welches nach des Verf. Meinung den vollständigen Text sowohl von Beda's wie von Ecgbert's Pönitentialbuch enthalten soll. Mansi erst gab diesem Werke den Titel Ecgberti canones de remediis peccatorum, während noch sein Vorgänger Labbé es dem Beda zuge-

eignet hatte. (Conc. t. VIII. p. 359 ed. Venetiis 1729.)

Mansi stützte sich hiebey auf die Autorität der Ballerini und auf das Zeugniß Hraban's, welcher in dem Briefe an Heribald cap. 18 eine Stelle citirt, die sich in diesen canones de remediis peccatorum cap. 9 wieder findet. Er übersah aber dabey, daß dieses Citat mit Ausnahme der Ziffern für die Bußsätze, welche sich so leicht in den Handschriften ändern, auch auf das cap. 34 des confessionale paßt, auf welches es auch zu beziehen ist.

Hätte Mansi die canones de remediis peccatorum, welche er für ein Werk Ecgberts ausgibt, mit dem Inhalte des ersten Pönitentialbuches von Angers verglichen, so würde er bald gefunden haben, daß der Text dieser canones nichts Anderes enthalte, als eine Wiederholung des ersten Pönitentialbuches von Angers, jedoch aus einer Handschrift in welcher viele Capitelsüberschriften ganz weggelassen und Aenderungen, Auslassungen und Zusätze sowohl an den Rubriken wie am Texte selbst angebracht wurden *).

Man könnte nun zwar auch das umgekehrte Verhältniß annehmen und behaupten wollen, das Pönitentialbuch von Angers sey aus dem sogenannten Ecgbert entstanden, allein einer solchen Annahme widerspricht das Zeugniß des Morinus, nach welchem dieses Werk, wenn es überhaupt mit der in derselben Handschrift enthaltenen Canonensammlung gleichzeitig ist und nicht einer früheren Zeit angehört, spätestens in die Regierungszeit Gregors III. fallen kann.

Mit der Ansicht Mansi's fällt aber auch die des Verf. über Ecgbert, und es übrigt nur noch auf jene Meinung einzugehen, nach welcher das vielbesprochene Bußbuch des Beda in seiner ächten Gestalt nur einen kurzen Inbegriff von Bußfragmenten bilden soll, weßhalb ihm der Verf. auch nur drey Capitel zugewiesen hat. Diese Ansicht widerlegt sich schon durch eine Vergleichung von Beda's Bußbuche mit seiner Quelle, dem genannten ersten Pönitentialbuche von Angers, aus welcher, wie Ref. schon im Aschbach'schen Kirchenlexicon bemerkte, hervorgeht, daß Beda die einzelnen dort unter unpassenden Ueberschriften und in verworrener Reihenfolge enthaltenen Bestimmungen in systematischer Weise zu verarbeiten getrachtet habe.

Aus diesem Resultate erklärt sich auch die Aehnlichkeit zwischen Beda und dem sogenannten Ecgbert weit einfacher als sie der Verf. durch die Annahme eines in einander verarbeiteten Beda-Ecgbertischen Bußbuches erklären konnte.

Im dritten Abschnitte gibt der Verf. über das poenitentiale romanum und zwey Handschriften des Pönitentialbuches von Cumin nur einige wenige Bemerkungen.

Ref. verkennt keineswegs den Fleiß, welchen der Verf. in sechsjährigen Bemühungen auf die Herstellung eines neuen Textes von Theodor's Rechtsbuche, wie auf die kritische Untersuchung der vorhandenen Sammlungen verwendet hat, kann aber nicht umhin zu bemerken, daß aus der dabey beobachteten bloß negativen, nicht von Beweisen, sondern nur von vorgefaßten Meinungen ausgehenden Methode kein wahrhaft wissenschaftlicher Gewinn erwartet werden könne.

Friedrich Kunstmann.

---

9) Man vergl. Morinus de disciplina in administratione sacramenti poenitentiae Antwerpiae 1682 folg. pag. 31 sq. Aus den sechs ersten Capiteln sind im sogenannten Ecgbert zwey Capitel gemacht, die Cap. 9 u. 10, 12 u. 13, 17 u. 18 aber sind in 3 Capitel zusammengezogen, Cap. 14 und der größere Theil des Cap. 13 aus dem Pönitentialbuche von Angers fehlen ganz, dafür aber sind einige Capitel 9, 6 und 15 aus einer andern Quelle eingeschaltet.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Excursion en Orient, l'Egypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu.

(Fortsetzung.)

In der türkischen Uniform des höchsten Ranges, mit dem diamantbesetzten Nischam, als dem Ehrenzeichen seiner Würde am Halse, zugleich aber auch mit dem Ordensband der französischen Ehrenlegion im Knopfloch, dabey mit einer Haltung und mit Mienen, darin sich die lebendigste Beweglichkeit mit orientalischer Ruhe vermischte, erschien er doch nur wie ein Franzos, der sich bey einem Maskenball in türkische Kleidung geworfen hatte. In seinem Hause, das am Nil, der Insel Rhoda mit ihren Gärten und prächtigen Landhäusern gegenüber liegt, hat der europäische Geschmack sich überall, auch in der Form der orientalischen Prunklust geltend gemacht. Der Harem, welchen der vornehme und moslemitische Franzmann gleich andern Bekennern des Islams von gleichem Vermögensstand sich angelegt hat, nimmt ein eigenes Haus ein, welches durch seine Lage, jenseits der Straße, dem Auge der besuchenden Fremden sich entzieht und die Freyheit der geselligen Unterhaltung mit den männlichen Gästen im eigentlichen Wohnhaus nirgends beschränkt. Unsere Reisenden wurden deßhalb von dem Generalmajor in allen Räumen der schönen Wohnung herumgeführt und wie mit dieser waren sie auch bald mit dem Besitzer bekannt und vertraut, denn Soliman Pascha hat sich noch die ganze Munterkeit und gute Laune eines französischen Husaren erhalten, in dessen Uniform er einst im Vaterland seine militärische Laufbahn begann. Der Mann hatte an Mehemed Ali einen Freund und Gönner verloren, den er in Abbas Pascha keineswegs wiederfand. Vielmehr mußte er es sehen, wie der neue Regent die Organisation des Heeres nach französischem Fuße, die des Soliman Pascha vieljährige Aufgabe gewesen war, wieder aufzulösen und auf den früheren Zustand zurückzusetzen suchte. Doch diese sehr veränderte Gesinnung des Hofes gegen ihn konnte die heitere Stimmung des Franzosen nicht stören. Mit sehr gutem Humor zeigte und erläuterte er seinen Gästen den Sinn der neuen Malereien, die er soeben in einer Gallerie seiner Wohnung ausführen ließ. Man sah da eine Mühle zur Erinnerung an den Stand, aus dem der gewesene mächtige ägyptische Günstling hervorgegangen war, dann die Erinnerungszeichen an die Marine, an den Waffendienst bey der leichten Reiterey und an die Würden eines ägyptischen Generalmajors. Es war eine Art von kurzer biographischer Skizze, statt der Worte in Bildern, wie man dergleichen auch nicht selten in den altägyptischen Gräbern findet.

Wie sein vornehmer Landsmann in Fostat, so hält auch der Beschreiber der vor uns liegenden Reise die Züge seines Nationalcharakters fest: das Bewußtseyn der großen Nation anzugehören, welche das Bild ihrer Größe überall, wohin sie kommt, wie in einem Spiegel erblickt. Bey dem Besuch von Heliopolis ergötzen den flüchtig vorübereilenden Wanderer die vormaligen Siege der französischen Waffen unter Kleber, bey den Gräbern der Kha-

lisen findet sich in einer der verlassenen Moscheen ein Aufseher, der schon in den Zeiten der französischen Expedition Hüter dieses Gemäuers war. Von ihm hätte der Reisende wahrscheinlich das Feuer zum Anzünden seiner Cigarre ohne Widerrede erhalten, welches ihm ein Bewohner des arabischen Dorfes, das unter den Grabstätten sich angebaut hat, strenge verweigerte, weil jetzt das Anzünden des Feuers gegen die Ordnung des Ramadan war.

Doch diese Zeit der großen moslemitischen Feste ging so eben (am 19. August) zu Ende und die Reisenden waren Zeugen des Bairamfestes, welches von den Lebenden bey den Gräbern ihrer Anverwandten gefeyert wird, als wollten sie wie die alten Aegypter, wenn sie die Mumien der Verstorbenen als Zeugen ihrer Gastmähler dahin stellten, auch die Seelen der Abgeschiedenen an ihren Freuden Theil nehmen lassen. Auch den festlichen Auszug der großen Karawane der Pilgrime hatten unsere Reisenden Gelegenheit zu sehen.

Ueber Kairo, sowie über die Pyramiden von Ghizeh, auf deren größester sie die Sonne aufgehen sahen, erfahren wir von ihnen Nichts, was nicht aus vielen andern Reisebeschreibungen schon bekannt wäre, dasselbe gilt auch von den praktischen Regeln für Reisende in Aegypten und im Orient überhaupt, welche hin und wieder in dem Werke vorkommen.

Schon am 28. August schifften sich Hr. Pardieu und sein Begleiter auf einem sehr bequem eingerichteten, für alle Bedürfnisse des Haushaltes wohl versorgten Fahrzeuge nach Oberägypten ein und erreichten, vom Winde begünstigt, nach 9 Tagen die Stätte des vielbewunderten und noch jetzt in seinen Trümmern bewundernswerthen Theben. Die Reise auf dem weltberühmten Strome und der Eindruck, den die Herrlichkeiten von Dendera, Theben und Luxor auf den Beschauer derselben machen, sind in sehr anziehender Weise beschrieben, doch enthält diese Beschreibung für andere mit Aegypten bekannte Leser nichts Eigenthümliches und Neues, obgleich selbst die Schilderung der persönlichen Erlebnisse und der Mühen sowie der Erquickungen der einzelnen Tage für den Kreis der Freunde des Verfassers, dem sein Buch zunächst bestimmt ist, ein großes Interesse haben mag.

Fast vier Wochen hatte die Fahrt nach Oberägypten und das (verhältnißmäßig sehr kurze) Verweilen bey seinen Sehenswürdigkeiten gedauert. Bey Fostat verließen die Reisenden ihr Fahrzeug und ihr erster Gang am Lande war der zu Soliman Pascha. Bey diesem fanden sie eine Menge der neueingelaufenen französischen Zeitungen; aus der alten Geschichte der oberägyptischen Dynastien und ihrer Kämpfe konnte man sich hier in die neueste Geschichte des Tages und ihrer unseligen Kämpfe versenken. Unter anderen brachten die französischen Blätter die Nachricht, daß Venedig „nach heldenmüthigem Widerstand von Oesterreich wieder genommen, Ungarn von den Heeren zweyer Großmächte überwältigt worden sey.“

In Kairo, im Gasthofe des Hrn. Coulomb in Esbekieh gab es eine andere Neuigkeit, nicht zu lesen, sondern auf eine für die Ohren ganz betäubende Weise zu hören. Abbas Pascha hatte für das Fest der Beschneidung seines eilfjährigen Sohnes eine 14tägige Feyer angeordnet, bey welcher das Kanoniren eine Hauptbelustigung zu bilden schien. Drey Batterien, davon die eine in der Nähe von Esbekieh aufgestellt war, gaben von Sonnenaufgang bis Mitternacht alle halbe Stunden 20 Salven; von einem Mal zum andern hatte man kaum Zeit zu ruhiger Besinnung zu kommen. Zwey Drittheile der Tage, die zu dieser allzu lebhaften Freudenbezeugung bestimmt waren, gingen bey der Rückkehr unserer Reisenden so eben zu Ende, das letzte Drittel mußte noch überstanden werden. Doch waren diese Tage für die Einheimischen wie für die Fremden, wenn sie für solche Festlichkeiten Sinn hatten, wenigstens eben so unterhaltend als lästig, denn das Auge wurde für die Leiden des Ohres in sehr reichlichem Maaße schadlos gehalten. Ueberall in den Hauptstraßen und auf den freyen Plätzen der Stadt bis hinaus vor die Thore sah man Buden, in denen eine Fülle von Erfrischungen, andere, in denen auserlesene Waaren anderer Art verkäuflich waren, man sahe Tänze, Spiele, und Kunststücke aller Art, hörte

Musik und Gesang, die ganze Stadt bot die Scene eines großen Jahrmarktes dar, auf welchem sich ein Gewimmel des Volkes durcheinander bewegte. Der Mittelpunkt dieses regen Volkslebens war die Residenz des Vicekönigs, in welcher es vom Morgen bis zum Abend Vergnügungen der Gastfreundschaft gab. Hier wurden in dem Harem täglich 2000 Frauen, aus den verschiedensten Klassen der Bewohner der Stadt und ihrer nächsten Umgegend freygebig bewirthet; Sr. königliche Hoheit der Vicekönig hielt während der ganzen Dauer der Festzeit täglich offene Tafel, zu welcher Gäste vom verschiedensten Stand und Rang, ohne Unterschied der Religionen und Nationen geladen wurden. So unter andern hatte er einmal die Priesterschaft von ganz Kairo zusammen als Gäste geladen. Man sah da katholische und griechische Priester und Ordensleute, neben Kopten und Anglikanern von gleichem Stande, Derwische und Mullahs neben jüdischen Rabbinern. Es war ein Vereinigungsversuch der verschiedenen Religionen, der ohne große Schwierigkeit durchzuführen war, um so mehr da der Minister des Innern, Scheriff Pascha, die Stelle des Wirthes bey der Tafel vertrat, ein Mann, der den Werth eines guten Glases Wein zu schätzen weiß.

Noch einmal führt uns, durch noch ausführlichere Schilderungen seiner Personalitäten, der Verf. des Reisewerkes in den Kreis der französischen Kolonie ein, die er zu Kairo fand. Außer dem einen Versammlungspunkt dieser Landsleute, unter denen der Titel eines Begs ebenso gewöhnlich und verbreitet war, wie bey uns der Titel eines Doctors, bey dem vorhin erwähnten Herrn Mari Beg, lernt uns Pardieu in dem Hause des Hrn. Benedetti noch einen zweyten kennen. Einen vorzüglichen Werth legt derselbe mit Recht auf die Bekanntschaft des geistvollen kenntnißreichen Hrn. Linand; in einem gewissen Hrn. Lambert erblickt er gleichsam den Repräsentanten der gesammten Gelehrsamkeit, einen „Meister Derer, welche wissen.“ Es ist derselbe Lambert, der zu seiner Zeit als eines der Häupter unter den St. Simonisten genannt wurde.

Zu den vielen Franzosen, welche zum großen Theil seit längerer Zeit in Aegypten ansäßig, hier in Kairo ein Paris im Kleinen bildeten, waren in der letzten Zeit des Aufenthaltes des Grafen Pardieu noch mehrere Reisende seiner Nation gekommen, die mit ihm in dem gleichen Gasthause wohnten und speisten. Unter den Fremden aus andern Nationen befand sich auch ein Preuße (?) mit langem fuchsrothen Barte, ein Mann von gestandenen Jahren, dabey aber von sehr jungen Phantasien. Er war im Begriff gewesen die wahren Quellen des Nils aufzusuchen und hatte seinen Weg durch Zanzibar nehmen wollen; auf die Versicherung jedoch des englischen Consuls, daß er auf diesem Wege keine Stunde weit vorwärts kommen würde ohne den Händen der mordsüchtigen Eingebornen zu unterliegen, war er wieder nach Kairo zurückgekehrt. Hier sprach man damals allgemein von der Absicht der ägyptischen Regierung, eine Expedition in die noch undurchforschten Gegenden, aus denen der weiße Nil kommt, zu senden und der reiselustige Mann hatte die Verwendung der europäischen Consuln zu einer Anstellung für sich bey jener Expedition nachgesucht. Da man jedoch auf seinen Wunsch nicht eingehen konnte, wollte er jetzt eine Wanderung zu Lande durch Syrien, Mesopotamien, Persien nach Indien antreten, um seinen Enkel, der sich in Bombay aufhielt, zu besuchen. Unser Reisender hörte später nichts mehr von diesem unternehmenden Mann, der nach seinem Urtheil mit all seinen Excentricitäten im Ganzen ein wackerer, sehr artiger Mensch war, nur etwas zu „naiv.“

Der glänzendste Tag der dießmaligen kahirinischen Festlichkeiten war der letzte, an welchem der junge Prinz nach den Geboten des Islam in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen wurde. Schon am Abend vorher hatte man bey der Illumination und dem Feuerwerk, deren Anordnung vielen Geschmack verrieth, Alles aufgeboten, was das Auge ergötzen und überraschen konnte, am Haupttage des Festes selber war es vor Allem der prachtvolle Aufzug des Militärs und der moslemitisch geistlichen wie weltlichen Behörden, der das unübersehliche Gedränge des Volkes nach dem Schloßplatze hingelockt hatte. Während der junge Prinz nach überstandener Ceremonie die Glückwünsche des Harems und nach diesen die Aufwartung der ange-

seheneren Bewohner der Stadt empfing, wurde auf dem freyen Platze am Fuße des Schloßberges ein Mahl für die Fellahs vorbereitet. Dieses arme Volk aber, das die Mächtigen des Landes nur mit Angst und Furcht betrachten kann, mußte mit Stockschlägen zu den Freuden des Mahles herbeygetrieben und zu Lustigkeit gezwungen werden.

Der Abschied aus Kairo, vor Antritt der Reise nach dem Sinai, war von ähnlichen Gefühlen begleitet als der aus dem Vaterland, denn man hatte hier ein Vaterland im Kleinen gefunden. Unsere Reisenden zogen mit Recht es vor schon den Weg nach Suez auf Kamelen, statt in den hölzernen Käfigen der Postkutschen zu machen, welche jetzt zwischen Kairo und Suez die beständige Route einhalten, um die aus Indien kommenden oder dahin gehenden Fremden in möglichster Eile weiter zu fördern. Eine hinlängliche Menge von Lastkameelen zur Fortschaffung des Gepäckes, und mehrerer Reitkameele (Dromedare) zur persönlichen Benutzung der Reisenden, dazu der Diener und arabische Koch und eine Schaar von dienstfertigen Beduinen gewährten alle für eine Tour durch die Wüste erwünschten Bequemlichkeiten. Man brach gewöhnlich bey der ersten Morgendämmerung auf, ging zu Fuß bis die Sonne sich erhob, setzte sich dann in den Sattel und gewann durch die größere Schnelligkeit der Dromedare einen solchen Vorsprung vor den anderen, mit dem Gepäck beladenen Kameelen, daß man vor Mittag eine Ausruhestunde zum Frühstück gewann und auch am Abend den Lagerplatz früher erreichte.

Der Eindruck, welchen die hehre Stille der Wüste, der klare Himmel mit seinen hell funkelnden Gestirnen und mit dem Wechsel seiner Lichter und Schatten vor Aufgang und nach Untergang der Sonne auf den äußern wie innern Sinn der Reisenden macht, gab sich auch an dem empfänglichen Gemüth des unsrigen kund, und der Leser begleitet ihn durch diesen Theil seines Werkes mit einer besondern Theilnahme nach dem Sinai und durch Palästina. Mit großer Entschiedenheit spricht er sich für die Ansicht aus, nach welcher die Heere Israels nicht bey Suez, sondern südlich vom Attakagebirge durch das Thal der Verirrung ihren Weg zum rothen Meere nahmen und dieses den Brunnen Mosis gegenüber erreichten, wo kein andrer Ausweg für sie war als der durch das Meer, während sie bey Suez sein äußerstes Ende, auch wenn dieses von weitrer Ausdehnung gewesen wäre als jetzt, zu Lande umgehen konnten. Der gerade Weg nach Suez war auch damals seiner Natur nach der gewöhnlichere, wären sie diesen gezogen, dann hätte Pharao sie nicht für verirrt in der Wüste gehalten, ihre Rettung sollte ein außerordentliches Denkzeichen der Allmacht für alle Zeiten und Völker seyn.

Von Suez aus nahmen unsere Reisenden den gewöhnlichen Weg, vorüber an den Mosesbrunnen durch das Wardanthal nach Howara (Mara), dann durch das Thal Gharandel, das sich durch den ganzen nördlicheren Theil des Isthmus nach Westen bis über El Arisch an die Küstengegend des Mittelmeeres hinzieht. Aus dem Thal Usaite (Elim) traten sie jenseits der sandigen Ebene in das Taibe-Engthal ein, dessen Ende noch einmal an den westlichen Busen des rothen Meeres zurückführt, an eine Stelle seiner Küste, von welcher aus man jenseits in Westen die ägyptischen Küstengebirge, die Wohnsitze der Anachoreten erblickt. Es war dieses für die nachmalige Erinnerung unsers Reisenden einer der liebsten Haltpunkte, die er auf seinem Weg durch die Wüste hatte kennen gelernt.

Die weitere Marschroute führt von hier aus zuerst durch eine Küstengegend, deren Boden sich durch das buntfarbige Gerölle der Steine eben so auszeichnet als durch die majestätisch schöne Fernsicht, die sich von Zeit zu Zeit nach dem Gebirge des Mokkateb und des Serbal eröffnet. Nicht als bloßer Dilettant, sondern wie man wohl bemerken kann, als ein guter Kenner des Steinreiches und seiner Felsarten spricht unser Reisender über das, was sein Auge in dieser Gebirgsgegend sah.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Excursion en Orient, l'Egypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu.

(Fortsetzung.)

Von der Nähe der Meeresküste wendete man sich in das Wadi Pharan, dieses Paradies der Sinaitischen Halbinsel. Unsren Reisenden wurde die Annehmlichkeit des kurzen Aufenthaltes in diesem Thal noch dadurch erhöht, daß sie sich hier unter Freunden befanden, welche sie mit einer Liebe aufnahmen, die sich an eigenen Blutsverwandten nicht kräftiger zu erweisen vermocht hätte. Dem Araber von alter Sitte ist der Gastfreund so nahe verbrüdert als der Abkömmling aus dem gemeinsamen Vaterhaus; es ist, wenn auch nicht das Fleisch und Blut, so doch die Religion und Sitte der Väter, die zwischen ihm und dem Fremden, der sich voll Vertrauen in seinen Schutz begab, dieses Band knüpfet. Die Beduinen, deren Führung und Schutz die Reisenden sich übergeben hatten, gehörten zu einem jener drey Zweige des großen Stammes der Towarah, der Abkömmlinge der alten Midianiter, welche das Geschäft der Begleitung der Reisenden von Kairo nach dem Sinai unter sich getheilt haben. Unter diesen drey Zweigen: den Uled Szaid, den Harmios und den Alleghis ist der zuerst genannte, mächtigste von allen, seit der Zeit seiner Väter der Besitzer des fruchtbaren Thales Pharan und seiner reichen Pflanzungen. Die Beduinen, welche dießmal das Geleite der Fremden übernommen hatten, gehörten zu dem Zweige der Uled Szaid und kamen hier in ihr Eigenthum, dessen natürliches Vermögen sie, so gut sie es nur vermochten, mit ihren Schützlingen und Gastfreunden zu theilen suchten.

Daß man hier an der Stätte einer vormals bedeutenden, weit ausgedehnten Niederlassung eines bauverständigen Volkes sey, das bezeugten die Reste der Mauern, aus deren abgelöstem Gestein die Araber ihre Hütten, wie die Schwalben ihre Nester aus dem abgefallenen Mörtel eines alten Ritterschlosses gebaut haben. Es war hier die Stätte des alten Pharan und nicht weit von da sieht man die Spuren eines vormaligen Kupferbergbaues, der schon in den Zeiten der Pharaonen betrieben ward. Dieser Quell des vormaligen Wohlstandes der Gegend ist jetzt verschlossen und verschüttet, andere, nicht minder ergiebige und gesegnete Quellen sind ihr noch geblieben: das sind die des frischen Wassers, die sich aus den hoch ansteigenden Felsenwänden des Granites unten an der Sohle des Thales ergießen. Wo in diesem Lande Wasser ist, da giebt es auch ein Gedeihen der Gewächse, eine wohnliche Heimath für den Menschen und für die Thiere seines Haushaltes. Kräftiger noch und hochwipfeliger als selbst in den meisten Gegenden des Nilthales ist hier der Wuchs der Dattelpalmen, welche, so weit der Segen der Quellen reicht, mehr fast eine grünende Wildniß, als Gärten bilden. Hier ist, wie das Wasser, auch die Luft so frisch und rein, wie die Brust kaum anderswo sie athmete, dabey so mild, so geschützt gegen den Wechsel der Stürme und Windstillen, daß der hier durchwandernde Fremde, der leiblich leidende Freunde in der Heimath zurückließ, sie alle

mit Seilen der Liebe hieher ziehen möchte, damit sie statt des Balsams der Apotheken den Balsam des Athems der Natur und mit ihm Kräfte des Lebens und der Genesung einathmen möchten. Es ist allerdings eine Selbsttäuschung des Wanderers, wenn er das, was nirgends auf Erden ist, auf Erden zu finden meint, aber sein Wahn ist verzeihlich, wenn er sich im Wadi Pharan in die Stätte eines beständigen Sabbathes versetzt glaubt.

Wer möchte nicht gern in jedem Jahr auf mehrere Monate im Wadi Pharan wohnen, wie dieß die Absicht eines edlen wohlbekannten Landsmanns unsres Reisenden, des Hrn. Linant in Kairo zu seyn scheint, der sich hier ein Landhaus gebaut hat, dessen Grund und Boden er sich von den Uled Szaid erkaufte, mit deren Stamm er seit Jahren in sehr freundschaftlichem Vernehmen steht.

In der Zeit, da unsere Reisenden das schöne Thal besuchten, standen die meisten Hütten leer. Ihre Bewohner kommen großentheils in der Zeit der Dattelernte hieher, und dann ist das ganze Dorf bevölkert; wann das Geschäft des Einsammelns der Datteln vorüber ist, dann wird ihnen der Raum ihrer Hütten zu eng, sie treten mit ihrer Familie so wie mit den Heerden ihrer Kameele und Ziegen das Wanderleben von einem Weideplatz zum andern an, wohnen unter ihren tragbaren Zelten bald in den Schluchten, bald auf den Höhen der Gebirge. Das ganze Land, so weit nach dem Vertrag mit den Nachbarstämmen ihr Gebiet reicht, steht ihnen offen, sie können ruhen oder weiter ziehen, wann und wo sie wollen. Einige Familien bleiben indeß im Dorfe zurück; in ihrem Dienste besorgt eine kleine Zahl der Fellahs die Pflege der Pflanzung und im Frühling (Februar) die Vermählung der beyden Geschlechter der edlen Palme durch das Aufhängen der Blüthenstaub tragenden Kolben am Wipfel der fruchttragenden Bäume. Diese lohnen dann auch hier in dieser günstigen Lage, so reich als nur irgendwo anders, alle auf sie verwendete Sorgfalt. Das Fleisch der edlen Früchte wird vom Kerne gelöst, massenweise zusammengepreßt in Säcken von Ziegenleder, darin es lange sich genießbar erhält, theils zum Verbrauch im Haushalt benutzt, theils aber von den Männern nach Kairo zu Markte geführt, und außer diesem Erwerb haben, wie bereits erwähnt, die Uled Szaid noch jenen, den ihnen das Geleite der Reisenden so wie der Verkauf der Kohlen und des Gummis ihrer Mimosenbäume gewährt. Der Gelderlös aus diesen Geschäften wird sorgfältig aufgespart und nur etwa zum Ankauf schöner Kamele verwendet. Für sich selber und seinen Haushalt bedarf der Araber nur wenig. Außer dem Mehl, den Linsen und Bohnen, davon er die nöthigen Vorräthe mit sich aus Kairo nach Hause bringt, geben ihm sein Land und seine Heerde Alles, was er zur Nahrung, der Fleiß der Hände seiner Frauen Alles, was er zur Bekleidung seines Leibes und zur Decke seiner Zelte bedarf. Das ist der Grund jener wahren Freyheit, in deren Genuß er sich so glücklich fühlt, daß er sein wanderndes Leben mit keinem Loos der reichsten Städtebewohner vertauschen möchte, selbst jetzt noch, wo die Herrscher von Aegypten den gegenseitigen Verkehr der Stämme und ihr selbstständiges Treiben auf mannichfache Weise beschränkt und auch die Beduinen zur Theilnahme am Tragen der Lasten ihres Volkes genöthigt haben.

Von dem Wadi Pharan zogen unsre Reisenden durch den Wadi Salef, dann über den Engpaß Nackh-Badera nach dem Sinai. Die Aussicht von der Höhe, am Ende des Passes, hinab nach der Fläche von Raha, auf welcher der Horeb mit seinen zackigen Felsenspitzen und über ihm der Berg der Gesetzgebung sich erhebt, auf welchem Gottes Herrlichkeit in ihrer ganzen Macht sich kund gab, ist, abgesehen von den mächtigen Erinnerungen, welche sie weckt, schon ihrer Natur nach von so außerordentlicher Art, daß kaum eine andre auf Erden sich mit ihr vergleichen läßt. Pardieu genoß dieselbe mit der ganzen Lebendigkeit seines für historische Erinnerungen dieser Art so wie für die hohe Schönheit einer solchen Natur sehr empfänglichen Gemüthes.

Die untergehende Sonne beleuchtete noch die Felsenspitzen des Horeb und des gegenüber liegenden Episteml, als man vor den Mauern des Klosters ankam. Durch ein Seil wurden die Empfehlungsbriefe aus Kairo hinangezogen, auf demselben Wege wurde etwas Holz und Trinkwasser so wie Brod heruntergelassen. Die Reisenden übernachteten in ihrem Zelte, und ließen sich von dieser für sie beque-

meren Ordnung auch an den nächsten beyden Tagen, die sie hier zubrachten, nicht abwendig machen, obgleich man sie dringend einlud, ihre Wohnung in einem der Fremdenzimmer des Klosters zu nehmen. Man hatte indeß dafür gesorgt, daß die Fremden, so oft sie wollten, einen Zutritt in den Hof und in das Gebäude des Klosters finden konnten, indem ihnen auf ein gegebenes Zeichen eine kleine Thür am Flügel des mit Eisen beschlagenen äußeren Thorweges geöffnet wurde, die man erst nach Anbruch der Nacht verschloß.

Sie sahen im Innern des Klosters und in seinen Kirchen dasselbe, was andre Reisende der neueren Zeit vor ihnen hier gesehen und beschrieben haben, bestiegen hierauf den Horeb und den Sinai, dessen Fernsicht weit über die beyden Meeresarme in Ost und West bis in das steinige Arabien und bis in die ägyptischen Küstengegenden reicht, stiegen nach dem Ledscha Thal zum Kloster Erbain hinab, und machten später noch fast die ganze Runde um den Sinai Horeb durch die Eintiefung der Thäler, welche diese Felsenmassen von den andern Gebirgen der Halbinsel absondert. Das Thal Sebaye unmittelbar unter dem Fuß des eigentlichen Sinaigipfels und für seinen Anblick das günstigst gelegene, war ohnfehlbar der Hauptstandpunkt, den die Heere Israels bey der Gesetzgebung einnahmen, wenn auch ihre Lager nach allen Richtungen um die Seiten des Gebirges sich ausbreiteten.

Der Weg, den die Reisenden vom Sinai nach Palästina nahmen, war jener nächste und gewöhnlichste durch das Scheikhthal über die Hochebene Thyeh nach dem Wadi el Arisch, dann über das Plateau Nakhel und vorbey an der gleichnamigen Gränzfestung, bey welcher die Beduinen vom Uled Szaid-Stamme ihre weitere Begleitug aufgeben und dieselbe an die Karawane von Thyas abtreten mußten. Vorübergangspunkte von besondetem Interesse bildeten die Ruinen von Oboda, von Elusa und vor Allem die altehrwürdige Stätte von Bersaba. Die Freude über den Anblick der Gebirge von Judäa wurde dadurch sehr herabgestimmt, daß den Reisenden nicht nur die Ankündigung einer siebentägigen Quarantäne, die sie vor Eintritt in das Innere des Landes zu halten hätten, sondern auch bald hernach eine Sanitätswache entgegen kam. Doch lag in dem lang entbehrten Anblick der grünenden Fluren und der waldbewachsnen Höhen, in dem Gefühl, daß nun endlich nach so mancher glücklich überstandenen Gefahr das Endziel der Reise so nahe gerückt war, etwas so Tröstliches, daß man sich die Sorge für die Unbequemlichkeit der nächsten Tage aus dem Sinne schlug. Weniger zum Aerger als zum Lachen reizend war in dieser Zwischenzeit öfters das Benehmen der Quarantänewache, deren Aufgabe es seyn sollte, eben so sehr sich selber als Alle, die in die Nähe der verdächtigen Fremden kamen, sowohl Menschen als Vieh, vor der Berührung von diesen zu verwahren. Bey jeder Gelegenheit, wo sich ihr irgend etwas Uebriggebliebenes von den Mahlzeiten der Reisenden darbot, so wie in andern Fällen, bey denen ihre Lust nach einem kleinen Gewinn gereizt ward, vergaß dieselbe gern die ihr auferlegte Scheu vor der Berührung; dem begegnenden Volke des Landes aber ließ sie ihre Beamtenpflicht und Würde in sehr eindringlicher Weise bemerken und fühlen.

Allerdings aber war der Ausbruch des Unwillens, den unser Reisender bey dem Eintritt in das Lazaret von Hebron nicht unterdrücken konnte, etwas sehr Natürliches. Noch in Aegypten hatte er mit großem Vergnügen in den französischen Blättern die Nachricht gelesen, daß in Marseille die Quarantäne aufgehoben sey für alle jene Fälle, wo die Reisenden nicht aus einer von der Pest ergriffenen Gegend kämen. Er kam aus einem Lande, darin so eben keine Spur von der Pest sich gezeigt hatte, war jetzt drey Wochen lang (vom 1. bis 21. October) seit seinem Abgang aus Kairo durch eine Gegend gereist, die man bis dahin immer mit Recht als eine der gesündesten, für die Pest unzugänglichsten gehalten hatte, und nun, wo er in ein Land trat, in welchem man viel eher von einer Seuche angesteckt werden als Ansteckung verbreiten konnte, sollte er Quarantäne halten! Die Türken suchen auf einmal mit verstärktem Eifer das nachzuholen, was sie bisher in dieser Art der Sanitätspolizey versäumt haben. Das Quarantänegebäude zu Hebron schien

so eben erst zu seiner jetzigen Bestimmung eingerichtet zu seyn, die sogenannten Zimmer, die wie die Kajüten auf dem Verdeck eines Schiffes, auf der Platform des Hauses errichtet waren, trugen an Boden und Wänden alle Spuren der Neuheit. Mit ziemlicher Heftigkeit sprach sich unser Reisender gegen den Director des Lazarets, einen halb europäisch gekleideten Türken, über den Unsinn seiner Regierung aus, welche in einem Fall wie der seinige war, eine Quarantäne anordne, schimpfte über die schlechten Kammern, in die man ihn einquatieren wollte, und erklärte, daß er um keinen Preis in eine derselben einziehen, sondern lieber in seinem Reisezelt im Hofe bleiben werde; der Türk, dem freylich der Dragoman nicht den ganzen Fluß dieser Rede mitgetheilt haben mochte, veränderte keine Miene; er entfernte sich ganz gravitätisch, ließ, nachdem er das Thor hinter sich verschloßen, die Reisenden sammt den Beduinen und ihren Kamelen, mit denen sie gekommen waren, im Hofraum zusammengesperrt zurück, und erst am andern Morgen durften diese Begleiter, bewacht bis zur Gränze von einem Quarantänediener, ihres Weges ziehen.

Mit einer den fremden Einrichtungen nachgeäfften Förmlichkeit, welche dem türkischen Naturell eben so schlecht anpaßte als die europäische Uniform, ließ man die Reisenden ihre Gefangenschaft antreten und aushalten. Und schon hatten sie sich mit einiger Resignation in die Ertragung dieses Looses gefunden, als zu der aufgebürdeten Last eine neue hinzukam, welche die französische Lebhaftigkeit unsers Reisenden vollends ganz in Feuer und Flammen setzte.

(Schluß folgt.)

Anleitung zur qualitativen und quantitativen zoochemischen Analyse. Von F. von Gorup-Besanez. Nürnberg 1850.

Dieses Werk wird Jeder, der sich mit chemischen Untersuchungen für die Zwecke der Physiologie und Pathologie befaßt, mit Freuden begrüßt haben, in der sichern Erwartung, daß darin enthalten seyn würde, was der Titel besagt, wofür der rühmlich bekannte Name des Verfassers gewiß Jedem hinlängliche Bürgschaft war. Um so angenehmer fühlt sich derjenige, welcher das Buch gebraucht, noch dadurch belohnt, daß er in demselben noch etwas mehr findet, als der Titel besagt. Es ist ein Buch lediglich in der Absicht verfaßt, eine sehr fühlbar gewordene Lücke in der Literatur auszufüllen, wirklich nützliche Kenntnisse zu verbreiten, und unterscheidet sich deßhalb sehr von jenen Büchern, welche zu Autoren solche haben, die damit Geld machen wollen. Ein glückliches und durch vielfache Praxis geübtes Augenmaaß hat den Verfasser bey der Anordnung des Stoffes und des ihm zu gebenden Umfanges geleitet, und hat ihn so glücklich als möglich zwischen dem oft unverständlichen Aphorismus eines Leitfadens und der oft unüberwindlichen Breite eines Compendiums hindurch segeln lassen. Es würde mich gar nicht Wunder nehmen, wenn deßhalb irgend ein Weltverbesserer behauptete, daß das Buch von Gorup weder ein Leitfaden noch ein Compendium für zoochemische Analyse ist, und auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig sagt. Glücklicher Weise fragt unsere Zeit nicht mehr so ängstlich nach formellen Rücksichten, und erfreut sich mehr an der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit eines Objektes, an dessen Zusammenhang mit dem Allgemeinen, als an der Discussion über die fragliche Stellung in einem willkührlichen und künstlichen Systeme. Der Erfolg, den dieses Buch seit seinem Erscheinen bereits gehabt hat, ist der sicherste Beweis für die Brauchbarkeit desselben, und jeder physiologische Chemiker so wie jeder Arzt, der sich desselben aufrichtig bedient, wird es in hohem Grade lieb gewinnen.

Dr. M. Pettenkofer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde ꝛc., herausgegeben von G. H. Pertz. IX. Bd. Hannover 1847. X. Bd. Heft 1—4. Ebendaselbst 1849—1851.

Zweyter Artikel.

(Vgl. B. XXXIII. Nr. 25—28.)

Vom zehnten Bande an tritt in der äußern Form dieser Zeitschrift die Veränderung ein, daß sie wieder, wie ursprünglich, nämlich von ihrer Begründung bis zum sechsten Bande einschließlich, in einzelnen zwanglosen Heften erscheint, deren jedoch nicht mehr sechs, wie damals, sondern nur vier einen Band bilden. Es ist dieß gewiß eine sehr zweckmäßige und allgemein willkommene Einrichtung, indem sowohl die schnellere Verbreitung des Inhalts der auf die Gesellschaftszwecke Bezug habenden Untersuchungen und Abhandlungen, als die leichtere Anschaffung der Zeitschrift auf Seite des literarischen Publikums dadurch ermöglicht wird.

Der Bestand des vorliegenden zehnten Bandes ist folgender.

Erstes Heft.

I. Inhaltsverzeichnisse der zehn ersten Bände der Monumenta Germaniae. S. 1—74.

Einem allseitig gefühlten Bedürfnisse, welchem Ref. durch die Bd. XXVII. Nro. 189 und 190 dieser Blätter mitgetheilte „alphabetische Uebersicht des Inhalts der bis dahin erschienenen sieben Scriptoren-Bände“ vorläufig zu begegnen versucht hat, ist hier durch die vorliegenden von Seite der Redaction der Monumenta selbst ausgearbeiteten Register in erschöpfendster Weise abgeholfen. Dieselben enthalten

1) ein chronologisches Verzeichniß der Geschichtsschreiber (Scriptorum T. I. — VIII.) d. h. eine nach der Zeitfolge geordnete Aufzählung der in den ersten acht Scriptoren-Bänden enthaltenen Geschichtsdenkmäler und Quellenschriften, wodurch der bey einem Unternehmen der Art unvermeidliche Mißstand, daß eine streng chronologische Ordnung der Denkmäler im Drucke der einzelnen Bände selbst nicht eingehalten werden konnte, wieder ausgeglichen wird;

2) in gleicher Weise ein chronologisches Verzeichniß der Gesetze (Legum T. I. II. Gesammtreihe der Monumentenbände T. 3. 4.);

3) ein alphabetisches Register über sämmtliche Bände der Geschichtschreiber und Gesetze, welches jede gedenkbare Beziehung, unter der nach einer in den Monumenten abgedruckten Quellenschrift gesucht werden kann, zweckmäßig berücksichtigt, so daß in der Regel jeder Titel unter drey verschiedenen Schlagwörtern auffindbar gemacht ist, z. B. Vita Burchardi episcopi Wormatiensis unter Burchard, Worms und Vita; Enhardi annales Fuldenses unter jedem dieser drey Worte.

II. Ueber das Heldengedicht von König Heinrichs IV. Sachsenkriegen, vom Herausgeber [1]). S. 75—86.

1) Gelesen in der historisch-philosophischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 13. März 1848.

Unter den für den Wiederabdruck in den Monum. Germ. bestimmten Schriften befand sich anfänglich auch obiges kleine, von den deutschen Geschichtsforschern bisher häufig benützte Epos, das zuerst von Gervasius Soupher unter dem Titel: „Henrici Quarti imperatoris bellum contra Saxones heroico carmine descriptum“ im J. 1508 zu Straßburg in 4., dann im I. Bande von Reubers Scriptores 1584 und 1726, sowie auch in Goldasts Apologia pro Heinrico IV. (1611) herausgegeben wurde [2]).

Das Gedicht umfaßt die Jahre 1073—1075, nämlich nur den ersten Aufstand der Sachsen, und schließt mit dessen vollständig scheinender Besiegung im October 1076; von der Fortsetzung des Kampfes in den folgenden Jahren sowie von den kirchlichen Verwickelungen Heinrichs verlautet in dem Gedichte keine Sylbe. Der Dichter nannte sich nicht. Soupher bemerkte bezüglich des Verfassers in seinem Vorworte bloß: „auctor propter maiorum incuriam quos litterarum modicos amatores constat extitisse et proinde nomen abolere permiserunt, ignoratur. Quisquis fuerit certe latii eloquii cernimus non fuisse expertem“ etc. Die spätern Herausgeber und Benutzer begnügten sich mit der Annahme, daß der Verfasser aller Wahrscheinlichkeit nach ein gleichzeitiger Geistlicher gewesen sey. Wer sollte auch jemanden andern als einen Zeitgenossen sich als Verfasser denken, wenn man z. B. die nachstehenden, unmittelbar an den Kaiser gerichteten Schlußverse des Gedichtes liest:

Ecce tenes solitum tu rex inuicte triumphum,
Cum tua frena pati gentem effrenem docuisti.
Vt virtute geris sic et pietate parentes
Rex auguste gere. tu substratis miserere! etc.

Nichts desto weniger führte den Hrn. Herausgeber der Monum. eine genauere Untersuchung des Gedichts zu dem Ausspruche, daß dasselbe, von einigen wesentlichen Auslassungen und geschichtswidrigen Einschiebseln abgesehen, nichts weiter als eine hexametrische Paraphrase des von Lambertus Hersfeldensis über die erste Bekämpfung der Sachsen Erzählten und sohin — ein Werk des Betruges ist. „Stellen sich,“ so bemerkt Hr. P. in Motivirung dieses seines Urtheiles, „die einzelnen Züge, welche die Abfassung des Gedichts im October 1075 glaubhaft machen sollen, schon durch die Thatsache der Benutzung Lamberts [3]) als absichtliche Täuschung dar, und nöthigen uns, das Werk in eine spätere Zeit zu setzen, so wird man ihm auch schwerlich Unrecht thun, wenn man zunächst die Zeit der Verbreitung als die Zeit des Entstehens ansieht. Dieser Vermuthung steht zuerst zur Seite, daß keine ihr widersprechende Thatsache bekannt ist. Es giebt nämlich keine Handschrift des Gedichts wie keine Ausgabe desselben, welche älter wäre als der Anfang des 16. Jahrhunderts, und es wird von keinem Schriftsteller vor dieser Zeit erwähnt.“ Die sorgfältigsten Nachforschungen nach der etwaigen Originalhandschrift, die Hr. P. bereits im J. 1841 auf seiner Reise nach dem Elsaß anstellte [4]), und die ausgedehntesten Erkundigungen in so vielen Bibliotheken des mittleren Europa haben nur eine einzige Papierhandschrift des 16. Jahrhunderts zu Tage gebracht, welche Lappenberg in der Hamburger Stadtbibliothek auffand und wovon dem vorliegenden Aufsatz ein Facsimile beygefügt ist.

(Fortsetzung folgt.)

2) Die in Hambergers Directorium erwähnte Ausgabe vom J. 1583, über deren Daseyn der Hr. Herausgeber Gewißheit zu erlangen wünscht, findet sich auch weder in der k. Hof- und Staatsbibliothek, noch in der k. Universitätsbibliothek zu München vor; die deßfallsige Angabe beruht wohl nur auf einer Verwechslung mit der ed. princeps oder mit der ersten Reuber'schen Ausgabe. Von der princeps selbst hingegen, welche in Norddeutschland so selten ist, daß sie Hr. Pertz von Göttingen nach Berlin entleihen mußte, besitzt die k. Hof- und Staatsbibliothek dahier mehrere Exemplare.

3) gest. nach 1077, da mit diesem Jahre die Chronik endet.

4) Vgl. Archiv 8, 255.

Excursion en Orient, l'Egypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu.

(Schluß.)

Man hatte ihm gleich bey seinem Eintritt über die Gränze eine siebentägige Quarantäne angekündigt, und noch bey der Ankunft in Hebron war nur von sieben Tagen der Gefangenschaft die Rede gewesen. Als er jedoch kurz vor Ablauf dieser Zeit Auftrag ertheilte, ihm die Pferde zur Abreise nach Jerusalem zu bestellen, da ließ ihm der Director des Lazareths sagen, er möge sich damit nicht übereilen, denn seine Quarantänezeit werde nicht sieben, sondern zwölf Tage dauern. Vergeblich berief sich der so hart Getäuschte auf die ausdrückliche frühere Zusicherung der Quarantäne-Officianten. Allerdings, so war die Antwort, bestand noch im vorigen Monat eine nur siebentägige Abschließung, aber nach einem seitdem eingetroffenen Befehl der Regierung ist die Zeit um fünf Tage verlängert worden.

Was half es jetzt dem reizbaren Franzosen, daß er in der Aufwallung seines Zorns die Türken insgemein rohe Bestien, den Sultan einen Cretinen, die plötzliche Verlängerung der Quarantäne einen Schimpf nannte, den man seiner ganzen Nation angethan habe, und welcher von der Seite seiner Regierung eine ernstliche Zurechtweisung nach sich ziehen werde. Der Pförtner des Lazareths hörte die freye Uebersetzung der lebhaften Declamation, welche Machmud, der Dollmetscher ihm gab, mit wahrhaft moslemitischer Resignation an und sprach nur noch einmal es aus, daß die neue Anordnung unabänderlich sey, denn sie komme aus dem Divan.

Dennoch wollten die Reisenden sich noch immer nicht in diese Unabänderlichkeit ergeben. Der Graf Pardieu schrieb sogleich an den französischen Consul in Jerusalem, beklagte sich bey diesem bitter über das ihm widerfahrene Unrecht und verlangte Abhülfe desselben. Sein Brief wurde vor seinen Augen vielfach durchstochen und durchräuchert, dann einem Expressen übergeben, der ihn alsbald nach Jerusalem und von dort aus schon am andern Tag die Antwort zurückbrachte. Diese war in Abwesenheit des Consuls Botta von seinem Stellvertreter ausgefertigt, voller Bezeugung von Höflichkeit und Versicherung der unbegränzten Dienstfertigkeit, zugleich aber voller Ausdrücke des Bedauerns darüber, daß eine Abänderung der großherrlichen Verordnung außer der Macht des Consulats liege, doch habe man dem Arzt des Quarantänehauses, der so eben von einem Krankenbesuch in Gaza nach Hebron zurückkehren würde, die Angelegenheit des Herrn Grafen auf das Lebhafteste empfohlen.

Der bittre Beygeschmack, den der Inhalt dieses höflichen Briefes hatte, wurde dadurch versüßt, daß er unter seinem Couvert mehrere Briefe aus der Heimath mit sich brachte, welche in der letzten Zeit bey dem Consulat in Jerusalem für unsre Reisenden eingelaufen waren. Auch blieb diesen ja noch immer die Hoffnung, daß der Quarantänearzt eine Verkürzung ihrer Gefangenschaft bewirken könne.

Dieser Arzt kam. Ein kleines Männchen von steifer Haltung; eine Art von Italiener mit einer erträglichen Fertigkeit, sich im Französischen verständlich zu machen. Von der Terrasse herunter, denn eine weitre Annäherung an die Pestverdächtigen war gegen die strenge Ordnung, begann er die Conversation mit den Reisenden. Seine Erklärung war bündig genug; er könne — dieß war ihr Inhalt — ihre Quarantäne nicht um eine Stunde abkürzen, auch keine Erleichterung derselben eintreten lassen, denn die Anordnung bestünde nun einmal so. Auf seine Frage, warum man unten im Zelte geblieben und nicht lieber die schönen Räume in dem ganz neu erbauten Lazareth bezogen habe, antwortete ihm der Graf, daß sein Lazareth zur Wohnung allenfalls für Galeeren-Sträflinge, nicht aber für honette Leute geeignet, dazu sehr ungesund gelegen sey, so daß es eher zum Erzeugen einer Krankheit als zur Abwehr derselben geeignet scheine. Nach dieser offnen Erklärung kehrte der Graf dem Doctor den Rücken

zu und ging in sein Zelt. Vergeblich rief jener den Reisenden nach, sie sollten ihm ihre Namen und Vornamen, Alter, Profession und Vaterland angeben, denn die Verordnung geböte das so; man wollte mit ihm und seiner Verordnung nichts zu schaffen haben und Machmud, den man darum befragte, wußte von den Fremden nichts zu sagen, als daß es vornehme Herren wären, ein Bescheid, den der Doctor befriedigend finden mußte, da ihm die kräftige Sprache, welche die Reisenden mit ihm geführt hatten, als ein vollkommen gültiger Beweis für ihren hohen Stand erschien.

Dieselbe Meinung hegten dann bald auch noch Andre von ihnen. Selbst die Soldaten in der an das Lazareth angebauten Kaserne stellten am kleinen Bairamsfeste ihr Schießen ein, als der Graf es ihnen untersagte, und im Falle ihrer Weigerung mit einer Klage bey dem Pascha in Jerusalem drohte. Der Quarantänearzt hörte, als er seinen Gefangenen am 31. Oct. das Ende ihrer Haft für den nächsten Tag ankündigte, ruhig ihre Forderung an, daß man sie gleich mit dem Beginn des 1. Nov. um Mitternacht entlassen solle, erinnerte zwar daran, daß in solchen Fällen der Tag vom Morgen an gerechnet werde, überließ aber die Entscheidung dem Pförtner.

Wirklich um Mitternacht am 31. Oct., mit dem astronomischen Anfang des 1. Nov. öffneten sich den Reisenden die Thore des Quarantänehauses, die Pferde standen bereit, sie machten sich auf den Weg über Bethlehem nach Jerusalem. Sie hatten Hebron nur von ihrer Altane aus gesehen; das Nächste, was ihnen auf diesem Standpunkt vor Augen lag, war der Begräbnißplatz der Stadt, an welchen das Lazareth so unmittelbar angebaut ist, daß die Reisenden allmählig jeden Grabstein desselben hatten kennen gelernt.

Die aufgehende Sonne beleuchtete so eben das hoch auf seinem Felsenhügel gelegene Bethlehem, als sie in die Nähe der Stadt kamen. Mit einem erhöhten Gefühle der Andacht wohnten sie dem Frühgottesdienste des heutigen Allerheiligenfestes bey, dessen Abend sie schon zu Jerusalem im lateinischen Kloster zubrachten. Mit Aufmerksamkeit und ernster Theilnahme betrachteten die Reisenden während ihres dreytägigen Aufenthaltes in der heiligen Stadt alle die Oertlichkeiten, an welche die spätere Zeit mit mehr oder minder großer Sicherheit die Erinnerungen an die bedeutungsvollsten Momente der Geschichte unsers Geschlechtes geknüpft hat, besuchten am 5. November den Jordan und das todte Meer, besahen sich dann die Stätte des alten Jericho, betrachteten die Quelle des Elisa und kamen am 6. nach Jerusalem zurück, wo sie einen Rasttag hielten, dann die angebliche Geburtsstätte Johannes des Täufers und das Terebinthenthal besuchten. Sie hatten in möglichster Kürze Alles gesehen, was den Pilgrimen nach Palästina in und um Jerusalem als das Sehenswürdigste angepriesen wird; schon am 8. Nov. waren sie wieder auf dem Wege zuerst nach Nablus (Sichem), dann nach Nazareth, dem Carmel und dem Tabor, sowie nach Tiberias, von wo aus sie abermals zurück nach Nazareth und von hier nach der Seeküste sich wendeten. Ein besondres Interesse hat unser Reisender noch in die Beschreibung seiner Küstenfahrt von Acre nach Beyruth und des kurzen Besuches zu legen gewußt, den er im Vorüberreisen bey den Resten der alten phönicischen Städte, Tyrus und Sidon machte. Von Beyruth aus besuchte er einige der schönsten Stellen des Libanon und die Ruinen von Baalbeck, schiffte dann am 5. Decbr. auf einem französischen Paquetboot von Beyruth nach Alexandria, am 8. von da auf dem Dampfschiff nach Marseille sich ein, in dessen Hafen er schon am 18. einlief. Vier und einen halben Monat hatte die Reise an Zeit, viertausend und etliche hundert Franken an Geld gekostet, und welchen Schatz von Erinnerungen für das ganze Leben hatte sie ihrem Unternehmer eingetragen!

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

III. Ueber die Quellen der Gesta Roberti Wiscardi des Guillermus Apuliensis, von Dr. Roger Wilmans. S. 87 — 121.

(Fortsetzung.)

Nach geliefertem Nachweise, daß dieses Epos für die Geschichte ohne allen Werth sey, und aus dem Verzeichnisse der deutschen Geschichtsquellen gestrichen werden müsse, möchte es nur noch in literarhistorischer Beziehung von einigem Interesse seyn, den wirklichen Verfasser zu ermitteln. Hr. P. vermuthet, daß Conrad Celtes damit ein Seitenstück zu seinem Ligurinus habe geben wollen, den er im J. 1507 durch Conrad Peutinger, ohne Zweifel im Einverständnisse mit letzterem, unter Günther's Namen erscheinen ließ. Diese Vermuthung mag allerdings begründet seyn, nur hat sie die weitere Annahme im Gefolge, daß auch der erste Herausgeber Gerv. Soupher bey der literarischen Betrügerey in eigener Person mitwirkte, und daß seine Angabe: „Transactis diebus in codicem vetustissimum: nobilissimorum etiam auctorum monumenta continentem: incidi: quo hoc elegans opusculum excerpsi“ eine pure Lüge sey. Bey einer Handschrift aus der Lebenszeit von Conrad Celtes, der kaum wenige Wochen vor beendigtem Drucke des Gedichtes in einem Alter von 49 Jahren gestorben (4. Februar 1508), und dessen poetische Productivität kaum drey Jahrzehnte umfaßte, konnte Soupher doch auf keinem Fall von einem „Codex vetustissimus“ und von einer maiorum incuria reden. Auch das Nichtbenennen des Ortes, wo ihm der angebliche Codex in die Hände gerathen, deutet auf trügerische Absicht.

Auch diesem versificirten Geschichtswerke drohte die Gefahr, für eine bloße Schulübung aus späterer Zeit gehalten und aus der Reihe geschichtlicher Quellen fortgewiesen zu werden. Hr. Dr. Wilmans vindicirte ihm jedoch Aechtheit und Gleichzeitigkeit der Abfassung (1099 — 1110), vorzugsweise auf den Grund der zu Avranches liegenden, von Hrn. Dr. Bethmann eingesehenen Handschrift des Werkes aus dem XII. Jahrhundert [5]), welche übrigens die einzige bekannte Handschrift dieses Gedichtes ist, nachdem das der ersten von J. Tiremaeus besorgten Ausgabe desselben zu Grunde liegende Manuscript aus dem Kloster Le Bec seither mit der Ausgabe selbst verschollen ist [6]).

---

5) Vgl. Archiv 8, 71. 384.

6) Der Titel dieser ersten Ausgabe lautete: Guilelmi Apuliensis rerum in Italia ac regno Neapolitano Normannicarum libri quinque. Rothomagi apud Rich. Petit et Rich. Lollemant anno 1582. 4. Sie war schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus dem französischen Buchhandel verschwunden, und konnte bisher in keiner Bibliothek des Festlandes aufgetrieben werden. Hr. Dr. Wilmanns läßt S. 88 an alle Bibliotheken und Bücherfreunde den Aufruf ergehen, von dem Vorhandenseyn dieser Ausgabe Anzeige machen zu wollen.

Die auffallende Uebereinstimmung vieler Stellen, welche sich zwischen Wilhelm von Apulien und der Alexias der Anna Comnena (1143 — 1180) herausstellt, erklärt sich Wilken (in seiner Schrift über die Comnenen) durch die Annahme, daß die griechische Geschichtschreiberin Wilhelms Gedicht benutzt habe. Diese Annahme wird jedoch von Hrn. Dr. Wilmans als unstatthaft nachgewiesen, und vielmehr wahrscheinlich gemacht, daß ihnen beyden eine jetzt verlorne dritte Quelle vorgelegen habe. Diesen von ihnen gemeinschaftlich benutzten Geschichtschreiber glaubt Hr. Dr. Wilmans in dem von Anna Comnena öfter erwähnten „Latinus“ gefunden zu haben, und knüpft an die fernere Annahme, daß Anna damit keinen Eigennamen, sondern nur einen lateinisch schreibenden Chronisten habe bezeichnen wollen, die weitere Vermuthung, daß dieser letztere identisch sey mit dem Archidiacon Johannes von Bari, dem Verfasser der hist. invent. S. Sabini, einem Augenzeugen der erzählten Vorgänge.

Als weitere von Wilhelm benutzte Quelle wird dann noch die historia Normannorum des Cassinenser Mönchs und nachmaligen Bischofs von Nusco Amatus nachgewiesen, welchem letzteren sofort in Bezug auf eine anderweitige in neuester Zeit ihm angesonnene Autorschaft die nachfolgende ausführlichere Erörterung gewidmet wird.

IV. Ist Amatus von Monte Cassino der Verfasser der Chronica Roberti Biscardi? Von Dr. R. Wilmans. (S. 122 — 130.)

Nach der ausdrücklichen Angabe des Petrus Diaconus sowohl in seiner Fortsetzung der Chronik des Leo Ostiensis (lib. 3. cap. 35. Mon. 9, 728) als in seinem Werke de viris illustribus Casinensibus Cap. 20. schrieb der Cassinenser Mönch und nachmalige Bischof von Nusco im Erzbisthum Salerno [7]) Amatus († 1093) eine historia Normannorum, deren lateinische Urschrift noch im 17. Jahrhundert in der Bibliothek des Klosters Monte Cassino vorhanden gewesen zu seyn scheint [8]), die aber nachher verschwunden ist und für völlig verloren galt, ohne daß sich auch irgend eine anderweitige Spur dieses Geschichtswerkes vorgefunden, bis im Jahre 1835 durch den Pariser Bibliothekar Champollion-Figeac auf Kosten der Société de l'histoire de France eine altfranzösische Uebersetzung dieses Werkes aus einer in der Pariser Bibliothek befindlichen Handschrift des 13. Jahrhunderts herausgegeben wurde, und für das verlorene lateinische Original Ersatz bot. Unmittelbar auf dieses der Literatur nun wieder gewonnene Werk des Amatus folgt aber in der erwähnten Pariser Handschrift die altfranzösische Uebersetzung desjenigen lateinischen Geschichtswerkes, welches von Carusio (Biblioth. hist. regni Sic. T. II.) unter dem Titel Anonymi historia Sicula und in Muratori's Rerum ital. SS. T. VIII. unter dem Titel: Anonymi Vaticani historia Sicula aus zwey Handschriften der Vaticana herausgegeben worden. In zwey Pariser Handschriften von dem lateinischen Original dieses letzteren Geschichtswerkes ist dasselbe als „Cronica Roberti Biscardi et fratrum“ betitelt, und auch in der altfranzösischen Uebersetzung desselben beginnt das zweyte Buch mit der Ueberschrift: „Ci se commence le secont (livre) de l'amirable duc Viscard.“ Hr. Champollion-Figeac konnte daher mit Fug der von ihm herausgegebenen französischen Uebersetzung den Titel „Chronique de Robert Viscart“ vorsetzen. Er ging aber noch weiter, indem er die Behauptung geltend zu machen suchte, daß Amatus auch als Verfasser dieser Chronik Robert Guiscard's, oder wenigstens des ersten bis zu Roberts Tode (1085) reichenden Theiles derselben zu halten sey, indem solches aus einer Aeußerung des französischen Uebersetzers hervorgehe. Gegen diese Behauptung Champollion's nun weist Hr. Dr. Wilmans mit überzeugenden Gründen nach,

---

In den Catalogen der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München sowie auch der k. Universitätsbibliothek dahier findet sich davon keine Spur.

7) Nicht von Bordeaux, wie Mabillon und die Histoire litt. de la France T. IX. irrthümlich vermuthen.

8) „Historiam Nortmannorum dicavit Desiderio abbati . . ., illamque hodie non extare nisi m. s. in Casin. bibliotheca affirmant aliqui.“ Petr. Diac. de vir. ill. Cas. ed. Mari p. 40. not.

daß jener an sich ohnehin sehr unbestimmten Aeußerung des Uebersetzers kein Gewicht beyzulegen sey, daß vielmehr Amatus der Verfasser der historia Sicula oder Chronica Roberti Guiscardi nicht seyn könne, da sie in mehreren Stellen mit Amats unzweifelhaftem Werke in Widerspruch stehe, oder doch einige Ereignisse völlig anders berichte, als Amatus, und daß dieses ganze anonyme Geschichtswerk, wie bereits Wilken (Hist. Comn. praef. p. XXVII) nachgewiesen und Hr. Champollion selbst bezüglich des Schlußtheiles desselben (von Robert Guiscard's Tod angefangen) ohnehin schon zugestanden hat, als ein höchst magerer Auszug aus Gaufredus Malaterra (lib. IV de gestis Roberti Guiscardi) sey.

Am Schluße berichtiget Hr. Dr. Wilmans zwey arge, Herrn Champollion entgangene Versehen, welche dem Abschreiber von Amats ystoire de li Normant bezüglich des Namens der Stadt Tien (Teanum, Tiano im K. Neapel) begegneten, indem letztere zweymal mit dem unmittelbar vorhergehenden Worte zusammengezogen und in einen Personennamen umgewandelt wurde. B. III. 5. p. 73 heißt es nämlich: la malice de Pandulfe avoit aflit le comte Détien anstatt de Tien, und B. IV. p. 108: Coment vit Ardretyen etc. anstatt ardre Tyen.

Zehnter Band. Zweytes und drittes Heft.

IV. b. Ueber die Chronik Otto's von Freysingen von Hrn. Dr. Wilmans. S. 131 — 173.

Es verschafft eigenthümlichen Genuß, einen interessanten geschichtlichen Gegenstand von mehreren geistig begabten Verfassern völlig unabhängig von einander behandelt zu sehen. Einen solchen Genuß gewährt uns denn auch die Lectüre des vorliegenden trefflichen Aufsatzes über einen der hervorragendsten und uns Bayern noch überdieß näher berührenden Geschichtschreiber des deutschen Mittelalters, verbunden mit jener der im J. 1847 aus unserer Stadt hervorgegangenen zwey Preisschriften über denselben Schriftsteller von Dr. Huber und Dr. Wiedemann [9]). Hr. Dr. Wilmans kannte nur die Huber'sche Abhandlung, bemerkt aber bezüglich derselben (S. 132 Anm. 1), daß dieses „schätzbare Buch im Ganzen von dem seinigen zu verschiedenartige Gesichtspunkte verfolge, als daß er es hätte häufig benutzen können." Dr. Wiedemann's Schrift hingegen blieb Herrn Dr. Wilmans unbekannt; gerade sie zeichnet sich aber durch Reichhaltigkeit von Literatur-Allegaten, namentlich durch sorgfältigsten Nachweis der von Otto benutzten Quellen vortheilhaft aus, und hätte Herrn Dr. Wilmans manche erwünschte Notiz an die Hand gegeben, manche eigene Recherche ersparen helfen.

In um so selbstständigerem Gange der Untersuchung und Betrachtung erörterte denn Hr. Dr. Wilmans nach Voraussendung von Otto's Lebensverhältnissen dessen geschichtlichen Standpunkt, geht

---

9) Otto von Freising, sein Charakter, seine Weltanschauung, sein Verhältniß zu seiner und seinen Zeitgenossen als ihr Geschichtschreiber, aus ihm selber dargestellt von Bonifacius Huber, Benedictiner der Abtey St. Stephan in Augsburg, und Diacon München 1847. — Otto von Freysingen nach seinem Leben und Wirken. Ein historischer Versuch von Theodor Wiedemann, Convictor im erzbisch. Clerical-Seminar zu Freysing. Mit einer Vorrede von Carlmann Flor. Freysing 1848. 8. — Die Abhandlung des Hrn. Dr. Huber, nunmehrigen Cooperators zu Berchtesgaden (im Jg. 1848 Bd. 26. No. 127 ꝛc. dieser Blätter einer ausführlichen Beurtheilung unterworfen), erhielt neben einer gleichzeitig eingelaufenen aber ungedruckt gebliebenen von Eus. Grimm (jetzt Commendist an der St. Peterskirche dahier) den wirklichen Preis. Die Abhandlung des Hrn. Dr. Wiedemann (zur Zeit Curat bey St. Johann dahier) erhielt von Seite der hiesigen Universität nur das Accessit. Der Hr. Verf. ward aber nachträglich (1850) von der philos. Facultät der Universität Freiburg zur Anerkennung der Verdienstlichkeit dieses literarischen Erstlingsversuches durch Verleihung des Doctorgrades geehrt. Vgl. auch Reuters allgem. Repert. f. d. theol. Lit. 1851. Bd. 74. H. 2. S. 159 — 162. Das Verlagsrecht auf diese Abh. ging im J. 1849 auf Elsäßer und Waldbauer in Passau über.

dann auf die verschiedenen Redactionen der Chronik über (deren er drey annimmt), leitet den Nachweis der Quellen, welche Otto für seine Arbeit benutzte, durch Hervorhebung von Otto's klassischer Gelehrsamkeit ein, und bespricht schließlich die für die neue Ausgabe in den Monumentis vorhandenen Hülfsmittel bezüglich der eigentlichen Chronik sowohl, als hinsichtlich der Gesta Friderici mit der Fortsetzung Radevic's. Da Hr. Dr. Wilmans zur Zeit der Abfassung des vorliegenden Aufsatzes diese Hülfsmittel vollständig zu überschauen und gegenseitig zu prüfen noch nicht Gelegenheit, namentlich die Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München für die Zwecke der Monumenta noch nicht sämmtlich verglichen hatte, so konnte die Bekanntgabe der deßfallsigen Ergebnisse füglich dem Vorworte zur neuen Ausgabe vorbehalten bleiben.

V. Ueber die Chronik Alberich's von Dr. Wilmans. S. 174 — 246.

Den Gegenstand vorliegender Abhandlung bildet die Ausmittelung des wahren Verfassers der unter dem Namen Alberich's, angeblichen Mönchs von Trois-Fontaines, bekannten Weltchronik, die Feststellung der Zeit, wann sie geschrieben worden, dann die Darlegung des Planes und der Quellen dieser Chronik.

In ersterer Beziehung sucht Hr. Dr. W. nachzuweisen, daß die Bezeichnung, unter der man bisher den Verfasser als einen Mönch von Trois-Fontaines (monachus Trium Fontium) anführte, aller Begründung entbehre, indem die Chronik selbst nirgends eine deßfallsige Andeutung enthalte, sondern nur im Titel einiger Handschriften jene Bezeichnung vorkomme, solche daher wohl nur auf bloßer Vermuthung beruhe, daß vielmehr der wirkliche Verfasser der Chronik ein Mönch des Augustiner-Klosters Neuf-Moustier bey Huy in der Diöcese Lüttich (Novi Monasterii Hoyensis) Namens Alberich gewesen, so wie auch daß die Chronik von diesem allein, nicht, wie einige andere Literarhistoriker, namentlich Ernst und Petit-Radel angenommen, von mehreren Verfassern oder Fortsetzern herrühre, daß sie ferner innerhalb der Jahre 1239 — 1251

und zwar in einer, wie es scheint, dem Verfasser eigens aufgetragenen Form verfaßt worden sey. Diese dem Werke gegebene Form besteht nämlich darin, daß es durchaus nicht den Charakter eines zu einem innerlich zusammenhängenden Ganzen verarbeiteten Geschichtswerkes an sich trägt, sondern lediglich nur eine chronologische Aneinanderreihung annalistischer Notizen unter jedesmaliger Voranstellung des Namens der betreffenden Quellenschriftsteller enthält, welchen Auszügen sodann der Compilator seine eigenen Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen unter Voraussetzung theils der Bezeichnung: „autor," theils des Namens „Albericus" beyfügte. Petit-Radel nimmt an, daß mit „autor" bezeichnete Stellen von einem ungenannten Mönch von Neuf-Moustier herrühren, während er unter Alberich einen Mönch von Val S. Lambert, dem einzigen Cisterzienserkloster der Lütticher Diöcese erkennen will. Bezüglich einer Stelle der Chronik zum J. 1100 gesteht Hr. Dr. Wilmans aufrichtig, obige Annahme Petit-Radels nicht ganz entkräften zu können, indem hier unmittelbar auf eine mit „autor" überschriebene Stelle die mit „Auctor Albericus" eingeführte Notiz folgt: „Insuper et de principio nostri Cisterciensis ordinis idem Urbanus memorabile perpetuum semper habebit." Hr. W. möchte annehmen, die Wendung „nostri Cist. ord." wäre nur der Ausdruck der Verehrung, die wohl auch ein Augustiner für einen durch seine Frömmigkeit so bekannten Orden gebraucht haben könnte, und hegt die Hoffnung, daß die Lesarten anderer noch nicht benutzter Handschriften diese Frage entscheiden werden. Durch den Nachweis, daß das doppelte „autor" hintereinander in der erwähnten Stelle auf einer spätern Interpolation beruhe, wäre allerdings die Controverse am einfachsten gelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Durch die von Hrn. Dr. W. anerkannte ausdrückliche Erklärung des Verf. vorliegender Chronik, daß er die von ihm gesammelten Excerpte „secundum praescriptam formulam“ geordnet habe, dürfte sich übrigens das in formeller Beziehung über diese Chronik ausgesprochene ungünstige Urtheil wesentlich mildern, wie denn Hr. Dr. W. ohnehin dem Schlußtheile der Chronik, vom Jahre 1220 ungefähr an, das Anerkenntniß der Selbstständigkeit ertheilt, indem man deutlich sehe, daß der Verf. von diesem Zeitpunkte ab seine Berichte aus eigenen Anschauungen und Erkundigungen, aus Actenstücken und fliegenden Blättern niedergeschrieben habe, obschon diese Aufzeichnungen mehr die Eigenthümlichkeit eines Tagebuches als die einer Chronik an sich trügen. [10])

Die nachfolgende umständliche Erforschung und Würdigung der von Alberich benutzten Quellen ist um so dankenswerther, als dieser mehrere theils jetzt nicht mehr vorhandene, theils gar nicht oder doch nicht vollständig herausgegebene Geschichtswerke vor sich hatte, wie z. B. die Chroniken des Hugo Floriacensis und Hugo a S. Victore, die Gesta romanorum pontificum etc. Die zahlreichen Notizen zur Literargeschichte, welche Alberich in sehr verdienstlicher Weise unter verschiedenen Jahren seiner Chronik beybringt, hat Hr. Dr. Wilmans am Schluße der Abhandlung (S. 240—245) in einem eigenen Anhange zusammengestellt.

VI. Paulus Diaconus Leben und Schriften von Hrn. Dr. Bethmann. S. 247 — 334.

Hr. Dr. B. hat die Redaction der historia Langobardorum des Paulus Diaconus für die Monumenta übernommen. Von seinen umfassenden Vorarbeiten für diesen Zweck zeugte bereits vor 12 Jahren der ausführliche Aufsatz über die Handschriften des Werkes im VII. Bande des Archivs. (S. 274 — 358.)

Damals hatte er bereits 25 Handschriften näher untersucht, und zur Bekanntgabe der Beschaffenheit und des Vorhandenseyns anderer durch die dort mitgetheilten, den Probe-Collationen zu Grunde zu legenden Textesstellen Anlaß gegeben. Die Anzahl der bis jetzt ihm bekannt gewordenen und von ihm mittelbar oder unmittelbar benutzten Handschriften stieg inzwischen auf zweyhundert. Während so die kritische Herstellung und Beleuchtung des Textes auf das vollständigste angebahnt worden, verfehlte Hr. Dr. B. nicht, zum Behufe einer der Ausgabe voranzusendenden biographisch-literarhistorischen Charakteristik des Autors durch die sorgfältigste Prüfung sämmtlicher über Paulus vorhandenen Nachrichten sowohl, als durch das genaueste Studium seiner sämmtlichen Schriften in das geistige Verständniß desselben einzudringen. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist denn in dem vorliegenden Artikel mitgetheilt, und zwar in so gediegener, die ausgebreitete Gelehrsamkeit des Hrn.

10) Vgl. Böhmer, Regesta imperii von 1198—1354. Einleitung S. LXVIII.

Dr. B. beurkundender Ausführung, daß wir diese kleine Abhandlung unbedenklich zu dem Beßten zählen, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete besitzt.

Die sparsamen Nachrichten über Paulus Leben, die zunächst in dessen eignen Schriften, namentlich seinen Briefen und Gedichten, und in den mittelalterlichen Chronisten zerstreut vorkommen, sind hier zum gelungensten Gesammtbild verwoben. Die vorhandenen Vorarbeiten leisteten Hrn. Dr. B. wenig Genüge. „Unter den Neueren," so äußert er sich S. 252 in dieser Beziehung, „haben über Paulus Leben nur Mabillon und Lebeuf Neues und Eigenes gegeben; über seine Werke außer ihnen noch Vossius, Marus, der fleißige Fabricius, Champollion-Figeac und Papencordt; alle Uebrigen sind nur Nachtreter, so groß ihre Zahl und zum Theil ihr Name auch klingt." Eine Menge von Einzelnheiten und Daten in der Lebensgeschichte Paulus, von seinem Geburts- bis zu seinem Todesjahr, von seinem Namen [11]) bis zu der kleinsten seiner schriftstellerischen Leistungen findet hier theils Berichtigung theils zum erstenmal Ausmittelung und Begründung.

Paulus Schriften werden zuerst nach der Zeitfolge ihres Entstehens, und dann nach ihrem Inhalte geordnet aufgeführt: Gedichte, Briefe, theologische Schriften, historische Schriften, welchen sodann die zweifelhaften und die Paulus mit Unrecht beygelegten folgen, überall mit den umständlichsten Nachweisungen der Handschriften und Druckwerke, in welchen sie vorkommen, und mit einer Vollständigkeit der Aufzählung, welche bisher auch nicht annäherungsweise erreicht war.

Einen höchst belehrenden Excurs flicht Hr. Dr. B. bey Erörterung der historischen Schriften des Paulus ein, indem er die Richtungen und den Zustand der Geschichtschreibnng schildert, in welchem Paulus diese vorfand. Die Uranfänge und allmählige Ausbildung jeder dieser Richtungen: compendiarische Zusammenziehung der Geschichtswerke der Alten, Consularfasten, Ostertafeln, Annalen, historische Abrisse nach den sechs Weltaltern, Völkergeschichten, Lebensbeschreibungen, — werden bey dieser Gelegenheit kurz aber trefflichst charakterisirt. Paulus hat bekanntlich nur die erste und die beyden letzten jener Richtungen eingeschlagen, ohne sich, trotz seiner umfassenden Bildung, „dem Geiste oder vielmehr dem Geistesmangel seiner Zeit ganz entziehen zu können."

In einem Anhange ist u. a. Paulus schönes Gedicht über den hl. Benedict in seiner ursprünglichen und vollständigen, bisher nicht bekannt gewesenen Form mitgetheilt.

VII. Die Geschichtschreibung der Langobarden. Von Dr. Bethmann. S. 335 — 414.

Der vorausgehenden trefflichen Abhandlung würdig zur Seite stehend, werden hier die beyden Hauptrichtungen, in denen sich die Aufzeichnung der Geschichte bey den Langobarden entwickelt hat, die Volksgeschichte nämlich und die Königsverzeichnisse gründlichst und ausführlich in ihren einzelnen Spuren und Schriftdenkmälern dargelegt.

Eine höchst interessante Untersuchung ist den Uranfängen der langobardischen wie jeder Volksgeschichte, — der Sage, — gewidmet, welche „reich und in großer Ursprünglichkeit erhalten, bey den Langobarden auch noch in die historischen Zeiten viel tiefer herabzieht als bey den meisten andern Völkern, selbst bey dem Untergange des Reichs sich zu neuer Blüthe erhob, ebenso frisch, wie die erste älteste war, und so um den Weg des Volkes von seiner Wiege bis zu seinem Grabe ihren nirgends abgerissenen Kranz flicht."

Hieran reihet sich die Aufzählung und Erörterung der einzelnen langobardischen Geschichtsschreiber und Schriftdenkmäler: Secundus von Trident, der Langobarden Herkunft („origo gentis Langobardorum," älteste Quelle des Paulus Diaconus,) des Paulus Langobardengeschichte selbst, Auszüge aus Paulus, Paulus Fortsetzer, (Andreas Bergomas, Continuator Casinensis, Erchempertus, Monachus Salernitanus, Continuator Romanus, Barberinianus, Audomarensis, Florentinus, Venetus, Traiectensis); der langobardische Chronist; Benedict von St. An-

11) „Der Name Paul Warnefried und gar Paul Winfried, den einige Neuere aufgebracht haben, entbehrt jeglicher Begründung." S. 254. Anm. 1.

drea; Ariprand; die Einzelgeschichten (1. Translatio S. Mercurii. 2. Transl. S. Heliani. 3. Vita Paldonis etc. 4. Vita S. Barbati. 5. Vita S. Anselmi. 6. Chronica minor Casinensis. 7. Ridolfus notarius.)

Einer eben so genauen Untersuchung und kritischen Sichtung wird hierauf die zweyte Gattung der einheimischen Geschichtsschreibung der Langobarden, jene der Königsverzeichnisse unterworfen. Neun und zwanzig Handschriften und beziehungsweise Geschichtswerke, in welchen derley Cataloge der langobardischen Herrscher-Reihen vorkommen, werden umständlich beschrieben, und unter Erörterung ihres Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisses auf zwölf selbstständige Aufzeichnungen zurückgeführt.

Zehnter Band. Viertes Heft.

VIII. Ueber eine der ältesten Handschriften des Schwabenspiegels, vom Herausgeber. S. 415 bis 425.

Von den bis jetzt bekannten Handschriften des Schwabenspiegels gehören die meisten dem 15. Jahrhunderte, eine kleinere Zahl dem 14., und unzweifelhaft nur zwey, die Laßbergische Handschrift vom Jahre 1287 und die ehemals Ebner'sche, jetzt gleichfalls in der Frhr. von Laßbergischen Bibliothek befindliche, dem 13. Jahrhunderte an. Die Bruchstücke einer dem Alter der letzteren gleichkommenden Handschrift gelang es dem Hrn. Herausgeber in den Bandfalzen eines Inkunabeldruckes [12]) der k. Bibliothek in Berlin zu entdecken. Die Beschreibung dieser Fragmente und die Feststellung des Verhältnisses, worin die Handschrift, der sie angehörten, zu ihren Altersgenossinnen stand, wählte derselbe zum Gegenstande eines am 4. Febr. 1850 in der historisch-philosophischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vortrages, der nun hier, mit einem Facsimile der Bruchstücke begleitet, zum Abdrucke gelangt.

Aus dem Inhalte der Fragmente geht hervor, daß dem Schwabenspiegel in der verlornen Handschrift, wie dieß auch in mehreren andern Handschriften der Fall ist, das „Buch der Könige" vorausging, dessen erste Aufzeichnung folglich nicht wie bisher geschehen, ins 14., sondern bereits ins 13. Jahrhundert zu setzen ist. Die Bruchstücke des Schwabenspiegels selbst entsprechen den Capiteln 5. 7 — 15. 209 — 213. 301 — 307 der Laßbergischen Ausgabe, und weisen bezüglich der Eintheilung und Capitelfolge eine verwandtschaftliche Uebereinstimmung mit der Laßbergischen, Ebnerschen und Züricher Handschrift gegen die Ambraser nach, hinsichtlich der Wortfassung aber theilweise wenigstens ein näheres Anschließen an den Sachsenspiegel, als dieses in den Texten der Laßbergischen und Wackernagelschen Ausgabe der Fall ist. Die Sprache der Bruchstücke ist die hochdeutsche der zweyten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wie wir sie in den Reichsgesetzen jener Zeit finden. Der Hr. Verf. macht auf die Wichtigkeit derjenigen Handschriften aufmerksam, welche den Schwabenspiegel mit dem Buche der Könige verbunden enthalten.

Die Verwirklichung der Hoffnung, noch andere Bruchstücke der verlornen Handschrift zu finden, muß dem Zufall anheim gestellt werden. Durch Ausmittelung des Ortes, wo das Berliner Exemplar von Hemmerlin's Opuscula gebunden worden, wäre der Sache am ehesten auf die Spur zu kommen. Da hiezu die Anhaltspunkte fehlen, der Einband jenes Buches aber gleichzeitig mit dem Erscheinen des Werkes ist, so könnte auch der Vermuthung Raum gegeben werden, daß mehrere Exemplare schon gleich von dem Drucker und Verleger, Nik. Keßler in Basel, gebunden versendet wurden, sohin in allen vorhandenen Exemplaren dieser Ausgabe nach ähnlichen Falzstreifen gefahndet werden sollte. Die Untersuchung von vier in Berliner Privatbibliotheken befindlichen Exemplaren blieb erfolglos; ein gleiches Ergebniß hatte die vom Ref. an den zwanzig Exemplaren, welche die hiesige Hof-

12) Felicis Hemmerlin variae oblectationis opuscula et tractatus. S. l. s. a. Mit dem Datum hinter dem das Vorwort bildenden episodion elegiacum Sebastiani Brant: „Ex Basilea Idibus Augusti M. CCCC. XCVII. 4. Hain. Repert. n. 8424.

und Staatsbibliothek in ihrer Inkunabel- und Doubletten-Sammlung von diesem in Norddeutschland seltenen Buche besitzt, deßfalls veranlaßte Recherche. [13])

IX. Reise nach Oesterreich in den Jahren 1847, 1848, 1849 vom Herrn Dr. Wattenbach. S. 426 — 693.

Herrn Dr. W. wurde, wie bereits oben (Nr. 27. S. 219) bemerkt worden, die ehrenvolle Aufgabe zu Theil, die von dem Hrn. G. R. R. Pertz in den Jahren 1820, 1821 und 1843 begonnenen Arbeiten hinsichtlich der Benutzung und Verzeichnung des in österreichischen Bibliotheken und Archiven für die Zwecke der Monumenta vorhandenen Materials fortzuführen, namentlich aber für den Bedarf des damals zum Drucke vorbereiteten eilften Bandes derselben die sämmtlichen österreichischen Kloster-Chroniken zu untersuchen, ferner alle für die fränkische und einen Theil der Hohenstaufischen Periode nöthigen Arbeiten vorzunehmen, insbesondere auch bezüglich der zahlreichen Briefsammlungen, und die übrigen Handschriften geschichtlichen Inhalts für spätere Benutzung vorläufig näher zu bestimmen.

Hr. Dr. W. trat seine Reise am 27. August 1847 an und beendigte sie im November 1849. Den größten Theil derselben brachte er begreiflicherweise in Wien zu, und machte von da aus, unter Benutzung der geeigneten Umstände, literarische Ausflüge in die einzelnen Provinzen des Kaiserstaates. Eine ungeahnte Unterbrechung erlitten seine Bestrebungen durch die politischen Stürme des Jahres 1848, die ihn nöthigten am 18. May Wien zu verlassen und erst am 14. September von Berlin aus wieder dahin zurückzukehren.

Dem sehr anziehend geschriebenen Reiseberichte (S. 426 — 447) folgt das Verzeichniß der von Hrn. Dr. W. untersuchten Handschriften nachstehender Orte: Wien, Hofbibliothek S. 447 — 584. Haus-, Hof- und Staatsarchiv 584 — 592. Schottenstift 592. Klosterneuburg 593. Heiligenkreuz 594. Göttweih 600. Melk 601. Zwetl 608. Linz 611. Salzburg 614. Matsee 619. Graetz 621. Rein 625. Vorau 626. Admunt 631. Prag 657. Hohenfurt 671. Olmüz 671. Brünn 685. Raygern 689. Nikolsburg 692.

Die Untersuchung der Urkunden- und Handschriften-Sammlungen in den Provinzen, welche Hrn. Dr. W. allenthalben mit der größten Bereitwilligkeit geöffnet wurden [14]), führte zur Entdeckung mancher bisher verborgen gelegener Perle der geschichtlichen Literatur; die umfassendste Ausbeute aber lieferten, wie sich erwarten ließ, die Hofbibliothek und das kais. Archiv zu Wien. Aus den von Hrn. Dr. W. sorgfältigst gearbeiteten Handschriften-Verzeichnissen auch nur das Wichtigste hervorheben zu wollen, würde übrigens die Gränzen dieser Anzeige weit überschreiten.

(Schluß folgt.)

13) Diese Recherche hatte übrigens die Auffindung von Bruchstücken einer hochdeutschen Uebersetzung des Evangeliums Johannes (IV. 17 — 21. 26 — 29. V. 18 — 20. 25 — 28.) aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts zur Ausbeute, welche sich auf einem zum Falz-Vorsetzblatte des Exemplares Inc. c. a. 3505. verwendeten Pergamentstreifen vorfanden, jedoch der zu dem Berliner Exemplar verwendeten Handschrift weder der Schrift noch dem Formate nach angehört haben kann.

14) Dem deßfallsigen Gesuche des Hrn. Dr. W. entsprach der Cultus- und Unterrichts-Minister Graf Thun aufs bereitwilligste; die Aufträge an die Verwaltungsbehörden der von dem Reisenden besuchten Archive und Bibliotheken waren allenthalben seiner Ankunft vorausgeeilt. Ueber die von Seite der Klöster ihm bewiesene Liberalität äußert sich Hr. Dr. W. u. a. (S. 432.) „Die Gastlichkeit aller dieser Stifter ist zu wohl bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, sie in jedem einzelnen Falle zu rühmen; eine Ausnahme ist mir nicht vorgekommen, und an alle Klöster, welche ich besucht habe, knüpft sich in dieser Hinsicht für mich die dankbarste Erinnerung."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Regesta pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christum natum MCXCVII. Edidit Philippus Jaffé. Berolini Veit et socius. 1851. 4. S. X u. 951.

Die Geschichtsquellen und unter diesen namentlich die Urkunden sind in solcher Fülle vorhanden und dazu in so vielen und den verschiedenartigsten Druckwerken zerstreut, daß es dringend nothwendig geworden ist, sie zusammen zu fassen und übersichtlich darzustellen. Dieses Bedürfniß wurde längst gefühlt und demselben auch abzuhelfen gesucht, so besonders und zuerst von Georgisch, dessen Werk, ungeachtet seitdem einzelne Parthien viel vollständiger bearbeitet wurden, im Allgemeinen noch immer nicht übertroffen ist, da es das gesammte urkundliche Material umfaßt. Freylich sind seitdem so viele Documente publicirt worden, daß ein ähnliches Werk von dreyfach größerem Umfange sie kaum zu fassen vermöchte. Eben darum aber ist es nothwendig geworden, das urkundliche Material einzelner Theile der Geschichte in dieser Weise besonders zu bearbeiten, da Einer nicht im Stande wäre, das Ganze zu bewältigen. In dieser Beziehung wurde in neuester Zeit Vieles und Ausgezeichnetes geleistet, so von dem Ritter H. v. Lang, welcher zuerst begonnen hat, auch die ungedruckten Urkunden in Auszügen zu veröffentlichen, von Dümge, von Meiller, dessen Werk in diesen Blättern die verdiente Würdigung gefunden, und dann ganz besonders von Böhmer und theilweise von Chmel, von welchem bereits ein großer Theil der von deutschen Königen und Kaisern ausgefertigten Urkunden in Auszügen zusammengestellt wurde, und die noch fortwährend damit beschäftiget sind. Da man leicht den großen Gewinn erkannte, welcher daraus für die deutsche Geschichtschreibung erwuchs, indem die Urkunden im Wechsel der Dinge entstanden, diesen aufs Treueste uns vergegenwärtigen, so fühlte man um so lebhafter das Bedürfniß eines Werkes, in welchem die Wirksamkeit eines anderen auf den Gang der Geschichte und die gesammte Entwicklung der neueuropäischen Staaten so außerordentlich einflußreichen Factors, nämlich des Pabstthumes, so weit sie aus den Publicationen desselben erkannt werden kann, in gleicher Weise übersichtlich dargestellt wäre; denn je einflußreicher die Stellung, je größer und tief eingreifender die Macht dessen ist, der Urkunden ausstellt, um so größere Beachtung verdienen sie, und um so mehr als dieselben überhaupt die lautersten und unverfälschten Quellen der Geschichte sind.

Diesem allgemein gefühlten Bedürfniß hat der Hr. Verf., der schon als Geschichtschreiber rühmlichst bekannt ist, in dem vorliegenden Werk abgeholfen, das neuerdings Zeugniß ablegt, was deutscher Fleiß zu leisten vermag. Er kann so als Wiederhersteller der päpstlichen Regesten, welche verloren gegangen sind, angesehen werden. Denn zufolge mehrfacher Nachrichten ist es kaum einem Zweifel unterworfen, daß von den Päpsten schon im vierten Jahrhundert die von ihnen erlassenen Verfügungen in eigene Bücher, Regesta genannt, eingetragen wurden. Darauf waren sie von selbst hingewiesen, da sie wissen mußten, was bereits in vorkommenden

Fällen verfügt wurde, damit sie nicht in ihren neuen Erlassen mit den älteren in Widerspruch geriethen. Dieser Regesten wird schon aus der Zeit des Papstes Bonifacius I. (418 — 422) gedacht, noch deutlicher aber, wie schon Pertz (Archiv Bd. V. S. 27. 28 ff.) nachgewiesen hat, jener Gregor I. und mehrerer seiner Nachfolger. Leider aber haben wir von dieser so höchst wichtigen Regesten-Sammlung, welche einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten umfaßt, bloß jene des Papstes Honorius I. (625 — 638) und nur Fragmente der Regesten des Papstes Johann VIII. (872 — 882), die des Papstes Gregor VII. nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern nur Auszüge aus ihnen. Vom Papst Innocenz (1198 — 1216) an aber beginnt eine neue Reihe von 2016 Regestenbänden, welche den gesammten Zeitraum bis zu Papst Pius V. (1198 — 1565) umfassen. Dadurch hat sich der Verf. bestimmen lassen, sein Werk mit dem Jahre, in welchem jene Regesten-Sammlung beginnt, abzubrechen, was sehr zu bedauern ist, da jene wohl schwerlich nach ihrem ganzen Umfange bekannt gemacht wird, auch so leicht nicht zugänglich ist. Und sollten auch die dort zusammengestellten Bullen seiner Zeit in Auszügen publicirt werden, so bleibt doch immer sehr wünschenswerth, den Hinweis auf jene Druckwerke vor sich zu haben, in welchen dieselben bereits bekannt gemacht sind.

Freuen wir uns indessen, daß nun doch wenigstens die päpstlichen Ausfertigungen, welche der ältesten Periode (c. 60 — 1198) angehören, in dem vorliegenden Werke übersichtlich zusammengestellt sind. Es finden sich darunter jedoch auch namhaft viele ungedruckte, welche dem Verf. von Pertz, aus dessen reichhaltigen Sammlungen, von Stälin, dem berühmten Geschichtschreiber Wirtembergs, von W. Giesebrecht, welcher auf seiner Reise durch Italien viel Hiehergehöriges zusammengetragen hat, von L. Bekhmann, Sudendorf u. a. bereitwillig mitgetheilt wurden. Um Vieles würde die Ausbeute an ungedruckten Bullen reicher ausgefallen seyn, wenn sich der Verf. mit den Archiven, wenigstens den deutschen, in Verbindung gesetzt hätte, da nicht zu bezweifeln ist, daß er die erforderliche Unterstützung gefunden haben würde. Es ist daher zu hoffen und zu wünschen, daß seiner Zeit nachgetragen werde, was hier versäumt wurde.

Die Zahl der Druckwerke, aus denen der Verf. diejenigen Documente, welche hieher gehören, zusammentragen mußte, ist begreiflicher Weise außerordentlich groß, und es möchte ihm kaum zum Vorwurfe gemacht werden können, wenn ihm ein oder das andere entgangen seyn sollte, zumal derley Urkunden nicht selten in Schriften, wo man sie zu suchen sich kaum veranlaßt fühlen kann, bekannt gemacht sind, wie z. B. die wiederholten Nachträge beweisen, welche Böhmer zu seinen Regestenwerken zu machen sich genöthiget sah. Hier ist eine völlige Erschöpfung des Stoffes, wenn auch nicht geradezu unmöglich, doch außerordentlich schwierig, so daß es nicht an Veranlassung fehlen kann, von Zeit zu Zeit Ergänzungen nachzubringen, schon darum, weil immer wieder von Neuem Urkunden bekannt gemacht werden. So enthält z. B. folgendes neue Werk: codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCLXX. Neapel 1850 eine namhafte Zahl hieher gehöriger Documente. Ref. glaubt nicht unbemerkt lassen zu dürfen, daß der Verf. nach Ausweis des Verzeichnisses, welches er seinem Werke beygefügt hat, das in demselben niedergelegte Material aus 553 Druckwerken, größtentheils sehr voluminösen, zusammengetragen hat. Viel größer ist wahrscheinlich die Zahl jener Druckschriften, welche der Verf. durchsucht hat, ohne jedoch darin eine Ausbeute zu machen, wie jeder weiß, welcher sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftiget hat.

Was die Ordnung des von dem Verf. gesammelten Stoffes betrifft, so standen ihm zweyerley Methoden zu Gebote. Er konnte die Regesten unter besondere Rubriken stellen, oder sie ohne solche nach der chronologischen Folge aneinander reihen. Erstere Methode hat allerdings viel für sich, indem man z. B. unter der Rubrik: „Maynz Erzstift“ alle Urkunden vereiniget fände, welche sich auf dasselbe beziehen. Doch aber muß das Besondere dem Allgemeinen untergeordnet werden, weil, wie hier, der innere Zusammenhang der päpstlichen Erlasse und Briefe nur erkannt werden kann, wenn sie in derselben chronologischen Ordnung auf einander folgen, in welcher

sie publicirt wurden. Es kann daher nur gebilliget werden, daß der Verf. nach Böhmers Vorantritt, die letztere Methode gewählt hat, und wie dieser die Namen der Kaiser, so jener die Namen der Päpste an den treffenden Stellen, welche ebenfalls die Chronologie bestimmte, eingesetzt hat. Da es übrigens ein sehr zeitraubendes Geschäft ist, aus der Masse des hier aufgehäuften Materiales die Urkunden, welche sich auf irgend ein bestimmtes Bisthum, Stift, Kloster ꝛc. beziehen, zusammen zu finden, so ist freylich ein sachgemäßes Register dringendes Bedürfniß, leider aber ist ein solches zur Zeit noch nicht geliefert, auch von Seite des Verf. nicht in Aussicht gestellt.

Was Fassung der Extracte betrifft, ist er ebenfalls Böhmers Beyspiele gefolgt, d. h. er hat den wesentlichen Inhalt der Bullen ꝛc. in den möglich kürzesten Ausdruck gebracht, und es ist kein Zweifel, daß in den meisten Fällen die mitgetheilten Auszüge genügen. Sollte ein Geschichtschreiber sich aber mit denselben nicht zufrieden stellen, so sind ihm die Werke, in der Regel mehrere, gewiesen, in welchen er den vollständigen Abdruck der Urkunden finden kann. Die zur Zeit noch ungedruckten päpstlichen Erlasse, welche der Verf. in Auszügen mitgetheilt hat, sind ohnehin ausführlicher regestirt, so daß die Einsicht der Urkunden selbst nicht als nothwendig erscheint.

(Schluß folgt.)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Schluß.)

Was insbesondere den Handschriften-Schatz der Wiener Hofbibliothek anbelangt, (mit dem sich in Deutschland wohl nur die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München messen darf, (so kann man annehmen, daß die Catalogirung des geschichtlichen Theils desselben unter Hinzunahme der Vorarbeiten

von Lambeck, Kollar, Denis, Pertz [15]), Chmel [16]), Hoffmann [17]), durch die vorliegende Arbeit des Hrn. Dr. Wattenbach im Allgemeinen zum Abschluß gebracht sey. Da jedoch jene älteren Catalog-Werke nur einen Theil des älteren Bibliothekbestandes umfassen, die von Pertz gefertigten Auszüge auf früheren, nicht sehr verlässigen Bibliothekcatalogen beruhen und theils nach den Verfasser-Namen theils nach Sachbetreffen alphabetisch geordnet sind, Chmel nur die Aufstellungsreihe der Profangeschichte und zunächst nur vom Standpunkte der österreichischen Geschichtsforschung behandelte [18]), Hr. Dr. Wattenbach endlich sein Verzeichniß nach den verschiedenen Abtheilungen der Handschriften [19]) ordnete, und überdieß nicht bloß auf solche Werke beschränken konnte, welche geradezu und unzweifelbar den Hauptzweck der Monumenta Germaniae berühren, sondern

---

15) Archiv Bd. II. Heft 5. 6. S. 398 — 637. Bd. III. H. 4 — 6. S. 391 — 413.

16) Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien im Interesse der Geschichte, besonders der österreichischen verzeichnet und excerpirt. Wien 1840—41. Bd. 1. 2.

17) Verzeichniß der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, Leipzig 1841.

18) Dieses verdienstliche Werk war zufolge der Vorrede auf 4 bis 6 Bände berechnet. Es wäre höchlich zu bedauern, wenn die Fortsetzung wegen mangelnder Theilnahme des Publicums unterblieben seyn sollte. Die erschienenen zwey Bände umfassen 448 Codices, mit Ausnahme von dreyen sämmtlich aus dem Fache der hist. prof. Nr. 1 — 1031 ausgewählt.

19) In alphabetischer Folge der Signaturen: Eugen. Hist. eccl. Hist. prof. Hohendorf. Jus can. Jus civ. Lun. Med. Novi. Philolog. Philos. Rec. Salisb. Schwandtner. Suppl. Theol. Univ.

S. 579 — 584 liefert Hr. Dr. W. hinsichtlich der von ihm untersuchten Handschriften eine Vergleichung der eingeführten durchlaufenden Nummer der codices mit den ältern Bezeichnungen, indem von jener auf diese verwiesen wird.

auch solche in den Kreis der Untersuchung und resp. Vormerkung zog, welche nur in entfernterer Beziehung Sachdienlichscheinendes enthalten und erst noch einer näheren Würdigung unterstellt werden müssen, so bleibt der literarischen Thätigkeit in Sichtung des gewonnenen Materials, in Zusammenstellung desselben nach Forschungsgebieten, Zeiträumen, Behandlungsformen noch immerhin ein großes Feld offen. Ein ziemlicher Theil der Wiener Handschriften ist übrigens bereits für die früheren Bände der Monumenta schon benutzt, die Ergebnisse der eben besprochenen Wattenbachischen Untersuchungen aber, namentlich die Bearbeitung der österreichischen Kloster-Chroniken, die sich gewissermassen als Fortsetzung und Ueberarbeitungen an die ältern Melker- und Salzburger- Annalen (Mon. T. I. 87. III. 122.) anreihen, in dem (seit der Beendigung des ersten Artikels dieser Anzeige bereits erschienenen) eilften Bande schon verwendet.

Einige Funde von besonderem Interesse veranlaßten Hrn. Dr. Wattenbach noch außerdem zu monographischer Bearbeitung der betreffenden Gegenstände. In einer auch sonst wichtigen Handschrift des Stiftes Heiligenkreuz entdeckte er z. B. eine ungedruckte Verordnung Herzog Boleslaw's von Böhmen zu Gunsten Bischofs Adalbert von Prag v. J. 992, und einen gleichfalls bis dahin unbekannt gebliebenen Brief des Pabstes Stephan V. an den König Swatopluck von Mähren. Er nahm davon Veranlaßung die bisherigen Nachrichten über die Slawen-Apostel Constantin und Methodius einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und so entstanden die während seines Aufenthaltes zu Wien im Winter 1849 von ihm herausgegebenen „Beyträge zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen."

Als eine Frucht seiner Untersuchungen der zahlreichen ihm zu Handen gekommenen, auf die Urgeschichte des Erzbisthums Salzburg bezüglichen Manuscripte ist in ähnlicher Weise die schätzbare Abhandlung „über das Zeitalter des hl. Rupert" zu betrachten, durch die Hr. Dr. W. unter Anwendung der unbefangensten und gründlichsten Kritik, und durch Beybringung mehrerer neuer Anhaltspunkte die anderthalbhundertjährige Streitfrage zum Abschluß zu bringen, und die Unhaltbarkeit der Petriner Tradition noch umständlicher und schlagender nachzuweisen suchte, als es von einer langen Reihe achtungswürdiger Geschichtsschreiber bereits geschehen.

Somit am Schluße der vorliegenden Anzeige angelangt, können wir nicht umhin, den anderwärts bereits angeregten und gewiß allgemein getheilten Wunsch auszusprechen, daß es der hochverehrlichen Redaction dieser nunmehr seit 32 Jahren bestehenden Zeitschrift gefallen möge, ein möglichst erschöpfendes Orts-, Personen- und Sachen-Register über die zehn ersten Bände herstellen zu lassen. Wir kennen allerdings die Schwierigkeit und Mühseligkeit eines solchen Unternehmens, aber überflüßig wäre es wohl, auf den unberechenbaren Gewinn aufmerksam machen zu wollen, der dadurch für erhöhte Brauchbarkeit der Zeitschrift selbst, für die Sache der Monumenta, für die Literatur- und Geschichtsquellenkunde des Mittelalters unfehlbar erzielt würde. Schon die einfache Verschmelzung der jedem einzelnen Bande bereits beygegebenen Register in ein gemeinschaftliches würde mit dem lebhaftesten Danke entgegengenommen werden. Da indessen namentlich jene der früheren Bände in Bezug auf Vollständigkeit und Verläßigkeit Manches vermissen lassen, und überdieß jetzt, nachdem ein großer Theil der im Archive vorbereitend erörterten Quellenschriften in der Zwischenzeit in den Monumentis zum Abdrucke gelangt ist, eine Bezugnahme auf letztere nicht wohl von der Hand gewiesen werden könnte, so dürfte die Herstellung des fraglichen Gesammtregisters aus völlig neuem Guße wohl das Gerathenste seyn.

Der Name Pertz bürgt dafür, daß jedenfalls nur Gediegenes, Befriedigendes, der wissenschaftlichen und nationalen Bedeutsamkeit des Gesammtunternehmens Würdiges geleistet würde.

H. K. F.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Excursions in Southern Africa, including a history of the Cape Colony, an account of the native tribes etc. by Lt. Colonel E. Elers Napier. In two volumes. London 1849.

Englands Kämpfe mit den Kaffern, sowie mit andern seiner Herrschermacht widerstrebenden Elementen in der sehr gemischten Bevölkerung von Südafrika, haben seit mehreren Jahren eine vielseitige Theilnahme und Aufmerksamkeit erregt. Was man in den öffentlichen Blättern von jenen mißlichen Verhältnissen erfuhr, das konnte bloß dazu dienen die äußeren Symptome eines Uebels anschaulich zu machen, dessen inneren Sitz und Ursprung es großentheils unberührt ließ, oder in partheyischer Verblendung, nicht in seiner wahren Gestalt erscheinen ließ. Der Verf. des hier vor uns liegenden Werkes verfuhr hierin anders. Die hohe Achtung, welche er vor dem Charakter und der politischen Bedeutung seiner Nation hatte, machte ihn keineswegs blind gegen die Fehler, welche sich die Vertreter der englischen Macht in der Behandlung ihrer außereuropäischen Angelegenheiten zu Schulden kommen ließen; eben darum, weil ihm der Ruhm und das Wohlseyn seines Volkes so sehr am Herzen lag, eiferte er mit einer Wahrheitsliebe, die allerdings Vielen sehr lästig fiel, gegen die Gebrechen, welche jenem Ruhm und Wohlseyn schaden konnten.

Napier war längere Zeit in seiner militärischen Stellung ein Augenzeuge der Ereignisse, ein Mitbetheiligter bey den bald günstigeren bald ungünstigeren Wendungen des Waffenglückes gewesen, welche die Engländer in Südafrika betroffen hatten. Was er beschreibt, das hat er theils selber erlebt, theils aus dem Munde derer vernommen, die es erlebten. Bey seiner Betrachtung der jetzigen Verhältnisse der Colonie geht er bis auf die Wurzel derselben zurück, indem er in wohlgelungenen Zügen uns den frühesten, historisch bekannten Zustand des Landes und seiner Urbewohner, so wie den verändernden Einfluß schildert, den die Europäer, seitdem sie sich zu Besitzern dieses schönen Erdtheils machten, auf seine äußeren und inneren Verhältnisse hatten.

Ehe er in die früheren Zeiten der Capcolonie zurückgeht, mit welchen wir in unserer Anzeige seines Werkes ausschließend uns beschäftigen werden, verweilt er zuerst im Vorübergehen bey einigen Hauptmomenten der neueren und neuesten, wodurch gleich Anfangs die Beweggründe, welche den Verf. zum Schreiben seines Werkes veranlaßten, in das rechte Licht gesetzt werden.

Napier war schon im Jahre 1835, kurz vor dem Ausbruche des Kaffernkrieges in Capstadt gewesen. Damals machte dieselbe auf ihn gleich bey seinem ersten Eintritt den Eindruck einer wohlhabenden, gutbevölkerten, glücklichen Stadt. Das Gouvernementshaus in seiner äußeren wie inneren Pracht war der Wohnsitz der Gastfreundschaft und der geselligen Vergnügungen, seine wohlunterhaltenen Gärten und Promenaden waren von einem Gedränge der Spaziergänger belebt, die sich hier an der Schönheit der südafrikanischen Natur und an den vaterländischen Harmonieen erfreuten, welche ein gutbestelltes militärisches Musikchor täglich mehrere

Male vernehmen ließ. Der Handel war blühend, die Börse von fremden wie einheimischen Kaufleuten erfüllt, auf den Straßen sah man ein buntes Gedränge der Nationen aus den verschiedensten Erdgegenden; in den Häusern herrschte überall eine rege Geschäftigkeit.

Wie so verschieden von jenem ersten Eindruck war der zweyte, den der Besuch der Capstadt im Jahre 1846 auf Napier machte. Das Gouvernementshaus zeigte sich im äußersten Verfall; die Gärten und Promenadeplätze waren zu einer Wildniß geworden, durch deren erstorbene Gebüsche und menschenleere Räume der Sturm aus Südost, wenn er durch die Schluchten und Klüfte des Tafelberges hereintobte, ungehemmt seine Sandmassen ergoß. Die ganze Stadt, im Vergleich mit früher, glich einem von der Pest oder von den Feinden verheerten Orte. Dieß Alles war eine nothwendige Folge des unseligen Kaffernkrieges. Denn der größeste Theil der männlichen Bewohner der Stadt hatte sich eilig bewaffnen müssen und war nach den östlichen Gränzen des Caplandes eingeschifft worden. Dieses Loos hatte die zum Kampfe fähigen Männer aus allen Ständen und Klassen der Bewohner, sowohl der Stadt als des umliegenden Landes betroffen, den reichen Gutsbesitzer und Kaufmann nicht minder als den Handwerker und Taglöhner; den holländischen Weinbauer wie den Fischer am Strande, den Hottentotten wie den Freyneger aus Guinea und Angola. Die Kaufläden wie die Werkstätten waren deßhalb großentheils geschlossen, auf den früher so belebten Straßen sah man nur Frauen und Kinder, Krüppel und gebückte Greise, das Fort war von Invaliden besetzt.

So hatte schon eine Zeit von 11 Jahren den Zustand der Dinge hier in dieser weit von den europäischen Stammländern abgeschiedenen Colonie verändert. Im Kleinen gab diese Veränderung ein Abbild der großen Wechsel, welche jener äußerste Zweig des europäischen Mutterstammes, bald wie es schien seinem Absterben nahe, bald wieder frisch auflebend im Verlauf der letzten Menschenalter erlitten hat.

Die Natur selber hat die südliche Spitze des afrikanischen Festlandes zu einem Anhalt- und Ausruhepunkt für die Fremdlinge zubereitet, welche auf dem Wege der Meere an ihr vorüberkommen. Gerade hier, wo der Seemann mit den stärksten, am öftesten wiederkehrenden Stürmen zu kämpfen hat, ein sicherer Hafen, zu dessen Besuch in dem majestätischen Lapidarstyl der Gestaltensprache der Tafelberg einlädt. Den Gefahren des Gewässers entronnen, fand hier der Schiffer Alles, was zur Stärkung der ermatteten Kräfte, zur Wiedererstattung des Abganges nöthig war, den der Proviant seiner Fahrzeuge auf der langen Seereise erlitten hatte. Wo konnten die Jagd und der Fischfang ergiebiger seyn, als hier, wo die Thierwelt kaum die Furcht vor dem Menschen kannte; wo war das Trinkwasser frischer und reiner als da? Dennoch, bey all diesen Vorzügen, durch welche das Cap zu einer Niederlassung für längere Zeit einlud, war dasselbe gegen anderthalb Jahrhunderte lang, namentlich seit den mörderischen Auftritten, die sich daselbst in den Jahren 1510 und 1513 zwischen den Eingebornen und Portugiesen ereignet hatten, nur ein Landungsplatz für wenig Stunden zur Aufnahme von Trinkwasser geblieben. Auch die Besitznahme des Caps für England durch Humpfey Fitzher im J. 1620 erschien als eine Formalität, welche in Europa, wenn die Kunde davon zu andern Nationen kam, keine weitere Beachtung fand. Gegen ihren Willen wurden endlich im Jahre 1648 vorüberfahrende Europäer nicht auf etliche Stunden oder Tage, sondern mehrere Monate lang an der Stätte festgehalten, die im Verlauf der Zeit durch ihren Antrieb zu einem punctum saliens werden sollte, von welchem, wie von dem Herzen eines Küchleins im Ey, die Kraft und Wärme eines geistigen Lebens ausgehen konnte in die Gesammtmasse der südafrikanischen Völker.

Es war im Jahre 1648, als ein ansehnliches niederländisches Schiff, der Haarlem genannt, welches im Dienst der holländisch-ostindischen Compagnie in der Tafelbay stand, strandete. Die Mannschaft rettete sich ans Land, wo sie mehrere Monate verweilen mußte, bis einige Schiffe der Compagnie auf ihrer Rückkehr aus Ostindien vorbeykamen, in denen sie Aufnahme fand. Unter den Schiffbrüchigen des Haarlem befand sich ein gewisser Leenhart Jansz,

ein Mann von Einsicht, welcher die Vortheile, die das Anlegen einer Colonie in der Gegend von Capstadt seiner Schiffahrt- treibenden Nation, namentlich der ostindischen Compagnie derselben bringen könnte, in ihrem ganzen Umfang erkannte, und in einer gedruckten Vorstellung an die Generalstaaten diesen zur Beherzigung anempfahl. Einflußreicher vielleicht noch als diese Vorstellung, die im J. 1651 noch einmal wiederholt wurde, war der Bericht, den ein damaliger sehr wohlunterrichteter Wundarzt, van Riebeck, der holländischen Regierung von den Beobachtungen mittheilte, die er über die günstige Beschaffenheit des Caplandes für Colonisation gemacht hatte. Der Mann war allerdings im Stande über diesen Gegenstand ein richtiges Urtheil zu fällen; auf seinen vielen Reisen nach Grönland, nach Westindien, nach Siam, Batavia, China und Japan hatte er gesehen, was die Lage und Beschaffenheit des Bodens, was das Klima und was von beyden begünstigt oder im Kampfe mit ihnen der Fleiß der Menschenhand für die Cultur und den Ertrag der einzelnen Landstriche zu leisten vermöge. Er war überdieß ein Naturforscher im weitesten Sinne des Wortes, ausgerüstet mit allen chemischen und physikalischen Kenntnissen, welche seiner Zeit zu Gebote stunden, Kenner des Stein- und des Thierreiches, vor allem aber des Gewächsreiches, ein, wie ihn Napier mit Recht nennt „Sir Joseph Banks seiner Zeit.“

Im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie hatte er auch im Jahre 1648 eine Fahrt nach Batavia gemacht; er befand sich auf einem jener Schiffe, die bey ihrer Rückkehr aus Indien der schiffbrüchigen Mannschaft des Haarlem Hülfe brachten, und da man nicht nur die Mannschaft, sondern auch so viel als nur möglich die Güter jenes reich beladenen Dreymasters aus dem Wracke retten und mit in die Heimath nehmen wollte, war man genöthigt mehrere Wochen lang in der Tafelbay zu verweilen. Diese Zeit benützte Riebeck mit außerordentlichem Fleiße zur Beobachtung der Natur des Landes und seiner Bewohner. Namentlich in Beziehung auf die Letzteren ist er, der vielerfahrene Kenner der Menschennatur in ihrem verwilderten Zustand, anderer Ansicht als Jansz, der sie als Leute betrachtet, von deren dumpfer Thatlosigkeit nichts zu fürchten sey, er räth aufs Entschiedenste zur Anlegung eines Forts, darin man gegen die Angriffe der Wilden Sicherheit finden könne, denen, wenn ihre Leidenschaften durch irgend einen, gar nicht beachteten Zufall zur Wuth gesteigert würden, ebenso wenig zu trauen sey als wilden, im Futter der Menschen stehenden Thieren. Uebrigens setzt er in seinem Bericht auf sehr einleuchtende Weise die Vortheile auseinander, welche Holland für die Zukunft von dem Anbau eines Landes ziehen werde, das der Cultur so günstig als irgend ein Land der Erde zu seyn verspräche und überdieß die bequemste Lage für eine Zwischenstation habe, zwischen Holland und seinen ihm so wichtigen ostindischen Besitzungen.

(Fortsetzung folgt.)

Regesta pontificum Romanorum etc.

(Schluß.)

Mit großen Schwierigkeiten hatte der Verf. zu kämpfen, um das Jahr, in welchem die Bullen ausgefertigt wurden, zu ermitteln, was seinen Grund hat in der eigenthümlichen Art, durch welche in den päpstlichen Ausfertigungen die Jahre bezeichnet zu werden pflegten. Dieß geschah auf dreyerley Weise: 1) durch Beyfügung der Namen und der Regierungsjahre der höchsten Reichswürdenträger, der griechischen und deutschen Kaiser, und endlich der Päpste selbst. In den Jahren von 385 — 546 finden wir in den päpstlichen Briefen die Namen der Consuln, so daß um das richtige Jahr zu ermitteln vorerst die Zeit, in welcher dieselben ihr Amt bekleidet haben, aufgesucht werden muß; v. J. 550 — 772 die Namen der griechischen Kaiser, v. J. 802 bis zum J. 1048, die der deutschen Könige und Kaiser und von da an die Namen und Regierungsjahre der Päpste. Diese haben jedoch schon im Laufe der letzten Periode angefangen, den Namen der Kaiser auch die ihrigen beyzusetzen, vom J. 1049 an aber setzten

sie in Folge ihrer feindlichen Stellung gegenüber den Kaisern bloß ihren Namen, sowie die Zeit ihrer Regierung bey. 2) Durch Angabe der Indictionen, deren es dreyerley Arten gab, die constantinopolitanische, welche mit dem 1. Sept., die constantinische, welche mit dem 25. Sept., und die römische oder päpstliche, welche mit dem 1. Jänner begann. 3) Durch Angabe der Jahre, welche man von Christi Geburt an zählte. Doch war der Jahresanfang auf drey verschiedene Zeiten gesetzt. Früherhin nämlich ließ man das Jahr mit dem 25. Decbr. beginnen, nach der florentinischen Zeitrechnung fiel der Jahres-Anfang auf den 25. März, nach der pisanischen aber auf den 25. April. Es ist sehr schwer, die Rechnungsart zu ermitteln, welche in Datirung der Bullen angewendet wurde, um so schwerer, als nicht selten ein und derselbe Papst wechselsweise nach den drey verschiedenen Arten datirt hat. Ist aber auch die besondere Art ermittelt, so stößt man oft noch auf eine andere Schwierigkeit, die darin ihren Grund hat, daß der eine Papst die Jahre seiner Regierung vom Tage seiner Wahl an, ein anderer aber von seiner Krönung an zählte, welch letzteres gewöhnlich geschah. Man kann aus diesen Andeutungen ersehen, wie schwer es dem Verf. oft werden mußte, das richtige Jahr zu ermitteln.

Mit nicht geringeren Schwierigkeiten hat die Untersuchung über die Aechtheit oder Unächtheit der Urkunden zu kämpfen. Sie konnte hier nicht umgangen werden, da im Mittelalter sehr häufig falsche Urkunden geschmiedet und ächte verfälscht wurden, eine Unsitte, welche besonders im XII. und XIII. Jahrhundert der Art um sich gegriffen hat, daß förmliche Werkstätten bestanden haben, in denen Documente theils nachgemacht, theils gefälscht wurden. Beydes geschah besonders in Bezug auf die päpstlichen und kaiserlichen Urkunden, so daß Papst Innocenz III., als dieser Mißbrauch allzusehr um sich griff, unter Androhung des Bannes die Vertilgung solcher falschen Bullen anordnete, zugleich aber auch die Kennzeichen angab, wodurch sich die ächten von den unächten unterscheiden ließen. Doch gelang es erst der Diplomatik, durch Vergleichung der Bullen aus den verschiedenen Perioden genauere Regeln zur Ermittlung der Aechtheit oder Unächtheit ausfindig zu machen, namentlich den Maurinern, welche das berühmte Werk nouveau traité de diplomatique herausgegeben haben. Indessen bedürfen diese Regeln noch größere Festigung und schärfere Begränzung. Wenn es z. B. dort heißt, daß Bullen, deren Datum nach den Regierungsjahren der Kaiser seit 1100 bestimmt ist, als falsch anzusehen seyen, so ist dieß nicht richtig, denn auch spätere ächte Urkunden, namentlich aus dem Jahre 1111 enthalten aus leicht begreiflichen Gründen diese Zeitbestimmung. Ebenso verhält es sich in Bezug auf die Behauptung, daß Bullen, die nach dem J. 1100 ausgefertigt wurden, im höchsten Grade verdächtig seyen, wenn darin die Ortsangabe fehlt. Denn es finden sich allerdings auch über diese Zeit hinaus ächte Urkunden, in denen der Ort nicht beygesetzt ist, sehr viele aber, in welchen sowohl der Ort als auch das Datum fehlt. Der Verf. hat die, welche er als unächt befunden, in einem eigenen Anhange zusammengestellt. Es sind nicht weniger als 422 Stücke. Die Zahl der ächten hier in Auszügen mitgetheilten beläuft sich auf 10749. Außerdem hat der Verf. nach Böhmers Vorgang viele Notizen, die jedoch in jener Zahl nicht eingerechnet sind, aus Chronisten mitgetheilt, jene nämlich, welche den Nachweis über den Aufenthalt der Päpste geben, und den Tag der Wahl, Krönung und des Todes eines jeden Papstes aus zuverläßigen Quellen nachgewiesen, überdieß ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der Päpste, welche in diesem Werke vorkommen, diesem vorangestellt. Nur Eines wird stark vermißt werden — der Index.

Papier, Druck und Correctheit lassen nichts zu wünschen übrig.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Excursions in Southern Africa etc.

(Fortsetzung.)

Die Vorschläge eines Mannes wie Riebeck fanden Gehör, schon im Jahre 1651 gewährte man ihm zur Ausführung derselben, freylich mit ziemlicher Sparsamkeit die nöthigsten Mittel durch Ausrüstung einer Expedition von 3 Schiffen, die unter seiner Führung im December desselben Jahres von dem Texel ausliefen und am 6. April 1652 in der Tafelbay vor Anker giengen. Die Mannschaft der Schiffe hatte auf der fast fünfmonatlichen Seereise nicht wenig gelitten, namentlich durch den Scorbut, der mit den Kräften des Leibes zugleich alle Freudigkeit, allen Muth zum Leben hinwegnimmt. Das erste, was der einsichtsvolle Commandant gleich bey seiner Landung anordnete, war das Herbeyschaffen eines hinlänglichen Vorrathes von genießbaren Vegetabilien und von frischem Fleisch, das der Fang der Süßwasserfische in einem Bache, der in die Tafelbay mündet, reichlich darbot. Von den damaligen Bewohnern des Caps, (Cäpmanns) den armseligen Ottentus, wie die Holländer sie nannten, konnte man nicht einmal ein Schaf erhandeln; sie besaßen keine Heerden, nährten sich nur von Zwiebeln der Liliengewächse, sowie von den Muscheln und Schnecken, die sie am Strand des Meeres oder am Ufer der Bäche und Flüße fanden, weßhalb ein Theil von ihnen auch in ihrer Sprache sich Strandläufer oder Wassermänner nannte. Sie wußten von keiner Bekleidung des Leibes, wohl aber trugen die Männer Waffen, Hassagayen und Bogen, die durch die vergifteten Pfeile, welche sie abschossen, den Feinden furchtbar wurden.

In dieser Hinsicht standen die damaligen Eingebornen des Caps auf einer viel tieferen Stufe der Cultur und des äußeren Wohlstandes, als ihre Nachbarn, die Bewohner der Saldanhabay. Diese beschreibt uns van Riebeck als einen besser und kräftiger gestalteten Menschenschlag; sie waren mit einer Stierhaut bekleidet, die sie mit einer Art von Eleganz wie einen Mantel zu handhaben wußten, hatten bessere Waffen, waren Besitzer von Viehheerden. Ja selbst die damaligen Vischmänner (Buschmänner) standen als Inhaber kleiner Heerden noch um etwas höher als die ärmlichen Ottentus, die als ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues von jenen beyden Nachbarn hieher an die Südspitze des Festlandes zurückgedrängt und fortwährend feindseligen Ueberfällen von jenen ausgesetzt waren.

Ein solcher Ueberfall von den Saldanhern fand schon an einem der ersten Tage nach der Landung der Holländer statt. Vielleicht hatten diese selber, ohne ihre Absicht, dazu den anlockenden Grund gegeben. Denn, wie ein späterer Schriftsteller, Kolb, berichtet, hatten die Holländer so reiche Geschenke für die Inhaber des Caps mit sich gebracht, daß der Werth derselben einer Kaufsumme glich, für die man selbst im europäischen Vaterland ein ansehnliches Stück Landes kaufen konnte. (Kolb redet von 50,000 fl.). Vielleicht hatten die kriegslustigen Nachbarn von dem plötzlich erworbenen Reichthum der nackten Strandläufer gehört, und

waren gekommen, um mit ihnen die Beute zu theilen. Die Cäpmanns aber, muthig gemacht durch die Anwesenheit ihrer Gäste, setzten sich mit ihren vergifteten Pfeilen und Wurfspießen so grimmig zur Wehre, daß der Kampf nicht ohne Blutvergießen abgegangen seyn würde, wenn nicht die mächtigen Fremden den streitenden Partheyen durch ihre Dazwischenkunft Ruhe geboten hätten.

Nicht nur bey diesem Geschäft, sondern in ihrem ganzen Benehmen gegen die Eingebornen bewiesen die Holländer unter der Leitung ihres wohlwollenden, einsichtsvollen Führers die höchste Nachsicht gegen die neuen Nachbarn und die lebhafteste Liebe zum Frieden. Es ist kein geringes Verdienst, das sich Napier um die Geschichte der holländischen Niederlassung am Cap erwirbt, wenn er die ungerechten Beschuldigungen von Grausamkeit und Ungerechtigkeit, durch welche sich die Colonisten gegen die „harmlosen“ Eingebornen sollten vergangen haben, aufs Gründlichste widerlegt. Von den damaligen Eingebornen galt, wie sich bey vielen Gelegenheiten zeigte, im Ganzen das, was der ehrwürdige Dr. Philipps von allen in den Zustand der Verwilderung herabgesunkenen Völkern sagt: „Unmenschlichkeit und Grausamkeit bildeten einen wesentlichen Zug ihres Charakters.“ Auf der andern Seite that Riebeck alles, was in seiner Macht stand, um seine Leute in einer gemäßigten, nachsichtsvollen Stimmung gegen das zuchtlose Volk des Landes zu erhalten. Die Nachsicht, die man gegen die Diebereyen und die vielfachen Belästigungen dieser Leute übte, ging so weit, daß sie dieselben öfters nur noch in ihrem zuchtlosen Benehmen bestärkte, weil sie die Geduld der Fremden als ein Zeichen ihrer Furcht und Schwäche betrachteten.

Einer der Eingebornen an der Tafelbay, dessen eigentlicher Name Autschumao war, hatte einmal der Mannschaft eines englischen Fahrzeuges, das in der Tafelbay landete, allerhand Dienste geleistet und mit ihr die Reise nach Bantam gemacht. Bey dieser Gelegenheit hatte er ein wenig englisch gelernt und bot sich jetzt auch den Holländern, von deren Sprache er, während die Mannschaft des Haarlem hier verweilte, auch einige Worte aufgefaßt hatte, zum Dolmetscher an. So gering auch

die Dienste waren, welche Harry — diesen Namen hatten die Engländer ihm gegeben — der Colonie leistete, und so zweydeutig, ja treulos er sich bald hernach gegen seine Wohlthäter erwies, mußte man dennoch für den Anfang froh seyn ein solches Organ zu haben, durch welches man mit den Eingebornen sich über den friedlichen Zweck der Niederlassungen und über die Bedürfnisse derselben verständigen konnte. Auch mit den Saldanhern war man durch Harry in Unterhandlung getreten und diese hatten, als sie in Frieden und durch manche Geschenke erfreut in ihre Heimath zurückkehrten, versprochen, daß sie Schafe und Kühe zum Verkauf an die Fremden hersenden wollten.

Man wartete vergeblich auf die Erfüllung dieser Zusage. Die Saldanher blieben weg und nur die armseligen Strandbewohner, welche nichts mit sich brachten als ihre nackten Glieder und die unersättlich hungrigen Bäuche, kamen täglich zu den Zelten.

So lange die Vorräthe an Mehl, an Brod und manchen andern Lebensmitteln dauerten, welche die Schiffe mit sich gebracht hatten, war der Zustand der Mannschaft noch ein erträglicher. In dem klaren Gewässer der benachbarten Flüße und Bäche fand sich eine Fülle der besten Fische; die Nachbargegend hinter dem Tafelberg war damals noch mit einer Waldung bedeckt, in welcher es eine große Menge von jagdbaren Thieren, namentlich jene größern Gazellenarten gab, welche die Holländer als Steinböcke, Hirsche und Elends benannten. Selbst ein Hippopotamus wurde erlegt, dessen wohlschmeckendes Fleisch den Colonisten für mehrere Tage einen reichlichen Unterhalt gab. Dazu hatte der pflanzenkundige Commandant eine Menge von Gewächsen aufgefunden, deren Kraut, Wurzeln oder Zwiebeln sich als Gemüse zurichten ließen. Riebeck war von diesem Reichthum der Natur so entzückt, daß er in seiner Schilderung desselben sagt: Dieser Gegend kommt keine andere an Fruchtbarkeit gleich, weder Formosa, welches ich gesehen, noch Neu-Niederland, von welchem ich gehört habe. Und wenn hier in unserer Tafelbay tausend Chinesen oder andere Pächter wohnten, sie würden nicht im Stande seyn den zehnten Theil des Bodens zu bebauen.

Dieser in gewissem Maaße glückliche Zustand war indeß nur von kurzer Dauer. Der Winter der südlichen Halbkugel nahte und zwar dießmal in solcher Strenge, daß man im Juni Eis am Fuß des Tafelberges fand; Orkane in so furchtbarer Stärke, daß sie die meist aus Brettern errichteten Hütten zusammenbrachen und die jungen Pflanzungen entwurzelten, tobten aus Südost, während der Wind aus Norden dichte Wolken von Heuschrecken herbeyführte, die Alles Grün des Bodens und der Bäume verzehrten. Dazu kam, daß der Aufbau eines Forts, der als ein unabweisbares Bedürfniß erschien, die Kräfte der Mannschaft, die noch von den Folgen der langen Seereise erschöpft waren, ohne Aufhören in Anspruch nahm. Die mitgebrachten Vorräthe giengen zu Ende, das Boot, welches, so lange es bey ruhigem Meer die benachbarten kleinen Inseln und Sandbänke besuchen konnte, niemals ohne einen Vorrath an getödteten Seehunden und Pinguinen, sowie an Eyern der Seevögel zurückgekehrt war, durfte in der stürmischen Jahreszeit nicht auslaufen, die Fischernetze waren unbrauchbar geworden. Das Capland gilt in unsern Tagen mit Recht als eine der gesündesten Gegenden der Erde; für seine ersten europäischen Ansiedler erwies es sich, wenigstens im Anfang, nicht so; Ruhr und bösartige Fieber brachen unter ihnen aus, mehrere starben, viele lagen auf dem Krankenbett, nur etwa 50 konnten noch zu den Arbeiten des Baues verwendet werden und kein einziger war unter diesen, der sich vollkommen gesund und kräftig gefühlt hätte.

Mehr noch als der Tag war die Nacht eine Zeit der Schreckniße für die viel geplagten Fremdlinge. Das Brausen der Orkane und der Brandung des Meeres, so laut sie auch waren, konnten das Brüllen der Löwen, das kläglich tönende Geschrey der Hyänen und das gellende Geheul der Schakals nicht übertäuben. Diese fleischfressenden Thiere waren damals noch so häufig in der Gegend, daß einst in einer Nacht eine ganze Bande von Löwen einen förmlichen Sturm auf die kleine Festung lief, die jedoch durch die Höhe ihrer Mauern vor dem Angriff bewahrt blieb. Die Löwen waren durch die Witterung einiger Schafe angelockt worden, welche man innerhalb der Mauern in Sicherheit gebracht hatte; die Hyänen giengen einer andern Beute nach. Wenn in einer der bretternen Hütten des Lagers ein gefährlich Kranker oder ein Sterbender lag, da kamen sie so nahe an die Außenwand heran, daß man ihren warmen Odem, der nicht selten durch den Geruch der so eben verschlungenen Mahlzeit des Aases sich verrieth, durch die Spalten und Klunfen der Bretterwand hereinstreichen fühlte.

Obgleich diese thierische Gesellschaft für Wanderungen in das Innere des Landes nichts Anlockendes haben konnte, fanden sich dennoch unter der Mannschaft einige kühne Bursche, welche den Versuch wagen wollten, durch das Innere von Afrika hindurch von der Tafelbay nach den Küstengegenden an der Ostseite des Welttheiles vorzudringen. Riebeck mußte nämlich dieselbe Erfahrung machen, welche Columbus, Bartholomäus Diaz und andere kühne Führer zu großen verwandten Unternehmungen gemacht hatten; auch unter seiner Mannschaft regten die Mühe und Noth eine Unzufriedenheit und ein leidenschaftliches Verlangen nach der Heimath ins Vaterland auf, daraus Meutereyen hervorgiengen. Ein gewisser Jan Blank hatte noch drey andre seiner heimwehkranken Kameraden zur Theilnahme an einem Fluchtversuch verführt, welcher, nach seiner Meinung, wenn auch mit großem Umwege, zurück nach dem Vaterland führen sollte. Die vier Abentheurer wollten nämlich zuerst nach der portugiesischen Besitzung Mozambique vordringen, dort würde es, so meinte Blank, gewiß Schiffsgelegenheit nach Europa geben, mittelst welcher man wieder zum heimathlichen Herd gelangen könnte.

Es war gegen Ende des Septembers, in der Zeit, darin der Frühling der südlichen Erdhälfte beginnt, als Blank an einem Abend, wo man auf ihn und seine Gefährten nicht achtete, mit diesen seine Wanderung antrat. Die kleine Gesellschaft hatte nichts mit sich genommen als 4 Schiffszwiebacke, einen kleinen Vorrath von Fischen, 4 Schwerter, 2 Pistolen und einen treuen Hund. Sie nahm zuerst die Richtung, welche nach der Ansicht des Jan Blank die geradeste nach dem Ziele war, landeinwärts gegen N.O.; als jedoch schon am andern Abend 2 Rhinozeros durch ihren wilden Anlauf die Wanderer so in Schrecken setzten, daß der eine von

ihnen seinen Hut und sein Schwert im Gebüsch verlor, als zu gleicher Zeit der Hund bey dem Angriff auf ein Stachelschwein sich so stark verletzte, daß man ihn für verloren hielt, beschloß man das Dickicht zu verlassen und den Weg längs der Seeküste hin einzuschlagen. Die Kost, die man da fand, war schmal, die Mühe groß, vier junge Vögel und drey Eyer, die man in einem Neste fand, an dem einem Tage, an dem andern Muscheln, welche man am Strande auflas, konnten den lebhaften Hunger nur täuschen, nicht befriedigen. Eine solche strenge Diät machte sich in ihren Folgen gar bald fühlbar, als die Gesellschaft jetzt über ein steiles, unwegsames Gebirge hinüber sollte, das sich bis an die Meeresküste hinzog, und welches hier einen so gähen Abfall bildete, daß es keinen Raum selbst für einen schmalen Fußpfad übrig ließ. Zwey von den Gefährten dachten schon am 6. Tag an die Umkehr nach der Colonie, am Nachmittag des 7. fühlte sich auch der dritte von der Anstrengung so übernommen, daß er lieber auf dem kürzesten Wege nach dem Lager zurückschleichen, als noch länger in der Wüste herumirren wollte. „Da ich nun," so beschließt der Anführer der kleinen Expedition Jan Blank das kurze Tagebuch, das man mit Röthel geschrieben bey ihm fand, „den Tanz nicht allein fortsetzen konnte, entschloß ich mich in Gottes Namen und in Hoffnung auf Gnade und Erbarmen, nach dem Fort wieder umzulenken."

Der kühne Abentheurer, den Napier mit Recht den ersten europäischen Reisenden in das Innere des südlichsten Afrikas nennt, kehrte dann reuig wieder zu seinem verlassenen Posten zurück. Als Anstifter der Desertion seiner Gefährten hätte er nach dem damaligen Kriegsrecht die Todesstrafe verdient, diese wurde jedoch in zweyjährige Strafarbeit am Bau der Festung mit Tragen der Ketten verwandelt. Zum Willkomm erhielt er noch vor den andern voraus 150 Peitschenhiebe, eine Strafe, welche, wie Napier bemerkt, eben so gut als Jan Blank manche neuere Reisende in das Innere von Südafrika verdient hätten, wenn sie in ihren weit gedehnten, beschreibenden Berichten weiter von der Wahrheit sich verliefen als Blank, der Bürgerssohn aus Mecheln, von seinem Posten im Fort sich verlaufen hatte.

Endlich in der Mitte des Octobers, welche auf der südlichen Halbkugel der Mitte des Aprils der unsrigen enspricht, trat einige Erleichterung der Noth für die Colonie ein. Einige Vorläufer ihrer Schaaren kündigten die nahe Ankunft der Hirten und Heerden aus der Saldanhabay an. Bald waren alle Abhänge der benachbarten Berge, alle Schluchten und freyen Plätze von weidenden Kühen und Schafen erfüllt, welche an dem frischen Grün des Bodens ein reichliches Futter fanden. Es war die Zeit, in der alljährlich die Hirtenvölker an der Saldanhabay (die Cochoquas) ihre Viehheerden hier nach der Tafelbay auf die Weide führten; dann nach einigen Monaten gegen Nordost sich wendend in einem weiten Bogen wieder zurück nach der Heimath kehrten. Jetzt gab es nun Gelegenheit genug Schlachtvieh, so wie Stiere und Kühe sammt Schafen zur Zucht einzuhandeln, denn jene Hirten waren ebenso begierig die Kupferplatten, von denen man eine große oder zwey kleine für eine Kuh bezahlte, und den Kupferdrath oder die Tabaksrollen zu erhalten, davon man so viel für ein Schaf gab, als das Thier, mit Einschluß des Schwanzes, seiner Länge nach maß, als ihrerseits die Colonisten Verlangen nach dem verkäuflichen Vieh trugen, das bey dem jetzigen guten Frühlingsfutter wohlbeleibt und im besten Stande war.

In musterhafter Weise sorgte der wackere Riebeck davor, daß es bey jenem Verkehr seiner Colonie mit den Eingebornen recht friedlich und ordentlich zugieng; jede beleidigende Handlung oder jede Unehrlichkeit, die sich ein Colonist gegen die Saldanher zu Schulden kommen ließ, wurde vor den Augen von diesen durch strenge Züchtigung geahndet. Während er jedoch die Unredlichkeit an seinen Landsleuten mit solchem Ernst bestrafte, blieb der Unredlichste von Allen, die in seinem Dienste waren, unbestraft.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Excursions in Southern Africa etc.

(Fortsetzung.)

Dieses war der vorhin erwähnte Dolmetscher und Mäkler Harry, der nicht nur vor den Augen der Colonisten ganz schnell in den Besitz einer großen Viehheerde und allmählig eines solchen Reichthums kam, daß er im Ansehen eines kleinen Fürsten unter den Seinigen dastand und von den Colonisten halb scherzhaft der König Harry genannt wurde, sondern der überdieß durch seine verläumderischen Ränke und seine Gewinnsucht den Fremden manchen Verdruß mit den Eingebornen, so wie Verlust zuzog. Denn er ließ zunächst nur solche Verkäufer zu, die ihm ein Geschenk für seine Vermittlung machten oder die auf andere Weise mit ihm befreundet waren, andere wies er unter Vorwänden hinweg, welche auf die Colonisten ein falsches Licht warfen, so daß er diesen einen Theil der friedliebendsten Nachbarn entfremdete. Indeß fanden sich bald andere seiner Landsleute, welche sich im Verstehen und Sprechen der holländischen Mundart einige Fertigkeit erwarben, und ihrerseits bequemten sich auch die Holländer zum Erlernen der Sprache ihrer Nachbarn, so daß man der Vermittlung des treulosen Harry beym Verkehr mit den Eingebornen entbehren konnte.

Es that noth, daß dieses geschah. Denn durch die Mißverständnisse, welche der Dragoman erregt hatte, so wie durch andere zufällige Anlässe war die Stimmung der Saldanher nach einigen Monaten so feindselig geworden, daß die Colonisten nicht mehr allein, sondern nur in größerer Gesellschaft und bewaffnet den Kraals (Hottentotten-Dörfern) sich nahen konnten, wenn sie dort ein Geschäft hatten. Dennoch zogen die Hirtenvölker im Februar auf ihrem gewöhnlichen Umweg gegen Osten und Norden wieder ab, ohne daß es zu einem Ausbruch von Feindseligkeiten kam. Im Ganzen hatte man von ihnen 130 Stück Rindvieh und 350 Schafe erhandelt, ein Vorrath, welcher der Colonie zur Einleitung eines andern, nicht minder vortheilhaften Tauschhandels als der mit den Eingebornen gewesen war, sehr gut zu statten kam. Denn am 1. März 1653, kurz nach dem Abzug der nomadisirenden Hirten, ließ sich die längst mit Sehnsucht erwartete holländische Flotte auf ihrer Rückkehr von Batavia auf der Rhede sehen und gieng gleich nachher im Hafen der Tafelbay vor Anker. Diese konnte denn zu ihrer großen Befriedigung nicht nur 6 Wochen lang von der Colonie verpflegt und bewirthet werden, sondern sie empfieng auch für die Weiterreise einen hinreichenden Vorrath von Fleisch, von Gemüse, das aus holländischen Saamen bereits reichen Ertrag gegeben hatte und von andern Landesproducten, wogegen die Flotte Brod, Mehl und viele andere im Haushalt nothwendige und wünschenswerthe Gegenstände an die Colonie abgab.

Der gute van Riebeck hatte um diese Zeit in einer Anwandlung von Ungeduld das beschwerliche Geschäft eines Commandanten und Colonienbegründers schon so satt, daß er mit der damaligen Schiffsgelegenheit eine Bittschrift an die vaterländische Regierung abgehen ließ, darin er dieselbe

ersuchte, „daß sie ihn doch in Betracht der Dienste, welche er bereits zehn Jahre lang der Compagnie geleistet, bald an eine andre Stelle, nach Indien versetzen möge, an welcher er seine Kenntnisse und Gaben zum größeren Vortheil seines Vaterlandes verwenden könnte als hier bey diesem stumpfsinnig dummen, trägen, schmierig-stinkigen Volke, mit dem es nichts zu handeln gebe als Vieh und höchstens zuweilen etliche Straußenfedern. Das, was er hier zu thun habe, könne jeder beliebige Nachfolger verrichten, während zum Verkehr mit den listigen, gewandten Chinesen und Japanesen ein feiner Kopf und eine gewisse Uebung gehöre, die man nicht bey Jedem voraussetzen dürfe.“

Nicht nur diese Bitte des wackren Commandanten, dem man übrigens nur den Titel, nicht die Besoldung gegeben hatte, welche anderwärts mit dem Titel verbunden war, blieb unbeachtet, sondern auch seine oft wiederholten, dringenden Gesuche um Verstärkung der Besatzung, um Pferde, Provisionen, Kleidungsstücke und Geräthschaften fanden bey der holländisch-ostindischen Compagnie kein Gehör, weil diese löbliche Behörde das Interesse, das sie an irgend einen gemeinnützigem Werke nahm, nach den Interessen abmaß, welche ein darauf angelegtes Capital ertrug. Nun war zwar das Capital, das man auf die Colonisation des Caps gelegt hatte, verhältnißmäßig ein nur geringes, aber die Interessen, welche es abwarf, waren auch kaum der Rede werth, darum ließ man den guten Riebeck als Commandanten auf halbem Sold und mit vierfacher Arbeitslast und Sorge noch zehn lange Jahre auf seinem Posten sitzen, den er mit einer gewissenhaften Treue und mit solchem Glück und Geschick versah, daß ihm hierin nur wenig andre Begründer einer außereuropäischen Colonie an die Seite gesetzt werden können.

Das, was Riebeck in seiner Bittschrift von seinen nächsten Nachbarn ausgesagt hatte, das war zum Theil wörtlich wahr. Beschmiert von flüssigem Talg und Fett war ihr meist nackter Körper und ihr wolliges Haar, dieß konnte der neue Rock des Commandanten bezeugen, welcher durch die Umarmung eines Chefs der wandernden Horden auf einmal zu dem Aussehen eines alten Rockes gelangt war; der Geruch, den sie von sich gaben, war jener des natürlichen Düngers einer Viehweide, vermischt mit dem des ranzigen Talges, denn beydes, das, was den Wiesen seinen Dünger giebt und was zum ranzigen Schmalz werden kann, fand sich reichlich auf ihrer Haut. Der Vorwurf der Trägheit, den der Commandant den Eingebornen des Caplandes machte, war auch kein unverdienter, doch galt er nicht allen mit ihnen verwandten Stämmen, davon mehrere auf ihren Nomadenzügen hunderte von Meilen durchwandern und ohne Aufhören, im Schutz ihrer Heerden, ein wachsames Auge haben mußten. Er galt selbst nicht dem verkümmerten Nebenzweig der andern Stämme, den Strandbewohnern und Caepmanns, in deren Mitte die Colonie angelegt war und von denen man, als den angeblichen Besitzern des Landes, den Grund und Boden für die Niederlassung in ganz ehrlicher, redlicher Weise gekauft hatte. Denn diese Quaiquä's (dieß war der allgemeine Name der verwandten Stämme), welche vor Ankunft der Holländer nur einen Theil des Jahres hindurch, wenn die Hirtenstämme aus Norden nicht da waren, frey an der Küste und im Flachland herumzustreifen wagten, bey Ankunft der Saldanhers aber sich feige verkrochen: diese Quaiquä's, die vorher nie gewohnt waren ein Eigenthum zu besitzen, das ihnen die kräftigen Nachbarstämme sogleich wieder genommen hätten, waren zwar, wo es ernstliche Arbeit galt, zu nichts aufgelegt und unausstehlich faul, sobald es jedoch galt Andre, namentlich die in ihren Augen unermeßlich reichen Ankömmlinge aus Holland zu betrügen und zu übervortheilen, da waren sie gewandt und thätig genug, so daß zum Verkehr mit ihnen ein eben so „feiner Kopf“ gehörte als zum Verkehr mit den „Chinesen und Japanesen.“

Der Kopf und das Herz unsers Altvaters der Capcolonien verbanden aber mit der Klugheit und dem sittlichen Ernst so wie mit dem seltnen Zartgefühl noch andre Eigenschaften, durch welche Riebeck ein Musterbild für Alle geworden ist, denen eine ähnliche Aufgabe im bürgerlichen Leben oblag. Man könnte die redliche Ausdauer, die unwandelbare Beharrlichkeit bey seinem Geschäft für eine Naturgabe halten, die ihm als Charakterzug seiner Nation angeboren gewesen sey; sie war aber mehr als

dieſes: ſeine Geduld, ſeine Genügſamkeit war auf eine Hoffnung gegründet, die nicht zu Schanden werden läſſet. Wie ſo manche Niederlaſſung andrer Nationen iſt mit einer Fülle von Hülfsmitteln und einem verſchwenderiſchen Aufwand von Menſchenkräften und Menſchenleben begründet worden und war nach einigen Jahren wieder aufgelöst; von wie manchem, mit großen Koſten erbauten Fort der Anſiedler fand man nach wenig Jahren nichts mehr als die leeren Gemäuer, von der Beſatzung nur noch die Grabſtätten oder verſtreuten Gebeine; jene hatten groß angefangen und klein geendet, Niebecks Colonie war aus einem kleinen Anfang in ſtillem, allmähligem Wachsthum groß und ſtark geworden. Wie die Samen der Gewächſe, die Pflänzlinge der Bäume und Reben, die man mit aus Europa gebracht hatte, durch fleißige Pflege bald zu großen Gemüſefeldern, Gärten und Weinbergen wurden, wie aus einem Paar von Pferden allmählig eine ganze Zucht dieſer nützlichen Thiere hervorgieng, ſo ergab ſich durch weisliches Zuſammenſparen der geringen Mittel aus dem ſchwachen Anfang ein kräftiger Fortgang der Colonie.

Wir haben bereits im Vorhergehenden aufmerkſam gemacht auf das Verdienſt, das ſich der Verfaſſer des vor uns liegenden Werkes dadurch um die gerechte Würdigung der europäiſchen Coloniſation des Caplandes erworben hat, daß er bey jeder Gelegenheit das Verhältniß der damaligen Eingebornen zu den Anſiedlern in ſein rechtes, wahres Licht zu ſetzen ſuchte. Er macht ſich ein beſondres Geſchäft daraus, durch augenfällige Thatſachen die Anſichten der philanthropiſtiſchen Partey der Exeterhalle zu widerlegen, welche den beklagenswerthen Zuſtand der Buſchmänner und die Verarmung eines großen Theiles jener Hottentotten, welche die Südſpitze des Continents — die Gegend der Capſtadt — bewohnten, der barbariſchen Gewaltthätigkeit der holländiſchen Coloniſten zuſchrieben. Die Buſchmänner oder Soaquas waren im J. 1652, als die Holländer an das Cap kamen, bereits ganz in demſelben Zuſtand der äußern und innern Verſunkenheit, in dem ſie noch jetzt ſich befinden; gleich Raubthieren in Höhlen und Felſenklüften oder im Dickicht der Wälder verſteckt, bis ſich ihnen die Gelegenheit zum Raub und zum mörderiſchen Ueberfall darbot; von allen ihren Nachbarn gefürchtet und verabſcheut, aus der Gemeinſchaft derſelben verſtoßen. Jene Raſſe der Quaiquä's oder Hottentotten, welche die nächſte Umgegend der jetzigen Capſtadt bewohnte, war, als die Holländer hieher kamen, in einem ungleich übleren Zuſtand als in der neueren Zeit. Auch ſie waren ein armſeliges, verachtetes Geſindel, das den beſtändigen Angriffen und Beraubungen der nördlicher wohnenden, ſtreitbar kräftigeren Nachbarn ausgeſetzt, kein Eigenthum beſaß und nahe daran ſtand, ganz von ſeinen Feinden vertilgt zu werden. Seit der Niederlaſſung der Holländer, die mit dieſen unmittelbaren Nachbarn zunächſt in Verkehr traten und ihnen Schutz angedeihen ließen, hatten dieſelben einen feſteren Halt gewonnen; ohne die Dazwiſchenkunft dieſer mächtigen Bundesgenoſſen würden ſie, von zwey Seiten her, von den Buſchmännern und Saldanhern ohne Aufhören befehdet, ganz oder großentheils ausgerottet worden ſeyn. Die Buſchmänner hält Napier nicht ſowohl, wie einige frühere Schriftſteller, für den Reſt der älteſten Urbewohner des Landes, als für die Parias, die Auswürflinge verſchiedener Stämme; die Caphottentotten, dieß bezeugte die gemeinſame Sprache, waren von gleichem Stamm mit den Saldanhers; unter dieſem Namen aber waren gewiß mehrere verwandte Stämme, deren Nachkommen noch jetzt die nördlicheren Gegenden vom Cap und vielleicht ſelbſt vom Orangefluß bewohnen, zuſammengefaßt. Obgleich dieſe Stämme öfters zu gemeinſamen Raubzügen und verheerenden Ueberfällen andrer Landſtriche, wie noch jetzt die Matabelen und Matattis ſich verbündeten, auch zuweilen bey dem Aufſuchen der entlegenen Weideplätze friedlich ſich zuſammengeſellten, waren ſie doch faſt ohne Aufhören in Fehde mit einander, und ihre Kriege wurden in ſo ſchonungsloſer, mörderiſcher Weiſe geführt, daß ſie die Ausrottung und Vertilgung der Bewohner ganzer großer Landſtriche zur Folge hatten, oder wenigſtens eine ſolche Entkräftung und Verarmung derſelben wie die der vormaligen Caphottentotten war. „Um es kurz zu ſagen“ (ſo äußert ſich Napier hierüber), „dieſe Erdgegend, welche von der Natur ſo hoch begünſtigt iſt, war in jenen alten

Zeiten ein Schauplatz der blutigen Gräuel und Schreckniſſe, der beſtändig ſich erneuernden Verwüſtungen und Verheerungen.“

Ein Vorwurf, welchen man den europäiſchen Coloniſten, die in fremde Welttheile unter verwilderte Stämme kamen, mit Recht oft gemacht hat, daß ſie durch die Einführung geiſtiger Getränke die Entſittlichung und den Untergang der Völker befördert und beſchleunigt haben, läßt ſich wenigſtens den holländiſchen Begründern der Capcolonie nicht machen. Sie fanden, als ſie hieher kamen, das Laſter der Trunkenheit in unnatürlicherer und zerſtörenderer Weiſe unter den Eingebornen verbreitet, als es dieß nur irgendwo unter den entartetſten Branntweintrinkern ſeyn kann. Die Hottentotten pflegten ſich vor Alters ſehr oft durch das Einhauchen der Dämpfe eines narkotiſchen Gewächſes (Dacha genannt) in einen Tollrauſch zu verſetzen, der zuerſt eine übermäßige Aufregung und Luſtigkeit bewirkte, zuletzt aber in dumpfer Bewußtloſigkeit endigte. Außer dieſem waren ſie leidenſchaftliche Freunde von einem gegornen Getränk, welches, wie das Haferbier mit Honig vermiſcht bey unſren Urahnen, eine berauſchende Wirkung hatte, und das aus Honig und aus dem ſcharfen Safte der Zwiebel eines Liliengewächſes bereitet war.

Allerdings wurden jene Gewohnheiten, wenigſtens die der Berauſchung durch Dachadämpfe, bald nachdem die Quaiquä's den europäiſchen Branntwein gekoſtet und ſeine Wirkung empfunden hatten, ſehr zurückgedrängt und ſogar vernichtet, aber dieſe Veränderung der Sitten war gewiß nicht von einem ſo großen Nachtheil für den ſittlichen und leiblichen Zuſtand der Eingebornen, als man dieß vorauszuſetzen pflegte. Und was wir von dieſem einen Laſter ſagten, das gilt noch vielmehr von andern rohen Ausbrüchen der durch kein inneres wie äußeres Sittengeſetz in Zucht gehaltenen Menſchennatur.

„Alle Schwarze, die ich habe kennen gelernt,“ ſagt Arbouſſet, „ſind Atheiſten.“ Auch bey den Eingebornen des ſüdlichen Afrikas, ſo behauptet Napier, fanden die älteſten Anſiedler aus dem chriſtlichen Europa keine deutliche Spur von der Erkenntniß und Verehrung eines höchſtens Weſens, dabey aber freylich, wie noch jetzt, ein abergläubiges Feſthalten an dem Wahn der Verzauberungen und des Einfluſſes geſpenſtiſcher Kräfte.

Unter den Coloniſten ſo wie freywilligen Theilnehmern an den Gefahren und Vortheilen der Niederlaſſung fanden ſich Mehrere, welche in Mungo Parks und Bruces Weiſe dem Drange nach Erforſchung des unbekannten Innern des ſüdlichen Afrikas ſich hingaben, namentlich Peter Meerhoff und Lieutenant Cruſe. Sie drangen ohne große Schwierigkeit eine ſo weite Strecke nach Oſten vor, daß, wenn damals ſchon die Kaffern die Gränzen ihres Landes ſo weit nach Weſten ausgedehnt hätten, ihnen die Bekanntſchaft mit dieſer Nation nicht entgangen ſeyn würde; man ſieht ſich deßhalb zu der Annahme genöthigt, daß die Kaffern bis auf ein Jahrhundert nach der holländiſchen Anſiedlung noch keine ſo ausgedehnte Macht in der Nachbarſchaft des Caplandes bildeten als in unſern Tagen. Vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß jener Völkerſtamm, zu welchem die Hottentotten gehören, noch in dieſer hiſtoriſch bekannteren Zeit den ſüdlichſten Theil des afrikaniſchen Feſtlandes auf der Weſtſeite bis zum Wendekreis des Steinbockes und nach Oſten hin weit über den Kryefluß hinaus, ja nordöſtlich bis zum Natale-Diſtrikt inne hatten. Die Bechuanen ſowohl als die Kaffern erſcheinen als eine Mittelform zwiſchen dem Neger und dem Abyſſinier; ſie ſind in ihrer Sprache, ſo wie in der Bildung des Schädels und der ganzen leiblichen Geſtaltung, vollkommen verſchieden von den Hottentotten, in denen Einige die Abſtammung von den alten Aegyptern, Andre die von den Chineſen erkennen wollten. Auch die Kaffern und Bechuanen ſind im Allgemeinen, wie die Hottentotten, ein Nomaden- und Hirtenvolk, das zunächſt vom Ertrag ſeiner Heerden lebt, doch finden ſich bey Beyden Spuren von einer Bekanntſchaft mit dem Feld- und Ackerbau, der in Abyſſinien ſo wie bey den Völkern des gegenüber gelegenen Feſtlandes von Aſien niemals außer Uebung kam.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Excursions in Southern Africa etc.

(Fortsetzung).

Wahrscheinlich sind die Kaffern lange Zeit hindurch mit den Matabelen, Zulahs und andern ihnen stammverwandten Völkerhorden, so wie zum Theil noch jetzt, in engerer politischer Verbindung und Genossenschaft der Eroberungs- so wie Raubzüge gewesen, durch welche jene gleich tausendfach furchtbareren Heuschreckenschwärmen den Bewohnern des fruchtbareren Südlandes zum Verderben wurden. Sie waren und sind noch von stärkerem Bau und waffengeübter als die Hottentotten; seit den Zeiten ihrer Väter, die in den Wüsten der Wendekreise wohnend, öfters nur durch Noth und Mangel, in Folge der Uebervölkerung ihrer Flußgebiete, den Lebensunterhalt in andern Gegenden suchen mußten, waren sie im Geschäft des Raubkrieges geboren und erzogen, so wie in ihm verwildert. Es mußte ihnen, als sie zu einer Völkermasse vereint, vielleicht den stärkeren Nachbarn ausweichend, nach Süden zogen, sehr leicht werden, die ungleich schwächeren, unkriegerischen Hottentotten aus ihren Wohnsitzen zu vertreiben und sich an ihre Stelle zu setzen. Zuerst waren es die den Kaffern nahe verwandten Bechuanen, welche ostwärts vom Keyefluß festen Fuß faßten. Sie zogen gegen Westen tiefer landeinwärts, besetzten den Landstrich nordwärts vom Orangefluß, und die Kaffern in engerem Sinn, bestehend aus den Stämmen der Amaponden, Amatomben und Amakelen drängten sich allmählig immer stärker an Volkszahl gegen die Gränze der Colonie hin, in deren Innern es beständig für sie etwas zu rauben und zu erbeuten gab. So lange sie in den östlicheren fruchtbaren Landstrichen, welche die Hottentotten und die Bechuanen ihnen geräumt hatten, ihr Wesen trieben, belästigten sie die Colonisten nur durch einzelne Ueberfälle, als aber die Colonie allmählig ihre Gränzen auch über jene verlassenen Landstriche ausdehnte, welche den Raubnestern der Kaffern in der Mitte ihrer Gebirgsthäler und Waldungen näher lagen, da hatten sie täglich Veranlassung, mit den Waffen in der Hand auf ihrer Hut zu seyn. Schon in der Nachbarschaft der Buschhottentotten durfte der Colonist niemals ohne sein geladenes Gewehr sich auf das Ackerfeld oder in seinen Garten wagen, er hatte von diesen Räubern mehr zu fürchten als von den Löwen und Leoparden; jene aber, welche in der Nähe der niemals genau bestimmbaren Gränze des Kafferngebietes wohnten, lebten in einem beständigen Kriegszustand, bey Tage wie bey Nacht niemals ihres Eigenthums und ihres Lebens recht sicher und froh.

Im Jahre **1752** hatte die Compagnie die Gränzen ihrer Besitzungen am Zwartkops Fluße festgestellt, im Jahre **1775** wurde der Buschmanns Fluß als die Gränze zwischen den Swellendams und Stellenbosch Distrikten angenommen, und **1778** suchte der damalige Gouverneur van Plattenberg die Sicherheit der östlichen Landestheile bis zum Keyefluß durch einen Vertrag mit den Kaffern zu befestigen.

Doch, wie schon erwähnt, mit den ersten holländischen Ansiedlern am Cap, unter van Riebecks Verwaltung, standen diese später so mächtig gewor-

denen Feinde der Europäer noch in keiner unmittelbaren Berührung, und wo der ehrenwerthe Begründer der Capcolonie in seinen Berichten der Kaffern namentlich erwähnt, da scheint er sie nur vom Hörensagen zu kennen. Näher als die Betrachtung der Eingebornen und ihrer einzelnen Volksstämme liegt uns hier zum Beschluß dieses Ueberblickes über die ältere Geschichte des Caplandes die Schilderung der damaligen Boërn oder der holländischen Pächter und Anbauer des Landes.

Wie bereits erwähnt, waren van Riebecks angelegentliche und dringende Vorstellungen, in denen er die vaterländische Regierung um Verstärkung der Mannschaft, um Pferde und andre Hülfsmittel gebeten hatte, großentheils unbeachtet geblieben. Der wackere Mann hatte fast Unglaubliches geleistet, indem er den schwachen Anfang seiner Colonie nicht bloß allen drohenden Gefahren gegenüber im Fortbestehen erhielt, sondern in Zeit von 10 Jahren zu einem aufblühenden Zustand erhob, den die meisten Colonien anderer Nationen bey den reichsten Unterstützungen, welche an sie verschwendet wurden, in mehreren Menschenaltern nicht erreichten. Das, was auf den ersten Blick als etwas Nachtheiliges erscheinen konnte, wurde für van Riebecks Zwecke ein Vortheil. Namentlich gilt dieses von den ersten Einwanderern in seiner Niederlassung, von dem meist wenig bemittelten und sogar armen Volke, das ihm aus dem Vaterlande zuzog.

Die Geschichte der meisten europäischen Colonien des 16. und zum Theil des 17. Jahrhunderts, namentlich in Amerika, zeigt es uns, wie nachtheilig auf ihren Fortbestand und auf ihr Gedeihen die Masse des zuchtlosen Gesindels gewirkt habe, das sich zur Theilnahme an einer solchen Expedition herbeydrängte. Das übertriebene Gerücht von dem Reichthum der neu entdeckten Länder, von den Ergötzlichkeiten aller Sinne, welche dieselben darböten, das Verlangen, ohne alle Mühe und Arbeit, durch das Auflesen des Goldes und der edlen Gesteine reich zu werden, lockte namentlich eine Menge von mißrathenen Söhnen und Abentheurern aus höheren Ständen, verdorbene Kaufleute und Speculanten herbey; Leute, welche im eigenen Vaterlande keine Heimath gefunden hatten und die sie nun da suchen wollten, wo für sie am wenigsten zu finden war. Dieses Volk wußte großentheils nichts von Unterwürfigkeit und Gehorsam gegen das einsichtsvollere Oberhaupt der Expedition, nichts von Selbstbeherrschung und Ehrbarkeit oder von Klugheit und Schonung im Betragen gegen die Eingebornen; durch ihre Schuld machten bald Mangel und Krankheiten, oder die Waffen der ohne Noth aufgereizten Urbewohner des Landes der eben aufkeimenden Pflanzung ein Ende.

In solcher Weise ergieng es der Niederlassung am Cap unter Riebecks Leitung nicht. Die Berichte, welche dieser wahrheitsliebende Mann über den Naturzustand des Landes nach seiner Heimath erstattete, gaben keineswegs die Aussicht auf ein Reichwerden ohne Mühe und auf einen nahen Gewinn, sondern nur auf künftige Vortheile für das Vaterland und für Einzelne; auf Vortheile, die nicht leichten Kaufes zu haben, sondern nur durch Arbeit und geduldiges Ausharren zu erringen waren.

Allerdings hatte man in Europa auch über das unbekannte Innere von Südafrika wunderliche Mährchen verbreitet, welche die Gewinnsucht reizen konnten. Ein Goldland, Monomotapa, unter der Herrschaft eines Kaisers, von dem man ähnliche Dinge wie von dem fabelhaften Priester Johann erzählte, sollte da sich finden; ein deutscher Priester, Martinus Martiny, der von Batavia heimwärts die portugiesischen Besitzungen in Mozambique besuchte, hatte zur Ausschmückung des Gerüchtes nicht wenig beygetragen. Die holländisch-ostindische Compagnie ließ dergleichen Hinweisungen auf die Möglichkeit eines ansehnlichen Erwerbes nicht unbeachtet, und der Commandant war durch sie zu genaueren Nachforschungen über den Gegenstand angewiesen worden. Van Riebeck versäumte es nicht, diesem Auftrag nach Kräften nachzukommen, er ließ keine Gelegenheit vorüber, die sichere Kenntniß vom Innern des Landes und seinem natürlichen Reichthum zu erweitern. Aber neben dieser ihm ferner liegenden Aufgabe versäumte er nicht die nähere und dringend nöthigere: die Sorge für die bessere Begründung und für das Gedeihen seiner Colonie.

Er war es sehr gern zufrieden, daß ihm aus dem Vaterland und einigen daran gränzenden Ländern

nicht Leute von hohem Stand und großem Reichthum, sondern solche nachzogen, die sich durch ihrer Hände Arbeit als Pflanzer und Pächter, so wie als Handwerker nähren wollten. Für die Gewerbsleute der letzteren Art, deren Zahl er nicht gern über ein gewisses Maaß anwachsen ließ, ordnete er den Bau von Häusern nach europäischer Form an, sorgte dafür, daß die Anlage dieser Häuser in regelmäßigen Reihen und zu Gassen geschehe, um hierdurch dem Begehren der Compagnie für die allmählige Begründung einer Stadt zu genügen. Die Pflanzer durften sich ein für sie besonders gelegenes, noch unbesetztes Grundstück zur Errichtung einer Wohnung mit den Wirthschaftsgebäuden, so wie zur Anlage von Gärten und Feldern wählen. Sie hatten diesen Besitz gegen eine sehr mäßige Abgabe des künftigen Ertrages; doch verstattete er noch nicht den Ankauf weiterer Ländereyen, sondern er verwies die, welche ein solches Begehren an ihn stellten, auf die Erlaubniß, die sie alle hatten, ihre Heerden überall im Lande, wo sich Futter für dieselben fände, auf die Weide zu führen, aus den Büschen sich das Brennholz zu holen, dieselben urbar zu machen und den so gewonnenen Ackerboden in billigen Pacht zu nehmen; Jagd, Fischerey, Benutzung der eßbaren Erzeugnisse des Bodens stand Allen frey. Der Gewinn, den der Verkauf des Bodenertrages wie des selbst gezogenen oder im Verkehr mit den Eingebornen erlangten Viehes brachte, hieng von der Betriebsamkeit eines Jeden ab.

Aus den Preisen der Lebensmittel läßt sich einigermaßen ersehen, in welchem Verhältniß die Erzeugung oder das Gewinnen der Naturproducte damals in der Caplandschaft sich befand. Schweinefleisch war noch einmal und selbst Schöpsenfleisch anderthalbmal so theuer als das Rindfleisch, von welchem das Pfund einen Groschen kostete. Von Fischen verkaufte man das Pfund um einen Kupferpfennig, das Pfund Butter um $2\frac{1}{2}$ Groschen, ein Hühner- oder ein Enteney kostete $\frac{1}{2}$ Groschen, während man um einen Groschen 5 ansehnlich große Pinguineyer oder 10 bis 12 Eyer von Tauchern und Möven kaufte u. s. w.

Um diese fixen Preise verkaufte die Colonie die eben genannten Lebensmittel an die Mannschaft der Schiffe und an die Gewerbsleute der Stadt (die sogenannten Freymänner). Die ostindische Compagnie fand in Beziehung auf die Letzteren die Preise zu hoch, der Commandant aber machte auf die Menge der genießbaren Naturerzeugnisse aufmerksam, die jeder Freymann sich umsonst (ebenso wie die Fische und Seekrebse und die Eyer der Seevögel) holen könne, und auf jene Vortheile, welche der Gewerbsmann durch seinen Verdienst an baarem Gelde vor dem armen Pächter voraus habe, während dieser, der alles, was ihm nicht zuwächst, baar bezahlen muß, ohne einen erträglich guten Verkauf seiner Producte nicht bestehen könnte. Uebrigens stehe es ja auch den Gewerbsleuten frey, sich Vieh zu halten und dieses auf die Gemeindeweiden gehen zu lassen.

Auf den Anbau des Landes durch die Pächter mit allerhand Getreidearten und andern für den Haushalt nützlichen Feldgewächsen, auf die Anpflanzung von Weinreben und Oliven sowie von Obstbäumen aus dem Vaterland, verwendete van Riebeck die größeste Sorgfalt und deßhalb lag ihm auch der äußere Wohlstand der Landbauer ganz vorzüglich am Herzen. Er dachte bey der Cultur des Landes nicht bloß an die nächsten, sondern an fernkünftige Jahre, darum versäumte er es nicht auch die langsam wachsenden Eichen und Nadelhölzer, sowie andere Waldbäume aus dem Vaterlande einzuführen. Noch jetzt stehen in den Anlagen um Capstadt Bäume dieser Art von einem fast 200 jährigen Alter, welche Riebeck hier einsetzen ließ.

Während das Cap bey der Begründung der holländischen Niederlassung zum großen Theil eine steinige Wüste war, hin und wieder mit niederem Buschwerk, nur an etlichen Stellen mit einem dünnen Wald bekleidet, hatte es sich in wenig Jahren durch den redlichen Fleiß seiner Anbauer und die einsichtsvolle Anordnung des Commandanten zu einem grünenden, fruchtreichen Acker- und Gartenland umgestaltet. Jedes Stück des Bodens, in das nur der Pflug einzubringen vermochte, war zum Getreidebau, die Abhänge der steinigen Hügel zur Anpflanzung von Weinreben, Oliven und Obstbäumen benutzt worden. Die armen, fleißigen Bauern hatten bey ihrem Tagwerk nicht bloß mit den Schwierigkeiten des Bodens, sondern auch mit der Mißgunst und Raubsucht der Eingebornen zu

kämpfen. Jene Stämme der Letzteren, welche Viehheerden besaßen, hielten sich durch den immer zunehmenden Culturstand des Landes in der Ausdehnung ihrer Weideplätze beeinträchtigt, obgleich ein großer Theil des Bodens erst durch die künstliche Bewässerung des Anbaues fähig, früher nicht einmal als Grasplatz tauglich gewesen war. Die nächsten Nachbarn unter den Quaiquäs, das arme Volk der Strandbewohner und der Cäpmanns, welche sich fortwährend als die ursprünglichen Besitzer des Caps betrachteten, obgleich man sie mit Wohlthun und Freundlichkeit zu gewinnen gesucht und alle ihre Anforderungen so weit als möglich befriedigt hatte, sahen den steigenden Wohlstand der Colonie mit neidischen Augen und wurden durch ihre Feindseligkeiten den Ansiedlern so gefährlich, daß sich für ein Stück Landes von 100 Morgen, das zum Feldbau überaus gut geeignet schien, kein Pächter finden wollte, weil dasselbe zwar noch im Gesichtskreis eines Wachthauses, nicht aber in der Nähe des Forts lag.

Diese lang verhaltenen Feindseligkeiten kamen im Jahre 1659 zum offenen Ausbruch. Absichtlich hatten die Quaiquäs gerade diesen Zeitpunkt zur Ausführung eines Angriffes auf die Colonie gewählt, der nichts weniger als die Vertilgung ihrer Anpflanzungen zu seinem Zwecke hatte. Es herrschte eben um diese Zeit eine sehr bösartige epidemische Seuche unter den Colonisten, an welcher viele starben, während auch die gesund gebliebenen in sehr muthloser Stimmung sich befanden. Da überfielen die Cäpmanns in großer Zahl die Wohnung eines Pächters, raubten ihm sein ganzes Vieh, und ermordeten zwey seiner Leute, davon der eine sich zur Wehr gesetzt hatte. Riebeck ordnete nach seiner frommen Weise einen Fast- und Bettag an; er hatte mit seinen Officieren sich berathen, die Nothwendigkeit eines kräftigen, bewaffneten Widerstandes leuchtete Allen ein, Alle stimmten jedoch auch darin mit dem Commandanten überein, daß man das Leben der verblendeten Nachbarn, mit denen man früher so lange in gutem, friedlichen Vernehmen gestanden war, nach Möglichkeit schonen solle. Man stellte jetzt den Hottentotten eine kleine bewaffnete Macht entgegen, unter denen auch einige Reiter waren, vor welchen die Eingebornen die meiste Scheu hatten. Obgleich der Widerstand, den die Feinde leisteten, ein unerwartet hartnäckiger und verzweifelter war, wurden sie dennoch bald so gedemüthigt, daß sie um Frieden baten. Der ganze Krieg hatte den Hottentotten nur 6, den Colonisten wie schon erwähnt, 2 Todte gekostet.

Bey dieser Veranlassung hatten übrigens die Letzteren außer dem Siege über die feindseligen Nachbarn noch etwas Anderes gewonnen: das volle Vertrauen und die Bundesgenossenschaft mit jenen nordwestlich wohnenden Stämmen, derer wir mehrmal unter dem Namen der Saldanhers erwähnten. Diese, welche in beständiger Fehde mit den Cäpmanns-Hottentoten lebten, hatten bis dahin die Colonisten, als Bundesgenossen dieser Feinde, immer nur mit einer Art von Mißtrauen betrachtet, während sie jetzt ohne Rückhalt sich an dieselben anschlossen. Es waren für den äußeren Vortheil der Ansiedler ungleich wichtigere und einflußreichere Freunde als die Bewohner des Caps und der Tafelbay.

Doch wurde auch das gute Vernehmen mit diesen keineswegs vernachläßigt. Ohnehin hatte sich dasselbe schon dadurch in dauerhafterer Weise begründet, daß die Ansiedler Kinder der Eingebornen, namentlich Mädchen, in ihr Haus nahmen, sie in christlicher Weise und europäischer Sitte erzogen und längere Zeit in ihren Diensten behielten. Diese Kinder erlernten das Holländische wie ihre Muttersprache und dienten hiedurch dem Geschäft der Verständigung mit den Eingebornen ungleich besser als der zweydeutige unzuverlässige Harry. Uebrigens war es eine Nichte von diesem, welche in der Familie des Commandanten wie ein eigenes Kind erzogen und seinem Hause treu ergeben das Amt eines Dragomans mit dem besten Erfolg versah. Sie und andere Kinder aus ihrem Volksstamm wurden dann auch Musterbilder und Lehrerinnen ihrer Landsleute durch Wort und Wandel, und gaben hiedurch den Ansiedlern Gelegenheit zu einer geistigen Aussaat in diesem Lande, welche freylich nicht so schnell und augenfällig emporwuchs und Früchte trug als die äußeren der Felder und Gärten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Journal of the American Oriental Society. Second Volume. New York and London, George P. Putnam. 1851. XLII u. 342 S.

Die amerikanische morgenländische Gesellschaft hat kürzlich den zweyten Theil ihrer Zeitschrift nach Europa gesendet, einen schön ausgestatteten Band werthvollen Inhaltes. Man sieht sowohl aus den Abhandlungen selbst, als aus dem vorangeschickten Berichte über die Angelegenheiten der Gesellschaft (Proceedings of the A. Oriental Soc. prepared from the records 1849 — 50), mit welchem regen Eifer die orientalischen Studien aufgenommen und ihnen allmählig ein Boden gemacht wird. Amerika hat über dem Treiben des täglichen Lebens und Verkehres und neben den ihm dienenden Kunstfertigkeiten und Wissenszweigen lange nicht Zeit gefunden, sich dem philologischen und geschichtlichen Wissen, den Grundlagen der europäischen Wissenschaft, zuzuwenden. Das Beyspiel dieser Gesellschaft zeigt aber, daß die neue Welt im Begriffe steht, die wissenschaftlichen Wege der alten nunmehr auch zu betreten.

Diese Gesellschaft zählte für 1850 85 ordentliche, 35 correspondirende und 32 Ehrenmitglieder; die letzteren sind beynahe zur Hälfte deutsche Namen. Ihr Präsident ist der durch seine palästinensische Reise rühmlich bekannte Dr. E. Robinson in New York, ihr correspondirender Secretär und zugleich eines ihrer thätigsten Mitglieder Professor E. E. Salisbury in New Haven. Derselbe bildet mit den Professoren J. W. Gibbs ebendaselbst und Ch. Beck in Cambridge die Commission für die Redaction des Journals. Die Versammlungen wurden in Boston und in den eben genannten beyden Städten gehalten. Die sich rasch vermehrende Büchersammlung der Gesellschaft ist in Boston aufgestellt.

Der vorliegende Band des Journales enthält folgende Abhandlungen.

I. **Shabbathai Zevi and his followers. By Rev. W. G. Schauffler, Missionary of the American Board in Turkey. p. 3 — 26.** Enthält außer einem Lebensabriß dieses jüdischen Messias, welcher, 1625 in Smyrna geboren, eine wunderbare Bewegung der Geister unter den Juden Vorderasiens und Europas hervorzubringen wußte, und 1676 als Muhamedaner höchst wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes starb, das Glaubensbekenntniß eines jetzt lebenden Anhängers von Shabbathais Lehren. Das kabbalistische Buch Zohar gilt dieser Sekte für die höchste Wahrheit. Von den Juden ist sie als eine häretische verabscheut und schon in so fern nicht mit Unrecht, als ihre Anhänger, wo sie unter Türken leben, sich äußerlich vollständig zum Islam bekennen. Ihr sittlicher Wandel aber soll alles Lobes werth seyn.

II. **Account of a Japanese Romance, with an introduction by William W. Turner. S. 27 flgg.** Analyse von Pfitzmeiers, Sechs Wandschirme u. s. w. Wien 1847; vorangeht eine kurze Uebersicht des Verkehrs der Europäer und Amerikaner mit Japan; im Anhange folgt: Note on Japanese Syllabaries. By S. W. Williams.

III. **Contribution to the Geography of Central Koordistan, in a letter to the corresponding**

Secretary, with a map. By Azariah Smith, Missionary of the American Board in Turkey. S. 63 bis 68, und IV. Journal of a tour from Oroomiah to Mossul through the Koordish mountains and a visit to the ruins of Nineveh. By Rev. Justin Perkins, Missionary of the American Board in Persia. S. 71 bis 119. Die erste Mittheilung betrifft die Route von Mossul nach Dschulamerk und bestimmt die Lage des letzten Platzes ungleich nördlicher als Ainsworth, fast übereinstimmend mit Grant, dessen Angaben auch hinsichtlich des Laufes der Flüsse Hab und Khabor gegen Ainsworth bestätigt werden. Ebenso liefert die Reise des Dr. Perkins werthvolle Beyträge zur Kenntniß Kurdistans. Sein Weg führte ihn durch Gegenden, welche zum Theil von Europäern noch nicht betreten wurden. Er nahm von Urunaia den Umweg über Saouj Boolak (nach seiner Schreibung), eine kurdische Stadt von zwölf bis fünfzehntausend Einwohnern mit nicht unbeträchtlichem Handel. Von da wandte er sich westlich nach dem durch Muhammed Pascha oder Koor Meer „den einäugigen Häuptling" berüchtigt gewordenen Ravandooz. Koor Meer, der zwanzigtausend Kurden ins Feld stellen konnte und weit und breit Raub und Unterdrückung übte, wurde durch gemeinschaftliche Anstrengung türkischer und persischer Truppen überwunden, Ravandooz im Jahre 1836 eingenommen. Sein Sitz war das dortige Felsenschloß, von dessen Höhe er nach der Sage der Kurden einst sein Kind, als es ihn durch Schreyen im Schlafe störte, in den in einer Tiefe von 150 Fuß unten vorüberbrausenden Fluß, der ebenfalls Ravandooz heißt, geschleudert haben soll. Dasselbe Grab fanden nicht selten mißliebige Diener. Die Kurden selbst segnen die jetzige türkische Herrschaft. Auch die Reise von hier das Flußthal abwärts und in demjehigen des Zab weiter bis in die Nähe von Arbil (Arbela) liefert der Geographie neue Aufschlüsse. Weniger bedeutend ist, was von den ninivitischen Resten gesagt wird, da wir darüber vollständigere Belehrung haben.

V. Characteristics of the Peshito Syriac Version of the New Testament. By J. W. Gibbs. S. 127 — 134. Kurze Zusammenstellung einiger Eigenthümlichkeiten dieser Uebersetzung, mit Beyspielen.

VI. Syllabus of the Siva-Gnâna-Potham, one of the sacred books of the Hindus. By Rev. H. R. Hoisington, Missionary of the American Board in Ceylon. S. 137 bis 154. Bericht über ein philosophisches Werk in Tamil, das im südlichen Indien in hoher Achtung steht. Dasselbe faßt Çiva als das Absolute, ist übrigens ganz mit dem Materiale älterer indischer Philosophie componirt.

VII. Specimens of the Naga language of Asam. By Rev. Nathan Brown, Missionary of the American Baptist Union in Asam. S. 157 bis 165. Ein Beytrag zur Kenntniß der hinterindischen Sprachen; die Nagastämme bewohnen die Gebirge östlich von Asam.

VIII. Chinese Culture: or Remarks on the causes of the peculiarities of the Chinese. By Rev. S. R. Brown, late Principal of the Morrison School at Hong Kong. S. 169 bis 206. Diese nicht eben auf ein gelehrtes Publikum berechnete Abhandlung erstreckt sich auf Sprache, Schrift, Religion, öffentlichen Unterricht (nach Biot), Staats- und Familienleben der Chinesen. Sie ist sehr lesbar und an denjenigen Stellen belehrend, wo der Verfasser aus eigener Anschauung sprechen kann. Als Beleg dafür kann die Beschreibung des Eindruckes dienen, welchen die chinesische Sprache macht. „Der Fremde bemerkt, sagt Hr. Brown, eine eigenthümliche Undeutlichkeit der Artikulation, wie wenn die Consonanten ziemlich unwesentlich wären, und eine ungewöhnlich häufige Wiederholung desselben Lautes, scheinbar desselben Wortes — ein Eindruck, welcher nicht allein seiner Unkenntniß der Sprache zuzuschreiben ist. Er hört eine starke Erhebung der Stimme am Ende des Satzes und glaubt, damit sey eine Frage bezeichnet. Aber man sagt ihm, daß keineswegs gefragt werde; es ist ein Ton, der zu dem Worte selbst gehört, wie oft und in welcher Verbindung es auch auftrete. Wiederum glaubt er eine Versicherung zu hören, wird aber von seinem Dolmetscher berichtet, daß es sich vom Ausdrucke eines Zweifels handle. Die Modulationen der Stimme, welche er für den Ausdruck von Affecten des Sprechers nimmt, haben damit nicht das Geringste zu thun. Im Gegentheil muß er sich der instinktmä-

ßigen Anlagen seiner Natur entschlagen, und wenn er einem Chinesen zuhört, dessen Stimmbiegungen von jedweder Gefühlsbewegung des Sprechers lostrennen. Diese sind nur ein Mittel, die Zahl der Worte zu vermehren. Es folgt hieraus, sagt der Verfasser weiterhin, daß das Chinesische höchst unbedeutende Mittel hat, um durch die Stimme Strenge oder Zärtlichkeit, Freude oder Trauer ausdrücken — kurz daß in der Sprache kein Raum für das Pathos ist. Daher ist auch die Redekunst etwas in China unbekanntes."

(Schluß folgt.)

Excursions in Southern Africa etc.

(Schluß.)

Seitdem sich den Ansiedlern dieser bessere Weg zum Verkehr mit den Eingebornen aufgethan hatte, war es ihnen auch möglich etwas Ausführlicheres über die Sitten und Gebräuche bey den Stämmen der Quaiquäs zu erfahren, sowie über die inneren Verhältnisse dieser Stämme zu einander. Einige jener Gebräuche, durch uralte Gewohnheit und Ueberlieferung geheiligt, schildert ein späterer deutscher Schriftsteller über das Capland und seine Bewohner: Kolbe, und wenn man sich auch nicht geneigt fühlen kann die Folgerungen zuzugeben, welche er daraus gezogen hat, muß man sie dennoch der Beachtung werth finden. Der Genuß des Schweinfleisches, sowie der Fische, welche keine Schuppen haben, war für die Hottentotten im Allgemeinen verboten; Hasen und Kaninchen durften nur die Weiber, nicht die Männer essen, das Blut und das Fleisch der wilden Thiere durften nur Männer, nicht Weiber genießen, während das frische warme Blut der Thiere ihrer Heerden, denen man, um dasselbe zu gewinnen, in grausamer Weise beym Schlachten zuerst den Leib aufschnitt, wahrscheinlich von beyden Geschlechtern getrunken wurde. Ehen unter nahen Verwandten waren bey den Hottentotten, wie noch jetzt bey den Kaffern streng untersagt und verabscheut. Man hatte den Hottentotten eine abgöttische Verehrung des Mondes zugeschrieben, weil sie in der Zeit des Vollmondes Tänze hielten und festlichen Vergnügungen sich überließen. Aus den hierüber eingezogenen Erkundigungen mußte man schließen, daß in diesen Gebräuchen keine religiöse Bedeutung lag, sondern daß sie nur die Aeußerungen eines natürlichen Frohsinnes waren, den der wohlbehagliche Einfluß einer mondhellen Nacht auf die Sinne hervorrief.

Uebrigens fanden sich bey den Hottentotten keine, oder nur wenige Spuren von jenem inneren Einverständniß, von jenem Mitgefühl der Menschenseele mit der äußeren Natur, die man bey so vielen andern Völkern wahrgenommen hat, welche der europäischen Cultur fern standen. Nirgends zeigte sich bey ihnen jene zärtliche Zuneigung und jenes Wohlwollen gegen die Hausthiere und selbst gegen die leicht zähmbaren Thiere der Wildniß, das unter den Eingebornen von Amerika so häufig gefunden wird. Nur den Stier hatten sie einer Zähmung unterworfen, durch welche er zum Tragen der Lasten, und wie der Elephant in Indien sogar als Kampfgenosse in Schlachten benützt werden konnte und solche Kampfstiere, die sogenannten Backelayers, dienen noch jetzt bey mehreren Stämmen der Südafrikaner zu kräftigen, für die fremden Reisenden furchtbaren Vertheidigern und Wächtern der Kraals, welche, wenn mehrere von ihnen beysammen sind, selbst den Kampf mit dem Löwen aufnehmen. Die Kenntniß des Pflanzenreiches und die auf Erfahrung gegründete Benutzung seiner Kräfte, war bey den Hottentotten überaus beschränkt. Sie bauten kein Gewächs an außer dem Docha (Hanf), aus dessen jungen Blättern sie, mit Beyfügung einiger wildwachsenden Kräuter das oben erwähnte berauschende Mittel bereiteten. Die am Cap überaus häufigen Zwiebeln einiger Liliengewächse hatten sie aus der Erfahrung als zur Nahrung tauglich, den Saft anderer Gewächse, namentlich der Euphorbien als Gifte kennen gelernt, deren sie sich zum Vergiften wilder Thiere, sowie im Kriege als einer tödtlichen Waffe gegen ihre Feinde bedienten.

Neben dem Bemühen um die genauere Erkenntniß des eigentlichen Kaplandes und seiner Bewohner lag dem trefflichen Gouverneur und seinen Freunden die Erforschung auch des tieferen Innern an, zu

welchem sich von den Besitzungen der Colonie aus der Weg bahnen ließ. Linschotens Karte, damals noch ziemlich neu, war die einzige, welche über die Länder und Gewässer des südlichen Afrikas einige Auskunft zu geben schien. Aber wie ganz anders war dieser Erdtheil in der Wirklichkeit beschaffen als jene Karte ihn darstellte. Linschoten hatte seine Ansichten über das unbekannte Innere nach Berichten, wahrscheinlich der Portugiesen, gebildet, die sich auch nur auf Hörensagen gründeten. Da gab es Flüsse und Seen, wo keine sind, Berge waren hingezeichnet, wo ebenes Land ist, große Städte, wo keine Nomadenhütten zu finden waren. Riebeck beachtete zwar, ehe er eines Besseren belehrt war, die Andeutungen dieses Gewährsmannes, er nahm jedoch überall nur das als sicher und gewiß an, was er selber, oder was zuverlässige Männer aus der Mitte der Seinen mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Füßen durchwandelt hatten. Diesen letzteren machte er es zur unerläßlichen Aufgabe, daß sie, sobald sie den nächsten Fluß gegen Osten oder Norden hin passirt hätten, die Richtung ihres Weges, wie auf dem Meere, nach dem Compaß bestimmen und sich notiren sollten, wie viele Stunden oder Theile einer Stunde sie diese Richtung einhielten. Sie sollten ein aufmerksames Auge auf die Gesteine, namentlich auf die erzhaltigen, auf die Gewächse sowie nutzbaren Wurzeln und auf die Erzeugnisse des Thierreiches haben, die ihnen unterwegs aufstießen, und wenn sie an die Meeresküste kämen alle Buchten derselben, sowie die hineinmündenden Flüße beachten, am Strande sich umsehen, ob es da Austern, Perlmuscheln, Schildkröten gäbe. Sollten zusehen, ob die Gegend, durch die sie kämen, mit Wagen befahren werden könne, ob und wo sich Wasser und Futter für die Ochsen fände, sollten sich nach den Namen der Volksstämme und ihrer Oberhäupter erkundigen, ihre Kleidung, Lebensweise, Religion, Bau der Wohnungen und festen Plätze ins Auge fassen, sollten zu erforschen suchen, welche Tauschartikel bey ihnen die gesuchtesten wären und ob sie dagegen zu geben hätten Honig, Wachs, Straußenfedern, Elfenbein, Gold, Silber, Perlen, Zibeth, Ambra, gute Felle u. s. w. Ob diese Stämme in Frieden oder Krieg mit ihren Nachbarn lebten, wie sie gegen die Fremden gesinnt seyen?

In Folge solcher guter Anweisungen, welche von den Leuten des wackeren Gouverneurs mit lobenswerther Pünktlichkeit befolgt wurden, konnte es nicht fehlen, daß, wie Napier sagt, schon in Riebecks Berichten und in jenen Aufzeichnungen, die er seinem Nachfolger zu seiner Belehrung hinterließ, eine Kenntniß der Südspitze von Afrika und der Volksstämme, welche sie bewohnten, kund gab, an welcher die Forschungen der späteren Zeit nur wenig zu berichtigen oder hinzuzufügen fanden. Eine seiner letzten Bekanntschaften während seiner Amtsführung war die mit den Namaguas und, wenigstens mittelbar die mit den Bechuanen gewesen, so wie die vorläufige mit dem Landstriche, der an den Orangefluß gränzt, welchen er übrigens nach Linschotens Karte den vigiti magna Fluß nennt.

Nicht ohne warme Theilnahme und Gefühle der hohen Achtung gegen den Geist und das Gemüth des Mannes kann man die beyden nur unvollständig erhaltenen Berichte aus Riebecks Tagebuch und seinen Nachlaß an den Nachfolger im Amte lesen. Er wird mit Recht ein Vater der Capcolonie genannt, denn mit wahrhaft väterlicher Liebe und mit seltener Geduld und Ausdauer hat er das Beste seiner Leute, das Beste der Einwohner des Landes umfaßt und getragen. Er war ein Mann des Friedens, weil in ihm selber ein Frieden wohnte, der nicht durch Siege über äußere Feinde, nicht durch den Besitz erwünschter Glücksgüter erlangt wird; ein Herrscher, dem Alle gerne gehorchten, weil er, ehe er das Geschäft an Andern übte, zuerst sich selber zu beherrschen gelernt hatte.

Soweit der Abriß der Geschichte der ersten europäischen Ansiedlung am Cap, welcher, wie oben erwähnt, der ausschließende Gegenstand unserer dießmaligen Anzeige seyn sollte, während die Schilderung der brittischen Feldzüge gegen die Kaffern außer dem Kreise unsrer wissenschaftlichen Beurtheilung liegt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Le Tcheou-Li ou Rites des Tcheou traduit pour la première fois du chinois par feu Edouard Biot. Paris 1850. 3 vol. 8.

Ein chinesisches Hof- und Staatshandbuch vorgeblich aus den Zeiten des Saul und David, übersetzt von einem jungen französischen Ingenieur in den letzten Jahren der Julius-Monarchie, und dem Drucke übergeben von einem hochbejahrten berühmten Naturforscher, dem Vater des Uebersetzers, in den ersten Zeiten der Februar-Republik, wäre schon allein des wunderlichen Gegensatzes wegen von Personen und Zeiten geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Wenn praktische Männer, wie die beyden Biot, in solchen drangvollen Zeiten ihre Aufmerksamkeit einem chinesischen Hof- und Staatshandbuch zuwenden konnten, so muß auch in den scheinbar gleichgültigen Formen ein anziehender und zum Theil für alle Zeiten brauchbarer Inhalt zu finden seyn. Und so ist es in der That. China ist der älteste, ist der conservativste Staat auf Erden. Die Regierungsformen der Jahrtausende von unserer Zeitrechnung werden heutigen Tags noch im Mittelreiche aufrecht erhalten. Diese Dauer der chinesischen Staatseinrichtungen, die es vermögen, eine Bevölkerung von 400 Millionen, — so hoch schätzen wir die Bewohner des Mittelreichs —, zusammenzuhalten, das ist nicht bloß eine höchst anziehende, sondern in gewisser Hinsicht eine unerklärbare Erscheinung. Unsere westliche Staatskunst hat wenigstens solch eine Aufgabe noch nicht gelöst und wird sie schwerlich jemals lösen können. Die Chinesen sind auch keineswegs so stumpfe Leute, daß sie sich bloß nach den gewichtigen Streichen des Bambus drehen und wenden; sie sind im Gegentheile, vorzüglich in den südlichen Kreisen, ein widerspenstiges, aufrührerisch gesinntes Volk, und dem Räuberwesen zu Wasser wie zu Land eifrig ergeben. Nicht die Tugend des Gehorsams, nicht die maaßlose Geduld allein ist es, die alle diese Menschen und Völker zusammenhält, sondern den Institutionen wohnt ein Segen inne, welcher die größere Einwohnerzahl befriedigt und den Staatsformen befreundet. Die Revolutionen Chinas seit dem Beginne seiner Geschichte betrafen bloß die regierenden Häuser; die Staatsverfassung und Verwaltung ist von diesem Personenwechsel nur wenig berührt worden. „Sind wir doch," wie Biot der Vater sich ausdrückt, „sind wir Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts doch in mancher Beziehung weit hinter den Chinesen des Sittenspiegels der Tschéu zurück! Hier ist von der Hofhaltung bis zum Ackerbauer, von dem Gewerbsmann, dem Kohlenbrenner bis zum Schweinhirten herab die Rede, hier wird für Alle und für Alles gesorgt. Arbeit ist das Princip des Landes, des Staates. Die Bauern geben ihre Abgaben in Naturalien. Dagegen sorgt die Regierung für den Unterricht in der Landwirthschaft; sie lehrt wann die Zeit ist für pflügen, säen, bewässern und erndten für die verschiedenen Landeserzeugnisse. Für den Landbau jeglicher Art, namentlich für die Bewässerung war tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung in China schon mehr gesorgt als jetzt in unsern modernen Staaten. Es gab damals schon eigene Schulen für Landwirthschaft. Würde man bey uns in

Frankreich mit ähnlicher Sorgfalt und Beharrlichkeit verfahren, so würden sich unsere Landeserzeugnisse in einigen Jahren verzehnfachen."

Ist aber der Sittenspiegel der Tschéu in der That das Erzeugniß eines so hohen Alterthums? Konnte solch ein Werk dem auf Regierungsbefehl angeordneten Bücherbrande im dritten Jahrhundert v. u. Z. entgehen? Der Sittenspiegel, welcher die ins Einzelne eingehende Darstellung des Lebens im Staate und der Religion, des Benehmens in allen bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen enthält, mußte natürlich den Widerwillen des Fürsten Tsinschi, welcher die chinesische Welt erneuern oder nach seinem Sinne umgestalten wollte, in hohem Grade erregen. Und in der That hatte man auf die Vernichtung aller der Sittensammlungen mit einem solchen Erfolg hingearbeitet, daß es bereits zu den Zeiten des Han unmöglich war, auch nur einige ächte Abschnitte dieser umfangreichen Werke zu erhalten. Kongtse selbst erklärt, er habe wohl einen Begriff von den Einrichtungen und Sitten der Hia und Schang, könne aber das Einzelne aus Mangel schriftlicher Zeugnisse nicht nachweisen [1]). Tschéukong, der angebliche Verfasser des Tschéuli, hatte aus den Sittenspiegeln der früheren Herrscherhäuser nur dasjenige beybehalten, welches zu den neuen Verhältnissen paßte. Er behandelte in dreytausend Vorschriften, die in 300 Abschnitte zerfielen, alle Einrichtungen und Pflichten des staatlichen und bürgerlichen Lebens; das gegenseitige Verhalten der Fürsten und Unterthanen, der Eltern und Kinder, der Ehegatten, Blutsverwandten, Freunde und Bürger, überhaupt Alles, was, wie die Verfasser der ältesten Literaturgeschichte des chinesischen Reiches in dem Zeitbuche der Han sich ausdrücken, Vortheil gewährt und Nachtheil bringt auf Erden. Als in den folgenden Jahrhunderten die kaiserliche Macht immer mehr schwand, als die Hausmeier und Großen sich Rechte anmaßten, welche den alten Reichssatzungen geradezu entgegen waren, suchte man diese dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß die betreffenden Satzungen bey den neuen Redactionen des Gesetzbuches und des Sittenspiegels weggelassen wurden. Bereits zu den Zeiten des Kongtse war es unmöglich, ächte vollständige Ausgaben zu erhalten [2]). Man ersieht hieraus, daß das Werk, welches heutigen Tages unter dem Namen Sittenspiegel der Tschéu (Tschéuli) umläuft und von Hrn. Biot der europäischen Lesewelt in französischer Uebersetzung mitgetheilt wurde, ein späteres unterschobenes Werk ist. Dieß wird übrigens von den Chinesen selbst ausdrücklich bemerkt. Tschéukong spielt in der chinesischen Literatur die Rolle eines Orpheus und Hermes. Gleichwie diesen halbmythischen Personen, so wurde auch ihm in der Folgezeit von den verschiedensten Religionsparteyen, von den Anhängern des reinen Naturcultus, der Geistesjünger und Buddhaisten eine Menge geschichtlicher und religiöser Werke zugeschrieben. Man suchte durch seinen ehrwürdigen Namen allen Einfällen und Neuerungen späterer Jahrhunderte Eingang zu verschaffen. Dieß half aber den Fälschern nichts. Die unbefangenen Forscher des Mittelreiches haben nämlich von ihrem Standpunkte aus ein sicheres Mittel, die Unächtheit aller dieser und anderer Erzeugnisse zu beweisen. Die fünf Grundwerke oder canonischen Schriften (King) sind von den Chinesen immerdar als die Norm der wahren Lehre und des Alterthums betrachtet worden. Was nicht hiemit übereinstimmt, ist unterschoben, ist verfälscht. Nun sind im Annalenbuche (Schuking) die Einrichtungen der Tschéu in ganz anderer Weise dargestellt, wie hier in den vorliegenden Satzungen der Tschéu, weßhalb das Tschéuli unmöglich als ein ächtes Erzeugniß betrachtet werden könne. Das Buch war aber bereits im Beginne der Han-Dynastie vorhanden, es gilt als ein ehrwürdiges Erzeugniß des Alterthums und wird von Auslegern der King vielfach benutzt. Uns kann es gleichviel seyn, ob dieser oder jener der Verfasser, ob es einige Jahrhunderte älter oder jünger ist; das Tschéuli, wie die übrigen Sittenspiegel der Blume der Mitte, geben uns das entsprechendste Bild des Chinesenthums zu allen Zeiten.

1) Mit diesem Satze aus den Unterhaltungen des Kongtse beginnt Matuanlin die allgemeine Vorrede zu seinem großen Werke.

2) Matuanlin Buch 180 am A.

Die Familie Tschéu, welche nach der mythischen Genealogie der Chinesen auf Hoangti zurückgeführt wird, — Héutsi, ihr Stammvater, sey unter Jao Minister des Ackerbaues gewesen —, saß ursprünglich in der Grafschaft Pin, des heutigen Kreises Schensi. Der Großvater des Wenwang, Kukong, später Taiwang, der große König geheißen, verließ (1327 v. u. Z.) den Ort seiner Väter, zog gen Osten und erbaute am Fuße des Berges Kischan einen neuen Ort, den er Tschéutsching, die Stadt des Ueberflußes, hieß, wonach dann alle seine Nachkommen und später das ganze chinesische Reich Tschéu genannt wurde [3]). Kukong war seinen Unterthanen ein väterlicher Fürst; sie folgten ihm mit Freuden nach der neuen Heimath, und im dritten Jahr hatte die Stadt bereits fünfmal mehr Einwohner als im ersten [4]). Die Nachkommen blieben der Weise des Ahnen getreu und erhoben sich dadurch zu großem Ansehen im ganzen Reiche der Mitte. Kukong hielt seinen dritten Sohn Kili oder Wangki für den würdigsten und erhob ihn zum Nachfolger in der Lehensherrschaft. Die zwey älteren, Taipe und Tschongjong, gingen hierauf noch weiter gen Südosten, nahmen die Trachten und Sitten der barbarischen Bewohner dieser Länder an und gründeten aus den südöstlichen Theilen des jetzigen Kreises Kiangnan und den nordwestlichen von Tschekiang die später so mächtige Lehensherrschaft Wu, welche sich Jahrhunderte lang vom Vater auf den Sohn forterbte und ihre Herrschaft über den größten Theil der südöstlichen Uferlandschaften des Mittelreiches ausdehnte [5]).

Wenwang, der Sohn und Nachfolger des Kili, welcher auch Fürst des Westens genannt wird (1180), ward dem grausamen und schwelgerischen Oberkönig Tscheusin verdächtig und ins Gefängniß geworfen. Da beschäftigte sich der Fürst der Tschéu in seiner Gefangenschaft mit der Auslegung der aus ganzen und gebrochenen Linien bestehenden acht Bilder des Fohi; er brachte sie vermittelst verschiedener Zusammensetzungen auf vier und sechzig, deutete sie auf den Staat und fügte Worte der Auslegung hinzu, welche den traurigen Zustand des Reiches beklagen und lehren sollten, in welcher Weise ihm aufgeholfen werden könne. Diese Worte des Wenwang sind der Grund des ersten canonischen Werkes, Iking, Buch der Wandlungen, genannt.

Im Frühling des Jahres 1122 zog Wuwang, der Sohn und Nachfolger des Wenwang [6]), mit einem großen Heere nach Osten gegen die königliche Herrschaft der In. Auf dem Wege dahin opferte er dem Himmel und der Erde, den berühmten Bergen und den großen Flüssen und verkündete ihnen allen die Verbrechen des Oberkönigs. Zu Mongtsin, unfern der Stadt Honan, in dem Kreise gleichen Namens, hielt Wuwang eine große Reichsversammlung, und als er auf dem Weideplatz außerhalb der Hauptstadt der Schang angekommen war, hielt er vor dem Beginne der Schlacht eine zweyte Heerschau.

(Fortsetzung folgt.)

---

3) Tschéutsching lag bey Kischan, ein Ort dritten Ranges in der Nähe der Bezirksstadt Fongtsiang (30° 25′ 12″ n. Br., 8° 58′ 55″ w. L. von Peking) des Kreises Schensi.

4) So wörtlich nach dem Wujun Tschuntsiéu, im Isse XVIII, 47. Mailla sagt: Tschéu hatte 300,000 Einwohner.

5) Sseki IV, 22.

6) Wenwang, der Vater des Wuwang, starb 1135. Beyde Namen sind, wie so viele andere Königsnamen, bloß Titel; der eine bedeutet: Fürst der Wissenschaft, und der andere Fürst der Krieger oder des Krieges. Des Letztern Eigenname war Fa, und so nennt er sich im ersten Abschnitte der vierten Abtheilung des Schuking: Ju siaotze Fa, d. h. meine Wenigkeit Fa. Auch Tschingtang, der Gründer des Reiches der Schang, führte den Titel Wuwang.

Journal of the American Oriental Society. Second. Volume.

(Schluß.)

IX. Et Tabary's conquest of Persia by the Arabs (continued from volume first) and Death and character of Omar. Translated from the Turkish by J. P. Brown, Dragoman of the United States Legation at Constantinople. S. 209 bis 234.

X. Notes of a Tour in mount Lebanon and to the eastern side of lake Hûleh. By H. A. de Forest, Missionary of the American Board in Syria. S. 237 bis 247. Beschreibt die Reise von Sidon über Belfort, Hasbeija, Pannas bis an die Brücke der Töchter Jakobs, von da westlich zurück über Kades, Hunin, Dschezzin.

XI. The forms of the Greek substantive Verb. By Prof. J. Hadley. S. 251 bis 256. Ein sprachvergleichender Versuch, der für den Stand der Kenntnisse in Europa nichts von Belang darbietet.

XII. Translation of two unpublished Arabic documents, relating to the doctrines of the Ismailis and other Batinian Sects, with an Introduction and Notes. By E. E. Salisbury. S. 259 bis 324. Beytrag zur Kenntniß einiger schiitischen Sekten. Das erste der beyden übersetzten Schriftstücke, eine Controversschrift, glaubt der Uebersetzer der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zuweisen zu müssen. Das zweyte derselben, eine dogmatische Schrift, die keinen Titel führt, hält derselbe für eine Unterweisungsrede, wie sie zu bestimmten Zeiten in Hauptversammlungen der Ismailijas von Missionären oder Werbern an diejenigen gehalten wurden, welche man in die Glaubenssätze einweihen wollte. Das Nähere über das Verhältniß der Ismailija, insbesondere zum Islam, findet man bey Haarbrücker Anmerkungen zum Schahrastâni II. S. 414 flgg.

Den Band schließen verschiedene kürzere Notizen, darunter auch ein von fünf amerikanischen Missionären der Gesellschaft vorgelegter Plan über die Herbeyführung einer gleichförmigen Schreibung für die südafrikanischen Dialekte. Auch an die deutsche morgenländische Gesellschaft ist schon vor mehreren Jahren ein ähnliches Ansinnen gebracht worden, welches übrigens viel weiter greifen würde. Die Missionäre haben überall, wo sie nicht Literatur, mindestens Alphabete vorfinden, doppelte Schwierigkeiten zu überwinden, und können unmöglich allen Fehlern ausweichen. Wie schwer es aber hält, trotz aller Akademieen und Gesellschaften auch nur eine gleiche Schreibung herzustellen, zeigt das Beyspiel der europäischen Gelehrten, die noch nicht einmal über die Transscription der hauptsächlichsten morgenländischen Sprachen sich geeinigt haben..

Aus dem vorliegenden Bande wird man mit Anerkennung wahrnehmen, daß die amerikanischen Missionen wissenschaftliche Wege ernstlich verfolgen; und dennoch kann man ihnen sicherlich nicht vorwerfen, daß ihr Eifer für ihre nächste Aufgabe Noth litte. Mögen die europäischen Glaubensboten immer allgemeiner ihrem Beyspiele folgen!

Rudolph Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Le Tcheou-Li ou Rites de Tcheou traduit pour la première fois du chinois par feu Edouard Biot.

(Fortsetzung.)

Der König der Schang ließ nicht lange auf sich warten. Schon am folgenden Tage, und zwar vor Sonnenaufgang, sammelte er seine wie die Bäume des Waldes zahlreichen Schaaren auf dem Weideplatze vor der Stadt und zog den Tschéu muthig entgegen. Es lauerte aber Verrath in seinem Heere. Sobald das Treffen beginnen sollte, wendeten sich die eigenen vorderen Reihen der Schang gegen die Hintern, wo dann solche Ströme Blutes vergossen wurden, daß Holzstücke und Blöcke in ihnen schwimmen konnten. Das Schicksal der Dynastie war in wenigen Stunden entschieden; der König der Schang floh nach der Hauptstadt und zog sich in seinen Pallast zurück, zum Hirschthurm genannt. Hier ließ er die kostbarsten Gewänder und Edelsteine herbeybringen und schmückte sich damit; er zündete dann mit eigener Hand die Kleider an und hat, gleichwie Sardanapal, in den Flammen seinen Tod gefunden. Seine Buhlerin Tanki hatte den Muth nicht; sie ward gefangen genommen und auf Befehl des Siegers öffentlich hingerichtet. Wuwang suchte nun mit großer Einsicht sich alle Stände geneigt zu machen. Die Kostbarkeiten und großen Vorräthe in den Lustschlößern und Speichern der Schang wurden theils den Kriegern, theils dem andern Volke preisgegeben; die Lehensträger wurden in ihren Herrschaften bestätigt und allen Bewohnern des Reiches verkündet, daß an den herkömmlichen Gewohnheiten nichts geändert und Jeder in seinen erworbenen Rechten und Besitzungen geschützt werde. Mit Freuden gehorchte deßhalb alles Volk dem neuen Fürsten der Tschéu, es ward selbst befohlen, daß der Titel Ti, Herrscher, abgeschafft, daß man ihn und seinen Nachfolger bloß Wang, Könige, nennen solle.[7]) Auch gegen die Sprossen des gestürzten Hauses der Schang ward mit Menschlichkeit und Großmuth verfahren; sie behielten die eigenen Güter und wurden überdieß in ihren Lehensherrschaften bestätigt.

Taikong, der zehnte der Nachfolger des Tscheusin, welchen die Herrschaft Song verliehen wurde, (799—765), sammelte die zu seiner Zeit in Bruchstücken vorhandenen alten Opfergesänge der Ahnen, wovon Kongtsé nur noch fünf auffinden konnte und sie seinem jetzt nur noch aus 305 Gedichten bestehenden Schiking oder Liederbuche, — das zweyte canonische Grundbuch der Chinesen —, hinzufügte.

Nach der eigenthümlichen Naturlehre des Mittelreiches sind die fünf Elemente: Das Holz und Feuer, die Erde, das Metall und Wasser die Begründer alles Daseyns. Die fünf Geister dieser Urkräfte stehen den fünf Theilen, den vier Enden

---

7) Schuking IV. 3. Wutsching. Sseki III. 67. Der Abschnitt Wutsching, d. h. des Krieges Ende, ist verschieden in den verschiedenen Ausgaben des Annalenbuches und enthält auch mancherley Widersprüche. Eine Stelle sagt: Wuwang habe die fünf Klassen der Feudalaristokratie angeordnet, was sicherlich ungegründet ist.

und der Mitte des Himmels vor und erheben im Laufe der Jahrhunderte alle die Dynastien, welche das Reich, im östlichen Sinne des Wortes die Welt, beherrschen. Jedem dieser Elemente oder Elementargeister werden besondere Kräfte oder Tugenden zugeschrieben; so dem Holze, welches einem großen Theil der Bedürfnisse abhilft, die Wohlthätigkeit; dem Feuer, bey den Opfergebräuchen unumgänglich nothwendig, die heiligen Sitten; der festen Erde die Beständigkeit und der Glaube; dem Metall das zum Strafen dient, die Gerechtigkeit, und dem Wasser, welches die Natur abspiegelt, die Einsicht und der Verstand. Man wird nun wissen, was es bedeutet, wenn man in den Geschichtswerken des Mittelreiches liest: diese Dynastie regierte durch die Kraft oder die Tugend des Holzes, jene durch die des Feuers. Diese Genien stehen überdieß je nach ihrem Platze im Himmel auch den Jahreszeiten vor und werden demgemäß mit einer entsprechenden Farbe bezeichnet. Der Geist des Holzes regiert den Frühling und ist grün, der des Feuers den Sommer und ist roth; der der Erde regiert die mittlere Jahreszeit, gegen Ende des Sommers, wo bereits die Ernte beginnt, und ist gelb; der Geist des Metalls schaltet über den Herbst und ist weiß, und endlich der des Wassers über den Winter und ist schwärzlicher Farbe. Wie in der Herrschaft der Jahreszeiten, so lösen sie sich auch in der Herrschaft des Reiches ab; sie folgen nach bestimmten Zeiträumen regelmäßig aufeinander, weßhalb alle erblichen Fürsten und Usurpatoren, sobald sie den Thron bestiegen, ihrem Elementargeist, Schangti oder der erhabene Richter genannt, Opfer darbringen und in den Ausschreiben sich gewöhnlich der Formel bedienen: Ich, welchem der Himmel in seinen Wandlungen das Reich gegeben hat. Die grübelnden Weisen oder Thoren des Mittelalters gingen selbst so weit, die Dauer dieser Zeitabschnitte bestimmen zu wollen.

Die alte Hauptstadt des Fürstenthums Tschéu ward jetzt zu klein befunden und war überdieß von dem Mittelpunkte des Reiches zu weit entfernt; man verlegte sie weiter gen Osten, nach Hao, in der Nähe der heutigen Kreisstadt Singan in Schensi [8]).

8) Kienlong's Geographie XXI a. U.

„Erziehung und Bildung waren von jeher die Grundsäulen des Tugendstaates und wurden es noch mehr unter der Herrschaft der Tschéu.“ Wuwang ließ in der neuen Hauptstadt auf Kosten des Staates Erziehungsanstalten errichten, worin alle Knaben, ohne Unterschied des Standes und Ansehens, die Söhne der Armen, wie die der Reichen, unentgeldlichen Unterricht erhielten; auch die Prinzen wurden, um sie mit der heranwachsenden Jugend zu befreunden, in denselben öffentlichen Anstalten erzogen. Der junge Herrscher begnügte sich nicht damit, die vorhandenen Lehen zu bestätigen, sondern er errichtete überdieß, um seine Freunde und Anhänger zu vermehren, eine Anzahl neue, was später, wie bey den Karolingern, das Verderben und den Untergang seines Hauses beschleunigte. Es waren dieß im Ganzen nicht weniger als einundsiebzig Lehensherrschaften verschiedenen Ranges, wovon fünfundfünfzig nähern oder entferntern Verwandten der herrschenden Familie verliehen wurden. An die Spitze aller dieser Feudalfürsten, deren Anzahl sich auf tausend belaufen mochte, ward ein Vorsteher, Pa genannt, gestellt, welcher im Reiche der Tschéu dieselbe Macht hatte und bald dieselbe Stellung einnimmt, wie die Hausmaier in dem der Merowinger. Der Pa berief anfänglich bloß auf besondern Befehl des Königs, bald aber nach eigenem Ermessen die andern großen und kleinen Lehensbesitzer zu einer Versammlung, wobey er den Vorsitz führte und deren Geschäfte leitete. In diesen Versammlungen wurde über das Gemeinwesen berathen und allgemeine Satzungen festgestellt, dann die Trefflichen der Lehensleute belohnt und die Nachlässigen bestraft. Zu manchen Zeiten gab es im Mittelreiche, gleichwie im Hause des Chlodwig zwey Pa, einen für den Osten, und den andern für den Westen des Landes. Unter den schwachen Königen der Folgezeit schwang sich nicht selten bald dieser bald jener Lehensfürst, ohne das Oberhaupt des Reiches darum zu begrüßen, zur Würde eines Pa empor und suchte sich, wenn der Oberkönig widersprach, durch Waffengewalt in dieser einflußreichen Stellung zu behaupten.

Nachdem alle diese Anordnungen getroffen waren, versammelte der Oberkönig die Beamten und Barone des Reiches, fragte, ob vielleicht irgendwo Vorschriften vorhanden seyen, nach denen er

sich in seiner Regierung richten könne? Der Lehrer [9]) des Königs bejaht dieß, und las nach vorgängiger religiöser Vorbereitung dem König aus dem „rothen Buche“ oder dem Werke „über den Stein der Weisen“ treffliche Lehren vor, welche der König auf sein Hausgeräth und selbst auf Kleidungsstücke schreiben ließ. Die Annalen der Schucking, oder das Buch der Chroniken, — das dritte canonische oder Grundwerk —, sowie das Liederbuch, dann alle Weisen und Gelehrten der folgenden Zeiten sind denn auch voll seines Lobes.

(Schluß folgt.)

ΡΑΓΓΟΥ-ΒΑΝΣΑ *ἢ γενεαλογία τοῦ Ῥάγγου μεταφρασθεῖσα ἐκ τοῦ βραχμανικοῦ παρὰ Δημητρίου Γαλάνου Ἀθηναίου. Νῦν πρῶτον ἑλληνισὶ ἐκδοθεῖσα καὶ μετὰ προλεγομένων καὶ παρατηρήσεων αὐξηθεῖσα, δαπάνῃ μὲν καὶ μελέτῃ Γεωργίου Κ. Τυπάλδου, ἐφόρου τῆς δημοσίου καὶ πανεπιστημιακῆς βιβλιοθήκης, ἐπιστασίᾳ δὲ καὶ διορθώσει Γ. Αποστολίδου Κοσμήτου, βιβλιοφύλακος. Ἐν Ἀθήναις. Ἐκ τῆς τυπογραφίας Γ. Χαρτοφύλακος.* 1850. *πξ'* und 275 S. 8. (8 Drachmen).

ΙΤΙΧΑΣ ΑΣΑΜΟΥΤΣΑΙΑ *τουτέσιν ἀρχαιολογίας συλλογὴ ἢ περὶ διαλόγων τε καὶ μύθων φιλοσοφικῶν, νομίμων τε καὶ ἐθίμων ἰνδικῶν, συλλεχθέντων κατ' ἐκλογὴν ἐκ τῆς Μαχαβαράτας, συγγραφείσης ὑπὸ τοῦ φιλοσόφου Βεάσα.* Wie oben. *Ἐν Ἀθήναις* 1851. *ρλς'* und 288 S. 8 (8 Drachmen).

Diese beyden Werke bilden den vierten und fünften Band der aus dem Nachlaß des Griechen Galanos herausgegebenen Uebersetzungen indischer Werke. Der erste Theil *Πρόδρομος* 1845 enthält die Sprüche Bartriaris und ähnliches Ethische, die zweyte *Βαλαβάρατα* 1847 ein Compendium des großen Epos Mahâbhârata, der dritte *Γιτά* die bekannte Bhagavat Gita. Man ist in Deutschland überrascht gewesen, solche Dinge aus Hellas kommen zu sehen, und erstaunte noch mehr, als man in dem Lebensabrisse des Galanos, welchen der *Πρόδρομος* mittheilt, zu lesen bekam, wie er als fünfundzwanzigjähriger Jüngling nach Indien sich einschiffte (1786), dort etwa 6 Jahre in Calcutta lebte und ein Vermögen sich erwarb', dann aber vom Durste nach brahmanaischer Weisheit getrieben dem gegenwärtigen Sitze derselben Benares sich zuwandte, und daselbst in Tracht und Sitten ein Brahmane geachtet als *ἀνὴρ θεῖος καὶ σοφώτατος* unter Brahmanen lebte und lernte volle vierzig Jahre, bis er im Jahre 1833 sein Leben beschloß. Galanos ist ohne Zweifel der Grieche, welchen Bischof Heber auf seiner Reise durch Indien in den Jahren 1824 und 1825 kennen lernte. In Benares, sagt Heber (Ausgabe von 1844 Bd. I. S. 186), lebe ein Grieche, ein wohlunterrichteter und wohlgearteter Mann, um das Sanskrit zu studiren. Von demselben habe er nachmals in Allahabed viel gehört und sey über die Eigenthümlichkeit seines Charakters und seiner Lage erstaunt gewesen. Dieser Grieche habe schöne Kenntnisse im Altgriechischen, spreche gut Englisch, Französisch, Italienisch, seine Sitten seyen die eines gebildeten Mannes und er lebe in Wohlstand. Mit Engländern habe er wenig Umgang, dagegen stehe er sehr vertraut mit den bedeutendsten Hindu-Familien. Die Regierung habe ihn einmal für eine verdächtige Person gehalten, aber nach langer Ueberwachung seines Benehmens ihren Verdacht wieder aufgeben müssen. Ja der Mann habe sogar während eines Krieges, welchen Lord Hastings gegen die Pindari führte, freywillig der Regierung sehr wichtige Aufschlüsse gegeben. Dennoch kann der Bischof von seinem Erstaunen nicht ganz zurückkommen; denn er setzt hinzu: Es leben so wenige Europäer freywillig in Indien, daß es auffällt, wie ein Mann dieses Land zum Aufenthalte wählen mag, ohne triftigeren Beweggrund als aus Liebhaberei für die Sanskrit-

9) Schangfu, der Name mit welchem er genannt wird, ist bloß ein Titel und heißt: der welcher als Vater geachtet wird.

Literatur, besonders da er nicht mit einem bestimmten Werke aus diesem Gebiete umzugehen scheint.

Heber würde, wenn er noch lebte, sich überzeugen müssen, daß jene Literatur dennoch eine solche Anziehungskraft in sich trägt: die fünf Bände, welche vor uns liegen, zeigen was jener mysteriöse Grieche in Benares gelernt und gesucht hat.

Allerdings können wir nicht sagen, daß diese Uebersetzungen, die Früchte jenes wunderlichen in den Augen des Engländers freudenlosen Lebens, der europäischen Wissenschaft eine merkliche Förderung gebracht hätten. Sie steht schon zu fest auf eigenen Füßen, um geradezu von Allem was von indischen Gelehrten kommt, lernen zu müssen. Aber wir müssen die Arbeiten immerhin für gewissenhafte erklären. Und für sein Vaterland hat Galanos auf alle Fälle etwas geleistet, denn Uebersetzungen aus dem Sanskrit in das Griechische werden, wenn überhaupt, nur sehr spärlich vorhanden seyn.

Der erste der beyden oben näher bezeichneten Bände enthält eine Uebersetzung des in Europa schon seit langer Zeit näher bekannten Raghuvança, des Gedichtes vom Stamme Raghus. Der Text desselben sammt Sanskrit-Commentar ist in Calcutta gedruckt worden und im Jahre 1832 erschienen; in demselben Jahre erschien in London die Ausgabe und lateinische Uebersetzung von Stenzler.

Dagegen gibt der zweyte jener Bände die Uebersetzung eines bisher unedirten Buches des Itihâsasamuccaja d. h. gesammelte Erzählungen oder Sagen. In der Einleitung zu diesem Bande gibt Herr Typaldos eine ausführliche Analyse der einzelnen Stücke — es sind deren dreyundreyßig — und handelt von dem Verhältnisse der Sammlung zum Mahabharata. Er hat sich wegen des letzteren Punktes auch an Wilson und Lassen gewendet, und von jenem erfahren, daß die Stücke meist aus dem zwölften Buche des Mahabharata, dem Çanti Parva genommen seyen. Der Sammler selbst erklärt in seinem Vorworte auf das Bestimmteste, daß er den Inhalt seiner Sammlung da und dort aus dem großen Gedichte genommen habe, ohne ihren Wortlaut oder Sinn zu ändern (v. 21.). Und es ist sicher, daß wir hier eine Art von Anthologie, ethischen und dogmatischen Inhaltes vor uns haben, welche aus dem nicht Jedermann zugänglichen voluminösen Werke gezogen, eine Anzahl besonders beachtenswerther und in abgeschlossener Form auszuhebender Stücke vor einen größeren Leserkreis bringen sollte. Zur Charakteristik dieser Sammlung folgen die Ueberschriften der einzelnen Stücke: *περὶ παραμυθίας, πεπρωμένου, ἐγκρατείας, δόσεως, σωτηρίας πάσης ψυχῆς κινδυνευούσης, ἁγιότητος τοῦ Γάγγου, πολυδωρίας, φιλοξενίας, ἔργων ἐξ ὧν πορεύεσθαι τὸν ἄνθρωπον εἰς τὸν ἅδην ἢ εἰς τὸν οὐρανόν, καταφυγῆς, ἀπαλλαγῆς τῶν τοῦ κόσμου δεινῶν, αὐταρκείας, πλεονεξίας, ἱλαρότητος ἢ ταλεινοφροσύνης, ἀρετῆς, ἀποστροφῆς τῶν τοῦ Κόσμου, μιμήσεως ἀγαθῶν ἔργων, φρονήσεως, ματαιότητος τῶν τοῦ κόσμου, συμβουλῆς, γεωδοσίας, βιοδοσίας, τροφοδοσίας, σησαμοδοσίας, δόσεως οἰκείου κτήματος, οἰκήσεως μετ' ἀγαθῶν ἀνδρῶν, νοερῶν ἁγιασμάτων. βραχμανοκτονίας, ἀποχῆς κρεωφαγίας, τιμῆς πρὸς βραχμᾶνας, ἀληθείας, διαφυλάξεως βραχμᾶνος, θεοσεβείας.* Einzig das Capitel über die Wahrheit ist nach dem Schlußverse der Sammlung und der Anmerkung dazu nicht dem Mahabharata, sondern dem Vrindâvana-Mâhâtmja (*βριντδαβαναμαχάτμα*) entnommen, einem dem Referenten sonst nicht weiter bekannten Werke, es müßte denn darunter die von Colebrooke erwähnte Vrindâvana campû seyn (Essays II, 136, Note).

Es ist sehr zu bezweifeln, daß die Texteskritik des großen Epos aus dem von Galanos übersetzten Werke Vortheil ziehen könne, da nicht nur diese Sammlung selbst eine sehr moderne zu seyn scheint, sondern auch schwer sich unterscheiden lassen wird, welche Abweichungen vom Texte des Epos, wie wir ihn haben, auf Rechnung des Sammlers kommen, und welche andere vielleicht in seinem Originale sich vorfanden.

Rudolf Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinetes des Kaisers Matthias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall. Vierter Band. Wien 1851.

Ueber die Vorzüge und Mängel des benannten Werkes, welches mit dem vierten Bande beendigt ist, haben wir uns in den Anzeigen der drey vorausgehenden Bände ausgesprochen und unser Urtheil, wie wir zu hoffen wagen, im Einzelnen sattsam begründet. Indem wir uns darauf beziehen, können wir die Versicherung geben, daß Beyde, Vorzüge und Mängel, in dem gleichen Maaße auch dem vorliegenden Bande zukommen. Zu jenen haben wir das reiche Urkundenmateriale gerechnet und nur die Ungenauigkeit des Abdruckes beklagt. Auch diesem Bande sind wieder 293 Nummern beygegeben, alle von größerer oder geringerer Wichtigkeit. Wir müssen es ebenfalls wieder sehr beklagen, daß manche Stücke bis zur Unverständlichkeit entstellt sind. Die Nummer 830 erscheint abermals unter Nr. 840, 836 unter Nr. 858.

Dieser letzte Band behandelt die Geschichte Khlesl's vom Jahre 1618 bis zu seinem Tode. So wenig wir die frühern Bände als eine wirkliche Geschichte dieses merkwürdigen Mannes anzuerkennen vermochten; wie wir dem Verfasser in den vorausgegangenen Bänden Flüchtigkeit, Ungenauigkeit und vollkommen ungenügende Benützung des historischen Stoffes vorwerfen mußten, so finden wir alle diese Gebrechen in reichem Maße hier wieder aufgehäuft. Am willkührlichsten und ungerechtesten ist auch dießmal Khlesl selbst behandelt, und ganz insbesondere in dieser Beziehung gilt, was wir schon früher als das Ergebniß unserer genauen und aufmerksamen Durchlesung des Urkundenschatzes ausgesprochen haben. Eine quellengemäße Geschichte Khlesl's, seines Charakters und Wirkens wird man auch in diesem letzten Theile vergebens suchen.

Nach des Herrn Verfassers Darstellung war die Herrschsucht des K. Ferdinand, welcher den Kaiser entthronen wollte, wie dieser der Kronen seines Bruders sich bemächtigt hatte, dem sich aber Khlesl mit allen Waffen einer schlauen, machiavellistischen Politik entgegen setzte, weil er befürchten mußte, mit dem Sturze des Kaisers gleichfalls Macht und Einfluß zu verlieren, die wahre und eigentliche Ursache seines Sturzes. Die Triebfeder aller seiner Handlungen war „unbegrenzte Herrschsucht und Eitelkeit," der sich „Heucheley, Habsucht, *) Falschheit und Lügenhaftigkeit" beygesellten. Das ist die vorgefaßte Ansicht des Hrn. Verfassers, die sich stets geltend macht und keiner ruhigen Erwägung Raum gestattet. In den vorliegenden Documenten suchen wir vergebens die Beweise.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. 233. 251. 257. 259 und sonst noch oft.

Le Tcheou-Li ou Rites des Tcheou traduit pour la première fois du chinois par feu Edouard Biot.

(Schluß.)

Unter der zahlreichen Verwandtschaft des Königs ragte sein jüngerer Bruder Tan sowohl durch ungemeine Kenntnisse wie durch Einsicht und Trefflichkeit weit hervor; es ist dieß der bereits erwähnte Prinz, gewöhnlich bloß unter der Ehrenbenennung Tschéukong, Graf Tschéu, bekannt. Man preist seine Kunde in allen religiösen und heiligen Dingen, in den Opfergebräuchen, im Looswerfen und Horoskopstellen, seine Einsicht in die Verwaltung der Staatsgeschäfte, seine Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Ihm wird auch, wie man weiß, die Abfassung des in der Uebersetzung vorliegenden Sittenspiegels der neuen Dynastie zugeschrieben. Es ward dem Grafen bald Gelegenheit gegeben, seine Einsicht in Betreff der Götterverehrung zu erproben; die Anordnungen, welche auf sein Geheiß getroffen wurden, sind uns in einem Abschnitte des Buches der Chroniken erhalten worden [10]), wodurch wir ein getreues Bild von der Urweisheit des Reiches der Mitte erhalten.

Wuwang hinterließ das Mittelland seinem Sohne Tschingwang, welcher damals kaum dreyzehn Jahre alt war; zum Vormünder des jungen Königs und zum Reichsverweser ward Graf Tschéu erhoben. Da begann aber bald das Intriguenwesen an dem jungen Hofe. Die Brüder des Grafen waren eifersüchtig auf seine Macht; sie verläumdeten ihn, und Tschéukong mußte sich aus der Hauptstadt entfernen. Vergebens suchte die Parthey des gefallenen Herrscherhauses der Schang diesen Zwiespalt zu ihrem Vortheile auszubeuten; die Unschuld des Reichsverwesers kam bald an den Tag; Tschéu kehrte an den Hof zurück und war in kurzer Zeit im Stande, durch Hülfe der Haustruppen und der Lehensmannschaft allen Widerstand der Legitimisten niederzuschlagen. Wukang, der älteste Sohn des letzten Königs der Schang, ward enthauptet und seine Anhänger, worunter auch die Brüder des Tschéukong, mehr oder weniger mit Strafen belegt [11]). Auf diese Weise wurde nach wenigen Jahren der Friede wieder hergestellt im Reiche; man bekam Muße, die Aufmerksamkeit auf innere Einrichtungen zu wenden und Vorkehrungen zu treffen, damit in Zukunft keine Aufstände mehr möglich wären.

Die Sitten und religiösen Gebräuche, die Gesetze und die Staatseinrichtungen der beyden ersten Dynastien des Mittelreiches sind aus den Bruchstücken ihrer Geschichte nur höchst unvollkommen bekannt. Einen klaren Blick gestatten hingegen die zahlreichen Monumente aus den Jahrhunderten der Tschéu, wenn wir nun auch den Sittenspiegel dieses Herrscherhauses als eine ächte Quelle beseitigen oder uns bloß mit den vom Tschéuli verschiedenen Angaben im Annalenbuche begnügen. Jao und Schun, heißt es in diesem Grundbuche, haben die alten Gebräuche erforscht und dann hundert Beamte eingesetzt; während der Regierung der Hia und Schang bedurfte es aber der doppelten Zahl, um den Bedürfnissen des Landes abzuhelfen und es zu verwalten. Zu den Zeiten der Tschéu wurden drey Grafen an die Spitze dieser Beamten gesetzt; ihnen lag es ob, den andern Bediensteten den rechten Weg zu zeigen, Ruhe und Ordnung im Staate und demnach eine vollkommene Harmonie zwischen den beyden bildenden Mächten der Natur, der männlichen und weiblichen Kraft, aufrecht zu erhalten. Diesen drey Grafen wurden drey Beysitzer beygegeben, welche den besonderen Auftrag hatten, das Volk zu unterrichten, Alles zu erklären, was sich auf die drey Urstoffe, auf den Himmel, die Erde und den Menschen bezieht, und dem Könige bey allen Vorfällen in der Verwaltung des Reiches Hülfe zu leisten. Der Staatskanzler [12]) steht an

---

10) IV. 5, Kinteng oder der goldene Kasten genannt.

11) Schuking a. a. O. Sseki IV. 6.

12) Tschongtsai.

der Spitze der Verwaltung des Reiches, ihm sind alle Beamten untergeordnet, und er sehe zu, daß der Friede innerhalb der vier Meere aufrecht erhalten werde. Der Staatskanzler steht an der Spitze der sechs Ministerien, welche die verschiedenen Verwaltungszweige überwachen, und ist zu gleicher Zeit selbst Präsident des Hauses und des Innern, unter den Tschéu deßhalb Ministerium des Himmels genannt, weil von ihm alle Verwaltungsbeamten angestellt wurden und abhingen [13]). Die Finanzen des Staates, die Bestimmung der Abgaben, die richtige Vertheilung der Einnahmen und Ausgaben und die Besorgung der statistischen Aufnahmen gehörten zum Geschäftskreise des Ministeriums der Erde [14]). Alles was die Religion und den Kultus, die Sitten, den Unterricht und die äußerlichen Anordnungen des Staates betraf, war dem Ministerium des Frühlings [15]) zugetheilt. Das Kriegswesen stand unter dem Ministerium des Sommers [16]), die Handhabung der Gerechtigkeit hingegen, die Bestrafung der Vergehen und Verbrechen lag dem Ministerium des Herbstes [17]) ob, und die öffentlichen Bauten wurden von dem Ministerium des Winters besorgt [18]). Die Vorsteher dieser verschiedenen Verwaltungszweige hatten besondere Ehrenbenennungen, welche sämmtlich in einem Abschnitte des Buches der Chroniken aufgezählt werden und sich auf ihre besonderen Geschäfte beziehen [19]). Die Regierung des Reiches sollte, wie aus dem Ganzen hervorgeht, ein getreues Abbild des Alls seyn; sie sollte im Kleinen die Gesetze der Natur im Großen, das Entstehen und Zunehmen, das Abnehmen und Vergehen im Laufe eines jährlichen Kreises symbolisch ausdrücken. Aus diesem Grunde wurden auch einem jeden Ministerium sechzig Beamte untergeordnet, die zusammen mit ihren Präsidenten das Sonnenjahr von dreyhundert sechsundsechzig Tagen darstellten [20]). Wir sehen, um den Inhalt mit wenigen Worten zusammenzufassen, in den Satzungen der Tschéu die unumschränkte Gewalt eines Fürsten, welcher bloß den Geboten der menschlichen Moral gehorcht; Ehrfurcht gegen Eltern und Vorgesetzte, Verehrung des Himmels und der unsichtbaren Geister, unablässige Arbeit und Beachtung der Himmelskörper in Betreff ihres Einflusses auf die Erde, — dieß Alles wird in den verschiedenen Sittenspiegeln des Mittelreiches als allgemeine Pflicht verkündet. Wir finden hier bereits eine streng umgränzte bürgerliche und Militär-Verwaltung, ein geordnetes Abgabensystem und einen geregelten Staatshaushalt; wir sehen eine bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit und ein bis in die geringsten Einzelnheiten ausgebildetes auf zünftige Einrichtungen beruhendes Gewerbswesen.

Nachdem alle diese Einrichtungen getroffen waren, wurden die Beamten auf einen Tag zusammengerufen, um die schönen Lehren zu vernehmen, nach welchen sie sich zu richten hätten.

Ungeachtet aller dieser weisen Vorkehrungen und Reden herrschte doch immer noch eine dumpfe Gährung im Lande; namentlich war dieß in der Hauptstadt des früheren Herrscherhauses und auf dem benachbarten Lande der Fall, wo man am meisten durch die Umwälzung verloren haben mochte. Graf

---

13) Heutigen Tags Lipu: Ministerium der Beamten.
14) Heutigen Tags Hupu: Ministerium der Finanzen.
15) Heutigen Tags Tipu: Ministerium der Sitten.
16) Heutigen Tags Vupu: Ministerium des Krieges.
17) Heutigen Tags Hingpu: Ministerium der Strafen.
18) Heutigen Tags Kongpu: Ministerium der Bauten.
19) Schuking **IV 12.** Tschéukuan oder die Beamten der Dynastie Tschéu, mit den ausführlichen Erläuterungen von Kongingta. Dann Isse **XXII** und **XXIII**, wo alle Stellen des Sittenspiegels der Tschéu, der Grundwerke (King) und der Annalisten in Betreff des Beamtenwesens gesammelt sind.

20) Dieß ist das alte chinesische Jahr, welches bereits zu den Zeiten des Jao bekannt war. Schuking a. A. Gaubil, Chouking 365. Der Missionär, welcher zugleich ein großer Astronom war, schreibt den Chinesen dieser Urzeiten eine genaue Kenntniß des Sonnenjahres zu; die dreyhundertsechsundsechzig Tage u. s. w. hätten sich bloß auf das Schaltjahr bezogen.

Tschéu suchte dem Uebelstande, nach östlicher Weise, durch Uebersiedlung der Unzufriedenen in eine andere Gegend abzuhelfen. Zu diesem Endzwecke ward an dem Flusse Lo eine neue Stadt gegründet, nach dem Flusse Lo später auch Lojang, d. h. rechts des Lo genannt, in der Nähe der heutigen Stadt Honan in dem Kreise gleichen Namens [21]); es lag dieser Ort ungefähr im Mittelpunkte des Staates, weßhalb er auch Mittelreich genannt wurde [22]). Es wurden jetzt vermittelst der großen Schildkröte die Zeichen erforscht und die Stadt auf dem Platze erbaut, wo die Augurien glücklich ausfielen. Graf Tschéu, als Obervogt [23]) des Reiches, kam selbst herbey, brachte dem Genius der neuen Stadt [24]) einen Ochsen, ein Schaf und ein Schwein zum Opfer dar und nahm die Polhöhe der neuen Niederlassung vermittelst eines Gnomons; die Resultate dieser Beobachtungen zu Lojang und an einem andern Orte in Honan finden sich heutigen Tags noch in den älteren astronomischen Werken des Mittelreichs aufbewahrt, und auf sie wird auch eine Stelle im Sittenspiegel der Tschéu bezogen [25]). Jetzt ward ein Ausschreiben an das Volk der Dynastie In erlassen, damit sie Frohnarbeiten bey dem Aufbau der Stadt leisten und sich hier niederlassen möchten. Als Beyde, Beamte und Unterthanen des ehemaligen Herrscherhauses, laute Klagen erhoben und sich diesem despotischen Befehle widersetzten, erging ein neues Ausschreiben, worin der Himmel zum Vorwande der Unterdrückung mißbraucht wurde.

Ueber den Ursprung und die Bedeutung der religiösen Ceremonien und Opfer gibt der Sittenspiegel folgende lehrreiche Nachrichten. Die alten Herrscher haben die religiösen Gebräuche angeordnet, damit die Menschen nach der Weise des Himmels leben und die Leidenschaften beherrschen könnten. Wer sie befolgt wird leben, wer sie mißachtet wird zu Grunde gehen. Alle mannigfaltigen religiösen Gebräuche hienieden wurzeln im Himmel. Die Leichenbegängnisse, das Opfer Tsi, die Kunst mit dem Spieße zu werfen und den Wagen zu lenken, das Aufsetzen der männlichen Kappe, die Heirathsgebräuche, der Könige Macht und die Normen der Gesandtschaften, — Alles dieß haben jene sowohl durch Einsicht als Tugend berühmte Männer deßhalb angeordnet, damit das ganze Reich, die einzelnen Königthümer und Familien eine Norm hätten, nach welcher sie sich richten uud bey welcher sie trefflich emporblühen könnten. Die religiösen Gebräuche haben überdieß den Zweck, damit der Staat sich immer seines Prinzips erinnere, daß ihm die Verehrung der Geister, die Eintracht unter den Menschen, ein Ebenmaß in allen Dingen und guten Sitten immer vorschwebe. Wer diese Normen in der Regierung des Staates ohne Unterlaß anwendet, wenn es auch dann noch einige Widerspenstige und schlechte Menschen gibt, wenige werden es sicherlich seyn [26]).

Neumann.

---

21) Sie liegt 34° 43′ 15″ n. Br. 4° 0′ 50″ w. L. von Peking. Honan heißt: südlich des (gelben) Flußes. Lo war zuerst eine offene Stadt; Tschingwang machte eine Festung daraus; Pingwang verlegte hierhin die Hauptstadt des Reiches und gab dadurch Veranlassung zur Abtheilung der Dynastie Tschéu in die westliche und östliche Linie. Geographie des Kienlong XIX. a. A.

22) Doch ward China sicherlich nicht deßhalb Mittelreich genannt wie Mailla und des Hautesnayes (Histoire générale de la Chine I 326) vermuthen.

23) Taipan.

24) Die Uebersetzung Gaubil's, Chouking 208, ist hier ganz unverständlich.

25) Gaubil zum Chouking 214, und in Soueiet, Observations mathématiques etc. III. 37. Mailla I. 318. Man findet den Gnomon und das Observatorium des Tschéukong in modernen chinesischen Werken abgebildet; sie sind aber sicherlich unterschoben.

26) Sittenspiegel Bd. 4. c. 9 Ly jun. 8. c. 24 Tsi i.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Khlesl's, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinetes des Kaisers Matthias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall.

(Fortsetzung.)

Erzherzog Maximilian betrieb, wie bekannt, seit mehreren Jahren mit unermüdlichem Eifer die Sicherstellung der Nachfolge des Erzherzogs Ferdinand in Ungarn, in Böhmen und im deutschen Reiche. Es war Niemand ein Geheimniß, daß bey einem plötzlichen Ableben des Kaisers ohne vorgängige Richtigstellung dieser Nachfolge das Haus Oesterreich in der deutschen Linie in der augenscheinlichsten Gefahr stand, alle seine Länder zu verlieren *). Die Sache hatte indessen große Schwierigkeiten, zu deren Beseitigung Khlesl nicht mit dem Ernste Hand anlegte, welchen der Erzherzog in seinem Eifer voraussetzen zu dürfen glaubte. Wir wollen hier nicht untersuchen, wer weiter sah; Khlesl, welcher umsichtig alle Hindernisse beseitigen wollte, oder der Erzherzog, welcher aus allen Kräften vorwärts drängte. Läugnen läßt sich nicht, daß Khlesl's Gründe, wie er sie in umständlichen Gutachten darlegte, nicht ohne erhebliches Gewicht waren.

Nachdem die Krönung zum Könige von Böhmen erfolgt war (im J. 1617), wurden Anstalten getroffen, dieselbe auch in Ungarn durchzusetzen, worauf dann auf einem Kurfürstentage in Regensburg durch den Kaiser selbst die Wahl zum römischen Könige vermittelt werden sollte.

Es gelang zwar auch, dem K. Ferdinand die Krone des heil. Stephan zu verschaffen; doch konnten die Geschäfte nicht so schnell abgethan werden, als die Ungeduld des Erzherzogs voraussetzte. Er maß den geheimen Umtrieben Khlesl's die Schuld der Verzögerung bey, was seinen tödtlichen Haß gegen denselben nur noch mehr steigerte. Auch der Reise des Kaisers nach Regensburg stellten sich Hindernisse in den Weg. Das vorzüglichste war Geldmangel. Auch diese Hindernisse schob der Erzherzog dem Minister seines Bruders in das Gewissen. Ja selbst, als endlich die böhmische Rebellion losbrach, nahm er keinen Anstand, auch dieses Ereigniß für eine Machination Khlesl's zu halten.

Hammer stimmt im Ganzen diesen Verdächtigungen bey und meint, K. Ferdinand habe um so lieber seine Hand zur Entfernung des Cardinals geboten, weil er, von Herrschsucht beseelt, den Augenblick, um dem alten schwachen Kaiser den Scepter zu entwinden, nur mit Ungeduld habe erwarten können. Khlesl, welcher die Plane Maximilians und Ferdinands durchschaute, habe ihnen im Geheimen aus allen Kräften entgegengearbeitet, um das Ansehen seines Herrn und vorzüglich seine Macht zu behaupten.

Ein stichhaltiger Beweis für diese Ansicht liegt durchaus nicht vor, vielmehr scheint

*) S. das merkwürdige Schreiben des Kaisers an Erzherzog Maximilian Nro. 421. Von den Absichten und Anschlägen der Union hatte man ebenfalls hinlängliche Kenntniß.

uns Khlesl aus der Untersuchung auch in diesem Falle völlig gerechtfertigt hervorzugehen. Er fiel als ein Opfer der Verhältnisse und der trostlosen Zustände, in welchen sich die österreichischen Länder befanden.

Wir wollen es in Kürze versuchen, unsere Ansicht, wie sie sich bey Durchlesung der Documente gebildet hat, darzulegen. Khlesl war nichts weniger als diplomatisch geschmeidig, sondern rasch, entschieden und gerade. Das machte vielfach böses Blut und beleidigte. Namentlich scheint es bey manchen hochadelichen Hofleuten und Reichsfürsten Unwillen erregt zu haben, daß sie „den Bäckerssohn“ als ersten und vertrautesten Minister des Kaisers über sich erblickten. Es hatte sich eine große Hofpartey *) gebildet, welche sich der Unzufriedenheit des Erzherzogs Maximilian bemächtigte, durch Geklatsche und Ohrenbläsereyen den Haß anfachte, um den ihnen verhaßten Günstling zu stürzen. Wie bitter der Haß des Erzherzogs schon im Jahre 1616 war, ergibt sich aus einem Schreiben des Priors von Mauerbach **), welcher versichert, daß derselbe „geklagt wider den Vitriolum (Khlesl), was er salvo honore für ein verlogener Mann seye und nehme ihn Wunder, daß der Teufel ihn nicht vorlängst genommen und habe ihm seine Geheimnisse bey den Ketzern alle entdeckt; er seye pestis domus Austriacae und habe bey 7000 Kronen von den Venedigern genommen. Und wenn er ihme nicht halte, was er ihm zugesagt, so wolle er ihn extreme verfolgen und frage nichts nach seinem Rock; es müsse tandem seyn.“ —

Unter einen Brief Khlesl's schrieb er 1618: „aber den Galgen gar wol“ hat er verdient.

*) Holler Specimen etc. 124. Doluerat aemulis jam dudum felix Melchioris sors et ingens apud Caesarem auctoritas. Quare illi in omnem occasionem imminere deturbandi e tam sublimi loco Cardinalis. Obtrudunt Archiducibus, quae ad accendendos illorum adversus Kleselium animos facere viderent.

**) Wolf, Geschichte Maximilian I. IV. 140.

Daß derley Hetzer und Angeber auch den K. Ferdinand umlagerten, erhellt aus Lamormain *). Der spanische Botschafter Graf Ognate war ebenfalls ein persönlicher Gegner Khlesl's **). Die Fürsten der Liga und zumal die bayerischen Fürsten waren ihm aus leicht begreiflichen Gründen nicht gewogen.

In Nro. 849 dieses Bandes behauptet Khlesl, daß die Kammer es vernachläßigt habe, für das zur Reise des Kaisers nach Regensburg nöthige Geld zu sorgen, und macht ihr darüber um so ernstlichere Vorwürfe, als das Heil des Hauses an dieser Reise gelegen sey. Die Kammer soll entgegnet haben, wie Maximilian Nro. 855 an K. Ferdinand berichtet, daß ihr Khlesl den Auftrag gegeben habe, „es nur recht schwer zu machen“ — was eine handgreifliche Unwahrheit ist. Das wäre ja ganz gemeine Dummheit, welche man Khlesl'n doch nicht zutrauen wird. Eine andere Zuträgerey entdeckt sich auch Nro. 854 S. 63 Z. 15, wo wieder Maximilian an K. Ferdinand berichtet: Sunsten hab ich auch gestrigen Tags von dem kais. Hofkammerpräsidenten von Polheimb verstanden, daß der Cardinal Khlesel zwahr seinen anzaigen nach dem Khaiser geschrieben, aber solcher gestalt, wann der Pabst vndt Khönig von Hispanien werden helffen, so wolle er auch Etwas thuen.“ Das heißt also, die Sache auf die lange Bank hinausschieben. In Khlesl's Brief selbst aber Nro. 849 steht ganz anders und unbedingt: Ich bin zwar schlechtes vermögens, aber was Ich vermag, offerier Ich E. M, zu dißem Werkch . . .

Bey diesen Umständen war Maximilian der entschiedensten Ueberzeugung, daß der so brennend nöthigen Sicherheit der Nachfolge Ferdinands nur Khlesl's böser Wille im Wege stehe. Er hielt ihn jeder Schlechtigkeit fähig ***) und war überzeugt, daß das Heil des österreichischen Hauses und die Erhaltung der katholischen Religion †) auf seiner

*) Virtutes Ferdinandi c. IX.

**) Bericht des venetianischen Gesandten Nro. 886.

***) S. Nro. 855.

†) S. Nro. 901.

Entfernung beruhe. Es ist darum nicht ganz unwarscheinlich, wenn Lamormain am angeführten Orte schreibt: . . . non ante voluisse (Ferdinandum sec.) assentiri, ut . . Cleselius Viennâ abduceretur, quam vidit aliam nullam superesse viam, quâ ab imminente nece posset eripi. Dasselbe bestätigt auch der venetianische Gesandte am kaiserlichen Hofe Nro. 889: „et quei del Rè dicon haverla Maestà sua consentita di mala voglia et per evitar maggior mal, che gli (sic) soprastava et per non contra venir a Massimiliano et haverlo fatto col parer dei Theologi.

Wir zweifeln nicht, daß dem genauen und gründlichen Geschichtschreiber K. Ferdinand II. gelingen werde, uns hierüber, wie über so vieles Andere, was hier einschlägt, gründliche Nachrichten mitzutheilen.

Diese Darstellung weicht allerdings ganz von der Anschauung des Herrn Verfassers ab. Nach ihm war es Khlesl's Absicht, um jeden Preis — auch wenn Alles verloren gehen sollte — seinen Platz an der Seite des Kaisers zu behaupten; die Absicht der Erzherzoge aber bestand darin, den Kaiser, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch wenige Tage zu leben hatte, zu beseitigen und sollte es kosten, was es wolle. — Wir gestehen, an solche Schlechtigkeit, für deren Vermuthung durchaus kein Beweis vorliegt, nimmermehr glauben zu können. Die Beschuldigung gegen die Erzherzoge wird auf einen Brief des Erzherzogs Albrecht dd. Brüssel am 27. April 1618 (Nr. 854 S. 63) gegründet, worin er seinem Bruder schreibt, daß er dessen Considerationen über die Einstellung der Uebergabe des Erzherzogthums Oesterreich erheblich gefunden, mit ihm ganz einerley Meinung sey, und ohne sein Wissen und Gutachten nichts thun wolle. S. 39. Was sollte die Brüder Maximilian und Albrecht bewogen haben, den Kaiser zu entthronen? Ein wahnsinnigeres Unternehmen unter den damals obwaltenden Umständen, wo selbst bey dem innigsten Zusammenstehen Alles auf dem Spiele stand, ließe sich kaum denken. Es war wohl ebenfalls die Rede wegen Huldigung in Oesterreich in eventum, wie das ja in Böhmen und Ungarn statt gefunden hatte, aus Veranlassung und im Einvernehmen mit dem Kaiser.

Was Hammer von Khlesl rühmend öfter erwähnt, daß er nämlich den böhmischen Aufruhr „kühl“ genommen, ist eben so unrichtig, als daß K. Ferdinand mit dem zu Preßburg durch die geheimen Räthe unter Khlesl's Einfluß gefaßten Beschluße unzufrieden gewesen. Der Beschluß erging vielmehr dahin, es sey kein Augenblick zu verlieren, sondern mit allem Eifer zu rüsten, wie K. Ferdinand dem Kaiser unter dem 7. Juni und noch öfter meldet. (S. 48. 62.)

Wie entschieden Khlesl in der böhmischen Angelegenheit schnelles, energisches und entschlossenes Vorgehen wünschte und wollte, wie er weit entfernt von jenem leichtfertigen Spiele, das ihn Hammer spielen läßt, den ganzen Ernst und die ungeheuere Bedeutung des Augenblicks erkannte, spricht er sehr schön und bündig Nro. 873 aus. Allein Khlesl war zu besonnen, um sich ohne weiteres in einen Krieg zu stürzen, zu dem alle Mittel fehlten. Spanien, an welches man sich um Geld und Volk gewendet hatte, wollte zu keinem Entschluße kommen. Khlesl hat in dem merkwürdigen Schreiben an Maximilian von Bayern die Gründe, welche ihm friedliche Mittel anriethen, angegeben, deren Gewicht eine ruhige Erwägung wird anerkennen müssen. Hammer will die Falschheit Khlesl's darin erkennen, daß er dem Könige und dem Erzherzoge die Unterdrückung des Aufstandes mit aller Macht und allen Mitteln empfohlen habe, und „auf

der andern Seite durch die in's Reich geschickten Gesandten die Aufrechthaltung des Majestätsbriefes im Namen des Kaisers verhieß und zugleich unter der Hand durch Khuen, den Schwager Thurns, den Ausbruch des böhmischen Krieges abwenden zu können hoffte.“ Dagegen müssen wir bemerken, daß die Denkschrift, welche Hr. v. Hammer dem Cardinal zuschreibt, nach Khevenhillers Behauptung *) von K. Ferdinand selbst herrührt. Wenn es ferner zum Kriegführen an Geld und Mannschaft, wenn es an allen Mitteln gebrach, wie kaum in Abrede gestellt werden kann, so blieb vor der Hand kein anderer Weg als der Versuch einer gütlichen Beylegung übrig. Als Mittler wurden die Reichsfürsten, insbesondere Sachsen und Bayern, in Anspruch genommen. Ohne das Anerbieten der Anerkennung des Majestätsbriefes würde Sachsen **) sich nimmermehr zur Vermittlung, noch auch würden die Böhmen sich zu einer Friedenshandlung herbeygelassen haben. Schwerlich war König Ferdinand, wie sein Benehmen nach dem Sturze Khlesl's bezeugt, mit dieser Maßregel unzufrieden, obgleich er allerdings keinen Erfolg erwarten mochte. Daß indessen auch die Rüstungen nicht vernachläßigt wurden, beweist die Meldung Khlesl's an Khevenhiller Nro. 880 vom 19. Juli 1618, wornach 12—14 Tausend Mann marschfertig waren.

Der Verfasser des Gutachtens Nro. 874, welches Hammer dem Freunde Khlesl's, Freyherrn Khuen, über den er allerhand Ungegründetes vorbringt, zuschreiben möchte ***), und worin er des Cardinals Gedanken niedergelegt sehen will, ist bey Khevenhiller IX. 294 größtentheils, und in Meusels Beyträgen zur Erweiterung der Geschichtskunde

*) Annal. IX. 78.

**) S. Antwort des Kurfürsten von Sachsen S. 62.

***) S. 50.

I. 86 vollständig abgedruckt. Sein Verfasser ist der berüchtigte Erzwühler Georg Erasmus v. Tschernembl, wie Khevenhiller ausdrücklich angibt. Wären die in diesem Gutachten enthaltenen Grundsätze auch nur ein mittelbares Eigenthum Khlesl's, dann wäre er als treuloser Verräther des österreichischen Hauses mit Recht dem Galgen verfallen.

Ueber die Gefangennehmung und die gewaltsame Abführung des Cardinals erfahren wir aus den beygebrachten Quellen manches Neue. Wichtig ist, was uns dieselben über „die ungeheuren Reichthümer“ Khlesl's berichten. Auch Hammer nimmt hier sich desselben an und es ist ein wesentliches Verdienst dieses Buches, eine mehr als zweyhundertjährige Geschichtslüge beseitigt zu haben. Man fand im Ganzen, in baarem Gelde, in Schuldverschreibungen und Kleinodien eine nur ziemlich mäßige Summe. S. 90. Der venetianische Gesandte berichtet: hora ciascuno conosce la falsità di quello, s'era creduto et sparso in tal particolare, come anco resta con ciò purgato il concetto, in che era appresso tutti di gran avarizia et venalità . . . questa è una picolissima somma . . nämlich 200,000 Scudi. Ein Vermögen von 200,000 Scudi, wenn es sich auch auf diesen Betrag belaufen hätte, bey einem Manne, welcher durch sechs Jahre der erste und einflußreichste Minister des Kaisers von Deutschland gewesen, welcher früher durch eine lange Reihe von Jahren bedeutende Aemter bekleidet, dabey aber immer sparsam und haushälterisch gelebt hatte, ist wirklich nichts außerordentliches.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Khlesl's, des Cardinals, Directors des geheimen Cabines des Kaisers Matthias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall.

(Schluß)

Dabey kömmt noch zu erwägen, daß ihm die Stände der Länder in dankbarer Anerkennung seiner erfolgreichen Bemühungen bedeutende Summen öffentlich zum Geschenke machten, wie die Böhmen für die Abschließung des Friedens mit den Türken 20,000 Schock Prager Pfenninge (S. 55 u. 56); daß ihm K. Ferdinand wegen der ungarischen Krönung 20,000 fl. schenkte *). Wozu er sein Vermögen zu verwenden suchte und weßhalb er genaue Wirthschaft führte, spricht er in einem Schreiben an K. Ferdinand aus (Nro. 902): zur Erbauung des Bischofhofes in Wien: zur Vermehrung der Dotation des Bisthums, zur Gründung eines Seminars und eines Armenhauses, und zur Stiftung des Klosters Himmelpforten. Wie sehr ihm damit Ernst war, hat er in seinem Testamente bewiesen und durch die sofortige Ueberlassung der ihm von K. Ferdinand geschenkten Summe an das Convict der Jesuiten zum Unterhalt für 6 Zöglinge der Bisthümer Wien und Neustadt. Khlesl war ein sparsamer Mann, allein der Vorwurf der „Geldgier," der „Habsucht," welcher in diesem Buche ihm so oft und so bitter gemacht wird, ist, soweit die vorliegenden Quellen ausweisen, ein durchaus ungerechter. Der Vorwurf der Bestechlichkeit und der Käuflichkeit, welchen ihm Erzherzog Maximilian gemacht hat, so wie alle Uebrigen, welche nach seiner gewaltsamen Entfernung erhoben wurden, entbehren jeder Begründung, wie auch Hammer bekennt *). Merkwürdig in dieser Beziehung ist der Umstand, daß Kaiser Matthias dem Bischofe von Wien die Incorporation des Stiftes Kloster Neuburg in das sehr gering ausgestattete Bisthum anbot und der apostolische Nuntius ihn zu diesem Schritte ermunterte, er aber es standhaft ausschlug. (Nro. 993.)

S. 112 wird der dreyßigjährige Krieg als Feuerwerk dargestellt; Wallenstein und Gustav Adolf als Leuchtkugeln, Mansfeld und Tilly als Brandraketen.

Wir wollen uns nur noch darauf beschränken, einige Proben der Ungenauigkeit und Leichtfertigkeit, deren auch dieser Band voll ist, aus der Menge herauszuheben. Standhaft wird auch hier wieder K. Ferdinand, sowie seine Brüder Neffen des

*) Höller Specimen Hist. Cancellar. Vniversitatis Vienn. 123.

*) Soranzo, welcher venetianischer Gesandter in Wien war, als Khlesl die Bestechungssummen von Venedig soll bezogen haben, sagt in einem Berichte an den Doggen: che . . havesse havetto della . . Republica de richi presenti et che io potevo esser testimonio della sua innocenza. nro. 972.

Kaisers und der Erzherzoge Maximilian und Albrecht genannt.

S. 135 wird dem Cardinal der empörende Grundsatz in den Busen geschoben, daß es erlaubt sey Böses zu thun, um dadurch Gutes zu bewirken, während er doch sagt: nebens befünden, quod Deus solus ex malis causis bonos effectus producere possit (nro. 823). Man sieht hieraus, wie leichtfertig es der Herr Verfasser nimmt, wenn es auch Dinge gilt, die einem ehrlichen Mann und insbesondere einem Bischofe und Cardinal einen unaustilgbaren Schandfleck anhängen würden.

S. 187: Der Kaiser „habe aus dem Munde seines geheimen Rathes ... des Fürsten v. Eggenberg vernommen, was in Zollerns Conferenz mit dem Cardinal Borzia und Albuquerque wegen völliger Erledigung des Cardinals Khlesl für dem spanischen Botschafter dem Herzoge von vernünftige Bedenken vorgefallen.“ Dagegen heißt es Nr. 969. Der Kaiser hat durch Eggenberg vernommen, was in der mit dem Cardinal Borzias und dem spanischen Botschafter, dem Herzoge v. Albuquerque, wegen völliger Erledigung des Cardinals Khlesl für vernünftige Bedenken vorgekommen sind.

Die Stelle Soranzos Nr. 972, worin er den Cardinal sagen läßt ... modo di parlar più liberamente della .. Republica et predicherà ad ognuno la sua longa patienza et tolleranza in particolare nel negotio d'Uschochi überträgt, Hammer S. 195: könne er nun um so freyer von der Republik sprechen und seine lange in den Sachen der Uskoken bewährte Geduld predigen.

S. 206 heißt es: Wir beleuchten Khlesl'n also aus seinen eigenen Schreiben als Ordinarius Leiter des .. Klosters, geistlicher Direktor und väterlicher Freund der von ihm eingekleideten und mit ihrem Haarzopf beschenkten Tochter seines Todfeindes.“ Es ist die Rede von einer Nonne im Kloster Himmelpforten Elisabeth Agnes v. Breuner, an die Khlesl mehrere Briefe während seines Aufenthaltes in Rom geschrieben, die eine wahre Zierde dieser Documentensammlung sind und uns den vielgeprüften Mann in einem schönen Lichte darstellen. *)

Auf derselben Seite schreibt Hammer ganz unverständlich: „um Eingang von Fremden ins Kloster soviel möglich zu erschweren, habe er (Khlesl) dem Official 100 fl. angeordnet, hoffe aber, daß es soviel nicht kosten werde.“ Im Original heißt es: Um das Hineingehen in das Kloster mehr abzuschneiden, habe er zur Herstellung eines Sprachzimmers 100 fl. angewiesen ꝛc.“

Ein Zeugniß von der Vertrautheit mit der katholischen Lehre legt er S. 207 ab: „nach dem Hochamte für (sic) die hl. Dreyfaltigkeit das Te Deum laudamus gesungen ...“ Es ist die Rede von der Votivmesse „de S. S. Trinitate“ und Khlesl sagt: und nach dem Hochamte, so vor (von) der hl. Dreyfaltigkeit gesungen wird, könnet ihr das Te Deum etc. Daß für die hl. Dreyfaltigkeit kein Hochamt gesungen werden kann, weiß jeder katholische Schulknabe.

S. 215: „Khlesl ereifert sich darin (in einem Schreiben an den Kurfürsten Maximilian von Bayern) ungemein wider die Calvinische Union, deren Mittelpunct die Anhalt. Kanzlei.“ Der Geschichtsschreiber Khlesls scheint zu glauben, daß hier wirklich von einer Kanzlei mit Ober- und Unterschreibern die Rede sey und bisher von dem Buche dieses Titels nichts zu wissen. Das Studium desselben dürfte ihm dringend zu empfehlen seyn.

S. 25 wird gesagt, daß K. Ferdinand am 16. May zum Könige von Ungarn gewählt worden sey, „die Krönung aber erfolgte erst nach einigen

*) Wie die Spinne aus jeder Blume Gift zu saugen versteht, so weiß auch H. die schönsten und edelsten Züge zu entstellen, wie sein Commentar zu dem wirklich schönen Briefe (Nr. 1021) an die Nonne beweist. Es ist nichts als eine gemeine Klatscherey.

Wochen wegen Khlesels Umtrieben.“ Hierüber wurde er beym Papste verklagt und erhielt von daher ein scharfes Breve. Allein dieses Breve ist datirt vom 10. Februar und besagt kein Wort von der ungarischen Krönung. Aber schon S. 43 heißt es wieder: „zwey Tage nach diesem Schreiben fiel die von Khlesl dem Kaiser angekündigte Königswahl auf Ferdinand und zwey Tage darnach hatte die Krönung statt.“

Das Schreiben der Stände o. d. Ens, welches Nr. 862 abgedruckt ist, kann unmöglich vom 1. Juni ausgefertigt seyn, weil darin vom Einbruche der Böhmen in Oesterreich, welcher am 27. November statt fand, die Rede ist: es ist auch nicht an die Stände unter der Ens, sondern an die von Mähren gerichtet, wie aus der Titulatur unzweifelhaft erhellt.

Eine Stelle in der oben angeführten Denkschrift Tschernembl's an den Kaiser wollen wir zum Belege anführen, mit welcher Genauigkeit und Treue Herr v. Hammer seine Urkunden wieder gebe. S. 51. schreibt er: „Selbst Karl V. habe dem Vicekönig Neapels Don Pedro die Toledo, wie gerne er denselben auch gehalten hätte, den seines Geizes wegen verhaßten Ferdinand, dem Gonzaga den Consalvi an die Seite gesetzt.“

Tschernembl sagt: Kaiser Karl . . wollte den Don Pietro de Toledo Vicere auf der Neapolitaner vielfältige Beschwerden . . nicht . . nach Hispanien abfordern . ., als aber ihre Majestät vermerkt, daß sich die Stände wegen ihrer Beschwerung an Frankreich wollten hängen, haben sie lieber den Vicere nach Hispanien abfordern lassen . . . Dergleich hat Kaiser Karl mit Ferdinando Gonzaga . . .; als die Mailänder und Italiener über seinen großen Geiz geklagt, haben ihre Majestät, ungeachtet Fernando in dem höchsten Dienst schon veraltet wäre, doch den Consalvum (Gonsalvo) ꝛc.

Wenn Herr v. Hammer S. 115 erzählt, daß dem gefangenen Cardinal nach Tyrol auch seine Köchin sey nachgeschickt worden, so kann er sich der Bemerkung nicht enthalten: „zweifelsohne zu keinem andern Zwecke als zu kochen.“

Dieser Beysatz erscheint uns eines Mannes von dem Rufe und dem Alter Hammers völlig unwürdig, von Khlesl gar nichts zu sagen, da er ja selbst das Zeugniß abzulegen gezwungen ist *), daß in Rücksicht der sittlichen Unbescholtenheit in diesem Punkte Khlesl über jeden Verdacht erhaben sey. Solche Frivolität in einem ernsten Geschichtswerke verdient ernste Rüge.

In diese Classe gehört auch der Nachsatz zu der Stelle S. 116, wo gesagt wird, daß Khlesl den Jesuiten zu beichten pflegte, worauf wörtlich fortgefahren wird: „Ein Beweis des Vertrauens gegen den Orden, dem er wohl auch durch die Beicht nicht mehr vertraut haben mag, als was ihm zweckmäßig schien und das der Orden nicht überschätzt haben wird.“ Wir enthalten uns jeder Anmerkung hierüber.

Wie ungerecht ist ferner, was bey Gelegenheit des Verzeichnisses der Kleidungsstücke bemerkt wird, welche ihm nach Tyrol zugeschickt wurden: „Das Verzeichniß seiner Kleidungsstücke, ein lehrreicher Beytrag zur Vestiarie der Kirchenfürsten jener Zeit, beleuchtet den Luxus, auf welchen Khlesl aus Eitelkeit und Hochmuth hielt.“ Und dann ist die Rede von einer rothsammtenen Haube mit Zobel gefüttert, langen Prälatröcken von veichelblauem, geblümten Atlas u. dgl. m.

Auf den Vorwurf, daß die Jesuiten den Grundsatz aufgestellt haben, daß den Ketzern nicht Wort zu halten sey, erlauben wir uns Herrn von Hammer auf das aufmerksam zu machen, was Karl Adolph Menzel **) hierüber äußert und das mit den Worten beginnt: Die noch jetzt zuweilen gedankenlos ausgesprochene Anklage u. s. w.

Sehr übel nimmt es Hammer dem Cardinal, daß er in seinem Testamente in den Domkirchen zu

*) S. 258. und 254.

**) Neuere Geschichte VI. 396.

Wien und Neustadt mit je 50,000 fl. einen Jahrtag gestiftet habe. Das wird ihm in den verschiedensten Wendungen wiederholt zum Vorwurfe gemacht. Indessen liegt es auf der Hand, daß er die Absicht hatte die elend dotirten Capitel besser auszustatten. So bestand die Dotation des Capitels zu St. Stephan in 1200 fl. jährlich, wie aus Nr. (1038 cf. 1025) erhellt. Viel besser mag es auch mit Neustadt nicht bestellt gewesen seyn. Das scheint uns denn doch eines Bischofes in einer Zeit, wo anderweitige Hilfe nicht zu erwarten war, so ganz unwürdig nicht zu seyn. Die Spitäler, deren jedem er 100 fl. legirte, und nicht, wie Hammer versteht, allen insgesammt, waren schon fundirt. Wenn er seine Verwandten nicht sehr bedachte, so dürfte das einem Bischofe kaum zum Vorwurfe gemacht werden können.

Zum Schluße hält Herr v. Hammer dem Cardinal eine glänzende Lobrede und schließt mit dem Satze: „Er glänzt in der Geschichte Oesterreichs unter dessen Staatsmännern, wenn nicht der erste derselben, doch gewiß unter denen seiner Zeit der größte Geist und größte Charakter.“

Wir stimmen dießmal vollkommen bey, finden aber dieses Urtheil in der bisherigen Darstellung durchaus nicht motivirt. Vielmehr erscheint er nach derselben als schlauer, intriganter aber grundsatz- und charakterloser Mann, welcher kein höheres Ziel kannte, als die Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Herrschsucht und Habsucht und dem zur Erreichung desselben jedes Mittel auch das ehrloseste und verwerflichste, wie Lüge, Heucheley und Gleißnerey völlig gleichgiltig war und der selbst den Bestand des österreichischen Hauses der offenbarsten Gefahr auszusetzen keinen Anstand nahm, bloß um einige Tage länger das Vergnügen des Herrschens genießen zu können. Noch immer gehören die Gleichzeitigen: Graf Schwarzenberg, Tilly und Khlesl zu den am besten Verleumdeten und es wird ungeachtet alles besseren Wissens noch lange dabey bleiben.

Wir waren in der unerfreulichen Lage dem Herren von Hammer manches Unangenehme sagen

zu müßen. Derselbe hat uns in seiner Schlußrede S. 268 eine Empfangsbestätigung zukommen lassen, deren weitere Verbreitung namentlich in diesem Blatte ihm ohne Zweifel erwünscht seyn wird. Mit Vergnügen setzen wir dieselbe wörtlich hieher ohne irgend eine Anmerkung:

„Von kritisch-gründlichen Anzeigen dieses Werkes sind bisher nur zwey erschienen, die eine in den Heidelberger Jahrbüchern, die andere in den Münchener Gelehrten Anzeigen, beyde nur über die beyden ersten Theile des Werkes, jene von einem gründlichen Kenner der österreichischen Geschichte, diese von einem ungenannten Parteygänger der Pfaffheit (dieses ursprünglich gut gemeinte deutsche Wort ist auch in dem von Herzog Wilhelm im J. 1399 der Geistlichkeit in Kärnthen gegebenen Privilegium noch im alten Sinne als ehrsame Pfaffheit gebraucht), von einem stockblinden Schnapphahn der Pfaffheit überhaupt und der römischen Curie insbesonders; dieser ist mit seinem nach den beyden ersten Theilen über Khlesls politischen Charakter zu voreilig abgegebenen Urtheile auf die beyden letzten und besonders auf die Urkunden derselben zu verweisen. Wenn die Lebensbeschreibung Khlesls, wie jener übertriebene Eiferer es glauben machen möchte, ganz werthlos wäre, so würde man dennoch der Veröffentlichung von eilfhundert Urkunden, von denen über tausend hier zum erstenmal gedruckt sind, ihr geschichtliches Verdienst nicht absprechen können.“

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.
Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 20. December 1851 wurden vorgetragen:

Kritische Bemerkungen, die neueste Bearbeitung der Geschichte des Herzogthums Steyermark betreffend, von Hrn. Legationsrath Ritter v. Koch-Sternfeld, M. d. A.

Ueber die beyden ersten Bände der Geschichte des Herzogthums Steyermark von Dr. Albert von Muchar, Grätz 1844 und 1845, hatten wir, zugleich mit Rücksicht auf das gleichzeitige Handbuch einer Geschichte von Kärnthen vom Frhrn. v. Ankershofen, im Jahre 1846 in diesen Blättern, Nr. 226 — 233, und zwar von uns namentlich unterzeichnet, ausführlichen Bericht erstattet. Eben im J. 1845 hatten wir auf einer mehrmaligen wissenschaftlichen Reise durch Oesterreich und Innerösterreich, den Sömering hinüber, auch die Steyermark noch einmal besucht, und uns im Lande und Volke wohl umgesehen. Wir kannten den Hrn. Prof. v. Muchar seit lange, unter andern aus seinem altceltischen und römischen Noricum als einen mit der klassischen, d. h. mit der griechischen und römischen Literatur vertrauten Forscher, während wir nun von mehreren Seiten veranlaßt wurden, uns über dessen neues Geschichtswerk auszusprechen. Denn auch seit langen Jahren pflegten wir die Geschichte und Literatur dieser Nachbarländer, welchen wir von Jugend auf nahe gestanden, wahrzunehmen. Ehe man aber an eine solche Arbeit geht, besinnt man sich wohl zweymal, indem es hiebey mit einer oberflächlichen Kritik oder Phraseologie eben so wenig gethan wäre, als mit Machtsprüchen. Nach einer Seite hin schien man von dem neuen Werke viel zu erwarten; der gelehrte Verfasser sollte eine ganz neue Bahn eingeschlagen haben, um seine Vorgänger weit hinter sich zu lassen; das hatte er im Vorwort selbst zu verstehen gegeben. War doch die Geschichte der Steyermark aus ältester Zeit, und im Mittelalter insbesondere, mit der Geschichte von Bayern enge verflochten, gleich den beyderseitigen Bevölkerungen; denn von der obern, von der bayerischen Donau, und gerade durch Steyermark und Kärnthen an das Weltmeer, hatte von jeher und bis zu einer kurzen Unterbrechung in der Neuzeit, ein beyderseits gesegneter und blutsverwandter Verkehr statt gefunden, — wofür die nächste Zukunft wieder Ersatz zu bringen verspricht.

Als wir nun all dessen eingedenk die 2 Bände des neuen Geschichtswerkes aufmerksam durchlesen hatten, und hiebey den Standpunkt der heutigen Geschichtsforschung überhaupt, und den von Bayern aus in die stammverwandte Nachbarschaft erwogen, so fühlten wir uns veranlaßt und sogar berufen, unsert Urtheil über das neue Geschichtswerk, aber gehörig motivirt und substanzirt, und mit aller Achtung vor dem gelehrten Verfasser, wie geschehen, in den gel. Anzeigen niederzulegen. Der Leitungssatz, daß in der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung Bayerns und Oesterreichs sowohl die Benützung der Quellen, als die Errungenschaft aus denselben als

ein gemeinschaftliches, als ein solidarisches Verhältniß festgehalten werden müsse, waltet durch die ganze Erörterung, gegen welche irgend eine Einsprache bisher uns nicht bekannt geworden ist, vor.

Als uns aber nun in den letzten Tagen des abgelaufenen Monats October der 33. Band der akadem. gel. Anzeigen zukam, fanden wir darin in zwey Blättern vom 28. Juli und 1. Aug. d. J. das neue Geschichtswerk der Steyermark von Dr. Muchar, und zwar seither bis zum fünften Bande fortgerückt, abermals kritisch besprochen. An sich, und den Umständen nach, läßt sich gegen eine mehrmalige Beurtheilung ein- und desselben Werkes, auch in ein- und denselben Blättern, nichts einwenden. Die Wissenschaft, wie die historischen Thatsachen sind für männiglich gewahrt. Inzwischen mußten wir uns schon nach einem flüchtigen Ueberblick dieser zweyten Anzeige überzeugen, daß es sich hier nicht darum handle. Drey Bedenklichkeiten drangen sich uns hiebey auf. Denn 1) ward von der sonst so wachbaren Redaction, wie wohl üblich, auf die frühere Anzeige vom J. 1846 nicht hingewiesen; 2) war diese formell in der zweyten Anzeige ganz und gar ignorirt worden; 3) hatte sich der Verf. der letztern, obgleich sie gegen das Ende sehr geharnischt auftritt, auch nicht genannt.

Jedenfalls liegt nun in diesem Vorgange unverkennbar an die loyalen und intelligenten Leser die Aufforderung, beyde Anzeigen recht bedachtsam mit einander zu vergleichen. Was nun den ersten Umstand anbelangt, so sind wir über „das bedauerliche Versehen“ vollkommen beruhigt, denn es fand der Abdruck der zweyten Anzeige während der Abwesenheit des Hrn. Hauptredacteurs statt. Den andern Umstand anbelangend, so würden wir dem sich nicht nennenden Verfasser Unrecht thun, zu sagen, er hätte unsere Exposition vom J. 1846 über die zwey ersten Bände nicht gelesen; vielmehr hat er sich, wiewohl nur so hinstreifend, an unsern Ansichten so ziemlich betheiligt, während er sich, wie gesagt, über den letzten Grund oder über den Hintergedanken erst am Ende kategorisch, rund, „irgend einen Nachweis für überflüssig erklärend,“ ausspricht. In Fällen der Art die Persönlichkeit eines Autors zu kennen, wäre aber sehr wünschenswerth, um zu ermessen, in wie fern seine Auctorität die gehörige Sach-, Fach- und Localkunde verbürgt, seinen Willen, der Wahrheit Zeugniß zu geben, vorausgesetzt. Sind es doch eben die akad. gelehrten Anzeigen, welche die löbliche Sitte der Mitarbeiter, sich zu nennen, in den meisten, und insbesondere in den wichtigern Artikeln, bewähren. So hat sich z. B. in den unmittelbar vorangehenden Nrn. 14 und 15 „die Festgabe des Hrn. v. Bethmann-Hollweg an Savigny in Berlin über die Germanen vor der Völkerwanderung“ betreffend — es wurde da dieser Versuch, die thatsächlich vorhandenen Gegensätze zu vereinigen, als verunglückt, und in mancher Hinsicht als gänzlich unrichtig bezeichnet, — der Verfasser unbedenklich genannt: „Wittmann.“ Es ist wohl, wenn wir nicht irren, der sach- und fachkundige Hr. Reichsarchivsadjunkt und Akademiker dieses Namens, der zugleich über denselben Gegenstand „eine bereits vollendete Abhandlung“ ankündigt, was nur willkommen seyn kann.

Uebrigens wäre es auch nicht immer verläßlich, aus der mündlichen und schriftlichen Ausdrucksweise eines Referenten, deren man sich wohl öfter zu erinnern wähnt, auf seine Person zu schließen; und so wollen wir es gleichwohl hier mit einem Ungenannten zu thun haben, indem auch wir zu 3) das vom Verf. der zweyten Anzeige beliebte Incognito nicht stören.

Unter den obwaltenden Verhältnissen würde es nun aber wohl im Interesse der Wissenschaft und der Pragmatik der Geschichtschreibung liegen, auf die erste Anzeige von Muchars Geschichtswerk wieder umständlicher zurückzukommen, um wenigstens in der Quintessenz dasselbe und das Urtheil darüber wiederzugeben. Aber auch dazu würde in diesen Blättern nicht Raum seyn. Darum wollen wir uns darauf beschränken, beyspielsweise nur an ein paar negative Größen dieses Geschichtswerkes zu erinnern, die nimmer gerechtfertigt werden können.

Eine Bemerkung dürfen wir vorausschicken. Indem Dr. Muchar im Eingang seiner Geschichte seine Vorgänger mancherley Irrthümer beschuldigt, hätte er uns jene, es sind auch verdiente und gelehrte Männer, namentlich bezeichnen und diese spe-

*) Sie ist als eine in der Festsitzung im Nov. 1851 gehaltene Rede erschienen. A. d. Red.

ciell nachweisen, er hätte überhaupt die Literatur, die von ihm benützten Quellen und Hülfsmittel anführen sollen.

Ferner, die Form des Werkes anbelangend, so liegt schon hierin das völlige Mißgeschick, daß der gelehrte Autor des Stoffes, insbesondere „in der erstrebten Fülle“ nicht Meister werden, und allenthalben nicht festen Boden und klare Begriffe gewinnen konnte.

Indem er, ohne einen historischen Faden festzuhalten, in dem einen Band das Materiale in dreyßig Rubriken vertheilte, und dasselbe in dem andern in fünfzehn Abschnitten, jeden wieder in 8 — 10 und mehr Unterabtheilungen gespalten, zersplitterte, und so den angehäuften Stoff gleichsam atomistisch an- und auffaßte, konnte das nur zu unzähligen Wiederholungen, Abschweifungen, Einschaltungen und Verwirrungen, selbst den Begriffen nach, führen; und dazu der weitere Mißgriff, einen Zeitraum von 800 Jahren, von 493 — 1300 nach Chr., an den Epochen und Phasen des frühern Mittelalters so ganz unter sich verschieden, „um das innere Leben im Steyerlande darzustellen“ — gleichsam in einen Topf zu werfen. Allzuoft führt uns der gelehrte Verf. zu seinem Tacitus, de moribus Germanorum, und zu Cäsar's bellum gallicum zurück, und zur nordischen Mythologie und zu den Druiden; während sich aus Noricum selbst, dann aus der Lombardey, aus Sarmatien, von Aquileia, Venedig und Tergestene (Triest) her, ganz andere Dinge und Anschauungen über Bergbau, Handel und Wandel, und so über „das innere Leben“ der Steyermark geboten hätten. Ein anderes ist, die Vorgeschichte, die antike Zeit eines Volkes zu schildern; ein anderes, dessen Mittelalter getreu und lebendig aufzufassen.

Indem es nun nicht länger zu verkennen ist, daß sich den Gränzen Carentaniens, sohin der Steyermark, zuvörderst das sarmatische oder slavische Volkselement viel früher als das germanische genähert, und dann rasch im Lande selbst sich nicht nur ausgebreitet, sondern auch dießseits der Alpen festen Fuß gefaßt hat: so kann zwar Prof. Muchar, fast ein halbes Jahrhundert in der Mitte der Steyermark weilend und lehrend, einige hunderttausend „Slovenen,“ den Rest dieses Volkes, nicht hinauswerfen, aber Aug und Ohr vor denselben, vor ihrer Sprache und Industrie, vor ihrem Cultus, ihren Wohnstätten, Urkunden und Geschichtschreibern verschließend, behandelt er sie rücksichtsloser als ein habgieriger Stiefvater; für nichts gilt ihm, was selbst die tüchtigsten einheimischen Forscher, ein Jordan, Linhart, Suppanschitz, Richter — über die Slaven, über Samo, über die windische Mark nachgewiesen haben. Ja, während sich Muchar als Philolog und Etymolog Behufs der Sprachen und Orts- und Familiennamen der Steyermark in mannigfaltigen Analogien, bis zum Spanischen und Sanskrit, ergeht, erklärt er die Ableitung aus dem Slavischen als ein „müssiges Spielwerk;“ und wirklich, aber unbegreiflich! ist er hierin sehr unglücklich. Gewiß gegen seinen Willen, aber auf Kosten seines wissenschaftlichen Rufes hat Prof. Muchar damit einer modernen Idee, einem vermeintlichen Fortschritt ein schweres Opfer gebracht; ein gleiches brachte er in seinem allzugespannten Patriotismus jenem durch zwey Decennien gebotenen Particularismus.

Thatsache ist es, daß die Steyermark einen großen Theil ihrer Bevölkerung unter dynastischer Führung im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts über die Berge, von Norden und Westen her und zumeist aus Bayern erhalten habe *). Dennoch will M. über bayerische, fränkische und sächsische Einwanderung „keine nähern Anhaltspunkte“ kennen; er hielt sich die Codices von Freysing, Säben, Regensburg, selbst die Monum. boica, woraus für die Genealogie und Topographie der Steyermark so viel zu schöpfen wäre, fern; auch den diplomatischen Codex der Juvavia, und zunächst die Codd. tradit. der Erzb. Adalbert II. **) und Friedrich I.

*) M. s. vor der Hand in den neuesten hist. Denkschriften der Akademie die „culturgeschichtlichen Forschungen über die Alpen ꝛc.“

**) In eben diesem 33. Bande der gel. Anzeigen wird in Nr. 23 S. 191 unter Nr. IX. zur Zeit K. Friedrich I. auch von einem Erzbischofe Adalbert II. von Salzburg gesprochen. Man möge es ja nicht als eine unberufene Kriteley ansehen, wenn man sich hiegegen Folgendes zu bemerken erlaubt. Die salzburgische Geschichte weiset drey Erzbischöfe Namens Adalbert nach: 873, 923 und 1168

von 927 ꝛc. und 973, ſo reich an Belegen, ſind da allzukurz gehandhabt worden. Und der Urkundenſchatz des Joanneums in Grätz? Wir hegen billigen Zweifel, daß M. ihn in den erſten Bänden gehörig benützt habe.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von Hrn. Prof. v. Littrow, Direktor der Sternwarte in Wien:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. 34. Th. Neuer Folge 14. Bd. Wien 1851. 4.

Von dem Ferdinandeum in Innsbruck:

Vier und zwanzigſter combinirter Jahresbericht des Verwaltungs-Ausſchuſſes für die Jahre 1847 — 1850. Innsbr. 1851. 8.

Von der Académie royale des sciences, des lettres et de beaux-arts de Belgique in Brüſſel:

Bulletins. Tom. XVII. II. Part. 1850. Tom. XVIII. I. Part. 1851. Brux. 1851. 8.

Mémoires. Tom. XXV. Brux. 1850. 4.

Annuaire. 1851. Dix-septième année. Brux. 1851. 8.

Climat de la Belgique. (Extrait du rapport décennal sur la situation administrative.) Brux. 4.

Sur la Statistique criminelle du Royaume-Unie de la Grande-Bretagne. (Bulletin de la commission centrale de statistique. Extrait du tome IV.) Brux. 4.

Opuscules philosophiques par L. A. Gruger. Bruxelles 1851. 8.

Annales de l'observatoire royale de Bruxelles. Publiées A. Quetelet. Tom. VIII. première partie. Bruxelles 1851. 4.

Von Hrn. A. Quetelet, Secret. perpet. de l'acad. roy. in Brüſſel:

Sur le climat de la Belgique. Brux. 1851. 4.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Baſel:

Bericht über die Verhandlungen von Auguſt 1848 bis Juni 1850. IX. Baſel 1851. 8.

Von dem Smithsonian Institut in Washington:

Smithsonian contributions to knowledge. Vol. II. Washington 1851. gr. 4.

Annual Message and Accomp's Dócs 1849 — 1850. Part I. II. III. Wash. 1849. 8.

History condition and prospects of the Indian Tribes of the United States by H. R. Schoolgraft. L. L. D. — Illustrated by S. Eastman U. S. A. — Published under the direction of the commissioner of Indian Affairs. Philad. gr. 4.

Von Hrn. Joſeph Leidy, M. D. in Philadelphia:

Special Anatomy of the gasteropoda of the United States. Ph. 8.

Von der American Academy of arts and sciences in Cambridge:

Memoires. New series. Vol. IV. Part II. Cambridge 1850. 4.

Proceedings. Vol. V. No. VI. VII. VIII. Philad. 1851. 8.

(Fortſetzung folgt.)

(1185 erſcheint derſelbe abermals). Zwar führen die ältern ſalzburgiſchen Geſchichtſchreiber, wie Hund, Metzger, Dyker, Hanſiz nach Udalbert I. einen Udalbert, und dann erſt einen Udalbert II. auf; mißkennen aber nicht, daß bey Udalbert dieſelbe Identität und Analogie des Namens obwalte, wie bey Udalbert und Odalbert, und wie es die Urkunden nachweiſen. Insbeſondere kömmt hier der Erzbiſchof Odalbert (II.), der von 923 — 935 auf dem Stuhl zu Salzburg ſaß, von dem und von deſſen höchſt merkwürdigem „Codex traditionum“ auch in dieſen Blättern ſchon öfter geſprochen worden iſt, zu berückſichtigen. Die neuern Geſchichtſchreiber von Salzburg, Zauner, Hübner, Winkelhofer, führen ihn als Udalbert II. und den Zeitgenoſſen K. Friedrich I. als Udalbert III. auf. Die entſcheidendſte Autorität in der Sache und die weiteren Verwechslungen vorbeugt, iſt Hr. v. Kleimayrn ſelbſt, der in ſeiner Juvavia, wie im diplomatiſchen Codex, den Erzbiſchof Udalbert von 923 ꝛc. als Udalbert II. anerkennt und einreiht.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.
Nro. ~~23.~~ 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Kritische Bemerkungen, die neueste Bearbeitung der Geschichte des Herzogthums Steiermark betreffend.

(Schluß.)

Der Ungenannte erklärt aber nun, daß die Geschichtschreibung der Steyermark nicht leicht in bessere Hände hätte kommen können. Das vorliegende Werk sey durchweg aus den Quellen gearbeitet, auch aus ungedruckten, so weit ihm diese zugänglich gewesen. — Der Verf. hätte das Mögliche in vorzüglicher Weise geleistet. Der Name Noricum habe sich nach der Ansicht des Ungenannten über die rhätischen Lande bis Alemannien ausgedehnt; (niemals: die Abmarkung zwischen Noricum und Rhätien war immer festgehalten worden;) und habe auch ganz Bayern begriffen, wozu auch die mittelnorische Steyermark gehörte. (Wo bliebe denn Vindelicien, das allbekannt das heutige nordwestliche Bayern begriff, und schon bey Passau an der vom Inn und der Donau gebildeten Landspitze begann?)

Sehr verdienstlich sey die Beschreibung der einzelnen Gaue, (die in der Zahl und in der Begränzung wesentlich berechtigt werden mußte). Da die Lande, deren Geschichte er (v. M.) beschreibt, langehin ein Bestandtheil Bayerns waren, so seyen die Quellen, welche dem Verf. das Materiale geliefert, im Wesentlichen die nämlichen, aus denen auch die Geschichte Bayerns geschöpft werde. (Es ist eben nur die Frage, ob und wie diese Quellen unbefangen und redlich benützt wurden?) Unter diesen (Quellen) sey natürlich in Bezug auf die Darstellung der inneren Verhältnisse das bajuvarische Volksrecht das vornehmste. (Allerdings, aber auch davon hatte v. Muchar keine klare Idee; wie sie z. B. in einer trefflichen Monographie: „die Bajoarier und ihr Volksrecht, von Dr. L. M. Wittmann, München 1837," durchgeführt worden ist. Leider scheint dem neuen Geschichtschreiber der uns so nah verwandten Steyermark auch dieser wichtige Behelf unbekannt geblieben und von ihm nicht beachtet worden zu seyn. Hätte er sich doch daraus über eine genaue und präcise Anordnung des Stoffes, und über so manche historisch feststehende Thatsache, z. B. auch über Samo und sein Reich, als einen integrirenden Theil der Steyermark, besser belehren können.*)

*) Wir können uns nicht versagen, aus dieser sehr schäzbaren und in die Geschichte tief eingehenden Erörterung, mit der wir von dem Hrn. Verf. selbst beschenkt worden sind, einige zur Sache gehörige Stellen hier anzuführen.

S. 77, Note 172: „Was das chron. Mell. chremis. Arenpeck, Arentin u. a. von bayerischen Herzogen oder Königen vor Garibald erzählen, beruht allerdings nur auf Tradition; allein nicht leicht ist sie ohne allen historischen Kern: zudem ist wohl auch anzunehmen, daß die Bayern früherhin nicht ohne eigene Fürsten gewesen. S. 78.: „Mehr Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Annahme, daß die Agilolfinger Abkömmlinge der einheimischen Fürstengeschlechter sind."

Indem v. Muchar die Reihe der bayerischen Herzoge mit einem Agilulf beginnt, stimmt ihm der Ungenannte bey, bringt aber ein paar Stellen in Erinnerung, die auf eine fränkische Abstammung

---

S. 94.: „Die Slaven sind der Bayern Nachbarn geworden, auf der östlichen Seite. Den Griechen und Römern waren sie bekannt unter dem Namen Sarmaten.“ S. 86. „Gerade um diese Zeit (von Tassilo I. und Garibald II.) befand sich bey ihnen (den Slaven) ein gewisser Samo, angeblich ein Franke, wahrscheinlicher aber, wie sein Name kund gibt, vom slavischen Stamme.“ S. 87. „Nicht bloß beugte er die Avaren durch mehrere Niederlagen, sondern erweiterte auch die Gränzen seiner Herrschaft, besonders nach Südwest hin; wo sich die Slaven zum Theil zwischen den Bayern und Longobarden einschoben. Der Centralpunkt von Samo's Macht war aber Karantanien.“ (?) S. 90. „Ohne die Hagiographen würde es in der bayerischen Geschichte eine Lücke von beynahe einem Jahrhunderte (von zwey) geben. Das Daseyn dieses Herzogs (Theodo a. 648) erfahren wir (auch) nicht bey den fränkischen Chronisten, sondern durch die Biographen des hl. Emmeram ꝛc.“ S. 96. §. 15. Der hl. Rupert. Note. (Der Hr. Verf. hofft auf die Entdeckung neuer Quellen; es genügen die bisherigen, gehörig aufgefaßt, und in Zeit und Raum orientirt, vollständig.) S. 97. „Die pia tertia für St. Rupert in Reichenhall.“ (Odilo und Tassilo gaben dort an Salzburg nichts neueres; sie bestätigten nur die viel früheren Schankungen.) S. 98. „Durch Noricum und Rhätien ging er (St. Rupert von Niederpannonien her) wieder zurück und baute sich in den Wildnissen des Wallersees, wobin er auf seiner Wanderung gekommen, am Fuße des Heiden- oder Georgenberges, wo man die Grabstätte des hl. Maximilian entdeckt hatte, eine Wohnung und ein Kirchlein, welches der Herzog Theodo reichlich beschenkte.“ Hier stossen wir leider auf einen mehrfachen, und sehr störenden Irrthum in der Geographie und Topographie, welche beyde Factoren die Documente doch so klar nachweisen. Wie käme St. Rupert durch den Traun- und Arnegau in den Salzachgau heraufwandernd, nach Rhätien? Die Gegend um den Wallersee war, was schon der Name wallarium andeutet, vorzüglich von römischen Insassen bewohnt und bebaut, und keineswegs eine Wildniß. Diese begann damals an der Salzach hinein, erst 6 Meilen hinter Salzburg; um „Pongo“ wovon die Pongau, (eigentlich Pongogau) heute 6 Landgerichte umfassend und unmittelbar an die Steyermark gränzend, seinen Namen hat. Hier, zu Pongo, am Heidenberg, heute Bischofshofen, hatte a. 600 St. Rupert die cella St. Maximiliani erbaut; und durch seine Mönche Waschgold gewonnen und die Umgegend colonisirt, was dann durch die Slaven unter Samo a. 630 alles wieder zur Wüste geworden. S. 105. „Odilo und Bonifazius“ und S. 136. „die Klöster, von Odilo gegründet.“ Hier hätte sich dem Verf. wohl Gelegenheit geboten, noch einmal auf die Abtey St. Maximilian im Pongau, denn eine Abtey war sie vermöge ihrer reichen und erneuerten Ausstattung, zurückzukommen, und mit Zuhülfnahme der klaren Urkunden die Thatsache aufzufassen, daß zwischen H. Odilo und der ersten Gründung der Zelle vier bis fünf Generationen abgelaufen waren. S. 149. „Die Salzwerke in Reichenhall.“ „Es könne nicht überraschen, wenn sie, wie der hl. Rupert und Theodo, schon dem VI. Jahrhundert angehören“ u. s. w. unter Beruf auf unsere „Geschichte der deutschen, und insbesondere der bayerischen und österreichischen Salzwerke, München, 1836. Dieses Werk verbreitet ein Licht über die Geschichte dieser Saline, das man vordem kaum ahnen mochte.“ So über das wahre Zeitalter des hl. Rupert, — dürfen wir mit gutem Gewissen beyfügen.

In dieser Beziehung fühlt sich Hr. Dr. Wittmann sowohl hier, als oben S. 96. 97. und im Laufe seiner ernsten Forschung durch das Concrete der Geschichte zu Anerkennung dessen, was schon M. Filz 1831 hervorgestellt hat, hingedrängt. Nur der urkundliche Nachlaß von Arno erscheint ihm damit im Widerspruch, der aber, nach dem nun gereinigten Text der breves notitiae und des Congestum Arnonis, und nach der dreyfachen Analyse beyder Documente nicht besteht, nie bestanden hat, und nur behufs eines „liebgewonnenen Systems“ herausdemonstrirt werden wollte. Freylich, das hieben so wichtige Substrat, das historisch-topographische Element, liegt, wie eben wieder vorgekommen, und wie es uns seit dem Bekanntwerden unserer neuesten Erörterung in dem hist. Archive der k. k. Akademie der Wissenschaften aus dem Munde haarscharfer Skeptiker entgegentritt, ganz und gar im Argen. All' die geographischen, ethnologischen und topographi-

der Agilulfinger schließen lassen könnten. Jedenfalls reicht also die Reihe dieser Herzoge, und die der Theodonen insbesondere, wovon uns die Neologen in der bayerischen Geschichte nur zwey zugestehen wollen, viel weiter hinauf.

Die Schilderung der inneren Verhältnisse, welche den ersten und zweyten Band einnimmt, ziehe sich auch noch in den dritten und vierten Band hinüber, (ohne Zweifel in derselben formellen und materiellen Rathlosigkeit, und es werden den vorliegenden fünf Bänden noch drey weitere folgen, durch die Bearbeitung eines Hrn. Pachner, dem v. Muchar dieses Geschäft übertragen habe. (Ein kaum beneidenswerthes Vermächtniß!) Zu einer vollständigen, bündigen und klaren Geschichte der Steyermark würden, unter Ausscheidung des Materiale in die Monographie der Ortschaften, Klöster, Herrschaften, vier Bände genügen. Ausführlich verbreite sich der Verf. (so fährt der Ungenannte fort) über die, namentlich für diese Geschichte wichtige, aber sehr bestrittene Frage: wo das von Samo gegründete Reich zu suchen sey? Die meisten Historiker fänden es in den Landen südlich der Donau (s. oben in der Note zum bajoarischen Volksrecht, auch Hr. Dr. Wittmann, eine competente Autorität). Der Verf. weise jedoch überzeugend (einer und welcher Gattung von Lesern?) nach, daß es sich nördlich der Donau, zwischen dieser, zwischen Thüringen und den Sarben sich ausbreitete, daß Böhmen der Mittelpunkt desselben gewesen, und Karentanien, das man nicht selten als den Hauptsitz betrachtet, nicht einmal ein Bestandtheil dieses Reiches gewesen sey. (Also diese Ueberzeugung theilt nun auch der Ungenannte: es gehört mehr als Freymuth, weit mehr dazu, eine der lautesten und entscheidendsten Quellen der Geschichte, die da beginnt: „temporibus gloriosi regis Francorum Dagoberti, Samo nomine quidam Sclavus manens in Quarantanis fuit dux gentis illius etc.“ (Cod. juv. N. IV. p. 10) zu übersehen, oder wieder zu vergessen.) Die Ankunft des hl. Rupert in Bayern, (fährt der Ungenannte fort) setzte der Verf. unbedenklich in das Ende des VII. Jahrhunderts, und wohl mit Recht; er lasse sich jedoch auf eine Beweisführung nicht ein, die auch in der That überflüssig wäre, da dieselbe durch die zahlreichen Schriften, welche diesen Gegenstand behandelt haben, längst erschöpft sey.“

Der Streit, welcher deßhalb unter den Gelehrten schon in früherer Zeit ausgebrochen sey, jedoch beygelegt schiene, nachdem die gewichtigsten Stimmen sich für die spätere Ankunft des hl. Rupert ausgesprochen hatten, sey, wie bekannt, von Michael Filz, in der neueren Zeit abermals angefacht worden; und eben wieder, nachdem auch in diesen Blättern sich gewichtige Stimmen in beyderley Richtung hatten vernehmen lassen, zwey Abhandlungen über diesen alten Kampfpunkt angekündiget, welche den Streit zu verlängern drohen, da in ihnen beyde sich entgegenstehende Ansichten verfochten würden. *)

---

schen Verhältnisse, welche die Urkunden im Leben und Wirken des hl. Rupert, die Donau hinab, und im Innern des Landes von Gau zu Gau herauf nachweisen, werden entweder gar nicht beachtet, oder mit einer krassen Ignoranz besprochen.

Sie sehen die windische Mark, Steyermark, Lungau, Pongau und die Maximilians-Zelle, ohne Zusammenhang und Bedeutung, und eben vor den Thoren von Salzburg.

Eine wortgetreue Uebersetzung der beyden Urkunden in ihrem einfachen unbeirrten Verständnisse, wozu, in topographischer Beziehung, mit einigen nachzuholenden Berichtigungen, der Schlüssel in der topographischen Matrikel, München im akad. Verlage 1841, bereits vorliegt, verbunden mit einer anschaulichen Karte; — nur diese beyden Zugaben dürften zur Beleuchtung des wahren Zeitalters des hl. Rupert noch erübrigen. Zugaben, die als Monumenta Germaniae eben sowohl dem Bedarfe der deutschen Profan- und Kirchengeschichte entsprechen, als im Berufe der bayerischen und österreichischen Akademie der Wissenschaften liegen.

*) Darunter sind ohne Zweifel auch die zu Anfang dieses Jahres im historischen Archive der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, und in ihrem Notizenblatt erschienenen Abhandlungen und Repliken über das wahre Zeitalter des hl. Rupert

Damit, und beyher auf eine in der That geringschätzende Weise, und der selbst von der Mehrheit der eben in den historischen Blättern zu Gericht sitzenden Notabilitäten kaum beygestimmt werden möchte, da sie jede fernere Besprechung des Gegenstandes geradezu unmöglich macht, schließt der Ungenannte die zweyte Anzeige dieses zur Zeit fünfbändigen Geschichtswerkes.

Wer möchte noch zweifeln, daß eben in diesem emphatischen Finale der Kern und der eigentliche Zweck der wiederholten Anzeige selbst stecke, die wissenschaftlich und wesentlich nichts neues bringt.

Der dahingegangene gelehrte Verfasser dieser neuen Geschichte, nicht eine solche, nur einen Theil des Apparates dazu hat er unter so vielen Mühen geliefert, der sich, wie er selbst zu verstehen gibt, hiebey großen modernen Vorbildern hingegeben, um vermeintlich, eine neue, wiewohl schwierige Bahn zu brechen, und um so Ansichten geltend zu machen, von denen seinen Vorgängern nichts geahnt hätte, hat sofort nicht nur Samo und sein Reich, er hat die Steyermark selbst herzhaft über Bord geworfen.

Ein Prof. v. Muchar war verständig genug, klar einzusehen, daß es mit dem analogen hl. Rupert und seinen Consequenzen geschehen sey, wenn er in Beziehung auf die Slaven und ihrem Führer Samo nach den lautern Quellen und anerkannt einheimischen Autoritäten erzähle, weil eben die Geschichte der Steyermark in ihrer unmittelbaren Angränzung an das Pongau und an die dort vom hl. Rupert gegründete und von den Slaven zerstörte Cella St. Maximiliani der unvermeidliche Eckstein ist, und sohin auch der Prüfstein, der übel gehandhabt, gleich dem Talisman in Tausend und einer Nacht, unfehlbar in das eigene Fleisch schneidet.

Nicht minder wichtig ist für alle Fälle eine andere Lehre der Geschichte, daß nämlich der Umschwung der Dinge im Weltleben, wie auch die Gegenwart davon Zeuge ist, naturgemäß ankämpfend, wieder Ersatz bringe; und daß sohin jeder Versuch, die Geschichte und das innere Leben der Steyermark von jenem Bayerns zu isoliren, mißglücken werde, mißglücken müsse.

---

zu verstehen. Was tiefer und umfassender als bisher aufgefaßt worden ist, wird auch in der Art gewürdigt werden müssen.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Sept. Oct. Berlin. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz:

Abhandlungen. 6. Bd. 1. Heft. Görlitz 1851. 8.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Scriptores rerum lusaticarum. Sammlung Ober- und Niederlausitzischer Geschichtsschreiber. Neue Folge. 3. Bd. 1. Lief. Görlitz 1850. 8.

Von dem historischen Verein von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv, 11. Bd., 2. u. 3. Heft. Würzburg 1851. 8.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Denkschriften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. II. Bd. 1. 2. u. 3. Lief. 1850 u. 1851. Wien gr. Fol.

Denkschriften. Philosophisch-historische Classe. 2. Bd. 2. Abth. Wien 1851. gr. Fol.

Sitzungsberichte. Philos. histor. Classe. Jahrg. 1851. VI. Bd. 1—5. Heft No. 1—5. Wien 1851. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von Dr. Joseph Hillebrand. Zweyte verbesserte und mehrfach umgearbeitete Ausgabe. I. u. II. Band. Hamburg u. Gotha bey Perthes 1850 u. 1851.

Wenn das Leben wahren Gehalt haben soll, muß es auf Liebe und Wohlwollen beruhen, und wenn Einer sein Volk durch die Geschichte der Nationallitteratur fördern und zur Selbsterkenntniß führen will, muß er in ihm das liebevolle Verständniß der Vergangenheit erwecken. Nur so wird die Geschichte zur Wohlthat und zu einem Förderungsmittel des Wahrheitssinnes; denn darin zeigt sich, wie Göthe gesagt hat, die Wahrheitsliebe am meisten, daß sie überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Eine solche auf liebevollem Verständnisse beruhende Geschichte unserer Litteratur entbehren wir noch. Zwar hat uns Göthe in Dichtung und Wahrheit ein Muster lebendiger Darstellung und inniger Theilnahme an der geschichtlichen Entwickelung des Volkes gegeben, ebenso anziehend durch anspruchslose Einfalt, als bewunderungswürdig durch tiefen Ernst und männliche Weisheit, aber indem er mit innerster Aufrichtigkeit dargestellt, wie er selbst durch die fremden Einflüsse bestimmt und gebildet wurde, hat er es unterlassen, einen vollständigen Ueberblick über alle Erscheinungen zu geben und diese auf ihre innern Grundlagen zurückzuführen. Nach Göthe bemächtigte sich die Kritik der Geschichte; ist diese neue Anschauung einerseits historisch, weil die Gesichtspunkte des ästhetischen Urtheils aus den Litteraturkreisen, die besprochen werden, entnommen sind, für die frühere Zeit aus Lessing und Winkelmann, für die spätere aus Göthe, Schiller und Humboldt, so ist sie andrerseits kritisch, indem an die Stelle geschichtlicher Thaten Kategorien der ästhetischen Beurtheilung traten. Der Urheber dieser eigenthümlichen Verbindung der Geschichte mit der Kritik ist Gervinus, der tüchtigste unter den Männern gleichen Strebens, nicht nur als der Vorgänger in dieser Richtung, sondern auch durch seinen billigen Sinn, der in allen Dingen ein mittleres Maaß sucht und alle Kräfte des Volksgeistes in gleichmäßiger Entwickelung begriffen und in gleicher Geltung anerkannt sehen will. Störender für den unbefangenen Genuß wirkt diese vorherrschend kritische Richtung, wo sich Tendenzen zu ihr gesellen, oder wo Tendenzen unter ihr sich verbergen, wie von dem Mittelpunkte, den Gervinus einzunehmen bestrebt ist, nach der einen Seite Vilmar, nach der andern Hillebrand abweicht. Bey Vilmar stört die Absichtlichkeit der conservativen Tendenzen, bey Hillebrand die Ueberschätzung des formellen Freyheitsbegriffes; wenn Vilmar beklagt, daß Klopstock die Anfänge der Revolution mit Jubel begrüßt, bedauert Hillebrand, daß er ihren Fortgang nicht verstanden; wenn Jener von Friedrich II. besonders hervorhebt, was im Urtheil der Deutschen zu seinem Nachtheil gereicht, sieht Dieser in dem philosophischen Könige den eigentlichen Reformator des deutschen Geistes; wenn Jener ungeachtet aller Lobpreisungen mit Lessing zu sympathisiren unfähig

ist, will es ungeachtet des reinsten Willens Diesem nicht gelingen, Jacobi's Eigenthümlichkeit zu begreifen. Indessen bey aller dieser Verschiedenheit haben beyde Schriftsteller denselben schriftstellerischen Charakter, beyde sind, wie Gervinus, kritische, nicht darstellende Geschichtschreiber; nur daß Hillebrand dieses Verfahrens sich bewußt ist und es von der Geschichte fordert, Vilmar aber eben dasselbe befolgt, ohne es sich zu gestehen.

Doch ist bey Hillebrand zwischen den beyden vorliegenden Theilen ein großer Unterschied; der zweyte Theil, Göthe, Schiller und die verwandten Geister umfassend, ist mit hingebender Liebe geschrieben, der erste Theil entbehrt der Fülle geschichtlicher Anschauung und Lebendigkeit. Unmöglich, daß durch solche abstracte Geschichtsbehandlung das Volk seine Geschichte lieben und sich selbst verstehen lernt; unmöglich, daß es von dieser theoretischen Art einen Uebergang zum geschichtlichen Leben findet. Der Verfasser will die allgemeine Bildung mit seinem Buche fördern und doch herrscht im ersten Theile seines Buches diese unfruchtbare Methode, die den Gehalt schöpferischer Litteraturepochen durch formelle Kategorien zu erschöpfen glaubt. Anstatt der ethischen Principien, die allein Leben und Wahrheit in die Geschichte bringen, legt der Verfasser den Begriff formeller Entwicklung als höchsten Maaßstab an jede Erscheinung und gruppirt die Perioden der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts bis auf Göthe also, daß er im ersten Buch den Zustand der deutschen Nationallitteratur bis auf Lessing als den vorreformatorischen, im zweyten Buche Lessing als den Reformator, im dritten die Sturm- und Drangperiode darstellt.

Bey Schriftstellern, wie Gottsched, ist dieser Maaßstab mit Recht anzuwenden, denn Gottscheds Streben ist selbst ein formelles, und der gehaltlosen Regelrichtigkeit gegenüber ist die Befreyung vom falschen Regelzwang ein gehaltvolles Princip. Ueber die Gottsched'sche Litteraturepoche steht das Urtheil des Volkes fest, und wenn auch der Aesthetiker Danzel über dieselbe ein neues Licht zu verbreiten suchte, so hat er das alte Urtheil nur bestätigt: wenn Gottsched auch in einem Paragraphen vom Dichter Einbildungskraft verlangt, so folgt daraus nicht, daß er selbst sie besessen. — Aber was wird unter diesem Gesichtpunkte aus Klopstock? Nichts wäre für die allgemeine Bildung förderlicher als ein tiefes Eingehen auf den innern Gehalt dieses Dichters, eine Wiedererweckung der Gefühlsempfänglichkeit und des geistig frommen Sinnes, die Klopstock aus der Fülle seines Herzens dem Volke mittheilte; wir fordern für die Zwecke unserer Zeit dieselbe Hoheit und Innigkeit, die Klopstock und seine Verehrer für die ihrige forderten.

Wie charakterisirt nun der Verfasser diesen Dichter? Sein Hauptgesichtspunkt ist der, daß Klopstock, wie Wieland die litterarische Reformation d. i., die Selbstständigkeit in Geist und Sprache bey größerer Wahrheit der Empfindung und Lebensauffassung, „zwar vorbereitet, aber nicht selbst begonnen, daß beyde durch Werke höherer Originalität als die bisherigen, die nationale Verallgemeinerung des Interesses an der Litteratur unseres Vaterlandes bewirkten und so die eigentliche nationallitterarische Reformation productiv unmittelbar einleiteten." Sie bilden insofern „die klassische Vertretung der höchsten Stufe des regenerativen Litteraturbewußtseyns vor Lessing, hiemit des Ueberganges in die folgende Epoche." Diese Grundanschauung scheint uns eine doppelt verfehlte. Denn erstlich gehört Klopstock nicht den vorbereitend regenerativen, sondern der wirklich reformatorischen Periode an, und zweytens ist diese formelle Stellung nicht der wahre Charakter der Klopstockischen Dichtung. Zwar aus jenem formellen Gesichtspunkt fällt er mit Wieland in eine Kategorie zusammen, sein wahres Wesen aber ist nicht das, worin er mit Wieland Eins, sondern gerade das, worin er von diesem unterschieden ist. Der Verf. fährt fort, Klopstocks Wesen und Wirken von diesem beschränkten Gesichtspunkte aus zu betrachten, seine Werke nach der Seite ihrer Mängel und Einseitigkeiten darzustellen, und faßt schließlich also sein Urtheil zusammen: „Nimmt man nun die ganze Art dieses Dichters noch einmal zusammen: die abstracte Erhebung über die Wirklichkeit und Gegenwart, den Mangel an Wirklichkeit in rein menschlichen Verhältnissen, so wie an philosophischer Auffassung der Dinge, die Einförmigkeit in den Gegenständen und ihrer Behandlung, so erklärt sich wohl, warum er

trotz allen Kampfes mit den veralteten Standpunkten und Weisen, trotz aller Kühnheit, womit er der antiken Welt ihre Grundsätze und Formen, dem Orient seine Psalmentöne, dem Norden seine Ossian'schen Wehmuthsklänge abgewinnen wollte, doch weder eine eigentliche reformatorische Wirkung in der Nationallitteratur haben mochte, noch sich weit über die Grenzen seiner Zeit im Interesse der Nation hinausbewegen konnte. — Und so mußte es denn wohl kommen, daß sein Name gefeyert wird, während seine Werke im Ganzen ungelesen bleiben."

Wen soll nun dieß Urtheil fördern? Soll es den Mann befriedigen, der in glücklicher Jugend den Messias mit Herzensandacht und mit Entzücken die heiligen Oden gelesen? Oder soll es die jüngern Generationen, die dieses Glückes entbehrten, anreizen, diese ungelesenen Werke gelegentlich doch noch zur Hand zu nehmen? Ref. ist überzeugt, daß gleich ihm selbst viele Mitlebende einen Theil ihres Jugendglückes dem begeisterten Sänger verdanken und er will noch daran erinnern, wie ganz anders die großen Kritiker der productiven Kunstepoche Klopstock beurtheilt, als der Kaltsinn und der Kleinlichkeitsgeist eines Epigonengeschlechtes. Daß in Klopstocks Werken große Mängel sind, daß der Mangel an sinnlicher Wahrheit und körperlicher Anschaulichkeit viele Stellen im Messias und auch einzelne Oden uns ungenießbar macht, haben auch Lessing und Göthe und Schiller gewußt, aber sie haben doch nicht über diesen Fehlern die wunderbare Geistesgröße des Dichters vergessen. Lessing hat den großen Dichter, den ebenbürtigen Geist, den heiligen Sänger des Messias in ihm anerkannt; Schiller, der am schärfsten den einseitigen Idealismus Klopstocks hervorgehoben, hat dieß doch nur gethan, um diese Gattung der Poesie im Begriffe von der realistischen Dichtung zu scheiden, und wenn er der naiven Dichtkunst den Vorzug vor der sentimentalen insoferne einräumt, als sie ihr endliches Ziel vollkommen erreicht, hat er doch der sentimentalen Poesie, weil sie nach Unendlichkeit strebt, in seinem Herzen den höhern Werth zugeschrieben. Und wie herrlich preiset ihn Göthe! Er liebt im Sänger des Messias den reinen, hochgestimmten Jüngling, den Mann von selbstständiger Würde, den Stellvertreter der Religion, Sittlichkeit und Freyheit, der durch die Erhabenheit seines Gegenstandes selbst eine geheiligte Persönlichkeit und berufen ist, im Genuße des himmlischen Friedens dereinst im Kreise der Seligen an der Seite seiner Meta das Angesicht Gottes zu schauen.

Natürlich kennt der Hr. Verf. diese klassischen Urtheile auch, natürlich führt er sie zum Theile an; aber er gedenkt der Gottesliebe, der Jünglingsthräne, des Vaterlandsgefühles, als seyen es Nebendinge. Und doch sind diese sittlichen Kräfte der wahre Dichtergehalt und die Frage, ob dieser Dichter die regenerative Periode beschließt, oder die reformatorische beginnt, oder vielleicht den Uebergang bildet zwischen jenem Schluß und diesem Anfange, solche Fragen sind Nebensache. So gibt der Hr. Verf. zu, wo bey Klopstock das Herz rede, da sey Klopstock, wie Schiller gezeigt, ein wahrer Dichter; dann werden die bekannten Oden angeführt, in denen die tiefste Empfindung sich ergossen. Aber das Herz hat in Klopstock immer geredet; die Größe seines Geistes ruht auf der Stärke seines Gefühles. Nicht nur im Zürchersee, in den Oden an Cidli, in der Sommernacht und in den frühen Gräbern, sondern auch in den durch ihre Form für uns ungenießbarsten Oden ist wahres und echtes Gefühl.

Mit Wieland beginnt der Verf. den Ton gerechter Anerkennung anzustimmen. Er ist frey von jener Unbesonnenheit, die den Freund der Herzogin Amalie und Knebels, den Freund Göthes und des Herzogs Carl August als einen Wüstling vorstellen, ja er scheint ihn Anfangs zu überschätzen, indem er in Wieland die nothwendige Ergänzung, das „litterarische Correctiv" Klopstocks, den Wieland'schen Standpunkt der gebildeten Sinnlichkeit als den wesentlichen Gegensatz gegen Klopstocks spiritualistische Metaphysik bezeichnet. Dieß scheint aber der Vf. nur aus Vorliebe zu theoretischen Formeln zu thun, um die beyden Männer, welche den Schluß der regenerativen Periode bilden, in systematischer Gruppirung darzustellen. Im Uebrigen ist seine Darstellung umsichtig und gerecht. Was die Geschichtschreiber der Litteratur bey Wieland am meisten interessirt und beschäftigt, ist die völlige Umstimmung, welche in Wielands Leben und Schriftstellerey, wie in keinem andern Auctor statt gefunden haben soll. Der

Verf. löst diese Schwierigkeit auf das Glücklichste; wie schon Lessing geneigt war, die eingetretene Veränderung dem „eigenen Mechanismus“ in Wielands Seele zuzuschreiben, so zeigt der Verf. ausführlich, daß in Wieland keine eigentliche Sinnesänderung vorgegangen, also auch keine berechnete Inconsequenz in der Umwandlung seiner Lebensansichten und poetischen Standpunkte obgewaltet, vielmehr diese Umwandlung nur die „Selbstbefreyung seines widernatürlich in eine ihm nicht entsprechende Bahn getriebenen ursprünglichen Charakters ist.“ — Wenn wir uns heute schwer lebendig vorstellen können, wie Göthe und der ganze Weimar'sche Dichterkreis, wie die besten seiner Zeitgenossen Wieland so sehr hochgeschätzt, so verdanken wir unser höher gestimmtes Gefühl dem Ernste der Weltereignisse, die uns über das Bedürfniß selbstsüchtigen Culturgenußes emporgehoben. Aber auch für uns bleibt die Vielseitigkeit seines Talentes und seiner schöpferischen Kraft ein Gegenstand gerechter Bewunderung; und wohl mag von allen seinen Werken gelten, was Jacobs von seiner Bearbeitung des Horatius gesagt, nie könne er in diese blicken, ohne sich an ihr zu ärgern, und nie, ohne von ihr zu lernen.

Auf Klopstock und Wieland folgt ein Abschnitt über den nationallitterarischen Charakter der Wissenschaft um die Zeit der Lessing'schen Reformation nur im raschen Ueberblick, was in dieser Hinsicht, d. h. aus dem Gesichtspunkte der Geistesbefreyung und vom Standpunkte des vorreformatorischen Geistes und Bewußtseyns aus geleistet worden ist. In der Philosophie sey in jener Zeit die psychologische Popularphilosophie und der gesunde Menschenverstand, und in der Theologie die rationalistische Richtung vorherrschend gewesen. So kurz dieser Abschnitt ist, so ist unverkennbar, daß er aus eigenem Quellenstudium geschöpft ist: man muß im Ganzen die Anschauung des Verf. gelten lassen. Doch kann es nicht fehlen, daß mancher Leser im Einzelnen die Sympathien, die er mitbringt, nicht befriedigt findet. Ref. hätte namentlich Iselin mehr hervorgehoben gewünscht, aus dessen Schriften uns nicht nur „friedlich freundliche Gesinnungen für das Wohl der Menschheit mit unverstellter Wahrheit entgegengetreten und eine gewisse Kunst der Darstellung,“ sondern ein in Wahrheit

männlich schöner Stil, philosophischer Geist und umfassender Tiefsinn.

Indessen, was will das Alles heißen? Der rechte Standpunkt für die wahre nationallitterarische Reformation ist noch keineswegs erreicht. Wie wir gesehen (!), blieben selbst Klopstock und Wieland hinter ihm zurück. Noch fehlte „der objektiv nationale Gehalt,“ noch fehlte „der ächte Geist unserer Volksthümlichkeit.“ Nun endlich beginnt die wahre Reformation; den Gehalt gibt Friedrich II., die rechten Principien Lessing.

Von Friedrich II. hatte Göthe mit Recht gesagt, daß durch ihn der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen; dieß in Beziehung auf die Dichtkunst wahre Wort erstreckt der Verf. auf die gesammte Nationallitteratur, indem er behauptet, Friedrich II. bilde den eigentlichen Mittelpunkt, um den sich die nationale Wiederbelebung Deutschlands während des 18. Jahrhunderts dreht.

Auch diese Behauptung stammt, wie uns scheint, aus des Verf. rücksichtslosem Eifer für theoretische Abstractionen; in diesem Eifer nimmt er die geschichtlichen Persönlichkeiten, wie sie seiner Anschauung sich fügen, seine Theorie zu bestätigen scheinen. Desto mehr erfreuten wir uns an seiner Liebe für Lessing. Der Verf. preist Lessings Geistesfreyheit, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, als ein Mann, der diese höchsten Tugenden zu üben selbst im Stande ist; er sympathisirt auf das Innigste mit Lessing, wo dieser den Geist freyer Forschung über Alles schätzt, oder einer verfolgten Lehre sich annimmt, um den Geist der Untersuchung gegen jede Unduldsamkeit und Verkennung zu schützen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Als das eigentliche Werk Lessings bezeichnet der Verf. die „ästhetische Selbstständigkeit der Principien“ und „die nationale Substanz unseres Volkes.“ Es ist aber nicht bloß die ästhetische, sondern es ist die metaphysische Selbstständigkeit der Principien, die Lessing angestrebt hat; in allen Sphären des Geistes hat Lessing die innere Wahrheit der Dinge und ihren innern vom Wechsel der geschichtlichen Erscheinung unabhängigen Werth zu erkennen gesucht. Wenn der einseitig Orthodoxe von seinem Standpunkte aus behauptet, daß der charakteristische Unterschied zwischen dem Christenthume und den andern Religionen weder ewige Wahrheiten und Lehrmeinungen, noch Ceremonial- und Sittengesetze, sondern lediglich zeitliche Geschichtswahrheiten betrifft, so hat Lessing in der Ueberzeugung, daß alle Wahrheit auf ihrem innern Grunde beruht, und daß die geoffenbarte Wahrheit zur Vernunftwahrheit nothwendig müsse fortgebildet werden, für alle Zukunft der Kirchengeschichte als nothwendiges Axiom den Begriff der innern Wahrheit der Religion ausgesprochen. „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.“

Indessen weder jene subjectiven Eigenschaften, noch dieser objective Gehalt bezeichnen die wahre Größe des Lessing'schen Geistes, und die eigenthümliche Schönheit des Lessing'schen Styles. Diese Eigenthümlichkeit Lessings scheint uns die mit der Freyheit des Geistes verbundene Anerkennung der Menschen und Dinge zu seyn. Es ist ein bloßes Vorurtheil, daß kritischer Verstand Lessings wahres Wesen bezeichnet; wir erkennen in ihm eben so sehr eine Fülle schöpferischen Lebens, wir glauben, daß bey seinen Werken innige Liebe nicht minder gewirkt als scharfer Verstand. Selbst die theologischen Streitschriften sind durch und durch von einer tiefen Rührung, von echter Empfindung erfüllt. Gerade durch diese Vereinigung geistiger Freyheit und inniger Empfindung war Lessing, was Viele ihm absprechen wollen, ein wahrer Philosoph und ein wahrer Dichter. Als philosophischer Schriftsteller hat er neue Principien entdeckt, und neue Kategorien in die Wissenschaft und Bildung seiner Zeit eingeführt; er hat als ein echter Dichter den tragischen Ernst in Emilia Galotti und im Nathan die sittliche Schönheit dargestellt. Auch die Erziehung des Menschengeschlechtes, auch Ernst und Falk sind eben so wohl Werke des philosophischen Geistes, als Schöpfungen dichterischer Einbildungskraft. Nur wer so liebt, kann so frey denken, nur wer frey denkt, so vortrefflich schreiben, wie Lessing gethan.

Auf Lessing folgen dann die Männer, die das Gefühl der Menschenwürde in dem Leben der Völker geltend gemacht haben. Die Göthe'schen Urtheile bilden hier, wie das kaum anders zu erwarten, immer den Grundton. Der Verf. modificirt diese Urtheile vom Standpunkt unserer Zeit; unser Gesichtskreis ist erweitert, indem wir mit dem Gebiete der

Litteratur und Kunst zugleich die Gebiete der Kirche und des Staates überblicken. Gut charakterisirt der Verf. Moser und Möser, beyde charaktervolle Männer sind bestrebt für die Verbesserung des Volkslebens; jener fordert, daß Reform von oben herab beginne, dieser erwartet sie vom Volke selbst.

Geringeres Mitgefühl als für diese Persönlichkeiten zeigt der Verf. für Winkelmann; daß er in Winkelmann den Ausgangspunkt einer neuen Epoche erkennt, erwartet der Leser ohnehin, daß er ihn den ersten wahren Interpreten des griechischen Geistes nennt, kann auch nicht fehlen. Wenn er aber rühmt, daß Winkelmann den gesammten productiven und historischen Organismus jenes schaffenden und bildenden Geistes gezeichnet, so sind dieß dem Wesen Winkelmanns ganz fremde Formen; ihm war es bey seiner Geschichte der Kunst ganz anders zu Muthe, es war ihm, als träte er in dem olympischen Stadio auf, als sähe er junge, männliche Helden und Wagen von Erz mit der Gestalt des Siegers und tausend Wunderwerke der Kunst.

Bey der Betrachtung Winkelmanns muß die Norm gelten, die er selbst für Betrachtung der Kunstwerke des Alterthums aufgestellt: „Gib Achtung, ob der Meister des Werkes, welches du betrachtet, selbst gedacht oder nur nachgeahmt, ob er als ein Mann gearbeitet, oder als ein Kind gespielt hat. Es können Bücher und Werke der Kunst gemacht werden, ohne viel zu denken; ein Maler kann auf diese mechanische Art eine Madonna bilden, die sich sehen läßt, und ein Professor sogar eine Metaphysik schreiben, die tausend jungen Leuten gefällt.“

Des Verf. formelles Eintheilungsprincip macht sich im dritten Buche des ersten Bandes wieder über die Maßen geltend in der „Sturm- und Drangperiode, bey der kraftgenialischen Dichtung.“ Da gilt es „die Emancipation des Individuums in geistiger und geselliger Beziehung,“ da bricht gegen die alte Zeit das neue Princip hervor in Form der Aufklärung, der religiösen Gemüthlichkeit, des philosophischen Selbstbewußtseyns. Natur ist Alles, Originalität und Genie. In diese Emancipationsperiode fallen nicht nur Klinger, Heinse und Lenz, sondern auch Hamann und Herder; es ist aber ein unendlicher Unterschied, ob diese Befreyungstendenz den Hauptinhalt bildet, wie vielleicht bey Klinger und Lenz, oder nur die Form für höhern Gehalt, wie gewiß bey Hamann und Herder, wie selbst bey Heinse der Fall war.

Ueber Hamann vernehmen wir die Aussprüche Göthe's, Jacobi's, Herders, Merks, Jean Paul's, Hegel's; was der Verf. selbst hinzufügt, trägt nichts dazu bey, diese räthselvolle Erscheinung zu erklären, oder jene Zeugnisse anerkennender Bewunderung zu rechtfertigen. Hamanns Schriften wirkten so mächtig durch ihren prophetischen Charakter; der Gesammtinhalt seiner prophetischen Aussprüche war die Verkündung eines Realismus, der sich der sinnlichen Wirklichkeit nicht schämt. Gegen den einseitigen Idealismus kämpfen die empirischen Wissenschaften gegenwärtig einen ebenso gewaltigen, als durch die Art, wie sie ihn führen, für jegliche Wissenschaft gefährlichen Kampf; für sie selbst droht der Sieg durch Selbstüberhebung zur Niederlage zu werden. Hamann hat die Anerkennung der sinnlichen Realität im allein wahren Sinne, er hat die leibliche Realität als Ergänzung des Geistes gefordert. Aber indem er einerseits mit Recht den Begriff einer von unsrer Erkenntniß unabhängigen Wirklichkeit und über jeden Menschengedanken erhabenen Wahrheit behauptet, hat er andrerseits verkannt, daß auch die Organe, durch welche wir dieser göttlichen Wahrheit inne werden, daß Vernunft und Gewissen göttliche Zeugnisse sind; wenn es ihm daher gelang, durch Hinweisung auf eine höhere Welt den menschlichen Geist über sich selbst zu erheben, so war es doch eine vergebliche Anstrengung, mit großem Aufwand von Geist den Geist vor sich selbst herabzusetzen. Dieß ist der wirkliche Widerspruch in seinen Werken, nicht aber, wie der Verf. glaubt, jenes Schuldbewußtseyn, dessen Stärke vielmehr die eigenthümliche Kraft seines Geistes ist. „Gott, ruft Hamann aus, wir sind solche armselige Geschöpfe, daß selbst ein geringerer Grad unserer Bosheit ein Grund unserer Dankbarkeit gegen dich werden muß; wir sind solche unwürdige Geschöpfe, daß nichts als unser Unglaube deinen Arm verkürzen und deiner Frey-

gebigkeit, zu segnen, Grenzen setzen und sie wider ihren Willen einschränken kann."

Ueber Herder redet der Verf., wie es herkömmlich geworden ist, ohne tiefere Erfassung seines Wesens. Seitdem Göthe, um den Einfluß Herders auf seine eigene persönliche Entwicklung klar zu machen, neben den herrlichen Eigenschaften auch der ungleichen Stimmung in Herders Wesen gedenkt, beschäftiget die kritischen Geschichtschreiber diese Launenhaftigkeit des großen Mannes ganz außerordentlich. Aber es wird ihm dieser Fehler doch wieder vergeben, es ist ja „der Zwiespalt seines Wesens, die eigenthümliche Paarung reizbarer Empfindlichkeit und moralischer Energie, liebevoller Sanftmuth und rechthaberischen Trotzes," — all dieser Zwiespalt ist nur „ein Erbtheil seiner Geburt," und so ist der kalte Ernst seines Vaters und die milde Gemüthsstimmung seiner Mutter der Grund seiner Fehler, und es können Herders Werke unter diesen Umständen freylich nicht besser ausgefallen seyn, als sie sind. In der ganzen Darstellung des Verfassers durchaus keine Anerkennung der neuen und großen Principien für die Wissenschaft der Logik und Metaphysik, für Ethik und Aesthetik, welche auch für unsere Zeit noch anregend und belebend sind. Von den Ideen zur Philosophie der Geschichte sagt der Verf., daß die darin dargelegten Aus- und Ansichten von dem Gipfel beobachtet, welchen die Gegenwart in den Naturstudien, in der Geschichte und Völkerkunde erstiegen hat, unzureichend, beschränkt und vielfach umdunkelt erscheinen; doch bliebe dieses Werk immer ein Ehrendenkmal des deutschen Geistes. Den höchsten Gipfel aber hat die Gegenwart erstiegen in der Kunst, Forderungen zu machen; es dünkt der Kritik unserer Tage eine Kleinigkeit, den ganzen „Organismus des Völkerlebens" darzustellen, und es versteht sich heut zu Tage von selbst, daß man Alles mit Allem verbinden müsse, daß man von der Kunst eines Volkes nicht reden kann, ohne von der Religion, nicht von der Religion, ohne zugleich auch von Recht und Sitte, von der Staatsverfassung und dem häuslichen Leben und von der Wissenschaft und Litteratur eines Volkes zu reden. Aber wo ist denn eine Kraft, die Alles ergründet und Alles erschöpft und Alles zusammenfaßt? Eine Philosophie der Geschichte scheint dem Ref. gegenwärtig das eigentliche Ziel unserer philosophischen Wissenschaft zu seyn, denn nur sie führt zu der wahrhaften Vereinigung des Idealismus mit dem Realismus, welche wir so lange vergebens gesucht. Aber um ein so hohes Ziel zu erreichen, muß man frühere Leistungen liebevoll und dankbar anerkennen. Hätten Herders Ideen weiter keinen Vorzug als das lebendige Mitgefühl für die Eigenthümlichkeiten aller Völker, so wäre dieß allein hinreichend, ihnen nicht nur einen geschichtlichen, sondern für alle Zeit dauernden Werth zu sichern.

Sodann schildert der Verf. die Periode der kraftgenialischen Dichtung. „Kaum hatte Lessing durch seinen Laokoon und seine Dramaturgie die Grundsätze der litterarischen Reformation entwickelt und verkündigt, und kaum waren dann von Königsberg her die ersten Signale zu der neuen Bewegung gegeben worden, als sofort der Wettlauf der jungen Genialitäten begann." Der Wettlauf also beginnt: und wir sind bereit, diesem Schauspiele zuzusehen. Von Jedem wird Etwas gesagt und an Jedem Etwas getadelt, an Voßens Poesie die forçirte Natürlichkeit, an Heinse's Werken die karrikirte Sinnlichkeit u. s. f. Dieß alles zusammen macht aber gar keinen geschichtlichen Eindruck. So sagt der Verf. zum Beyspiel von Bürger, daß seine Gedichte aus der Ferne gesehen durch eine gewisse Belebung der Kunst und des Colorits Interesse erregen, und „dem ästhetischen Urtheil sich vortheilhaft darstellen;" in der Nähe bemerke man aber alsbald „allerley, wodurch die poetische Einheit entweder in ihrer ursprünglichen Reinheit getrübt erscheint oder in ihrem freyen Fortschritt gehemmt wird." Unter diesem „allerley" versteht der Verf. „Oberflächlichkeit der Auffassung, durchgreifenden Zwiespalt in Composition und Darstellung, selbstgefällige Coquetterie" u. s. w. Der Verf. hätte es an dem kritischen Urtheile Schillers sollen genug seyn lassen: diese Kritik wird dem Leser nicht den Jugendeindruck verwischen, den das Lied vom braven Manne mit Orgelton und Glockenklang in seiner Seele zurückließ. Ebenso wenig erwartet Claudius erst von der Kritik seinen Platz in

der Litteratur, er lebt im Herzen des Volkes fort; dieß ist seine geschichtliche Bedeutung.

Ueber die der kraftgenialischen Dichtung entsprechende Periode der Wissenschaft enthalten wir uns, Einzelnes mitzutheilen. Nach allem Früheren überrascht es uns nicht, wenn der Verf. in Jacobi einen Mangel wissenschaftlicher Energie und denkkräftiger Ueberzeugung findet und wenn es ihm durchaus nicht gelingen will, über Lavaters eigenthümliches Wesen ins Klare zu kommen.

Ein ganz anderer Geist herrscht im zweyten Theile des Buches; von dem warmen Hauche einer innigeren Liebe ist der kritische Frost weggethaut. Aus Göthes unendlich mannichfaltigen Selbstgeständnissen hat der Verf. die innigsten und erhabensten Aeußerungen in der allgemeinen Charakteristik des Dichters gesammelt. Er sey mehr als irgend Einer ein Geweihter im Dienste der Wahrheit, der schon im jugendlichen Alter wünschte, „daß die Idee des Reinen bis auf den Bissen, den er in den Mund nimmt, immer lichter in ihm werden möge," und dessen Ziel es gewesen, „den Menschen das Herrliche eines wahren und edeln Daseyns zum Gefühle zu bringen." Als „Genie mit Herz" hatte schon Lavater ihn charakterisirt; und im Wilhelm Meister faßte der Dichter sein ganzes Streben zusammen, sich, wie er sey, ganz auszubilden. — Dann rühmt der Verf. den Göthe'schen Realismus, der die Dinge nahm, wie sie sind, so daß sein Anschauen Denken, und sein Denken Anschauen war. Die Natur gehöre dem Menschen an wie der Mensch der Natur, und Göthe selbst sage von sich, „mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften suche er in das heilige Wesen der Natur zu dringen, ihre Krone aber sey die Liebe;" und „das Große ist dem Dichter der höchste und reinste Punkt der Wahrheit, die Wahrheitsliebe das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird." Mit dieser Wahrheitsliebe verbunden zeige sich die Treue, „das Hauptkapital unsers Reichthums, das dem vorübergehenden Menschenleben himmlische Gewißheit gibt." Und mit der Treue die Uneigennützigkeit und die hingebende Liebe, die der Dichter von sich selbst bezeugt, wenn er sagt: „Uneigennützig in Allem zu seyn, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung: — man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Anderen wiederfindet: — bis in mein spätes Alter war es mein Bemühen, den Menschen etwas zu Liebe zu thun: — Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbart, ist die Seligkeit auf Erden." — Vorzugsweise hebt der Verf. des Dichters rastlose Thätigkeit hervor, und in der Thätigkeit die Selbstbeschränkung und die Selbstbeherrschung; denn das ist, sagt Göthe, der edelste Vorzug des Edeln, daß er sich selbst bindet; in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister; — und Alles ist verderblich, was unsern Geist befreyt, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1. Revue Archéologique. 8 Année. Sixième Livraison. Septembre. Paris 1851. 8.
2. The Museum of the Classical Antiquities: a Quarterly Journal of Architecture and the sister Branches of Classical Art. Nr. I. II. III. London 1851. 8.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest von Eduard Gerhard. Nebst Einer Abbildung. Berlin in Commission bey W. Hertz 1850. 4.
4. Ueber das Metroon zu Athen und über die Göttermutter der griechischen Mythologie von Ed. Gerhard, gelesen in der k. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1851. Nebst 4 Kupfertafeln. 4.
5. Denkmäler und Forschungen. Archäologische Zeitung. Jahrgang IX. Berlin 1851. 4.
6. Archäologischer Anzeiger. Zur archäologischen Zeitung, Jahrgang IX. Berlin 1851. 8.

Bey den in diesen Gelehrten Anzeigen vorgeschriebenen Gränzen habe ich absichtlich die vorstehenden neuesten Stücke archäologischer Zeitschriften ausgewählt, weil sie uns in der Kürze mehr oder minder einen Ueberblick geben über ein Gebiet, das wir jetzt als das der vergleichenden Archäologie am füglichsten bezeichnen. — Bevor ich jedoch aus vorliegenden Schriften einige Proben aushebe und einige Hauptmomente bezeichne, — was hier allein beabsichtigt werden kann —, muß ich zuvörderst auf die ungemeine monumentale Bereicherung aufmerksam machen, die diese Wissenschaft hauptsächlich seit den letzten zwanzig Jahren gewonnen, und wodurch sie, so zu sagen, eine ganz andere geworden ist. Ich erinnere zu dem Ende mit wenig Worten an die Erwerbungen, die uns vor und nach dieser Periode aus Aegypten und Nordafrika, aus den vorder-, mittel- und oberasiatischen Ländern, aus den griechischen Küsten und Inseln, aus den italischen Gestaden und dem Festlande, großentheils ganz unerwartet zugekommen sind, und in der Archäologie große Bewegungen und Veränderungen hervorgebracht haben. Um den ganzen Kreis der Forschungen und bildlichen Darstellungen der daraus hervorgegangenen Comparativ-Archäologie anschaulich zu machen, müßte ich bis zu den Jahren 1816 — 1828 zurückkehren, in welchen Friedrich Münter und Ottfried Müller mit ihren Schriften über die Religionen der Karthager und der Babylonier, sowie über die Etrusker hervortraten; jedoch, da die größesten und wichtigsten monumentalen Entdeckungen erst später gemacht worden, und der Standpunkt dieser Männer auf den meisten Stellen bereits überschritten ist, so beschränke ich mich billig auf die Angabe einiger der neuesten Bücher dieses Faches, die zugleich mit Bildertafeln versehen sind, und ordne sie nach der Jahresfolge:

a) Ueber die Kunst der Phönicier von Ed. Gerhard; in den Abhandlungen der königl.

Preußischen Akademie der Wissenschaften; mit sieben Kupfertafeln, Berlin 1846. 4. [1])

b) Mémoires D'Archéologie comparée Asiatique, Grecque et Etrusque par M. Raoul-Rochette. — Premier Mémoire. Sur L'Hercule Assyrien et Phénicien considéré dans ses rapports avec l'Hercule Grec à l'aide des Monuments figurés. Paris, Imprimerie Nationale 1848. 4. T. 404 und 9 Kupfertafeln. [2])

1) In dieser inhaltsreichen Vorlesung ist so ziemlich Alles zusammengestellt, was neuerlich von Movers über die Religion der Phönicier, von Hitzig über die Philistäer, von della Marmora Serradifalco und Roß (um nur die neuesten Forscher zu nennen) über phönicische Baudenkmäler, Tempel, Gräber, die sogenannten Nuraghen, Pfeiler, konische Steine, Gottheiten und Götteridole aus den vorderasiatischen Küstenländern, Cypern und andern griechischen Inseln, Sardinien, Sicilien ausgemittelt worden. Bey dem Cherubim ist jetzt nachzutragen was Thenius zu 1 B. der Könige VI. 23 bemerkt, der sie als menschlich gestaltete Schirmer des Heiligthums und als Führer des Jehovah-Heeres darstellt. — Es folgen Bemerkungen über geschnittene Steine, Münzen und Malereyen; bey der letzteren erklärt sich Gerhard gegen einige französische Archäologen, und schließt (S. 617 f.) mit dem Ausspruch: „Wenn nun die Verfechter einer vermeintlich phönicischen Gefäßmalerey sich gegenwärtig bequemen, sie wegen ihrer sichtlichen Verwandtschaft mit der in Phönicien nur vorausgesetzten, aus Assyrien aber vielfach belegten Bildnerey eine phönicisch-babylonische zu nennen, so wäre ihrer Neigung zu zwitterhaftem Ausdruck eher die Benennung einer lydisch-babylonischen anzuempfehlen; einfacher aber und zugleich richtiger dürfte es seyn, bey der Thatsache korinthischer Vasen zu beharren, und ihre vom Orient stark betheiligte Zeichnung mit einem möglichst allgemeinen Ausdruck als asiatischen Vasenstyl im Gegensatze sowohl des reingriechischen als des ägyptischen zu benennen.

2) Unter diesem von mir selbst als passend bezeichneten Titel der vergleichenden Archäologie hat der gelehrte und erfahrne Akademiker hiermit ein Werk geliefert, das in zwanzig großen Paragraphen fast den ganzen Kreis der vorweltlichen und classischen Cultur und Bildnerey unter Einer göttlich-heroischen Personification berührt, und

c) Recherches sur Venus par M. Felix Lajard. Recherches sur Mithras par M. Felix Lajard. Beyde Werke mit Introductions, Planches und Explications des Planches. Paris 1846 — 1850. fol. [3])

dessen Inhalt zur genügenden Würdigung allein eine ausführliche Kritik erfordern würde. Es können also hier nur einige Momente ausgehoben werden. Und da sey es denn gleich zu Anfang erlaubt, bey der sonst so freyen und umfassenden Richtung dieser Denkschrift doch eine Einseitigkeit bemerklich zu machen, indem es mir nämlich scheinen will, daß der Verfasser den Einfluß der ägyptischen Religion und Bildnerey auf die der übrigen Völker nicht genug in Anschlag bringe, und im Gegentheil manche ägyptische Figuren, Attribute und Ornamente von asiatischen namentlich assyrischen abzuleiten, zu sehr geneigt sey. Irre ich nicht, so liefern z. B. die Erörterungen p. 110 sq. p. 118 und p. 347 Belege dazu. Ein zweyter Punkt ist, daß mir Hr. R.-R. in der kritischen Behandlung griechischer Texte nicht so glücklich zu seyn scheint, als in andern Strebungen und Combinationen. Eine Stelle des Dio Chrysostomus mag hier zum Beleg dienen. Ich gebe sie nach dem berichtigten Texte des Emperius, Orat. IV. p. 79. *οὐκ ἐννενόηκας τὴν τῶν Σακῶν ἑορτήν, ἣν Πέρσαι ἄγουσιν. — — λαβόντες — τῶν δεσμωτῶν ἕνα τῶν ἐπὶ θανάτῳ καθιζουσιν εἰς τὸν θρόνον τὸν τοῦ βασιλέως, καὶ τὴν ἐσθῆτα διδόασιν αὐτῷ τὴν βασιλικὴν, καὶ προστάττειν ἐῶσι καὶ πίνειν καὶ τρυφᾶν καὶ ταῖς παλλακαῖς χρῆσθαι τὰς ἡμέρας ἐκείνας ταῖς βασιλέως. — μετὰ δὲ ταῦτα ἀποδύσαντες καὶ μαστιγώσαντες ἐκρέμασαν.* Hier ändert R.-R.: *Σαχαίων*, allein obschon das Fest der Sakäen (*τὰ Σάχαια*) gemeint ist, so ist doch zur Aenderung kein Grund; sodann versucht er weitere Aenderungen, weil er die Lücke übersah, die erst jetzt ausgefüllt ist; endlich schlägt er vor *ἐνέπρησαν*, statt *ἐκρέμασαν* (p. 235 Not. 3. vergl. p. 237 Not. 1). Allein, obschon die Sakäen sonst ein Verbrennungsfest waren, hätte ihn doch die Erwähnung der Perser von dieser Conjectur abhalten sollen (s. Herodot. I. cap. 140 mit den Auslegern).

3) Der berühmte Verfasser, der selbst die Morgenländer besucht, und von dort schätzbare archäologische Denkmäler mitgebracht, hat in diesen Werken seine Untersuchungen über antike Culte an die Verehrung und bildliche Darstellung zweyer anderer

d) **Religions de l'Antiquité, considérées principalement dans leur formes symboliques et mythologiques; ouvrage traduit de l'Allemand du Dr. Frédéric Creuzer, refondu en partie, completé et developpé par J. D. Guigniaut. Paris 1825—1851. 8.** [4])

Nach dieser einleitenden Hinweisung auf die neuesten größeren Forschungen und bildlichen Darstellungen auf dem Felde der vergleichenden Archäologie kehre ich zu den Sammlungen und Abhandlungen zurück, deren Titel zu Anfang unter sechs Nummern verzeichnet sind, und gebe kurze kritische Notizen von ihrem Inhalt [5]).

1. (Revue Archéologique etc.) Hieraus hebe ich aus: **P. 383: Verlängerung des Termins der Preisaufgabe bis 1851: „Restituer d'après les monuments, l'histoire des monarchies fondées par les Grecs à l'orient de la Perse, à la suite de l'expédition d'Alexandre et du démembrement de l'empire de Seleucides.“ — Hierbey werden hervorgehoben: die Entdeckungen der Denkmäler in Assyrien, Vorderasien, besonders Lycien, in Cypern, in Mycenä und in andern Oertlichkeiten Griechenlands, die in den Sammlungen von London, Paris, Turin, Leyden, Berlin [und München [6])] vorliegenden Monumente der griechischen oder zweysprachlichen (numi bilingues) Münzen aus Indien und Baktriana [7]), der Entdeckungen und Forschungen von Prinsep, Lassen u. A. — Es werden darauf mit Lob erwähnt die Numismata biblica [8]) ed. Cavedoni, wie auch dessen Ausgabe**

Gottheiten angeknüpft, und wie Raoul-Rochette die Metamorphosen des Hercules, so hat er die des Mithras und der Venus in einer großen Gallerie von Bildertafeln anschaulich gemacht.

4) Diese französische Bearbeitung der Symbolik und Mythologie der alten Völker wird so eben, unter Mitwirkung der Herren A. Maury und E. Vinet, in 10 Bänden, worunter 3 die Kupfertafeln mit nahe an 1000 Abbildungen enthalten, abgeschlossen.

5) Inhaltsangaben der Briefe aus dem brittischen Museum von Dr. Chr. Walz, Professor in Tübingen, in den Beylagen zu den October-Heften der allgemeinen Augsb. Zeitung habe ich nicht mit aufgenommen, weil der gelehrte Verf. dieser archäologischen Sendschreiben sie vermehrt und verbessert als eine besondere Schrift herausgeben wird.

6) Die eingeklammerten Worte habe ich hinzugefügt, um darauf aufmerksam zu machen, daß Raoul-Rochette in seinem oben besprochenen Mémoire d'Archéologie comparée der Münchner Pinakothek mehrmals gedenkt, und was leicht übersehen werden könnte, in den Additions p. 403 ein auf des Herakles Apotheose bezügliches Vasenbild dieser Sammlung epikritisch erläutert hat.

7) Ueber diese indisch-baktrisch-griechischen Münzen hat derselbe Gelehrte gehaltreiche Notices mit Supplements geliefert. Aus Nr. II. derselben habe ich im ersten Band der Symbolik und Mythologie eine Silbermünze des griechisch-baktrischen Königs Agathokles, welche die Vermischung persisch-griechischer Religionen bezeugt, (S. I. S. 348 mit Taf. V. Nr. 15 drit. Ausg.) gegeben. — Da hier von Münzen der Nachfolger Alexanders d. Gr. die Rede ist, so trage ich zu meiner Recension von Arneth's Monumenten des k. k. Antiken-Cabinettes (in diesen Gel. Anzeig. 1851 Nr. 55. S. 446) über die in Siebenbürgen gefundenen goldenen Lysimacheer zuerst aus v. Steinbüchel Abriß der Alterthumskunde S. 117 Not. 4 nach: — „sie haben ein Aussehen, als wenn sie bloß gegossen wären; doch gibt es Stücke dieser Art, die von erster Schönheit, nur sehr selten sind.“ Sodann bemerke ich: Hieraus erklärt sich die Behauptung des Prof. Beireis bey Göthe (Werke B. XXXI. S. 225), „sie seyen alle falsch.“ Nämlich der Siebenbürger Fund war damals noch nicht geschehen. Jetzt würde er von jenen Lysimacheern sagen: „sie gehören zur plagia barbarorum,“ d. h. sie gehören den von rohen Donau-Völkern nachgeprägten an, wie man von ganz gleichen Philippeern sagt. Von beyderley Goldmünzen liegen 3 Stücke vor mir. — Diese Bemerkungen mögen zugleich als Nachtrag zu dem schönen Artikel Lysimachus (Real-Encyclop. IV. S. 1311) dienen.

8) Vergl. J. Cullimore, on the Jewish Shekel in Akerman's Numismatic Journal 1836. II. p. 53 — 68.

von Franscisci Carellii numorum veteris Italiae. — Zuletzt p. 393 wird einer neuen auf Kosten der französischen Regierung an den Tigris auszusendenden archäologischen Gesellschaft gedacht mit der die Eifersucht auf England verrathenden Schlußbemerkung: „Elle (nämlich cette expédition) doit faire suite aux découvertes et à la brillante exploration de M. Botta, dont nos voisins d'au delà de la Manche on profité à leur tour, et obtenu un succès plus materiel que scientifique.“

(Forsetzung folgt.)

Die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts ꝛc.

(Schluß.)

Minder glücklich ist der Verf. in seiner Zusammenstellung Göthe'scher Selbstbekenntnisse über sein Verhältniß zum Christenthum. Das Christenthum war dem Dichter ein besonderer Versuch, das ewige Problem der Religion zu lösen, nicht die letzte, nicht die allumfassende Entscheidung; so erklärt er sich einfach die scheinbar widersprechenden Aeußerungen Göthe's über die christliche Religion. Ebenso ist es mit der Geschichte seiner Zeit; es ist ein fruchtloses Bemühen, diese zerstreuten Bemerkungen in ein bedeutendes Urtheil zusammenzufassen. Die Richtung nach der innern Selbstausbildung war in jener Periode der Weimar'schen Kunstepoche bis zur Ueberschätzung der formellen Geistescultur entwickelt; der Begriff von der Bedeutsamkeit sittlicher Gemeinschaften schien jener Zeit verloren gegangen zu seyn. Daß ein Jeder nur als Glied einer Staats- und Kirchengemeinschaft wahre Selbstständigkeit gewinnen könne, hatten die Vertreter jener Epoche der Litteratur völlig vergessen; die auffallendsten Zeugnisse dieser sich auf sich selbst beschränkenden Bildung sind der Briefwechsel Göthe's mit Reinhard und Wilhelm v. Humboldt's Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates.

Der Mensch ist aber nicht nur berufen, Wahrheit zu erkennen, sondern auch die Wahrheit zu thun; wir bedürfen nicht nur der Erkenntniß der Natur, sondern wir sind auch zur Theilnahme an der Geschichte verpflichtet. Die Natur, sagt Göthe, mannichfaltig ins Unendliche, ist schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Recht; wenn er dann aber behauptet, das Widerspiel in der Natur sey in dieser Beziehung die Kunst, so müssen wir vielmehr sagen: die Geschichte ist dieses Widerspiel der Natur.

Innigeres Mitgefühl mit den geschichtlichen Entwicklungen der Menschheit sehen wir in Schiller. Auch er will den unbeschränkten Genuß seines Herzens, und hält die Ausbildung des Einzelnen für den höchsten Lebenszweck, aber er zeigt zugleich ein tiefes Gefühl für die Menschheit als Gattung, für das sittliche Ideal, für die heroische und geschichtliche Tugend.

Auch der Verf. erkennt, daß auf dieser Idealität der Gesinnung Schillers ganzes Wesen ruht, daß der sittliche Sinn der Kern seiner Persönlichkeit, der Inhalt seiner Poesie ist. „Es ist ihm Ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen Traum der Freyheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frey zu machen.“

Endlich enthält dieser zweyte Band die Darstellung der mit Göthe und Schiller gleichzeitigen schöngeistigen Litteratur. Indem der Raum dieser Blätter nicht gestattet, auf dieselbe näher einzugehen, heben wir schließlich hervor, daß es der Verf. nicht unterließ, in diesem Abschnitt auch Georg Forster und dem Grafen Schlaberndorf ein Denkmal der Liebe zu setzen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

1. Revue archéologique.
2. The Museum of the Classical Antiquities.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest.
4. Ueber das Metroon zu Athen.
5. Denkmäler und Forschungen.
6. Archäologischer Anzeiger.

(Fortsetzung).

2. The Museum etc. Aus Nr. I. hebe ich aus: eine Abhandlung des Professors Schönborn in Posen über ein in Lycien von ihm entdecktes Denkmal; aus Nr. II. — von B. Gibson — über das von Fellows entdeckte jonische Monument zu Xanthos und von Ed. Falkener über das Mausoleum oder Grabmal des Mausolus in Halikarnassus. Nr. III. Bemerkungen über die Sammlungen antiker Denkmäler in den Museen Italiens, in der Glyptothek zu München und im brittischen Museum von Charles Newton; endlich aus derselben Nr. über das jonische Heroum zu Xanthos [9]), jetzt im brittischen Museum, von Ed. Falkener.

Fassen wir nun diese neuesten und nächst vorhergehenden Entdeckungen und Aufklärungen von Denkmälern in den vorderasiatischen Ländern, in Phönicien und Griechenland zusammen, und vergleichen damit, was seit dem älteren Niebuhr in Mittelasien, am Tigris und Orontes, in Medien

9) Xanthos, die größte Stadt in Lycien, wurde zweymal zerstört; das erstemal durch die Perser unter Harpagos (Herodot I. 176 vergl. W. W. LLoyd Xanthian Marbles; Harpagus the Mede, London 1845 p. 95 sqq.); das zweytemal durch die Römer unter Brutus (Dio Cass. XLVII. 34. Appian. B. C. IV. 77). Unter den Tempeln werden ebendaselbst (IV. 78) genannt τὸ Σαρπεδόνειον; wie denn auch eben dort ein Sarpedonischer Apollo verehrt wurde, ingleichen in einem uralten Tempel ein Lykischer, daneben Latona im Λητῷον, mit Cultussagen, denen von Delos ähnlich (K. O. Müller, Dorier I. S. 216 ff.). Die merkwürdigsten und großartigsten Ruinen dieser Stadt liegen beym heutigen Koonik (s. Forbiger in Pauly Real-Encycl. VI. S. 2776 mit den Anmerkk.); vergleiche Loyd Xanthian Marbles; the Harpy Monument. Lond. 1844; the Nereid Monument. Lond. 1845. Die dort abgebildeten vogelartigen und in ihren Klauen Kinder tragenden Frauen war man anfangs geneigt, aus der heiligen Ornithologie der Perser als Schutzgenien des Lebens zu erklären, jetzt vergleicht man sie mit den homerischen Ἅρπυιαι (Odyss. ά. 241, ώ. 76. vgl. Commentatt. Herodott. p. 346 sqq.) und sucht ihnen eine funeräre Bedeutung beyzulegen (vergl. Raoul-Rochette Mémoires d'Archéol. comp. I. p. 77). — Ueber das Mausoleum in Halikarnaß, dem heutigen Budrun, das zur Zeit Gregors von Nazianz noch bestand, hatte ich schon zu dessen Erklärer Nonnus viele Zeugnisse der Alten zusammengestellt (s. meine Meletemata I. p. 95 sqq.), und jetzt hat Chr. Walz in seiner und Pauly's Real-Encyclop. (IV. S. 1670 f.), was von den neuern Archäologen und Künstlern darüber geforscht und praktisch versucht worden ist, nachgetragen. — Näheres werden wir wohl demnächst in seiner Schrift über das brittische Museum zu erwarten haben, nachdem er die Sculptur-Fragmente selbst hat betrachten können, die von diesem Denkmal daselbst aufbewahrt werden.

und Persien bis nach Baktriana und Nordindien hin entdeckt worden ist, so müssen wir zwar Eugène Bournouf's Entdeckung des Verständnisses der Zend-Sprache als die Basis aller Fortschritte, welche die Studien der Keilschriften in den letzten Jahren gemacht haben, so wie die großen Leistungen Lassen's auf diesem und nahe liegenden Feldern bewundern, wir müssen die damit zusammenhängenden Entzifferungen der assyrischen, medischen und persischen Monumente durch Rawlinson und das daraus gewonnene Licht für profane und heilige Geschichte, so wie für die religiösen Vorstellungen der Assyrer sowohl als die biblischen in den Propheten und in der Apokalypse, wie sie Etienne Quatremère u. A. nachgewiesen haben, dankbar anerkennen; aber so lange noch hunderte von Inschriften aus Ninive[10]) u. a. O. unenträthselt in den europäischen Sammlungen ruhen, müssen wir auch bekennen, daß das, was wir gewonnen, größtentheils noch verschlossene Schätze sind. Indem ich diesen Ausspruch eines großen Orientalisten mir aneigne, erlaube ich mir die Schlußbemerkung, daß wir Archäologen noch vorerst durch philologische Anwendung der griechischen Schriftsteller aus den vorderasiatischen und hellenischen Bau- und Sculpturwerken für Kunst und Wissenschaft einen erfreulichen Gewinn zu ziehen haben.

Nr. 3. Diese Schrift hat zum Haupttitel: **Mykenische Alterthümer** mit dem Zusatz: **Io die Mondkuh und das Löwenthor zu Mykenae.** — Ueber die erste Gruppe auf der beygefügten Kupfertafel sagt der Verfasser (S. 3 f.): „Es ist die Rede von einer ansehnlichen, aus den sicilischen Gräbern von Centorbi herrührenden und mit der Sammlung des Baron Pisani zu Palermo durch Herrn Maler's Eifer in die Antikensammlung zu Karlsruhe versetzten Thonfigur, in deren wundersamer halbthierischer Bildung die hauptsächlich aus Aeschylos allbekannte Jungfrau Io uns unverkennbar entgegentritt.“[11]) — Ueber die zweyte Abbildung spricht sich derselbe weiterhin und namentlich in zwey Anmerkungen (Nr. 40 und 53) aus, wovon ich die zweyte hierher setzen muß: „Die Bildwerke des Löwenthores wurden von Gell, Hirt und Creuzer Symb. I. 267 ff. (vergl. die Abbildung nach Gell daselbst Taf. III. Nr. 10) aus persischem Feuerdienst gedeutet, dagegen Göttling (N. Rhein. Museum I. 161 ff. Arch. Museum zu Jena Nr. 31) zugleich mit Berichtigung der Zeichnung vielmehr Löwen als Symbole irdischen Schutzes und eine Säule als Symbol des göttlich schützenden Thiergottes Hermes darin sieht.“[12])

Da der hier vorgezeichnete Raum uns verbietet, den ganzen Gang solcher Untersuchungen zu verfolgen, so bietet sich uns der Schluß der vorliegenden sehr willkommen dar, wo der Verfasser selbst die Ergebnisse in folgenden Sätzen mittheilt: „1. Das Dunkel vorgeschichtlicher Zeiträume zu lichten, geben die Symbole alten Götterwesens, in Sagen

---

10) Vergl. jetzt: Ninive und sein Gebiet, mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigristhale von H. J. C. Weissenborn. Erfurt 1851.

11) Hiermit muß man jetzt verbinden den Aufsatz in der archäologischen Zeitung Jahrgang IX. Nr. 32 S. 370 mit Taf. XXXII. Das unteritalische Thongefäß nach einem Kupferstich von Tischbein: Gehörnte Io oder Kora, wobey E. Gerhard auf diese seine Abhandlung über die Karlsruher Thonfigur zurückweist.

12) Was Göttling's Berichtigung der Zeichnung betrifft, so lasse ich sie auf sich beruhen, eben so wie den Werth seiner Deutung, die aber durch eine uralte äginetische Vasenmalerey korinthischer Fabrik im Museum Blacas nicht begünstigt wird. Da ich mich wundern muß, daß der sonst so umsichtige Hr. E. Gerhard dieses Bildes nicht gedenkt, so muß ich wenigstens die Hauptworte Raoul-Rochette's, der es in seinem Mémoire sur l'Hercule Assyrien, pl. VIII. auf einer colorirten Tafel geliefert hat, hierhersetzen. Nachdem er den Styl des Vasenbildes als assyro-phönicisch bezeichnet hat, fügt er bey (p. 76 sq.): Le sujet de la peinture offre, de chaque côté d'un objet qui à la forme générale d'une colonne, avec des divisions et details qui peuvent tenir à une intention mystique, deux Lions, opposés l'un à l'autre, comme ils le sont sur la porte de Mycènes“ (vergl. denselben im Journal des Savants 1841 p. 361). — Uebrigens hatte ich, außer Gell's Kupfertafel, durch gütige Mittheilung des Herrn Oberbau-Directors Hübsch noch eine größere Zeichnung von Hrn. Fauvell zur Einsicht, und jetzt liegt der Siegel-Abdruck eines Gemmenbildes desselben Löwenthores vor mir, in dessen Vertiefung das Wort ΚΥΚΛΟΠΩΝ eingegraben ist.

und Denkmälern überliefert, uns einen Anhalt. Dieser Satz bewährt sich in Argos durch die Symbole von Rind, Wolf und Löwe. 2. In der pelasgischen Urzeit von Argos wird eine Mondgöttin verehrt, deren Symbol die Kuh ist; ihr Name verliert sich im spätern Namen der Hera, und ist in dem ihrer angeblichen Priesterin Jo vielleicht erhalten. Ein ihr beygesellter Dienst des männlich gedachten Feuers. ist in Argos dem Sternenhimmel, im Feuerbringer Phoroneus, Jo's Bruder, vielleicht auch im Dienst des Apollo Agyieus zu finden. 3. In eben jener Urzeit — einer Zeit, die den Pelasgerkönig des Landes Gelanor einem Stier, den Ansiedler Danaos einem Wolf verglich, — gründete Danaos neben dem Dienste der Mondgöttin die Verehrung des lykischen Licht- und Wolfgottes, [13]) Apollo Lykeios, in dessen Heiligthum der Feuerdienst des Phoroneus erhalten blieb. 4. Mit Pelops dem Tantaliden wandert in Argos der Dienst der lydischen Göttermutter ein und gründet, dem frühern Dienst der Mondgöttin vermischt, den spätern Hera-Dienst. Symbol dieser Göttin ist der Löwe; des Löwen Sieg über die Rinderheerden spricht Unterwerfung des älteren Dienstes der Mondkuh unter die Löwendiener aus. 5. Diesem großen Ereigniß griechischer Religionsgeschichte hat die Sage von Jo's Verstoßung, die bildende Kunst im Löwenthor von Mykenä ein Denkmal errichtet. 6. Die pelasgischen Sagen von Jo der Mondkuh erinnern an die phönicische Astarte sowohl als an ägyptische Gottheiten Joh und Isis; im Apollo des Danaos und im Heradienste der Tantaliden ist lykischer, lydischer, oberasiatischer Einfluß unverkennbar; erst mit der so begonnenen Heroenzeit tritt der dardanische Zeus und die heilige Götterehe achäischer Sage ein."

Nr. 4. Ueber das Metroon zu Athen u. s. w. — Auch aus dieser Abhandlung desselben Archäologen kann ich hier nur Weniges hervorheben. —

13) Hier hätte unter den Denkmälern argivischer Thiersymbolik doch auch der Silberdenare gedacht werden sollen, die auf der Vorderseite das Vordertheil eines Wolfs, auf der Kehrseite den Buchstaben *A* mit der Mondsichel zeigen (Eckhel D. N. V. II. p. 286 sqq. Mionnet II. pl. 46. nr. 4).

Im Eingang (S. 3) sagt Hr. E. Gerhard: „Als Tempel der phrygischen Göttin wird das Metroon ausdrücklich bezeugt, und je befremdender dieses Zeugniß für ein Gebäude uns ist, welches in Mitten des atheniſchen Marktes [14]), dem Buleuterion eng verbunden die Staatsurkunden Athens an seinen Wänden enthielt, neben Tholos sowohl als Apollo-Patroos-Tempel den Heiligthümern des Staates angehörte, und ein gefeyertes Götterbild von Phidias, dem größten Bildner Athens, gefertigt erhielt, so sind die späten Aussagen doch unverwerflich, nach denen ein phrygischer Priester, von den Athenern verunglimpft und getödtet, von seiner Göttin aber gerächt, einen ihrem Dienst günstigen delphischen Orakelspruch und demnach die Gründung jenes atheniſchen Metroon's veranlaßte. Hierauf bezieht sich in seiner Lobrede der Göttermutter Julian, hierauf die im Einzelnen mehr oder weniger glaubhafte Erzählung der Lexicographen.

Weiterhin (S. 5) stellt sich der Verfasser seine Aufgabe so: „Ueber die Einwanderung des phrygischen Götterdienstes nach Athen und zwar im blühendsten Zeitpunkt seiner Geschichte, im Zeitalter des Perikles kann nach diesem Allen kein Zweifel seyn (wobey auch im Verfolg an die Verpflanzung der phrygischen Göttin nach Rom erinnert wird). Allerdings aber bleibt bey dem engen Zusammenhang des Metroon mit den angesehensten Staatsgebäuden und Heiligthümern, mit Buleuterion, Tholos und Apollo-Patroos-Tempel, eine solche Einsetzung der phrygischen Göttin zur vornehmsten Göttin des atheniſchen Staatslebens ohne erklä-

14) Diese und weiter folgende Stellen über die Oertlichkeiten des atheniſchen Metroon haben seitdem eine Epikrise hervorgerufen, nämlich Raoul-Rochette's im Journal des Savants 1851 pag. 555, deren Einleitungsworte ich hier beyfüge: — par Suidas; et dèslors nous connaissons avec toute certitude l'emplacement du Metroon, puisqu'il se trouvait ainsi voisin de l'extrémité orientale d'Aréopage etc. — Ueber das *Μητρῷον* als Staatsarchiv beruft sich Gerhard auf die Stellen der Alten, und bringt die Erörterungen zweyer Neuern in Erinnerung, nämlich Leake's Topograph. S. 96 und Böckh's Staatshaushaltung I. 435. (Man vergleiche jetzt die zweyte Ausgabe dieses Werkes S. 532.)

rende Eigenthümlichkeiten ihres Wesens und Dienstes nichts desto weniger uns unbegreiflich, dergestalt daß — die Aufgabe uns obliegt, jenes vielleicht nur scheinbare Phänomen helleniſirten Barbarenthums, nachdem es als Thatsache außer Zweifel steht, nach Möglichkeit zu erklären.“ — Endlich das Ergebniß der ganzen Untersuchung lautet in den Schlußworten so (S. 19): „Das heilige Feuer fand nun auch in Mitten des Marktes einen neuen erweiterten Staatsheerd, der schlangengestaltete Burghüter und der ihm entsprechende Poseidon Erechtheus [15]) fanden ihr Gegenbild im Zeus Bulaios und im *Δαίμων ἀγαθὸς* des Agathe-Tyche-Tempels, die phallische Kraft des Hephästos und Hermes, ihre entsprechende Darstellung theils im Hephästostempel, theils in dem des Apollo Patroos: zu genügendem Beweis, daß die Muttergöttin, die neben diesem letztern ihr staatliches Heiligthum hatte, daß die im Metroon verehrte und von uns hiemit gedeutete Göttin keine phrygische Göttermutter, sondern wiederum, aber als Mutter gedacht, nur die athenische Stamm-Mutter und Burggöttin war.“

Endlich berühre ich noch den Schluß dieser Abhandlung über das Metroon in Athen. S. 34 heißt es: „Tafel IV. Göttermutter als Grabesgöttin. Das Relief von gebrannter Erde Nr. 1. — rührt aus Gnatia (Fasano) her, und ward von Hrn. Panofka im Jahr 1847 zu Neapel für das Berliner k. Museum erworben. Den Untersuchungen über die Göttermutter wird es als ein, den Gräberidolen der Athene Polias (Anm. 46.) vergleichbares, augenfälliges Zeugniß hier angereiht, wie ein als Demeter oder als sonstige chthonische Göttin gemeintes Sitzbild in Gestalt und Verehrung der ihr ursprünglich gleichnamigen und gleichgeltenden (Anm. 26.) Göttermutter entspricht.“ — Hierbey erinnere ich an ein anderes Thonrelief aus Locri in dem Museo regio zu Neapel, und ergänze damit meine Bemerkungen über von Arneths Beschreibung eines goldenen Todtenkranzes in der Sammlung des Königs von Bayern in München. [16]).

(Fortsetzung folgt.)

15) Manche dieser Beziehungen sind jetzt weiter entwickelt in der späteren Schrift desselben Verfassers: Ueber Ursprung, Wesen und Geltung des Poseidon. Berlin 1851 vgl. besonders S. 179 und S. 198 mit den Anmerkk. 123 — 128; wie hinwieder bildliche Darstellungen vorliegender Abhandlung und ihre Deutungen mit der vorhergehenden über Mykenische Alterthümer einigemal zusammengestellt werden, z. B. Tafel I. Nr. 16 das Löwenthor; vgl. S. 31 Nr. 16 daselbst.

16) Münchner gel. Anzeigen 1851 Nr. 56 S. 454, wo ich über den Namen des Donatar's dieses Kranzes: *Κρειθώνιος* bemerkte: „Bey der nachlässigen Schreibart dieser Inschrift wird man wohl *Κριθώνιος* schreiben und lesen dürfen. Wie nun, wenn es ein bloß für den Ceres-Dienst angenommener Cultusname wäre, analog gebildet mit *Τροφώνιος* (*Τρεφώνιος*), der ernährende Gott des Ackerbaues, der geliebte Säugling der Demeter, d. i. der Göttin, welche den Athenern und andern Helnen die Frucht der Gerste aus dem Schooße der Erde hervorgebracht, worin sie die Todten (*Δημήτριοι*) zu ihrer Tochter Kora = Praserpina auch wieder aufnahm.“ — Zuletzt erinnerte ich an den analogen römischen Namen Hordeonius. — Jetzt theilt in der Originalgröße mit und erläutert obiges Thonrelief aus Locri ein italienischer Archäolog, in einem Briefe betitelt: Sopra un antico basso rilievi di argilla, Lettera indiritta al Ch. Sig. Duca di Serradifalco da Filippo Gargallo-Grimaldi. Dieses Basrelief zeigt neben Hades auf einem Throne sitzend die verschleyerte Persephone in der rechten Hand einen Hahn, in der linken einen großen Büschel von Gerstenähren haltend; daneben Mohn, Blumen, Gans und andere Attribute der unterweltlichen Gottheiten, wobey der Herausgeber an Trophonios u. s. w. nach dem Zeugnisse der Alten erinnert. — Wie hier der italische Archäolog dieses schöne griechische Basrelief erläutert hat, so gibt jetzt der deutsche in der so eben erschienenen Schrift: Atalante und Atlas. Antikenkranz zum eilften Berliner Winckelmannsfest geweiht von Theodor Panofka. Nebst bildlichen Darstellungen, Berlin 1851. Nr. 6 S. 14 ff. unter dem Titel: Hades und Pherephassa, grüner Jaspis in eiserner Ringfassung, treffliche Aufschlüsse über ein Bildwerk aus demselben Cult- und Mythenkreis.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Schluß.)

Essai historique sur la Collégiale de S. Pierre à Lille. Lille 1850.

Il duomo ossia cenni storici e descrittivi della cattedrale di Modena. Modena 1845.

Dr. M. W. Heffter, Die Geschichte des Klosters Lehnin. Nach meist unbekannten urkundlichen Quellen zusammengestellt. Brandenb. 1851.

A. Fahne, Das fürstliche Stift Elten. Köln 1851.

Tracts illustrating the history, doctrine and discipline of the society of friends. Lond. 1848.

Will. Sewell, The history of the rise, increase and progress of the christian people called Quakers. 6. ed. Vol. 1. 2. Lond. 1834.

Rules of discipline of the religious society of friends with advices. Lond. 1834.

W. Penn, A brief account of the rise and progress of the people called Quakers. Manchester 1834.

Dr. K. Gützlaff, Bericht seiner Reise von China nach England. Cassel 1851.

G. de Felice, Histoire des protestants de France, depuis l'origine de la réformation jusqu'au temps présent. Par. 1850.

J. Bryce, Ten years of the church of Scotland 1833 to 1843. Vol. 1. 2. Edinb. 1850.

R. Wallace, Antitrinitarian Biogragraphy. Vol. 1—3. Lond. 1850.

G. Schweder, Die Bedeutung der evangelischen Kirchenfrage in Preußen. Berlin 1850.

Dr. Ch. G. Neudecker, Die handschriftliche Geschichte Ratzeberger's über Luther und seine Zeit. Jena 1850.

Denkschrift über die Lage der Katholiken in den Niederlanden seit ihrer Emancipation im J. 1798. Köln 1850.

A. Crottet, Correspondance française de Calvin avec Louis du Tillet, sur les questions de l'église et du ministère évangélique 1537 — 1538. Genève 1850.

J. Beecham, An essay on the constitution of Wesleyan Methodism. Lond. 1850.

Buchez Santez Nonn ou vie de Sainte Nonne et de son fils Saint Devy (David), publié par l'abbé Sionnet. Par. 1837.

F. C. Husenbeth, Emblems of Saints. Lond. 1850.

Dr. H. Rückert, Das Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen in Thüringen, Gemahls der heiligen Elisabeth. Nach der letzten Urschrift übersetzt von Fr. Ködiz von Salfeld. Leipzig 1851.

Dr. G. F. G. Goltz, Clemens von Rom. Berlin 1850.

A. Destrombes, Histoire de S. Amand et du christianisme chez les Francs du Nord au 7. siècle. Par. 1850.

A. D. Bouix, Du concile Provincial. Par. 1850.

Coleccion de los Concordatos y demas convenios celebrados despues del Concilio Tridentino entre los reyes de España y la Santa Sede, ilustrada con notas y observaciones. Madrid 1848.

I. Davis, A digest of legislative enactments relating to the society of friends commonly called Quakers in England. Lond. 1849.

Aktenstücke aus der Verwaltung des evangelischen Kirchenrathes. Heft 1. Berlin 1851.

C. E. Tauberth, Die Abschaffung der Stolgebühren im Königreich Sachsen. Grimma 1851.

W. E. Gladstone, Remarks on the royal Supremacy. Lond. 1850.

J. Gaupp, Ueber das Verhältniß der protestantischen Kirche zum Staate. Glogau 1820.

R. P. Fr. Magin-Ferrer, Compendio de la historia del direcho de la iglesia en España en orden à su libertad é independencia del poder temporal. Barcelona 1849.

Die evangelischen Domkapitel in der Provinz Sachsen. Halle 1850.

E. Buschbeck und G. Steinacker, Verfassungsentwurf für die evangelische Kirche Oesterreichs. Triest 1850.

W. J. E. Bennett, The church, the crown and the state: their junction or their separation. London 1850.

Aktenstücke aus der Verwaltung der Abtheilung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten für die innern evangelischen Kirchensachen vom 2. Januar 1849 — 11. Juli 1850. Berlin 1850.

Viertes Quartal. October — December 1851.

Manuscripte.

Augsburger Rechtbuch, zusammengetragen von Heinrich Herwartt. fol. Cod. chartac.

Druckwerke.

A. Cappi, Biblioteca Classense illustrata ne' principali suoi Codici e nelle più pregevoli sue edizioni del secolo XV. Rimini 1847.

K. W. Krüger, Ueber Plagiate; eine Deuterologie. Berlin 1851.

L. J. Grotto, Della Universitá di Padova. Padova 1841.

Ph. Chasles, Etudes sur la littérature et les moeurs des Anglo-Américains au XIX. siècle. Par. 1851.

Ch. Durot, De l'organisation de l'enseignement dans l'université de Paris au moyen-âge. Par. 1850.

H. G. Moke, Histoire de la littérature française. T. 1 — 4. Bruxelles 1849.

J. Schnell und C. F. Schönbein, Die Universität von Basel. Basel 1851.

Die Universität Göttingen. Leipzig 1842.

Dreux-Duradier, Bibliothèque historique et critique du Poitou. Histoire littéraire du Poitou. T. I — III. Niort 1842 — 49.

Memorie della reale accademia delle scienze di Torino. Serie seconda. T. IX. X. Torino 1849.

Précis analytique des travaux de l'académie des sciences, belles lettres et arts de Rouen pendant l'année 1849. Rouen 1849.

Denkschriften der k. k. Akademie der Wissenschaften. Philosoph. historische Classe. Bd. I. II. 1. Wien 1850—51. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Bd. I. mit Atlas in Fol. Wien 1850.

Arsberättelse om framstegen i Kemi under år 1848 afgifven till Kongl. Vetenskaps-Akademien af L. F. Svanberg. Stockholm 1850.

Annales de la société Linnéenne de Lyon. Années 1847 — 1849. Lyon 1850.

Report of the 20. meeting of the British Association for the advancement of science, held at Edinburgh in July and August 1850. Lond. 1851.

Ch. Bartholmess, Histoire philosophique de l'académie de Prusse depuis Leibnitz jusqu'à Schelling, particulièrement sous Frédéric - le Grand. Par. 1850.

G. Filangieri, Oeuvres, traduites de l'Italien. Nouvelle édition . . . par M. B. Constant. T. I. II. Par. 1822.

Franz v. Baader, Sämmtliche Werke. Bd. I. oder I. Hauptabtheilung. Bd. 1. Gesammelte Schriften zur philosophischen Erkenntnißwissenschaft aus speculativer Logik. Herausgegeb. von Dr. Fr. Hoffmann. Leipzig 1851.

Fr. List, Gesammelte Schriften, herausg. von Prof. K. Häusser. Th. 3. Stuttg. 1851.

Delle prose e poesie liriche di Dante Allighieri, prima edizione per cura del Dottore Aless. Torri. Vol. 4. Della lingua volgare. Livorno 1850.

Dr. J. L. Krapf, Vocabulary of six east-African languages. (Kisúahelli, Kinika, Kikámba, Kipokómo, Kihíau, Kigálla). Tübing. 1850.

J. H. Dessauer, Leschon Rabbanan oder aramäisch-chaldäisch-rabbinisch-deutsches Wörterbuch. Erlangen 1849.

Dr. Fr. G. Otto, Grammatici incerti de generibus nominum sive de dubio genere opuseulum. Gissae 1850.

Fr. L. Stamm, Vorschule zum Ulfila oder Grammatik der gothischen Sprache. Paderborn 1851.

Dictionary of the Amharic language. By Ch. W. Isenberg. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

G. Seulessakul, Abezedarju Romjanesky. Jassy 1833.

— — Grammatica Romjanéské. Vol. 1. 2. Jassy 1833.

H. N. Riis, Kañhuma ni mmofra de sua kān. Basel 1850.

J. Chappé, Histoire de la télégraphie. Par. 1824.

Brachet, Dictionnaire chiffré. Par. 1851.

J. F. Lobeck, Quaestionum Jonicarum liber, quo novam Hippocratis editionem indicit auctor. Fasc. 1. Königsberg 1851.

Dom. Sciná, Storia letteraria di Sicilia ne' tempi greci. Napoli 1840.

Dr. Fr. Lübker, Die Sophokleiſche Theologie und Ethik. 1. Hälfte. Kiel 1850.

Rig-Véda ou livre des hymnes, traduit du Sanscrit par M. Langlois. T. II. III. Par. 1850.

Publications of the Hakluyt Society.

Rich. Hawkins, The observations in his voyage into the South Sea in the year 1593. London 1847.

Christ. Columbus, Select letters, relating to his four voyages to the New World. Transl. and ed. by R. H. Major. Lond. 1847.

W. Ralegh, The discovery of the large, rich and beautiful empire of Guiana. Ed. by Rob. Schomburgk. Lond. 1848.

Th. Meynarde, Sir Francis Drake his voyage by Cooley. Lond. 1849.

Th. Rundall, Narratives of voyages towards the North-West . . in search of a passage to Cathay and India 1496 to 1631. Lond. 1849.

W. Strachey, The histoire of travaile into Virginia Britannia: Ed. by Major. Lond. 1849.

Th. Rundall, Memorials of the empire of Japan in the 16 and 17 centuries. Lond. 1850.

R. Hakluyt, Divers voyages touching the discovery of America and the Islands adjacent. Ed. by John Winter. Lond. 1850.

Ferd. de Soto, The discovery and conquest of Terra Florida, transl. out of Portuguese by Rich. Hakluyt. Lond. 1851.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima à Perou: exécutée par Fr. de Castelnau. Histoire du voyage. T. 2 — 4. Par. 1851.

Brosset, Rapports sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie, exécuté en 1847 — 1848. Livr. 3 et dernière, avec Atlas. Pétersb. 1851.

A. Schultze, Neueſtes über Auswanderung und von Ausgewanderten für das Jahr 1851. Leipzig 1851.

O. Hübner, Statiſtiſche Tafel aller Länder der Erde. Leipzig 1851.

Od. Braconnier, La geographia applicata alla storia . . . ed. Lazari. Vol. I. fasc. 1. Venezia 1851.

A. Guyot, Grundzüge der vergleichenden phyſikal. Erdkunde in ihrer Beziehung zur Geſchichte des Menſchen. Leipzig 1851.

J. Holzapfel, Der deutſche Ritterorden in ſeinem Wirken für Kirche und Reich. Wien 1850.

Fr. v. Raumer, Antiquariſche Briefe von A. Böckh u. ſ. w. Leipzig 1851.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 21. Roma 1850.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1850. Roma 1850.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850. Fasc. 1. 2. Roma 1850.

Dr. H. Brugſch, Sammlung demotiſch-griechiſcher Eigennamen ägyptiſcher Privatleute aus Inſchriften und Papyrusrollen zuſammengeſtellt. Berlin 1851.

Dr. H. Brugsch, Inscriptio Rosettana hieroglyphica etc. Berl. 1851.

Dr. H. W. Schulz, Die Amazonen-Vaſe von Ruvo erklärt u. ſ. w. Leipzig 1851.

Dr. J. L. Saalſchütz, Zur Kritik Manetho's u. ſ. w. Königsberg 1851.

A. J. Layard, Inscriptions in the cuneiform character from Assyrian monuments. Lond. 1851.

Rich. Lawrence, Elgin marbles from the Parthenon at Athens. Lond. 1818.

E. Getty, Notices of Chinese Seals found in Ireland. Dublin 1850.

V. Langlois, Essai sur les monnaies des rois arméniens de la dynastie de Roupène. Par. 1850.

Alex. Moreau de Jonnés, Statistique des peuples de l'antiquité. T. 1. 2. Par. 1851.

A. Flegler, Das Königreich der Longobarden in Italien. Leipzig 1851.

E. Gauttier d'Arc, Histoires des conquêtes des Normands en Italie, en Sicile et en Grèce. Première époque 1016 — 1085. Avec Atlas. Paris 1830.

Dr. J. Fehr, Geſchichte der europäiſchen Revolutionen ſeit der Reformation. Bd. 2 Tübingen 1851.

M. Sempéré, Considerations sur les causes de la grandeur et de la décadence de la monarchie Espagnole. T. 1. 2. Par. 1826.

Ferd. Ranalli, Storia degli avvenimenti d'Italia. Fasc. 20 — 27. ed ultimo. Firenze 1851.

A. Frizzi, Memorie per la storia di Ferrara. 2. ediz. Fasc. 7 — 14. Ferrara 1849.

Vinc. Lazari, Scrittura di Jacopo Sansovino etc. Venezia 1850.

Salvat. de Renzi, Topografia e statistica medica della città di Napoli. 4. ediz. Napoli 1845.

G. La Masa, Documenti della rivoluzione Siciliana del 1847 — 1849 in rapporto all' Italia. Torino 1850.

Alph. Balleydier, Histoire de la révolution de Rome. Vol. 1. 2. Par. 1851.

L. G. J. de Brequigny, Table chronologique de diplomes . . . concernant de l'histoire de France. T. VI. Par. 1851.

Diplomes et chartes de l'époque mérovingienne . . . par M. Létronne. Livr. 5. Par. 1851.

Les Mérovingiens et les Carlovingiens et la France sous ces deux dynasties. T. I — III. Par. 1816.

M. Thiers, Histoire du Consulat et de l'empire. Vol. 9. 10. Par. 1851.

Almanach national; annuaire de la république française pour 1851. Par. 1851.

E. Vehse, Geſchichte der deutſchen Höfe ſeit der Reformation. I. Abtheilung. Preußen Th. 1. 2. Hamburg 1851.

Dr. Steiner, Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni. Inscriptiones Germaniae primae et Germaniae secundae. Th. 1. Seligenſtadt 1851.

J. W. Appell, Kurheſſen in einer geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſchen Ueberſicht. Darmſtadt 1851.

G. A. Ackermann, Syſtemat. Zuſammenſtellung der im Königreiche Sachſen beſtehenden frommen und milden Stiftungen. Leipzig 1851.

Fontes rerum Austriacarum. II. Abtheilung. Diplomataria et acta. Bd. 3. Das Stiftungen-Buch des Ciſtercienſer-Kloſters Zwetzl. Herausg. von J. von Fraſt. Wien 1851.

Ueberſichts-Tafeln zur Statiſtik der öſterreich. Monarchie, zuſammengeſtellt von der k. k. Direction der adminiſtrativen Statiſtik. Wien 1850.

F. Palacky, Dějiny národu českého. Dilu III. Částka 1 od roku 1403 Do 1424. W Praze 1850.

Archiv des ungariſchen Miniſteriums und Landes-Vertheidigungs-Ausſchuſſes. Redig. von J. Janotykh v. Adlerſtein. Bd. 1. Altenb. 1851.

F. v. Pillersdorf, Die öſterreich. Finanzen beleuchtet. 2. Aufl. Wien 1851.

Al. Fenyes, Ungarn im Vormärz. Nach Grundkräften, Verfaſſung, Verwaltung und Kultur dargeſtellt. A. d. Ungar. Leipzig 1851.

W. Hahn, Friedrich der Erſte König von Preußen. Im Jahre 1851 dem 150jährigen Königreich. Berlin 1851.

A. v. Witzleben, Aus alten Parolebüchern der Berliner Garniſon zur Zeit Friedrichs des Großen. Berlin 1851.

A. Trendelenburg, Zum Gedächtniß Friedrichs des Großen. Berlin 1851.

A. F. Riedel, Zehn Jahre aus der Geſchichte der Ahnherrn des preuß. Königshauſes. Berlin 1851.

Fr. X. Mühlbauer, Das Militär-Medizinal-Weſen Bayerns. Erlangen 1849.

Ed. Devrient, Das Paſſionsſpiel im Dorfe Ober-Ammergau in Oberbayern und ſeine Bedeutung für die neue Zeit. Leipzig 1850.

G. M. L. Pillot, Histoire du parlement de Flandres. Vol. 1. 2. Douai 1849 — 50.

Edw. Jones, Index to records, called the originalia and memoranda on the Lord treasurer's Remembrancer's Side of the Exchequer. Vol. 1. 2. London 1793 — 1795.

W. Johnston, England as it is, political, social and industrial in the Middle of the nineteenth century. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

M. Villemain, Histoire de Cromwell. Brux. 1851.

Bibliotheca Gloucestrensis: a collection of scarce and curious tracts relating to the county and city of Gloucester. Part I — III. Gloucester 1823 — 1825.

M. Guizot, Monk. Chûte de la république et rétablissement de la Monarchie en Angleterre en 1660. Etude historique. Brussel 1850.

Grafton's chronicle or history of England. From the year 1189 to 1558. Vol. I. II. Lond. 1809.

C. F. Wegener, Aktenmäßige Beyträge zur Geſchichte Dänemarks im 19. Jahrhundert. Th. I. Lief. 1. 2. Copenhagen 1851.

A. Erismann, Armee und Militärſanitätsweſen der Herzogth. Schleswig-Holſtein. Bern 1851.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1. Revue Archéologique.
2. The Museum of the Classical Antiquities.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest.
4. Ueber das Metroon zu Athen.
5. Denkmäler und Forschungen.
6. Archäologischer Anzeiger.

(Fortsetzung.)

Nr. 5. Denkmäler und Forschungen. Ich hebe aus Nr. 26 und 27 des Jahrgangs 1851 der archäologischen Zeitung aus: a. „Herakles und die Winter-Hora; Fragmente eines Zuges zur Peleushochzeit. Hierzu die Abbildung Tafel XXVI. von C. B. Stark. — b. Kyzikos und Herakles. Hiezu die Abbildung Taf. XXVII. von Theodor Panofka."

Ehe ich von diesen neuesten Abhandlungen über Herakles spreche, erinnere ich, daß von alten und neuern Schriftstellern kein Gott oder Heros mehr und vielseitiger behandelt worden ist, als eben dieser [17]), in artistischer Hinsicht, besonders seit dem großen Zuwachs an Vasenbildern und seit der Entdeckung der Sculpturen von Olympia. — Jetzt begrüßen wir in dem Verfasser der ersten Abhandlung (a) einen jungen Archäologen, der nach gründlichen philologischen Studien in Deutschland die Früchte seiner italienischen Reise schon in einer Anzahl kleiner Schriften [18]) niedergelegt hat, in welchen sich ein reger Forschungsgeist, lebendiger Sinn für alte und neue Kunst mit einer schönen Darstellungsgabe vereinigen. Diese guten Eigenschaften beurkunden sich auch durch obige Abhandlung, woraus ich mehrere Hauptsätze hier aushebe (S. 290 ff.). „Ein im Katalog von Göttling [Auflage II. unter Nr. 135 [19])] beschriebenes Relief im Gypsabguß zeigt uns augenscheinlich das Stück eines größeren Frie-

---

17) Eine Uebersicht gibt K. O. Müller im Handbuch der Archäologie der K. §. 410. 1 — 9 u. 411. 1 — 6, wozu noch einige neuere vor den obigen kommen, wie z. B. Hercule tuant l'Hydre de Lerne par M. Roulez; Étude du Mythe Géryon par J. de Witte à Paris 1841. Conjectures archéologiques sur le torse de Belvedère à Paris 1842; Minervini über Hercules und Jole, und meine eigene Abhandlung: De vasculo Herculem Buzygen Minoemque exhibente (in den Annali dell' Instituto archeologico di Roma Tom. VII. (vgl. Symbolik I. S. 98 und IV. S. 417 dritte Ausgabe.)

18) De Tellure Dea deque eius imagine a Manuele Phile descripta Commentatio. Scripsit Carolus Bernhardus Stark. Jenae 1848 mit einem Kupferstich, eine Florentiner Gemme darstellend. Quaestiones Anacreonticae; Kunst und Schule; Rom und Köln; endlich: Albrecht Dürer und seine Zeit.

19) Nämlich des archäologischen Museum zu Jena, wohin dieser Gypsabguß nebst mehrern andern durch Mittheilung des Cavaliere Campana gekommen. S. hiezu den Kupferstich auf Taf. XXVI. 1 und 2 mit der Unterschrift: „Herakles und die winterliche Hore. Thonreliefs vom Götterzuge zur Hochzeit des Peleus."

ses, den ein Eyerstab bekrönt. — Wir erblicken auf ihnen zwey Gestalten nach der rechten Seite für den Beschauer vorwärts schreitend. Voran tritt eine jugendliche, männliche, nackte Gestalt, die einen auf den Rücken geworfenen Stier auf der linken Schulter trägt. — Die gewaltige, die Last aufwiegende Kraft erfüllt den ganzen Körperbau, und besonders äußert sie sich in dem starken, stierähnlichen Nacken und dem kurzen Haupthaar. Das Gesicht ist bartlos, und stimmt ganz mit dem überhaupt sich aussprechenden Ephebenalter überein. Ein Löwenfell fällt von der linken, nicht sichtbaren Schulter herab. — Es folgt eine jugendliche weibliche mädchenhafte Gestalt in derselben Richtung ruhig mit dem linken Fuße vorangehend. Sie ist reich bekleidet in starkwolligem, die Jagdstiefel an den Füssen zeigenden Chiton, der zu einem *κόλπος* aufgeschürzt ist; eine über beyde Schultern gelegte, besonders faltig über den rechten Arm aufbauschende *ἀμπεχόνη* fällt auf den Rücken länger herab. Sie trägt über der linken Schulter einen Knotenstock, an dem ein paar todte Wasserhühner und ein Hase als Jagdgewinn hängen, während die Rechte eine todte Sau [20]) an den Hinterfüssen nachschleift. Wir sehen, beyde Gestalten eilen Gaben bringend als zu einem Opfer oder Schmause nach derselben Seite. Der Styl ist ein ächt griechischer von einem wunderbaren Schwung der Linien, und erinnert sehr an die Auffassung jener tanzenden Chariten, wie sie auf dem Reliefstück im Museo Chiaramonti erscheinen." — Nachdem darauf der Verfasser einige andere Deutungen beseitigt und die dargestellte Handlung näher besprochen hat, fährt er fort: „Die weibliche Gestalt, welche Gegenstände der Jagd trägt, ist offenbar die Hora des Winters, wie sie ganz in der nämlichen Auffassung auf zwey Basreliefs erscheint; — daß die Horen vor Allem bey dem hochzeitlichen Zuge und der darauf folgenden *εὐνοχία* der Götter einen Platz haben, liegt in der tieferen Beziehung des nach dem Wechsel der Zeiten geregelten schaffenden ehelichen wie tellurischen Lebens; sie bereiten ja (nach Mosch. Idyll. II, 166 ed. Herm.) Zeus und Europa das eheliche Lager. Zugleich sind sie recht eigentlich die Geberinnen der nothwendigsten Gaben des Lebens. Also erscheinen sie bey den zwey Hauptdarstellungen von feyerlichen *γάμοι* der Götter, dem des Peleus und der Thetis (Apoll. III. 13). — Nun fragt sich aber dreyerley: in welcher Beziehung steht Herakles zu den Horen, daß er als ihr *ἀρχηγὸς* gleichsam erscheint? wie kommt er dazu, Stierträger zu seyn? haben wir sonst Spuren von seinem Erscheinen bey jenem Hochzeitszuge?

In dem Mythus des Herakles geht neben der rein ethischen hellenischen Grundidee immer die physische, in der syrisch-phönikischen Auffassung wurzelnde durch. Dort ist er das durch die 12 Zeichen sich durchkämpfende Sonnenjahr, dort der Chronos, der die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten erhält [21]). — Die Beantwortung der zweyten Frage wird so eröffnet: „Aber er trägt einen Stier und einen getödteten auf der Schulter. Gehört der Stier zu jedem Opferschmaus, also besonders zum hochzeitlichen, wird der Götterschmaus auch als ein irdischer dargestellt, so kann Niemand ihn dazu als Gabe bringen, als eben Herakles. Er ist ja der *ταυροφόρος* (Theocr. Id. 17, 20), der *βουφάγος*, *βούλιμος*, *βουθύτης* [22])." — „Es fragt sich endlich,

---

20) Ich erinnere hierbey an einen von Raoul-Rochette (Mémoires d'Archéolog. comp. p. 363. mit pl. V. nr. 7.) beschriebenen etruskischen Scarabäus, worauf der phönicische Hercules mit einem Löwen auf der Schulter und mit einem Wildschwein, das er kopfunterwärts am Schweife hält, mit der Bemerkung: „Le sanglier, symbole de la saison froide de l'année, par opposition au lion, symbole des chaleurs dévorantes de l'été."

21) Mit Recht führt der Verfasser hierbey Movers Phönic. I. S. 445 an. Er hätte auch die Symbolik, besonders in der dritten Ausgabe, anführen können, wo in einer ganzen Reihe von Erörterungen die Ideen von Herakles als dem die zwölf Zeichen des Thierkreises durchkämpfenden Jahresgott, als Wanderer, als Natur- und Ehe-Gott (namentlich II. S. 604 — 659) durchgeführt sind.

22) Auch hier enthalte ich mich weiterer Auszüge, weil Jedermann das Weitere bey mir nachlesen kann; sowohl in der oben angeführten lateinischen Abhandlung über ein Erbachisches Vasenbildchen, worauf Herakles als Ochsenspanner (*βουζύγης*) erscheint,

erscheint Herakles sonst bey jenem Hochzeitszuge? Unter den von Ptolemäus (Hephäst. VI. p. 196 ed. Westerm.) als Geschenke bringend angeführten Göttern ist er allerdings nicht aufgeführt, aber auch nicht die Horen. Auf dem Relief von Zoega (Bassirilievi di R. tab. 52) ist überhaupt kein größerer Zug dargestellt. Dagegen auf der François-Vase können wir in dem fünften, leider fast ganz zerstörten Viergespann ziemlich mit Bestimmtheit Athena und Herakles voraussetzen. — Also werden wir auf unserm Relief kein Hinderniß finden, den Herakles mit Horen als zum *γάμος* des Peleus und der Thetis schreitend zu erkennen“ [23]).

Die zweyte Abhandlung (b), die ich aus demselben Hefte aushebe (Nr. 27), überschrieben Kyzikos und Herakles, eröffnet der geniale Th. Panofka mit folgendem Vorwort. „Die bildende Kunst hat uns zumal auf Vasen mit Thaten des Herakles, nicht bloß mit der bekannten Zwölfzahl, sondern auch den Kämpfen mit Antäos, Alkyoneus, Eryx, Geryones, Kyknos [24]) u. a. so reichlich gesegnet, ohne daß für die Religionsforschung oder Symbolik erheblicher Gewinn daraus erwuchs, daß man fürwahr keinem den Fortschritt seiner Wissenschaft wahrhaft liebenden Archäologen verdenken kann, wenn er sich offenherzig der Herakleen müde bekennt, und die Kunde einer in einem Grabe von Chiusi neu entdeckten gelbfigurigen Amphora, auf welcher wiederum ein Zweykampf des Herakles zum Vorschein kömmt, ohne besondern Enthusiasmus, ja selbst ohne gespannte Neugierde empfängt. Die vorliegende Vase aber, deren Kenntniß wir dem Herausgeber dieser Zeitschrift (E. Gerhard) verdanken, verdient auf keine Weise eine so kalte und gleichgültige Aufnahme, da sie nicht nur unter den sämmtlichen auf Herakles bezüglichen Bildwerken eine der ersten Stellen beansprucht, sondern auch in der Gattung der Vasen überhaupt als eine der lehrreichsten zu gründlicher Prüfung auffordert [25]). —“

Die auf der Hauptseite gemalte Scene macht uns zum erstenmal mit einem Mythos bekannt, der bisher übersehen fast zu den „verlegenen“ (worüber Panofka eine gelehrte von mir anderwärts besprochene Schrift bekannt gemacht hat) sich zählen darf. Er bildet einen der wichtigern Momente des Argonautenzuges, an dessen Spitze die Traditionen einerseits den Herakles, andrerseits den Jason setzen, und lautet also:

„Kyzikos, König der Dolionen zu Kyzikos an der Propontis, hatte einem Orakel gemäß die bey ihm landenden Argonauten freundlich aufgenom-

---

und wo ich die Zeugnisse der Griechen und Lateiner über die thessalischen und rhodischen Sagen, worin Herkules auch als Ochsenschmauser (*βουφοίνας*) erscheint, zusammengestellt habe. (S. Instituto archeologico di Roma, Annali VII. pag. 108 sqq.) — Jetzt kann man das Wesentliche in der dritten Ausgabe der Symbolik I. S. 98 und IV. S. 417 finden.

23) Zur Unterstützung dieser Deutung verweiset E. Gerhard auf Tafel XXIII. XXIV. ebendaselbst, woselbst die François-Vase abgebildet ist, und bringt auf Tafel XXVI. Nr. 2 aus Campana's Opere diplastica tav. 64. die hierher gehörigen Thonplatten mit den Figuren der übrigen Horen und mit Peleus und Thetis bey. — Hiermit, füge ich hinzu, reihen sich also diese Thonreliefs den zahlreichen andern hochzeitlichen Darstellungen an, die wir auf antiken Denkmälern antreffen, und wovon K. O. Müller im Hdb. d. Arch. d. K. §. 99. und besonders §. 429. eine Uebersicht liefert, wozu ich jetzt noch beyfüge: De Witte, Cabinet Durand p. 217 — 224 und Roulez, Notice sur deux peintures de Vases à Sujets Nuptiaux (im Bulletin de L'Acad. de Bruxelles, Tom. VIII. nr. 6.)

24) Dieser, bemerke ich hierzu, schon am Amykläischen Thron (Pausan. III. 18. 7) und vielleicht auch am Theseion zu Athen dargestellt; vergl. O. Müller's Handb. §. 99. 6. §. 410. 4. auf etruskischen Gemmen §. 175. Not. 2. — Ueber Geryones habe ich de Witte's Mémoire schon oben angeführt, wo auch andere herakleische Kämpfe genannt sind.

25) Der Verfasser gibt darauf eine kritische Recension dieses Mythus, wozu ich noch Hyginus fab. XVI. hinzufüge und bemerke, daß schon Muncker und Stavereen p. 60 die Variationen in dieser Sage nachgewiesen.

men. Doch als dieselben nach ihrer Abfahrt vom Sturm zurückgetrieben in der Nacht abermals landeten, wurden sie von den Dolionen für die feindlichen Makrier angesehen und bekämpft, wobey Kyzikos durch Jason oder Herakles ums Leben kam. Am Morgen erkannte man den Irrthum, weßhalb die Argonauten drey Tage mit den Dolionen um Kyzikos trauerten und ihm zu Ehren Leichenspiele einsetzten." (Darauf sucht der Verfasser durch kritische Prüfung der Zeugnisse und der einzelnen Züge der Malerey in Gestalten, Waffen und Attributen die Entscheidung zu begründen, daß in diesem Vasenbilde nicht Jason, sondern Herakles vorgestellt sey, und fährt dann fort:) „Durch Löwenfell und scythischen Bogen in der Linken hat der Maler den unbärtigen Herakles hinreichend charakterisirt, zugleich aber durch die Beinschienen, die er ihm beylegt, den Krieger und Anführer bey der Argonautenexpedition, so wie durch den erhobenen Anker, dessen sich seine Rechte gleich einer Streitaxt zur Gegenwehr bedient, den sich die Landung erstreitenden Heros sinnreich und klar bezeichnet.

In dem Krieger, der in vollständiger Rüstung mit seiner Lanze herbeyeilt, um den Herakles anzugreifen, läßt sich Kyzikos um so weniger verkennen, als seine Kopfbedeckung den Sohn des Aeneas und der Aenete [26]), den Dolionen verräth, wie wir sie auf Münzen von Ainos [27]) auf dem Haupt des Hermes Dolios finden. Nicht minder stimmt sein jugendliches Gesicht wie seine Gestalt mit des Apollonius (Arg. I. 962. o. Schol.) Schilderung des noch flaumbärtigen und kinderlosen Fürsten wohl überein. Es wird sodann die herbeyeilende und ihre Rechte auf die Schulter des bedroheten Herakles legende beflügelte Athene hier als Athene Jasonia, Athene die Helferin bezeichnet, und zuletzt mit der Bemerkung geschlossen: „Die Aehnlichkeit, welche Kyzikos auf unserer Vase in seiner Stellung mit dem behelmten Krieger in raschem Lauf, einen Thunfisch hinter sich, auf einer Goldmünze von Kyzikos (Mionnet Descr. II. 527. 77.) verräth, berechtigt wohl, diesem Krieger den Namen Kyzikos beyzulegen."

(Schluß folgt.)

---

26) Obschon Aeneas in der Note wiederholt wird, muß es doch Aeneus heißen (*Αἰνεὺς — Αἰνήτη*); s. Apollon. Rhod. I. 950. Orph. Argon. vs. 605 sq., vergl. Muncker ad Hygin. fab. 16 pag. 59 und Parthen. Narratt. amatorr. 28. p. 177 mit Westermann.

27) Der Verf. verweiset auf Mionnet Pl. XL. 3. u. A. Das Lob, das Heinr. Meyer Gesch. der Kunst II. S. 247 diesen Großsilbermünzen ertheilt, finde ich durch ein vor mir liegendes Exemplar bestätigt. Die im Verfolg angeführte Cyzikener Goldmünze erinnert mich an einen ebenfalls vor mir liegenden Gold-Stater (*Κυζικηνὸς στατήρ*, abgebildet bey Sestini degli Stateri antichi p. 49 tav. IV. mit dem Löwenkopf), gehörig zu den gangbarsten Goldmünzen in den Handelsplätzen der alten Welt, ohne daß man den venetianischen Zecchino von solchen Cyzicenis herleiten darf, wie noch in der Real-Encycl. von Pauly II. S. 835 wiederholt wird (s. meine deutsch. Schriften zur Archäol. I. S. 335). — Wenn Niebuhr in den Vorträgen über alte Geschichte I. S. 103 Recht hätte, daß es lydische Münzen seyen, so dürfte man vielleicht an Herakles, als Sonnengott und Schutzherrn ihrer Hauptstadt Sardes im Zeichen des Löwen (Symbolik II. S. 632 f. dritte Ausg.) denken.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung).

Ul. v. Reutz, Versuch über die geschichtliche Ausbildung der russ. Staats- und Reichs-Verfassung. Mitau 1829.

Dr. G. Weil, Geschichte der Chalifen. Bd. 3. Mannheim 1851.

Ch. Texier, Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie. Livr. 19 — 29. Paris 1850.

L. Glöckler, Venezuela und die deutsche Auswanderung dorthin. Hamburg 1851.

Memoirs of a life chiefly passed in Pennsylvania with in the last sixty years. Edinb. 1822.

J. Bigelow, Jamaica in 1850. New York 1851.

L. G. Vischer, Chronologische Tafel voor de Geschiedenis der Israeliten in Nederland. Utrecht 1850.

Dr. G. Brecher, Das Transcendentale, Magie und magische Heilarten im Talmud. Wien 1850.

U. Oehlenschläger, Meine Lebenserinnerungen. Ein Nachlaß. Bd. 2 — 4. Leipzig 1851.

H. Ch. Heimbürger, Urbanus Rhegius. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt. Gotha 1851.

Dr. U. M. Schulze, Christian Ferdinand Schulze nach seinem Leben und Wirken. Gotha 1851.

Ch. Lenormant, M. de Chateaubriand et les mémoires d'outre-tombe. Par. 1850.

J. Döllinger, Luther, eine Skizze. Freib. 1851.

M. A. Charma, Lanfranc, notice biographique, littéraire et philosophique. Par. 1849.

Abbé C. Carton, Biographie de M. Pierre Simons, évêque d'Ypres. Bruges 1844.

Biographie des hommes remarquables des Basses-Alpes. Digne 1850.

U. J. Binterim, Hermann II. Erzbischof von Köln aus autenthischen Urkunden dargestellt. Düsseldorf 1851.

M. Bermann, Oesterreichisches biographisches Lexikon. Heft 1. Wien 1851.

J. Woolman, A journal of the life, gospel labours and christian experiences of that faithful minister of Jesus Christ. Lond. 1847.

Ed. Texier, Histoire des journaux. Biographie des journalistes. Par. 1851.

S. Tuke, Memoirs of the life of Stephen Crisp. York 1824.

C. Fr. v. Schrautenbach, Der Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeinde seiner Zeit. Gnadau 1851.

A memoir of the life, travels and gospel labours of George Fox. Lond. 1850.

Dr. E. J. Diest-Lorgion, Balthasar Bekker in Amsterdam. Een portret uit de zeventiende eeuw. Deel. I. Groning. 1851.

Th. Chalkley, A journal of the life, travels and christian experiences. Lond. 1850.

Lord Holland, Foreign Reminiscences. Ed. by his son H. Edw. Lord Holland. Lond. 1850.

L. Baur, Urkundenbuch des Klosters Arnsburg in der Wetterau. Heft 2. Die ungedruckten Urkunden vom Jahre 1300 — 1355. Darmstadt 1850.

Dr. Ad. Peters, Die symmetrischen Gleichungen mit 2 Unbekannten. Dresden 1851.

Dr. Jos. Salomon, Die Kegelschnitts-Linien oder die

Elemente der analytischen Geometrie in der Ebene. Wien 1851.

B. Tortolini, Sopra alcune superficie curve derivate da una data superficie. Roma 1847.

U. U. Cournot, Elementarbuch der Theorie der Functionen, oder der Infinitesimalanalysis. Deutsch von Dr. C. H. Schnuse. Darmstadt 1845.

L. U. Sohnke, Analytische Vorlesungen. Bd. I. Abth. 1. Analytische Geometrie. Halle 1851.

J. Weisbach, Versuche über die Leistungen eines einfachen Reactionsrades. Freiberg 1851.

Fr. Bashforth, Praktische Anweisung zu der Construction schiefer Brücken mit Spiral- und mit abgewogenen Schichten. Weimar 1851.

J. B. Eppenauer, Ueber den Wandelstern Saturn, den Ringträger und seine Monde. Bamberg 1851.

Dr. C. H. Schultz-Schultzenstein, Der organisirende Geist der Schöpfung als Vorbild organischer Naturstudien. Berlin 1851.

N. Dellingshausen, Versuch einer speculativen Physik. Leipzig 1851.

O. L. Erdmann, Lehrbuch der Chemie. 4. vollst. umgearb. Aufl. Lief. 2 und letzte. Leipzig 1851.

C. W. G. Kastner, Chemie zur Erläuterung der Experimentalphysik. Erlangen 1850.

Dr. F. C. Schneider, Grundzüge der allg. Chemie mit bes. Rücksicht auf die Bedürfnisse des ärztlichen Studiums. Wien 1851.

C. Vogt, Zoologische Briefe. Bd. 1. Lief. 3 — 6. Frankf. 1851.

E. Du Bois-Reymond, Ueber thierische Bewegung. Berlin 1851.

J. P. E. F. Stein, Die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins. Berlin 1850.

El. Fries, Summa vegetabilium Scandinaviae. Sectio posterior. Holmiae 1850.

J. G. Agardh, Species, genera et ordines algarum. Vol. II. 1. Algas florideas complectens. Lundae 1851.

Dr. H. Hoffmann, Untersuchungen über den Pflanzenschlaf. Gießen 1851.

Dr. U. Braun, Betrachtungen über die Erscheinung der Verjüngung in der Natur, insbesonders in der Lebens- und Bildungsgeschichte der Pflanze. Leipzig 1851.

L. E. Schaerer, Enumeratio critica Lichenum europaeorum quos ex nova methodo digerit. Bernae 1851.

L. Pilla, Trattato di Geologia. Vol. II. Pisa 1851.

Dr. F. U. Walchner, Handbuch der Geognosie. 2. Aufl. Lief. 5 — 7. Karlsruhe 1851.

Herm. und Ad. Schlagintweit, Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen. Leipzig 1850.

A. Rivière, Notice relative à certains gîtes métallifères de la partie des Alpes etc. Par. 1850.

Dr. C. C. v. Leonhard, Mineralogie und Geognosie. 3. verb. Aufl. Stuttg. 1851.

M. H. Landrin, De l'or, de son état dans la nature etc. Par. 1851.

Dr. J. G. Kurr, Grundzüge der ökonomisch-technischen Mineralogie. 3. verm. Aufl. Leipzig 1851.

A. Catullo, Osservazioni sopra i terreni Postdiluviani nelle provincie Austro-Venete. Padova 1834.

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im J. 1849. Breslau 1850.

C. Chr. Fr. Göbel, Agriculturchemie. Erlangen 1850.

C. Stumpf, Waldbau. Aschaffenburg 1849.

R. S. Burn, Praktisches Handbuch der Ventilation oder Lüftung von Gebäuden. U. d. Engl. bearb. von Dr. C. Hartmann. Leipzig 1851.

L. v. Babo, Die Erzeugung und Behandlung des Traubenweines. Frankf. 1851.

H. W. v. Pabst, Anleitung zur Rindviehzucht. Stuttgart 1851.

E. Fr. Eschke, Ueber Messung und Cubirung der runden Nutzhölzer. Chemnitz 1851.

Dr. C. Herzberg, Vollst. Handbuch der chemischen Fabrikenkunde. Weimar 1851.

M. Vogelgesang, Lehrbuch der Eisen-Emaillirkunst. Braunschweig 1851.

U. Grützner, Die Augustin'sche Silberextraction in ihrer Anwendung auf Hüttenprodukte und Erze. Braunschweig 1851.

Dr. C. Zerrenner, Anleitung zum Gold-, Platin- u. Diamanten-Waschen aus Seifengebirge, Ufer- und Flußbett-Sand. Leipzig 1851.

U. Burat, Angewandte Geognosie. Berlin 1844.

Dr. C. v. Kaltenborn, Grundsätze des prakt. europäischen Seerechts. Bd. 1. Berlin 1850.

Dr. F. H. Ungewitter, Geschichte des Handels, der Industrie und Schifffahrt. 2. verm. Aufl. Leipzig 1851.

Rechtliche Entscheidungen und Gutachten der württembergischen Handelsschiedsgerichte und Privathandelskammern. Lief. 1. 1843 — 1850. Stuttg. 1851.

Fr. Bohn, Handlungswissenschaft. 5. Aufl. Leipz. 1851.

W. Benecke, System des See-Assekuranz- und Bod-

merei-Wesens. Umgearb. von B. Nolte. Bd. 1. Hamburg 1851.

Auswahl handelsgerichtlicher Streitfälle verhandelt vor dem bremischen Handelsgericht. Heft 1. Bremen 1851.

B. Goltz, Des Menschen Daseyn in seinen weltewigen Zügen und Zeichen. Bd. 2. Erlangen 1850.

Dr. J. E. Löbisch, Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes. Wien 1851.

A. Heinzel, Ein Wort über den Stand der Volksschulen in Oesterreich. Steyr 1850.

L. Kellner, Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen. 2. verm. Aufl. Essen 1851.

C. E. Hager, Die neueste Aufgabe der Volksschule. Eine Preisschrift. Leipzig 1851.

Dr. Fr. Zeller, Pestalozzi und Rousseau. Frankf. 1851.

Mic. Nicolas, Introduction à l'étude de l'histoire de la philosophie. Vol. 1. 2. Par. 1849—50.

G. M. Schultzky, Theorie der Gegensätze oder Entwurf des Normalprincips. Königsb. 1851.

Vinc. Gioberti, Del bello. Capolago 1849.

— —, Del buono. Capolago 1851.

— —, Lettre sur les doctrines philosophiques et politiques de M. de Lamennais. Capolago 1850.

Dr. G. Widenmann, Gedanken über die Unsterblichkeit als Wiederholung des Erdenlebens. Gekrönte Preisschrift. Wien 1851.

Dr. E. Bauer, Symbolik des Kosmos. Weimar 1851.

Publications of the Percy Society.

Fr. W. Fairholt, Poems and songs relating to George Villiers, Duke of Buckingham. London 1850.

C. Hardwick, An anglo - saxon passion of St. George. Lond. 1850.

J. O. Halliwell, The loyal Garland: a collection of songs of the seventeenth century. Lond. 1850.

J. Payne Collier, Old ballads. Lond. 1840.

Ch. Mackay, A collection of songs and ballads relative to the London prentices and trades. London 1841.

C. T. Croker, The historical songs of Ireland. Lond. 1841.

The pain and sorrow of Evil marriage. Lond. 1840.

J. O. Halliwell, The early naval ballads of England. Lond. 1841.

W. Rowley, A search for money. Lond. 1840.

J. Payne Collier, The mad pranks and merry jests of Robin Goodfellow. Lond. 1841.

Th. Wright, Political Ballads published in England during the commonwealth. Lond. 1841.

Th. Deloney, Strange histories. Lond. 1841.

Th. Wright, Specimens of lyric poetry. London 1842.

Specimens of old Christmas Carols. Lond. 1841.

J. Orch. Halliwell, The Nursery rhymes of England. Lond. 1842.

C. Troya, Del veltro allegorico di Dante. Firenze 1826.

F. Wolf, Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf der Universitäts-Bibliothek zu Prag. Wien 1850.

Colleccion de obras poeticas Españolas. La publica Don Miguel Del Riego. P. I. Londres 1843.

E. Talbot, Essai sur la légende d'Alexandre-le Grand dans les romans français du XII siècle. Par. 1850.

M. de Seravalle, Charles d'Autriche. Brux. 1848.

Jules de Saint-Genois, Le chateau de Wildenborg (1604). Vol. 1. 2. Bruxelles 1846.

M. Holland und A. Keller, Lieder Heinrichs Grafen von Wirtenberg. Tübingen 1849.

Germania. Jahrbuch deutscher Belletristik. Jahrg. 1851. Bremen 1850.

G. Scherer, Deutsche Volkslieder. Leipzig 1851.

F. A. Pischon, Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt. Bd. 6. Abth. 2., welche die Prosaiker vom Jahre 1750 bis jetzt umfaßt. Berlin 1851.

H. von Plötz, Ueber den Sängerkrieg auf Wartburg nebst einem Beytrage zur Literatur des Räthsels. Weimar 1851.

Russisches Leben und Dichten. Leipzig 1851.

Franz Dingelstedt, Nacht und Morgen. Stuttgart 1851.

Ed. Boas, Schiller und Göthe im Xenienkampfe. Bd. 1. 2. Stuttg. 1851.

Dr. O. L. B. Wolff, Die deutschen Dichter von Gottsched bis zu Göthes Tode. Weimar 1849.

J. J. Nyssen, Examen critique et littéraire de la Tunisiade de Jean-Ladislas Pyrker. St. Trond 1844.

Milutinowitsch, Volkslieder der Montenegriner und Herzogewinaer Serben. Kaschau 1837.

Van Hembyse, Anna, historisch tafereel uit de Vlaemsche geschiedenis, tydens Maria van Bourgonje (1477). Deel 1. 2. Gent 1844.

E. Tegnér, Neuere Schriften. A. d. Schwed. übertragen von V. A. Altén. Heft 1. Leipzig 1851.

Die Edda, die ältere und jüngere, von K. Simrock. Stuttg. 1851.

Lettere varie inedite di Veronesi. Pisa 1850.

F. Z. Collombet, Lettres inédites de Leibniz à l'Abbé Nicaise (1693 — 1699) et de Galileo Galilei au P. Clavius et à Cassiano dal Pozzo. Lyon 1850.

Sam. Tuke, Selections from the epistles of George Fox. Lond. 1848.

Galleria dell' J. e Reale Accademia delle belle arti di Firenze. Fasc. 15 et ultimo. Firenze 1851.

Toiles peintes et tapisseries de la ville de Reims ... par L. Paris. T. 1. 2. avec planches. Par. 1843.

L. Dorst, Grabdenkmäler. Ein Beytrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters. Bd. 2. Görlitz 1849.

Dr. F. Piper, Ueber die Gründung der christl. archäologischen Kunstsammlung bey der Universität zu Berlin. Berlin 1851.

Febus, System der Tonlehre. Wien 1850.

J. Pharaon et Th. Dulau, Etudes sur les législations anciens et modernes. Classe I. Legislations orientales. I. partie. Droit Musulman. Livr. 1—5. Par. 1839.

Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. 4. verm. Aufl. Stuttg. 1851.

Annuaire de l'économie politique et de la statistique. 2 — 8. Année. Paris 1844 — 1851.

M. E. F. von Thielau, Gemeinschaftliche Productionssteuer von Salz und Rübenzucker in Deutschland. Braunschweig 1851.

Em. de Brouwer, Des richesses créées par l'industrie et les arts. Bruges 1850.

R. Uppert, Die Gefängnisse, Spitäler, Schulen, Civil- und Militär-Anstalten in Oesterreich, Bayern, Preußen, Sachsen, Belgien. Bd. 1. Wien 1850.

C. Maconochie, Verbrechen und Strafe. Das Marken-System. A. d. Engl. von H. Wulsten. Frankfurt 1851.

E. v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Th. 2. Der Feldzug von 1807. Bd. 3. Berlin 1851.

v. Hofmann, Zur Geschichte des Feldzugs von 1815 bis nach der Schlacht von Belle-Alliance. 2. verm. Aufl. Berlin 1851.

Grundzüge einer Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte. Stuttg. 1851.

Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen im Sommer des Jahres 1849. Herausg. vom k. k. Generalstabe des 3. Armeecommandos. Pesth 1850.

Le Vasseur, Commentaires de Napoléon, suivie d'un resumé des principes de stratégie du prince Charles. P. I. Par. 1851.

Bava, Relazione delle operazioni militari in Lombardia nel 1848. Torino 1848.

Streffleur, Die Dienstesvorschriften sämmtlicher Waffengattungen und Branchen der k. k. österreichischen Armee. Abth. 10. Die Armee im Felde. Wien 1851.

N. Pirogoff, Anatomie pathologique du choléra morbus. Avec Atlas. Pétersb. 1849.

Dr. Fr. Arnold, Handbuch der Anatomie des Menschen mit bes. Rücksicht auf Physiologie. Bd. 2. Abth. 4. Freib. 1851.

Dr. J. Engel, Untersuchungen über Schädelformen. Prag 1851.

M. A. Höfle, Chemie und Mikroskop am Krankenbette. Erlangen 1850.

C. Fr. Heusinger, Die Milzkrankheiten der Thiere und der Menschen. Erlangen 1850.

A. A. Frari, Sulle presenti questioni risguardanti il contagio. Venezia 1847.

W. Reichel, Ueber das Wesen der Gicht. Erlangen 1850.

M. Wittich, Die acute Pneumonie und ihre sichere Heilung. Erlangen 1850.

Dr. A. Pauli, Unfehlbare Heilung der nervösen, rheumatischen und gichtischen Uebel durch Magneto-Electricität. Berlin 1850.

R. Melzer, Studien über die asiatische Brechruhr. Erlangen 1850.

J. Moleschott, Lehre der Nahrungsmittel. Erlangen 1850.

Dr. W. Arnold, Das rationell-spezifische oder idiopathische Heilverfahren. Heidelberg 1851.

Dr. Stanelli, Was ist der Chloroformtod oder wie ist er zu verhüten? Berlin 1850.

Dr. C. H. Pfaff, Die asiatische Choleraepidemie im Herzogthum Holstein in dem Jahre 1850. Kiel 1851.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Annals of India for the year 1848. By George Buist. Bombay 1849.

Liest man das Vorwort des Hrn. Buist zu seinen Jahrbüchern der indischen Geschichte, so könnte man glauben, die häufig ausgesprochene Behauptung, die Weltgeschichte sey bloß ein für wahr gehaltenes Mährchen, wäre in der That vollkommen begründet. Meine Quellen, sagt der Verfasser, sind die Journale und Berichte der Augenzeugen; ich wollte die Begebenheiten erzählen zur Zeit, wo sie noch frisch und anziehend sind; ich konnte nicht warten, bis die amtlichen Denkschriften in den sogenannten blauen Büchern erscheinen. Die Geschichte wird aber hiebey nicht viel verlieren. Man weiß ja, in welchem Grade die dem Druck übergebenen Papiere, welche sich auf die öffentlichen Angelegenheiten Indiens beziehen, verkürzt, verändert und verfälscht werden. Und wie schlecht werden sie überdieß nach ihrer Bekanntmachung benützt! Ein großer Theil desjenigen, was man in Europa für die Historie der drey auf einander folgenden letzten Oberstatthalterschaften im angloindischen Reiche ausgibt, der Regierung des Lord Aukland, des Lord Ellenborough und Hardinge wird von den Betheiligten in ihren amtlichen Schreiben und Erklärungen geradezu geläugnet. Was hörte man nicht Alles über die geheimen Gründe des Heereszuges gegen Afghanistan und wer ihn veranlaßt habe! Nun erklärt Sir Henry Houbhouse im Parlamente, er selbst als Vorsitzender in der indischen Oberaufsichtsbehörde (mit andern Worten als Minister für die indischen Angelegenheiten) habe den Krieg gegen Afghanistan anbefohlen. Keine Spur findet sich hievon in den zahlreichen, den beyden Häusern vorgelegten Depeschen über diesen unglücklichen Feldzug, der mehr als 15,000 Menschen das Leben kostete und die indischen Finanzen auf lange Zeit zerrüttete. Lord Ellenborough wird gerühmt wegen des Rachezuges gegen Kabul. Nun steht aber in dem blauen Buche zu lesen, daß Lord Aukland ihn bereits anbefohlen und Ellenborough im Gegentheile die Heeresfahrt aufgeben und die Gefangenen in den Händen der Afghanen lassen wollte. Sindh, welches uns jährlich an eine halbe Million Pfund Sterling kostet, wurde gegen die ausdrücklichen Befehle des Oberstatthalters von Sir Charles Napier genommen, und doch schreibt man immer noch, Ellenborough habe die Eroberung Jung-Aegyptens, — so wird Sindh gemeinhin genannt, und Karradschi Jung-Alexandria —, veranlaßt und es wäre dieß eine sehr einträgliche Besitzung. Um diesen Entstellungen, um dieser Unkenntniß entgegen zu treten, wurden die indischen Annalen unternommen. Der Gedanke ist vortrefflich. Der Mangel solcher ostwestlicher oder westöstlicher Jahrbücher wurde schon längst von Allen gefühlt, welche diesem wichtigen Gebiete der neuern Geschichte ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Die orientalischen Zeitungen sind zu umfangreich, schwer zu erhalten und bald nach allen Winden zerstreut, und in die Zeitschriften der gelehrten asiatischen Gesellschaften verirrt sich nur selten eine auf das wirkliche Leben, auf den Orient der Gegenwart bezügliche Nachricht. Der erste vorliegende Band der Annalen ist aber hinter seiner Aufgabe und seinem

Versprechen auf dem Titel, nach welchem er „einen Ueberblick der vorzüglichsten Begebenheiten der britischen Besitzungen in Indien vom 1. Januar 1848 bis zum Ende des zweyten Krieges gegen die Sikh, März 1849," geben sollte, weit, sehr weit zurückgeblieben; er enthält keineswegs, was der Titel verspricht, ein Zeitbuch des angloindischen Reiches für das Jahr 1848, sondern eine ausführliche Geschichte dieses zweyten Krieges gegen die Sikh, eine Anzahl Nekrologe und Aufsätze, die sich beynahe ausschließlich auf die Regentschaft Bombay beziehen. „Die lange Dauer des Feldzuges im Pendschab," sagt das Vorwort, „habe den Verfasser verhindert, die andern Begebenheiten und die zahlreichen Reformen im angloindischen Reiche zu berichten." Aber gerade ein Bericht über die Maßnahmen im Innern des angloindischen Reiches wäre bey weitem das Anziehendste gewesen; über die Kriege gegen die Sikh haben wir Werke und Denkschriften genug, wovon einige auch bereits in den gel. Anzeigen besprochen wurden. Deßhalb übergehen wir diese ganze erste Abtheilung des Werkes und heben aus der zweyten der indischen Annalen einen Aufsatz hervor, welcher ein wenig bekanntes Volk betrifft und einen Mann, dessen Namen bey uns vielleicht noch niemals ausgesprochen wurde, der aber nichts desto weniger einzig dasteht in der ganzen neuern Geschichte. Wir meinen das Volk der Parsen und den ersten angloindischen Baronet, Dschamsedschi Dschidschibhoy.

Ein kleiner Theil der Anbeter des Ormusd verläßt im Beginne des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, um den endlosen Bedrängnissen und der Sklaverey der grausamen Muselman zu entgehen, die angestammte Heimath, erscheint an den Küsten Gudscherats und erfreut sich einer günstigen Aufnahme bey dem einsichtsvollen, menschlich gesinnten Radschah von Sanjan. Dürfen wir den Bericht über diese denkwürdige Begebenheit in einem persischen Werke für eine Probe der Jahrbücher der Meder und Perser halten, — die spätern muselmanischen Dichter und Annalisten geben bloß eine wirre Masse halbmythischer Nachrichten, — so ist ihr Untergang ein großer Verlust. „O machet uns kund," so läßt der parsische Geistliche Nosari den Radschah

von Sanjan sprechen, „wessen Glaubens ihr seyd*), dann soll euch ein Platz eingeräumt werden. Ihr müßt ferner, wollt ihr euch hier ansiedeln, eure Muttersprache aufgeben und die Sprache der Hind erlernen. Eine andere Bedingniß ist die weibliche Tracht; sie soll sich nicht von der unserer Frauen unterscheiden; ihr müßt eure Rüstungen und Schwerter ablegen und dürft sie nimmermehr tragen; wird eine Heirath geschlossen, so muß der Hochzeitszug des Nachts statt finden. Fügt ihr euch diesem Allen, so soll meine Stadt zu eurer Aufnahme geöffnet seyn."

(Schluß folgt.)

---

1. Revue archéologique.
2. The Museum of the Classical Antiquities.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest.
4. Ueber das Metroon zu Athen.
5. Denkmäler und Forschungen.
6. Archäologischer Anzeiger.

(Schluß.)

Die nicht weniger interessanten Erörterungen über die Rückseite dieser Vase muß ich theils der Kürze wegen, theils weil in meinem Exemplar die Tafel XXVII. mit der Abbildung dieser Vasenbilder fehlt, hier übergehen. — Jedoch kann ich mir nicht versagen, eine Stelle daraus anzuführen.

S. 310 f. lesen wir: „Betrachten wir die Kopfbedeckung der drey Götter, so weiset sie auf die Anakes hin, die in der ältesten Zeit nicht im Dualismus, sondern in einer Trias, als Tritopatreus, Euboleus, Dionysos angerufen wurden" u. s. w. — Dazu die Anmerkung: „Trotz

---

*) Die Quelle ist das Zeitbuch von Sanjan, von einem Dastur Nosari gegen das Jahr 1590 u. Z. verfaßt. Der persische Text befindet sich in dem unten angeführten Werke Wilsons S. 211.

des Beyfalls, dessen sich in der Stelle des Cicero de Nat. Deor. III. 21. die Emendationen Tritopatores für Tritopatreus, Eubuleus für Euboleus und die Einschiebung von Zagreus (siehe Creuzers Commentar zu d. St.) erfreuen, ziehe ich es vor, die Lesart der Handschriften beyzubehalten, Tritopatreus wie Triton auf Poseidon zu beziehen, Euboleus den Gutwerfer von dem Blitzeschleuderer Zeus-Helios zu verstehen, während der dritte Dionysos den Unterweltgott bezeichnet. Dieß hindert mich nicht zu erkennen, daß mit diesen Anakes die Tritopatoren der Athener — vielleicht auch in ihrer äußeren Gestalt übereinstimmen." — Von Anderm abgesehen, muß ich doch bemerken, daß die Lesart der Handschriften in der attischen Genealogie bey Pausanias I. 14. 2. p. 66. ed. Schub. et Walz wiederholt *Εὐβουλεὺς*, nicht einmal *Εὐβολεὺς* geben. — Uebrigens hat von jener Stelle Inghirani (Monumenti Etruschi p. 664) zur Erläuterung eines etrurischen Spiegelbildes (tav. 77) Gebrauch gemacht; und endlich erinnere ich jetzt noch an eine der folgenden Numern der archäol. Zeitung 1851 (S. 377 — 380), nämlich an die Abhandlung des Herrn v. Paucker: „über den lykisch-karischen Termeros und den griechischen dreygetheilten Zeus (*Ζεὺς Τριμερής*)."

Endlich komme ich zum Schluß dieses archäologischen Berichts mit Nro. 6. „Archäologischer Anzeiger," wobey ich mich sehr kurz fassen und nur den ersten Aufsatz, überschrieben Museum zu Karlsruhe berühren werde. Aus dieser Sammlung hatte Hr. Ed. Gerhard schon im vorigen Jahre eine sehr interessante Thonfigur der Io in einem gehaltvollen Programm, betitelt „Mykenische Alterthümer," beschrieben und ausgedeutet; — welches ich oben unter Nr. 3. nach Gebühr bereits gewürdigt habe. Da er aber im Eingang zu diesem Programm Anmerk. 5. sagt: „Nachdem die Vasen dieser schönen Sammlung durch Creuzer's Schrift: „Zur Gallerie alter Dramatiker. Auswahl unedirter griechischer Thongefäße" Heidelberg 1839 [er nennt nicht die zweyte vielfach verbesserte Ausgabe dieser Schrift in meinen: „Deutschen Schriften zur Archäologie" Darmst. und Leipz. III. S. 69—223. (1847)] längst in die Litteratur eingeführt sind, wird für die nicht minder ausgezeichneten sonstigen Terracotten derselben Sammlung selbst die ungefähre Notiz vermißt, die ein vorläufiges Verzeichniß leicht geben könnte." Hier hätte ich doch erwarten dürfen, daß der Verfasser, der im Besitz meiner sämmtlichen Deutschen Schriften ist, nachgelesen hätte, was Abth. V. 1. S. 176 f. (vom Jahre 1848) zu lesen steht. Nachdem ich nämlich dort die Entstehungsgeschichte dieser Karlsruher Sammlung erzählt habe, fahre ich fort: — „Ich erhielt vom Großherzog, der mich selbst nach Karlsruhe eingeladen (und füge ich jetzt hinzu: nicht lange darauf fürstlich belohnt hat) den Auftrag, einstweilen eine Auswahl der Vasen zu beschreiben und zu erklären. Seitdem ist diese Sammlung eine Zierde der herrlichen, von meinem Freunde dem Oberbaudirector Hübsch in Karlsruhe erbauten Kunsthalle; und da sie dort in ihrer jetzigen Aufstellung von den Archäologen mit aller Bequemlichkeit betrachtet werden, so ist zu hoffen, daß nicht nur die Erklärung der übrigen Vasenbilder, sondern auch der vielen zum Theil höchst zierlichen Terracotten an die Reihe kommen werde; für welche letztere Panofka's schönes Werk: „Die Terracotten des Berliner Museums" als Muster vorliegt."

Diese Anführungen überheben mich der Mühe, nun auch auszuziehen, was der Verfasser über die Entstehung dieser Sammlung ebenfalls berichtet. Doch da er des nun auch dort befindlichen „merkwürdigen Mithrasrelief" gedenkt, so bemerke ich zur Erläuterung, daß ich, nachdem es mir gelungen, dieses Denkmal am 23. April und die folgenden Tage 1838 an's Licht zu ziehen, dasselbe zuerst in den Heidelberger Jahrbüchern von demselben Jahre und dann später 1846 beschrieben und erläutert habe [28]). Indem ich mich auf einen flüchtigen

28) In den „Deutschen Schriften zur Archäologie" II. S. 277 — 377 unter dem Titel „Ueber das Mithreum von Neuenheim bey Heidelberg" mit Abbildungen und mit Beschreibung anderer Anticaglien, die sich in dieser aedicula vorgefunden, z. B. einer ara Herculis. — Jetzt hat Hr. Felix Lajard in seinem Werke „Recherches sur Mithra" zwey Abbildungen unsers Mithreum gegeben, nämlich Pl. 92 das Basrelief und Pl. 107 den Plan und das Profil der Fundamente des Tempelchens.

Ueberblick des Verzeichnisses selbst beschränken muß, bezeuge ich dem Hrn. Ed. Gerhard zuvörderst meine aufrichtige Freude, daß er in Betreff der Terracotten wenigstens vorbereitend nachholen konnte, was mir selbst zu thun theils durch den Drang anderer Arbeiten, theils durch Ungunst der Zeitverhältnisse versagt war, und fordere ihn auf, daß es ihm gefallen möge, diese schöne Sammlung durch Monographien, wie die oben von mir unter Nr. 3. angezeigte, nach ihrem ganzen Werthe bekannter zu machen.

Die Betrachtung dieser Classe von Anticaglien beginnt S. 26 mit der Rubrik I. Statuarische Thonfiguren und wird eröffnet mit den Göttergestalten, die von der Göttermutter an bis zu den Meergottheiten in ihren verschiedenen Kreisen überschaut werden; wobey auch die Gruppirungen nicht unbeachtet bleiben. Es folgen die heroischen Darstellungen; die Terracotten individuellen Bezugs, theatralische, musikalische, gymnastische, erotische, aus dem Kreise des gemeinen Lebens, Sklavengestalten, Thiere, Geräthe, ungefirnißte Thongefäße, Stirnziegel, Masken. Den Beschluß macht die Abtheilung Lampen mit Reliefs und endlich anatomische Präparate; letztere aus römischen Funden.

II. Bemalte Thongefäße.

Hierbey muß ich mich auf einige Berichtigungen beschränken, die auch hier durch des Verfassers Nichtbeachtung meiner „Deutschen Schriften zur Archäologie“ nöthig geworden. Ich übergehe daher die übrigen Numern und sogleich die erste.

„2. Amphora. $2\frac{1}{2}$ P. Dionysos und Ariadne zwischen Silenen. Rückseite. Thronender Zeus, von Creuzer in der „Gallerie alter Dramatiker“ S. 49 ff. für Dionysos gehalten, vermuthlich aber auf Athenens Geburt zu deuten.“ (— So von mir selbst schon 1840 umgedeutet in den Heidelb. Jahrbb. Nr. 6. S. 93 f. S. jetzt „Zur Archäologie III. S. 151 f. und über diese ganze Classe von Bildern Symbolik III. S. 523 ff. dr. Ausg.“)

8. „Lekythos. 1 P. Ismene am Brunnen; nach der gangbarsten Erklärung dieser auch sonst bekannten Scene, die Creuzer a. a. O. S. 76 ff. vielmehr auf Menelaos und Andromache zu deuten geneigt war.“ (— und noch geneigt ist. S. zur Archäologie III. S. 193 — 211. Eine dritte Ausdeutung dieses Vasenbildes in der Caßler Zeitschrift für Alterthw. 1850 S. 25 ff. übergehe ich, aus Achtung gegen einen sonst tüchtigen Archäologen, mit Stillschweigen.)

12. „Krater, $2\frac{1}{4}$ P. mit bacchischem Personal, welches durch die Inschriften *Μαρσυας*, *Ποσθον*, *Μαινας*, *Σοτελες* (nicht *Σοτενας*) näher bezeichnet, und darnach von Creuzer u. A. (vergl. Jahn Vasenbilder S. 24) erläutert worden ist.“ (S. zur Archäologie III. S. 147, wo aber die Schwierigkeit, die der Name *Σωτέλης*, einer solchen Person gegeben, haben möchte, erwogen wird.)

19. 20. Hier verweiset der Verf. auf meine ausführlichen Erörterungen über große Vasenbilder mit dem Urtheil des Paris und mit Orpheus in der Unterwelt, kennt aber nur meine Schrift „Zur Gallerie der alten Dramatiker.“ (Jetzt vgl. man „Zur Archäologie III. S. 72 ff., und besonders Nachträge I.,“ wo auch die Vase von Canosa, jetzt eine Hauptzierde der Münchner Pinakothek, besprochen wird, und II. S. 212 — 221.)

34. „Aryballos, von Creuzer (Gal. a. Dram. S. 66 ff.) auf Aphrodite und die Adonisgärten gedeutet, und durch manchen seitdem erfolgten Widerspruch (Jahn Ann. d. Inst. XVII, 383 sqq. Raoul-Rochette Revue arch. VIII. pag. 119) näher beleuchtet.“ (Aber s. dagegen jetzt: „Zur Archäologie“ III. S. 188 ff. mit den Anmerkungen.)

Und hiermit beschließe ich diesen Beytrag zur Bezeichnung des jetzigen Standpunktes der Archäologie.

Fr. Creuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Viertel Quartal. October — December.

(Schluß.)

M. Frank, Systematisches Lehrbuch der gesammten Chirurgie. Bd. 1. Erlangen 1849.

J. B. Bousquet, Nouveau traité de la vaccine et des éruptions varioleuses. Ouvrage couronné. Paris 1848.

Dr. A. Schmitt, Die Krankheiten des Mundes und der Zähne, ihre Behandlung und Heilung. Wien 1850.

M. Briot, Histoire de l'état et des progrès de la chirurgie militaire en France pendant les guerres de la révolution. Ouvrage couronné. Besancon 1827.

Ullersperger, Die Anwendung der verschiedenen natürlichen Salzquellen bey den Salinen in Kissingen zu Heilzwecken. Erlangen 1849.

J. H. Schürmayer, Theoretisch praktisches Lehrbuch der gerichtlichen Medizin. Erlangen 1850.

Dr. J. L. Casper, Gerichtliche Leichenöffnungen. Erstes Hundert. Berlin 1850.

J. F. C. Dietrichs, Handbuch der Veterinär-Akiurgie. 2. verb. Aufl. Berlin 1851.

J. Hornung, Idées sur l'évolution juridique des nations chrétiennes et en particulier sur celle du peuple française. Genève 1850.

Dr. G. Höfken, Ueber das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Oesterreich. Wien 1851.

Dr. H. G. C. Heumann, Handlexikon zum Corpus juris civilis. 2. verb. Aufl. 2. Hälfte. Schluß. Jena 1851.

Ch. G. Ad. v. Scheurl, Lehrbuch der Institutionen. Erlangen 1850.

E. Fein, Das Recht der Codicille. Abth. 1. Erlangen 1851.

Dr. C. Menn, Historische Beleuchtung der römischen Rechtsgrundsätze in Bezug auf die Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Grundeigenthums. Bonn 1850.

Sammlung der Verordnungen der freyen Hanse-Stadt Hamburg seit 1184. Bd. 21. Verordnungen vom Jahre 1849 und 1850. Hamburg 1851.

Dr. C. F. Curtius, Handbuch des im Königreich Sachsen geltenden Civilrechts. 4. verm. Ausg. von Ph. Hänsel. Th. 3. Leipzig 1851.

A. Ph. v. Segesser, Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern. Bd. 1. Buch 3. Luzern 1851.

Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum, herausg. von J. Merkel. Berlin 1851.

Dr. W. Seelig, Die Ablösung der Weideberechtigungen auf fremden Grundstücken. Göttingen 1851.

Dr. K. Sternberg, Des deutschen Volkes Staats- und Rechtsgeschichte. Kassel 1851.

A. de Massé, Le parfait notaire ou la science des notaires. Vol. 1 — 3. 6. édition. Par. 1843.

Ed. Taillandier, Essai sur les causes indivisibles etc. T. I. Droit romain. Livr. I. Par. 1850.

Dictionnaire du Notariat. 3. édition. T. I — VI. Supplément 1. 2. Par. 1832.

A. F. Couturier, Etudes sur la législation civile et criminelle en France. Par. 1843.

Fil. Bettini, Giurisprudenza degli stati Sardi. Vol. I. II. Torino 1850.

T. Anstey, Guide to the history of the laws and constitutions of England. Lond. 1845.

T. Anstey, A guide to the laws of England affecting roman Catholics. Lond. 1842.

Anquetil Duperron, Législation orientale. Amsterd. 1778.

Dr. A. v. Daniels, Die Civilstandsgesetzgebung für England und Wales. Berlin 1851.

M. Gaillard, Devoirs des présidents de cour d'assises, des jurés, des témoins et des experts. 2. édition. Par. 1844.

Dr. J. v. Würth, Die österreichische Strafprozeßordnung vom 17. Januar 1850. Lief. 3—8. Schluß. Wien 1850.

Achille-François Le Sellyer, Traité du droit criminel appliqué aux actions publique et privée qui naissent des contraventions, des délits et des crimes. Vol. I — VI. Par. 1844.

A. Rodière, Elements de procédure criminelle. Par. 1850.

Entwürfe des Stafgesetzbuches für die preußischen Staaten und des Gesetzes über die Einführung desselben. Berlin 1851.

M. Carnot, De l'instruction criminelle. 2. édition. Vol. 1—4. Par. 1836.

J. W. Albani, Ueber den militärischen Verrath. Dresden 1851.

Dr. A. Leonhardt, Die Justizgesetzgebung des Königreichs Hannover. Bd. 1. 2. Hannover 1851.

Dr. G. Henrici, Ueber die Unzulänglichkeit eines einfachen Strafrechts-Princips. 4. verm. Aufl. Braunschweig 1851.

C. de Garden, Histoire générale des traités de paix et autres transactions principales entre toutes les puissances de l'Europe depuis la paix de Westphale. T. 10. Par. 1851.

W. v. Hodenberg, Bescheidene Gedanken in Anlaß der hannover'schen Organisationspläne. Lüneburg 1850.

J. Herz, Die Postreform im deutsch-österreich. Post-Vereine. Wien 1851.

Dr. E. Herrmann, Ueber den verfassungsmäßigen Weg bey Einführung von Veränderungen in den Consistorial-Einrichtungen. Göttingen 1851.

Dr. A. H. Springer, Oesterreich, Preußen und Deutschland. Prag 1851.

Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit. 2. Aufl. Berlin 1851.

J. J. A. Worsaae, Protest eines Jütländers gegen Jakob Grimm's neues deutsches „Volksrecht." Kopenhagen 1850.

Deutschlands Zukunft und die Stellung des deutschen Adels zu derselben. Frankf. 1851.

C. Trefurt, Die badische Revolution von 1849 und das Verhalten nach derselben. Karlsruhe 1850.

— —, Frankfurt und Erfurt, oder Lehren der Vergangenheit für Deutschlands Zukunft. Carlsruhe 1850.

Von der Person des Königs in der repräsentativen Monarchie Preußens. Berlin 1851.

Fr. Bülau, Der Eintritt Gesammt.Oesterreichs in den deutschen Bund. Leipzig 1851.

A. H. v. Arnim, Zur Politik der Contre-Revolution in Preußen. Berlin 1851.

L. Verus, Zweck und Mittel. Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeversammlungen in kleineren Staaten. Leipzig 1851.

W. Rüstow, Der deutsche Militärstaat vor und während der Revolution. 2. verm. Aufl. Zürich 1851.

Dr. P. A Pfitzer, Deutschlands Aussichten im Jahre 1851.

W. v. Merckel, Die Furcht vor den Dresdener Conferenzen. Berlin 1851.

O. Franklin, Die deutsche Politik Friedrichs I., Kurfürsten von Brandenburg. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1851.

Bülow-Cumerow, Die Reform der Verfassung aus dem conservativen Gesichtspunkte. Berlin 1851.

Ev. Bavoux, Du communisme en Allemagne et du radicalisme en Suisse. Par. 1851.

Gesetz die Einrichtung von Anwaltskammern betreffend vom 8. November 1850. Hannover 1851.

Dr. R. Osterloh, Der ordentliche bürgerliche Prozeß nach k. sächsischem Rechte systematisch dargestellt. 3. verm. Aufl. Bd. 1. Leipzig 1851.

Schering, Zusammenstellung der bestehenden Vorschriften über die Prüfung, Ernennung und Beschäftigung der Auscultatoren, Referendarien ... in der Rheinprovinz. Berlin 1850.

C. Fr. Belitz, Vollständ. Handbuch für Notarien. Parchim 1833.

Publications of the Parker Society.

W. A. Fulke, A defence of the sincere and true translations of the holy scriptures. Ed. by Ch. Hartshorne. Cambridge 1843.

Ketley, The two liturgies A. D. 1549 and A. D. 1552 with other documents. Cambridge 1844.

E. D. Rendell, The Antediluvian history and narrative of the Flood. Lond. 1851.

Synopsis evangelica. Ex quatuor evangeliis ordine chronologico concinnavit etc. C. Tischendorf. Lips. 1851.

H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Bd. 1. Göttingen 1851.

Rog. Bacon, Opus majus. Ex codice Dubliniensi ... ed. Jebb. Lond. 1733.

Dr. Giles, Hebrew Records: an historical enquiry concerning old testament. Lond. 1851.

C. W. E. Nägelsbach, Der Prophet Jeremias in Babylon. Erlangen 1850.

J. E. F. Sander, Commentar zu den Briefen Johannis. Elberfeld 1851.

J. Cahen, Esquisse sur la philosophie du poème de Job. Par. 1851.

Dr. Fr. Chr. Baur, Das Markusevangelium nach seinem Ursprung und Charakter. Tübingen 1851.

C. Stern, Commentar über die Offenbarung des Apostel Johannes. Abth. 1. Breslau 1851.

P. J. Schneider, Biblisch geschichtliche Darstellung der hebräischen Musik, deren Ursprung. Bonn 1834.

Dr. J. H. A. Ebrard, Christliche Dogmatik. Bd. 1. Königsberg 1851.

H. Tuke, The principles of religion as professed by the society of Christians, usuality called Quakers. York 1842.

J. H. A. Ebrard, Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. 2. umgearbeitete Aufl. Erlangen 1850.

Dr. G. Wolterstorff, Die Selbstständigkeit der Kirche. Stendal 1851.

M. Aschenbrenner, Ueber die Nothwendigkeit einer Reform des geistlichen Kirchenwesens. Leipz. 1851.

Rob. Barclaius, Theologia verae christianae apologia. Ed. 2. Lond. 1729.

Rob. Barclay, An apology for the true christian divinity. Lond. 1849.

W. Penn, No cross, no crown: a discourse, shewing the nature and discipline of the holy cross of Christ. P. 1. 2. Lond. 1849.

G. Ch. H. Stip, Hymnologische Reisebriefe an einen Freund des protestantischen Kirchenliedes. Heft. 1. Berlin 1851.

Th. Lienhart, De antiquis liturgiis et de disciplina Ascani. Argentorati 1829.

Decreta authentica congregationis sacrorum rituum cura et studio Al. Gardellini. Editio altera emendatior. T. I — VII. Romae 1824 — 26.

Capefigue, Les quatre premiers siècles de l'église chrtéienne. T. 2 — 4. Par. 1851.

Dr. J. J. Ritter, Handbuch der Kirchengeschichte. 4. verb. und verm. Aufl. Bd. 1. 2. Bonn 1851.

G. Tinkhauser, Beschreibung der Diöcese Brixen. Bd. 1. Heft 1. Brixen 1851.

J. E. Tennent, Christianity in Ceylon. London 1850.

J. G. Canneel, Histoire du diocèse de Bruges. Livr. 1 — 13. Bruges 1850.

Ch. J. Revillout, De l'Arianisme des peuples germaniques. Par. 1850.

A. C. Carton, Essai sur l'histoire de S. Sang depuis les premiers siècles du Christianisme. Bruges 1850.

Was sind die sogenannten Irvingianer für Leute? Berl. 1851.

de Crevain, Histoire ecclésiastique de Bretagne depuis la réformation jusqu'à l'édit de Nantes, publié par B. Vaurigaud. Par. 1851.

G. Wyatt, Lachrymae ecclesiae. The anglican reformed church and her clergy in the days of their destitution and suffering during the great rebellion in the 17. century. Lond. 1844.

Jos. J. Gurney, Observations on the distinguishing views and practices of the society of friends. Norwich 1842.

Dr. C. E. Greiling, Die gegenwärtige Hoffnungslosigkeit der Zukunft der Hannoverschen Landeskirche. Celle 1850.

L. J. Grotto dell' Ero, Ricerche ed osservazioni storico-crit. diplom. intorno a San Bellino. Padova 1843.

R. P. Dom Pitra, Etudes sur la collection des actes des Saints, par les R. B. P. jésuites bollandistes. Par. 1850.

Fel. Bogaerts, Iconographie chrétienne de Belgique. Anvers 1850.

A. W. Möller, Die westphälische Provincial-Synode seit Einführung der Kirchenordnung vom J. 1835. Bielefeld 1851.

Der Josephinismus und die kaiserl. Verordnungen vom 18. April 1850 in Bezug auf die Kirche. Wien 1851.

Il Pontificato. Lugano 1851.

C. H. E. Oven, Die Presbyterial- und Synodal-Verfassung in Berg, Jülich, Cleve und Mark. Essen 1829.

B. G. Bayerle, Ueber die Inquisition im Allgemeinen und die spanische Inquisition insbesondere. Düsseldorf 1851.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

H. Madden, On the origin of Universities and academical degrees. Lond. 1835.

A. Kirchhoff, Beyträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Bd. 1. Notizen über einige Buchhändler des 15. und 16. Jahrhunderts. Leipzig 1851.

F. J. Fromann, Die neuesten Versuche zur Preßgesetzgebung. Jena 1851.

J. Milton's Areopagitica. A. d. Engl. übers. von Dr. R. Röpelt.

Ch. Pieters, Annales de l'imprimerie Elsevirienne. Gand 1851.

De Broederhand. Tijdschrift voor Neder-en hoogduitsche letterkunde . . . opgesteld Dr. W. Wolf. Aflevering 1 — 10. Bruxelles 1845.

G. Dyer, The privileges of the university of Cambridge. Vol. 1. 2. Lond. 1824.

C. M. Riccio, Memorie storiche degli scrittori nati nel regno di Napoli. Napoli 1844.

M. Chr. G. Lorenz, Bericht über die Gründung und Eröffnung der Landesschule zu Grimma im J. 1550. Heft 1. 2. Grimma 1850.

Congrès scientifiques de France. 17. Session, tenue à Nancy, en Septemb. 1850. T. 1. 2. Par. 1851.

C. A. Sainte-Beuve, Causeries de Lundi. T. I. Par. 1851.

Dr. A. Boltz, Ueber russische Literatur. Berlin 1851.

Frz. J. v. Bianco, Die ehemalige Universität und die Gymnasien zu Cöln. Th. 2. Cöln 1850.

Transactions of the society for the encouragement of arts, manufactures . . and commerce. Vol. 1 — 55. Lond. 1805 — 1845.

Transactions of the horticultural society of London. Vol. 1 — 9. Lond. 1812 — 1842.

Nye Sammling af del k. Danske Videnskabers Selskabs Scrifter. Deel I — V. Kiobenh. 1781 — 1799.

Sapiski. Gelehrte Denkschriften, herausg. von der kais. Universität zu Kasan. Jahrg. 1835 — 1845. Kasan 1835 — 1845.

Th. Hobbes, The english works. Collected and edited by Sir William Molesworth. Vol. I — XI. Lond. 1839.

Jos. Castaldius, Opuscula. Neapoli 1839.

H. Coleridge, Essays and marginalia. Ed. by his brother. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Dr. R. P. Schulze, Wissenschaftliche Unterhaltungen. I. Radeberg 1851.

P. A. Paravia, Discorsi accademici ed altre opere. Turin 1843.

R. W. Emersen, Representative men, seven lectures. Lond. 1850.

L. Cibrario, Opuscoli. Torino 1841.

C. Forster, The one primeval language traced experimentally through ancient inscriptions. Lond. 1851.

P. Boetticher, Arica. Halae 1851.

Dr. G. B. Bolza, Vocabolario genetico-etimologico della lingua italiana. Dispensa 1. Wien 1851.

Fr. Cherubini, Vocabolario milanese-italiano. Vol. 1 — 4. Milano 1839 — 1843.

P. Ackermann, Traité de l'accent appliqué à la théorie de versification. Par. 1843.

A. Janežic, Wörterbuch der sloven. und deutschen Sprache. Leipzig 1851.

Dr. M. A. Ulemann, De veterum Aegyptiorum lingua et litteris. Leips. 1851.

Demosthenes ex rec. G. Dindorfii. Vol. I — VII. Oxon. 1846 — 49.

D. Junii Juvenalis Saturarum libri V, ex rec. et cum comment. O. Jahnii. Vol. I. Berol. 1851.

S. Aurel. Victor de viris illustribus urbis Romae. Mit Commentar und Wörterbuch von E. Keil. Breslau 1850.

Fortia d'Urban, Recueil des itinéraires anciens, comprenant l'itinéraire d'Antonin, la table de Peutinger . . . Par. 1845.

C. Plinii Secundi naturalis historiae libri XXXVII, rec. et comment. crit. indicibusque instruxit J. Sillig. Vol. I. Hamb. 1851.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Annals of India for the year 1848.

(Schluß.)

Die Parsen ließen sich die Vorschläge gefallen. Der Vorstand aller Magier nahm das Wort und sprach in folgender Weise: „Horch, o weiser Fürst, auf das, was ich dir von unserm Glauben berichte. Fürchte nichts von uns; wir werden Niemanden ein Leid zufügen und in allen Hindu unsere Freunde sehen, deine Feinde hingegen nach allen Winden zerstreuen. Wir sind, deß seyd versichert, Anbeter des großen Gottes. Der Religion wegen sind wir vor den Ungläubigen entflohen; alle Besitzthümer haben wir aufgegeben, haben mancherley Beschwerden unterwegs erduldet, Haus und Hof, Hab und Gut, Alles haben wir im Stiche gelassen. O glückseliger Fürst, wir sind die armen Sprößlinge des Dschemschid. Wir verehren Mond und Sonne; überdieß stehen bey uns drey andere Dinge in hoher Achtung: die Kuh, das Wasser und das Feuer. Alles, was Gott in der Welt erschaffen hat, genießt unsere Verehrung. Diesen Gürtel aus zwey und siebzig Drähten binden wir um, fröhlichen Herzens. Während ihrer periodischen Reinigung blicken die Frauen nicht zur Sonne, nicht zum Himmel, nicht zum Mond empor, auch dürfen sie dem Wasser und Feuer nicht nahe kommen, den Symbolen der Reinheit. So lange die Periode dauert, müssen sie sich aller dieser Dinge enthalten, sowohl beym Licht des Tages, wie in der Finsterniß der Nacht; erst wenn sie sich gereinigt haben, dürfen sie den Blick wieder zum Feuer und zur Sonne emporrichten.“

Drey Jahrhunderte lang, heißt es weiter in den Jahrbüchern, blieb die Menge der Ausgewanderten zu Sanjan vereinigt. Jetzt zogen Einige weiter gen Norden und ließen sich in Bombay, Baroch und an einigen andern Orten nieder. Sie trieben, worauf die Fremdlinge immer angewiesen sind, Handelsgeschäfte und andere freye Gewerbe. Bald sammelten sie große Reichthümer und gelangten dadurch, wie immer geschieht, zu Ansehen und Einfluß in der neuen Heimath. Sie waren zu allen Zeiten den duldsamen, menschlich gesinnten indischen Fürsten treue Unterthanen, und kämpften an ihrer Seite gegen die blutdürstigen, glaubenstollen Muselman. So namentlich bey dem Einfalle des Mahmud Schah von Gudscherat (1507), Begarra *) oder die zwey Bergschlösser zubenannt. Es hatte nämlich der Schah zwey Bergschlösser gebrochen, wovon man glaubte, sie würden sich gegen alle kriegerischen Anstrengungen behaupten können. Das heilige Feuer, welches die

*) Begada bey Wilson: The Parsi Religion as contained in the Zand-Avasta, and proponed and defended by the Zoroastrians of India and Persia, unfolted, refuted and contrasted with Christanity. By John Wilson, Bombay 1843. S. 589 ist wohl ein Druckfehler, deren mehrere im Werke sich finden, weil der Verfasser nicht in Indien war, als sein Werk durch die Presse ging. Die Bedeutung des Beynamen Begarra gibt Dschemaleddin Husain, angeführt von Ferischtah, History of India, translated by Briggs, IV, 54, 78. Die Europäer erzählen allerley Abenteuerlichkeiten von diesem Fürsten Gudscherats; er ernähre sich vom Gift, sein Athem sey deßhalb tödtlich u. s. w. Ramusio I. 157. 296.

Auswanderer von Persien mitgebracht und bis jetzt erhalten hatten, ist bey dieser Gelegenheit in das Moorgebüsch von Wasanda geflüchtet, und als die Gefahr vorüber war, nach Nosari zurückgebracht worden.

Die Parsen Hindostans unterhielten immer innige Verbindung mit ihren in der Heimath zurückgebliebenen Glaubensgenossen, die sich in Kerman und Jesd in ziemlicher Anzahl finden. Die Reichern der parsischen Gemeinde zu Surat schickten nicht selten Sendboten nach Persien, um die auf Religion und Geschichte ihres Volkes sich beziehenden Werke aufzukaufen; sie ließen die angesehensten Geistlichen aller drey Classen, die Hirbed, Mobed und Desturs einladen und erfreuten sich ihres vertraulichen Umgangs. Lange Zeit blieben alle Anbeter des Ormusd in Persien wie in Indien ein Herz und eine Seele; aber auch unter ihnen hat vor ungefähr einem Jahrhundert, wie dieß nicht selten geschieht, über einen geringfügigen Gegenstand eine Spaltung stattgefunden, die bereits auf ihre ganze Stellung nachtheilig rückwirkt und in Zukunft noch größere Folgen haben kann. Das gewöhnliche Jahr der Parsen besteht nämlich seit den ältesten Zeiten aus 365 Tagen mit einem Schalttage im vierten, woran die in der Heimath Zurückgebliebenen festhielten und festhalten. Die Parsen Hindostans haben diesen Schalttag übersehen und behaupteten später, das Kirchenjahr dürfe niemals einen Tag hinzufügen. Nun ging ein parsischer Armbandmacher nach Kerman, lernte dort die richtige Zeitrechnung kennen und wußte nach seiner Rückkehr einen kleinen Theil der indischen Landsleute zu bereden, sich ihr zu fügen. Diese wurden nun spöttisch die Armbänder oder auch die Frühern genannt, weil sie alle Festtage 30 Tage früher feyern, während die Andern sich den Ehrentitel Rasami, d. h. die Allgemeinen beylegten, wofür wohl auch Scheheršai *) gebraucht wird, ein Name, der ungefähr dasselbe bedeutet. Dieser chronologische Streit hat bereits in andern Dingen Zwiespalt erzeugt: die beyden Parteyen befolgen verschiedene Grundsätze bey den religiösen Ceremonien, im Rechte und den geselligen Pflichten, sowohl der einzelnen Genossen wie der ganzen Gemeinde.

Man hat in frühern Zeiten die Anzahl der Parsen viel zu hoch angenommen. Noch im J. 1818 hat Hr. Pope, Uebersetzer der sogenannten Offenbarungen des Ardai Wiraf, ein Mann, der lange mit dem Volke lebte und sich seines Vertrauens in hohem Grade erfreute, berichtet, das ursprünglich kleine Häuflein der Auswanderer hätte sich auf 150,000 Familien vermehrt *). Dieß ist, wie jetzt die amtlichen Zählungen lehren, sehr übertrieben. Die Gläubigen des Ormusd im westlichen Indien, zu Bombay, Baroch, Surat und an einigen andern Orten belaufen sich kaum auf 50,000 Seelen; überdieß sollen in der persischen Provinz Kerman und zu Jesd an 20,000 leben, so daß die Parsen höchstens 70 — 80,000 Männer und Weiber, Kinder und Greise zählen mögen. Ihr Einfluß, den sie sich durch sittliches Betragen und vernünftiges Verhalten, durch Reichthum und Wohlthätigkeit, durch ihre, man möchte sagen, europäische Betriebsamkeit und, weil die Religion weniger ins bürgerliche Leben übergreift, wie die der Hindu und Muselman, durch ihre Annäherung zu den westlichen Künsten und Wissenschaften erworben haben, ist aber, wie das Leben und Wirken des Dschamsedschi Dschidschibhoy zeigt, bey weitem bedeutender, als man ihrer geringen Zahl nach schließen könnte. Dieser denkwürdige Mann, der Sohn eines armen mit alten Flaschen handelnden Parsen zu Bombay, hat durch Thätigkeit, Einsicht und biederes Benehmen einen unermeßlichen Reichthum erworben, und hievon einen Gebrauch gemacht, der vielleicht einzig

*) Scheheršai heißt wörtlich Stadtsitte. Dieser Name ward vor wenigen Jahren von Einigen ohne allen Grund in Schahinschahi, fürstliche Zeitrechnung verwandelt, worüber ein neuer Zwist entstand, weil ein Theil der Rasami dieser Neuerung widersprach.

*) The Ardai Viraf Nameh, with notes and illustrations by J. A. Pope. London 1818. pag. 118. Ardai war nach Firdusi ein Zeitgenosse des Gründers der Sassanidendynastie und blühte von 200 — 240 u. Z.

dasteht in der ganzen Weltgeschichte. Der Westen hat wenigstens in den letzten Zeiten, obgleich einzelne Banquiers durch Vermögen und Einfluß sich selbst zu einer politischen Macht empor schwangen, auch nicht im Entferntesten etwas Aehnliches aufzuweisen.

Nach dem englischen Gesetze kann der Gläubiger, auch geringer Forderungen wegen, einen Schuldner einsperren lassen, was in den heißen Klimaten Indiens eine sehr harte Strafe ist. Nun werden seit 1822 jährlich bedeutende Summen zum Loskauf der kleinen Schuldner verwendet; andere sind zur Unterhaltung der Hospitäler für alte kranke Menschen und Thiere in Bombay und andern Orten angewiesen. Zur Ausgleichung der Streithändel vermittelst der Schiedsgerichte, der Pantschayat, liegen Gelder bereit; an vielen Plätzen längs der Westküste der indischen Halbinsel wurden Brunnen gegraben und Wasserbehälter angelegt und medicinische Anstalten geschaffen; alle öffentliche und Religionsanstalten, Arme, Blinde und Nothleidende jeder Art bekommen reichliche Unterstützungen; über die Furth von Bombay nach Salsette wird eine herrliche Brücke errichtet; für arme Reisende stehen seit einiger Zeit Häuser bereit, wo sie unentgeltlich Nachtlager und Speise erhalten; die meisten höhern und niedern Bildungsanstalten der verschiedenen Religionen und Völker zu Calcutta wie in ganz Indien, genießen reichliche Zuschüsse; einzelne Theile der heiligen Schriften der Parsen werden dem Drucke übergeben und Journale und Bücher zur Bildung des Volkes in Masse verbreitet. Dieß Alles und vieles Andere, was der Welt nicht bekannt ist, dieß Alles geschah und geschieht auf Unkosten dieses Parsen. Dschamsedschi Dschidschibhoy, — der 1783 geboren, jetzt noch (1851) in frischen Jahren zu Bombay lebt, hat eine Viertel Million Pfund Sterling für die Bildung der indischen Völkerschaften, zur Abhilfe der Leiden der Menschen und Thiere ausgegeben. Die Regierung wollte diesen außerordentlichen Mann auch in außerordentlicher Weise auszeichnen; sie hat ihn 1842 (die erste englische Standeserhöhung in Indien) zum Baronet erhoben. Man sagt jetzt Sir und Lady Dschamsedschi. Die Art und Weise, wie die Parsen dieses Ereigniß zu verewigen, wie sie dem ersten und einzigen Baronet ihre Dankbarkeit darzulegen suchten, ist für die Zoroastergläubigen bezeichnend und höchst ehrenvoll. Sie haben ihm keine Feste gegeben; sie haben keine nutzlosen Denkmäler errichtet. Beyträge sammelten sie zu einem, nach dem gefeyerten Wohlthäter benannten Kapital, um gute Bücher aus europäischen und andern Sprachen zu übersetzen und unentgeltlich unter den Parsen zu verbreiten. „Wir wollen in Ihrem Sinne wirken," so sprachen die Genossen, welche ihm die Urkunde der Stiftung überbrachten, „und konnten demnach nichts anders thun, als auf die Erziehung und Erhebung unsers Volkes hinzuwirken." „Diese That," erwiderte der Baronet, „ist mir auch mehr werth, als all die weltlichen Ehren; sie wird in der Todesstunde meine liebste Erinnerung seyn. Die Standeserhöhung hat für mich nur vom volksthümlichen Standpunkte einen Werth, es ist eine Ehre für Indien; vielleicht wird dadurch die Aufmerksamkeit Ihrer Majestät in etwas höherem Grade nach unserm Lande gewendet. Uebrigens werde ich selbst dem Uebersetzungsfond drey Lakh Rupien, — dreyßigtausend Pfund Sterling —, zulegen." Die Inschrift auf seinem Hospitale zu Bombay zeichnet am besten den Charakter des Mannes und den reinen Glauben der aufgeklärten Parsen. Sie besteht ihrem Wesen nach in folgenden Worten: „Dieses Gebäude ist errichtet auf Kosten des Ritters Sir Dschamsedschi Dschidschibhoy, des ersten Eingebornen Indiens, welcher zum britischen Baronet erhoben wurde. Hiemit hofft er eine angenehme Pflicht gegen die Regierung, gegen sein Land und Volk zu erfüllen. Zugleich diene es als Opfer zur feyerlichen Erinnerung aller der Segnungen, der religiösen Dankbarkeit dem allmächtigen Gott, dem Vater im Himmel, dem Vater der Christen, der Hindu, der Muselman und Parsen, dargebracht mit demüthigem inbrünstigen Gebete für einen dauernden Schutz und Segen über seine Kinder und Familie, über sein Volk und Vaterland."

Neumann.

Journal für die Physik und Chemie des Auslandes in vollständigen Uebersetzungen herausgegeben von Dr. A. Krönig. Berlin 1851.

I.

Unter diesem Titel erscheint seit dem Januar 1851 eine von Hrn. Krönig bearbeitete Zeitschrift, welche den Zweck hat, von allen werthvollen Arbeiten aus dem Gebiete der Physik und physikalischen Chemie, die in nichtdeutschen Zeitschriften veröffentlicht werden, in kürzester Frist nach ihrem Erscheinen vollständige Uebersetzungen zu liefern.

Die bis jetzt bekannt gewordenen acht Hefte — Januar- bis August-Heft — zeigen zur Genüge, daß diese Aufgabe, welche Hr. Krönig unternahm, in jeder Beziehung gelöst wurde. Die sämmtlichen, in jenen Heften enthaltenen Abhandlungen, unter welchen Faraday's Experimental-Untersuchungen über Elektricität — 24. bis 27. Reihe —, die jüngsten Arbeiten aus dem Gebiete der Akustik von Wertheim, die neuesten Untersuchungen über strahlende Wärme von Provostaye und Desains, die Arbeiten über Pendelschwingungen von Foucault, Bravais, Cor, (den Mitgliedern der Academia del Cimento *), Wheatstone, Franchot, Bunt, ꝛc. ꝛc. sich befinden, sind nicht etwa in Auszügen, sondern in vollständigen deutschen Uebersetzungen so wiedergegeben, daß sie in Beziehung auf Ausdrucksweise und Klarheit des Vortrages keinen Wunsch übrig lassen. Ebenso genügt diese Zeitschrift auch allen Anforderungen in Beziehung auf Vollständigkeit, wenigstens in den bis jetzt erschienenen Heften, indem von den sämmtlichen, in auswärtigen, uns bekannten, Zeitschriften bis zum Monate August veröffentlichten Original-Abhandlungen keine wichtige Arbeit in jenem Journale unberücksichtiget blieb. Neben diesen schönen Eigenschaften, welche Krönig's Journal an sich trägt, zeichnet sich dasselbe auch noch dadurch aus, daß es die vollständige Literatur der Physik und Chemie liefert, die am Ende eines jeden Jahres durch ein eigenes Register brauchbar gemacht wird. Eine solche umfassende Aufgabe kann durch keine unserer so ausgezeichneten deutschen Zeitschriften für Physik und Chemie gelöst werden, wenn in diesen die deutschen Original-Arbeiten die gehörige Rücksicht finden sollen. Es enthalten wohl die deutschen physikalischen Zeitschriften mehr oder minder vollständige Auszüge der ausgewähltesten, in nichtdeutscher Sprache veröffentlichten Arbeiten, allein viele Arbeiten müssen wohl dabey unberücksichtiget bleiben, die für Jeden, der den Fortschritten der Physik gehörig folgen will, von derselben Wichtigkeit seyn müssen, als die in deutschen Journalen enthaltenen physikalischen Abhandlungen des Auslandes.

Welche Vortheile daher das oben erwähnte Journal dem deutschen Leser gewährt, bedarf hier keiner weiteren Auseinandersetzung. Es wird dasselbe wohl aber auch allgemeineres Interesse finden, indem unter den bestehenden Zeitschriften uns keine bekannt ist, welche die in Frankreich, England, Belgien, Italien, Rußland ꝛc. publicirten physikalischen Arbeiten in einer solchen Vollständigkeit zusammengestellt enthält, wie Krönigs Journal.

Dieses Journal besteht also, wie wir sehen, einzig in seiner Art, und es wird daher Niemand, der mit den Fortschritten der Physik stets bekannt bleiben will, dem Unternehmen des Hrn. Krönig die Anerkennung versagen. Möge nun dieses schöne Unternehmen in der Folge durch keinerley Hinderniß gestört werden und stets die gehörige Unterstützung finden, damit diese Zeitschrift auch durch lange Zeit sich erhalten und allmählig einen höheren Grad von Vollkommenheit erreichen kann. Gewiß würde letzteres der Fall seyn, wenn außer den physikalischen Arbeiten auch den Leistungen aus der angewandten Mathematik, welche durch nichtdeutsche Zeitschriften veröffentlicht werden, die gehörige Rücksicht geschenkt werden könnte.

* Von Antinori mitgetheilt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.
Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar 1852 hielt der Hr. Classensekretär folgenden Vortrag:

Anerbieten von Abschriften wichtiger Documente für die bayerische Geschichte, die im k. schwedischen Archive zu Stockholm aufbewahrt sind.

Im abgelaufenen Jahre 1851 wurde der gelehrte Professor Dr. B. Dudik aus der Benedictiner-Abtey Raygern bey Brünn in Mähren, derselbe, welcher das Jahr vorher den ersten Band von Mährens Geschichtsquellen, Brünn, 1850 gr. 8., herausgegeben, von der k. k. österreichischen Staatsregierung nach Schweden geschickt, um Urkunden und Archivalien überhaupt, welche im 30jährigen Kriege aus Oesterreich, Böhmen u. s. w. nach Schweden gebracht worden waren, aufzusuchen. Seine Rückkehr, angeblich mit erheblicher Ausbeute, haben uns die Zeitungen verkündet, und mit Erwartung sieht das gelehrte Publikum der Veröffentlichung dieser Ausbeute entgegen.

Daß auch bayerischer Seits Schritte gemacht wurden, um die aus den fränkischen Bisthümern, insbesondere aus Würzburg durch die Schweden entführten literarischen Schätze wieder zu gewinnen, oder doch diplomatisch genaue Abschriften derselben zu erhalten, ist bekannt; aber auch, daß diese Bemühungen nach dieser Richtung hin bis jetzt von keinem günstigen Erfolge gewesen sind.

Der Herr Oberbibliothekar und Landtagsabgeordnete Dr. Anton Ruland hatte die Güte, mir am 13. October 1851 einen Brief des apostolischen Vicars, J. L. Studach, an den Custos der k. Universitätsbibliothek in Würzburg, Hrn. Muus d. d. Haga bey Stockholm, den 28. August 1851, mitzutheilen, und ich stehe nach der vom Hrn. Oberbibliothekar Dr. Ruland erhaltenen Erlaubniß nicht an, diejenigen Stellen aus ihm hier vorzutragen, welche auf unsere Angelegenheit Bezug haben.

— — — „Es ist erwiesene Thatsache, daß zwey Schiffe mit Kriegsbeute, literären Schätzen, im 30jährigen Kriege auf der Ostsee zu Grunde gegangen, woher sowohl Professor Dudik, als ich es erklären, warum gar keine fränkischen handschriftlichen Urkunden hier vorkommen. Dagegen findet sich Vieles, das die bayerische Geschichte des 30jährigen Krieges angeht. Ich bringe darüber Folgendes hiemit zu Ihrer Kenntniß, mit dem Ersuchen, in München gehörigen Ortes nachfragen zu lassen, ob Bayern Abschriften des Ganzen, oder eines Theiles und in diesem Falle was des Besonderen wünsche? Ich bin bereit, die Sache zu besorgen, wenn es als vom Interesse erachtet werden sollte.“

„Unter dem Titel: „Herzog Bernhards F. G. und J. E. des Herrn Reichskanzlers (Oxenstjerna) an einander abgelassene Handschreiben dat. 1632 — 1635“ finden sich im Stockholmer Archiv die vollständigen Belege jenes Feldzugs, den Bernhard

von Weimar in Bayern geführt. Besonders complet sind die Berichte des Jahres 1633. Die Truppen-Dislocationen, kleineren Gefechte, Regensburger Belagerung und Occupirung u. s. w. Die Briefe beginnen mit dem 11. October 1632 und enden mit dem 12. Jänner 1636. Doch von diesem letzteren Jahr ist nur Ein Brief vorhanden. Der letzte vom J. 1635 trägt das Datum: 27. October 1635. Die Datirung geschieht durchgängig nach dem Julianischen Kalender. Nach der Schlacht bey Nördlingen (6. September 1634) ist die Correspondenz spärlicher, am häufigsten 1633 und die ersten Monate von 1634. Viele Briefe sind ganz von Bernhards Hand, die andern von ihm signirt. Oxenstjerna's Antworten sind spärlich. Nebst diesem Fascikel finden sich auch in Oxenstjern'scher Sammlung viele Original-Briefe des Bernhard von Weimar vor, worunter jener datirt Donauwörth, 9. September 1633, die verschiedenen Bedenken über Wallensteins (Waldsteins) Antrag enthaltend, welche den Oxenstjerna bewogen hatten, das ganze Geschäft fallen zu lassen. Die weiteren interessanten Belege zum bayerischen Kriege vom Jahre 1635 findet man in Oxenstjerna's Kanzley vom Jahre 1633 — 1634 (schwedisches Reichsarchiv)."

„Zufolge eines Antiquitäten-Inventars der Königin Christina vom Jahre 1652 hat Gustav Adolph eine Medaillen-Sammlung aus der Rentkammer (etwa Kunstkammer?) in München wegbringen lassen. An in München entwendeten Gemälden gibt dasselbe Inventar nur 12 Stücke an, während es ein ganzes Museum von Prag aufzählt" ꝛc. — —

So weit Studach's Brief. Ein solches auf so überraschende Weise uns gemachtes Anerbieten wurde unverweilt durch eigenen Bericht des Reichsarchives vom 13. October v. J. zur Kenntniß des k. Staatsministerium des Innern gebracht, und dasselbe auf die Bedeutung des hier gebotenen literarischen Schatzes geziemend aufmerksam gemacht, da, im Falle der Realisirung des Anerbietens, hierdurch unser eigenes sehr reiches Materiale aus dieser Epoche vortrefflich ergänzt werde. Der Vorschlag des k. Reichsarchivs, Studach möchte ein Verzeichniß jener auf Bayern bezüglichen Archivalien zugleich mit dem Kostenanschlag der zu copirenden Documente an uns gelangen lassen; die Mittel ferner, diese Kosten zu decken, und diese an Studach gestellten Anträge demselben zukommen zu lassen, entweder durch Hrn. ꝛc. Ruland selbst, oder durch Custos Muus, wurde durch allerhöchstes Rescript vom 19., präsentirt 20. October vorigen Jahres, genehmigt.

Hierauf ersuchte das k. allg. Reichsarchiv Hrn. ꝛc. Dr. Ruland: Er möge im Interesse der historischen Wissenschaft und insbesondere der vaterländischen Geschichte die Veranstaltung treffen, dem Vikar Studach durch Custos Muus in Würzburg die Fragen wegen der Zahl der zu copirenden Archivalien und wegen des Kostenpunktes vorzulegen. Am Besten erscheine es, wenn Hr. ꝛc. Dr. Ruland diese Angelegenheit selbst vor die Hand nehmen wolle. Daß Studach die Kenntnisse, welche zur Fertigung von diplomatisch genauen Abschriften fraglicher Archivstücke unbedingt nöthig seyen, besitze, werde beyden Herren, Hrn. Dr. Ruland und Custos Muus, wohl bekannt seyn. Zugleich ließ das Reichsarchiv für den Fall des Eingehens auf diese Angelegenheit Seitens des Vikars Studach demselben bemerken, daß ihm mindestens der erste Band von Bernhard Röse's Biographie: „Herzog Bernhard von Weimar" zur Einsicht, besonders aber die dort mitgetheilten Briefe aus den Jahren 1633 und Anfangs 1634, zu empfehlen seyn dürften.

Hr. Oberbibliothekar Dr. Ruland erklärte durch Zuschrift vom 22/23. October v. J., „daß er mit Vergnügen dem jenseitigen Wunsch unter Einhaltung der gegebenen Directive entsprechen, und seiner Zeit das Resultat mittheilen werde."

Wenn auch bis jetzt noch keine Antwort vom Vikar Studach eingetroffen ist, so ist es doch außer Zweifel, daß derselbe auf die ihm gemachten Vorschläge eingehen und dieß wichtige Geschäft selbst übernehmen werde. Der weitere Verlauf in dieser Angelegenheit wird von uns sofort zur Kenntniß der Classe gebracht werden.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 14. Februar 1852.

Hr. Akademiker Dr. Wagner las vor den

Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im Wintersemester 1851/52 in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen.

Der Beruf an einer derartigen Anstalt, wie sie mit dem Etatsjahr 1851/52 an hiesiger Universität ins Leben getreten ist, und welcher jetzt nichts mehr als ein geeigneteres Lokale zu wünschen wäre, ist ein doppelter. Die Mittel sollen zu Lehrzwecken, so wie zur Lösung wissenschaftlicher Aufgaben benützt werden, und nur dadurch unterscheidet sich in letzterer Beziehung die Thätigkeit hier von einer rein akademischen, daß auch dabey die wissenschaftliche Bildung und Beschäftigung Studirender Zweck bleibt. — Um die Mittel unseres Kabinets möglichst gut zu verwenden, wurde mit der Anschaffung genauer Meßapparate begonnen; denn je weiter die Physiologie auf ihrem Gebiet vorwärts zu dringen strebt, um so mehr muß sie die approximative Schätzung verlassen, und den wahren Zahlenwerthen der Größen, welche sie erforscht, sich zu nähern suchen, um so mehr bedarf sie auch zuverlässiger Instrumente, in welchen wenigstens selbst nicht neue Fehlerquellen verborgen sind, zumal in den complicirten und wandelbaren Naturobjekten, deren Zahl sehr groß und oft nicht zu eliminiren ist.

An den Arbeiten in diesem Semester haben sich besonders betheiligt: Hr. Ehrl, cand. med., Hr. Pauli, cand. pharmac., und Hr. Kirchner, cand. philosoph. Es war meine Sorge, Jedem eine derartige Beschäftigung anzuweisen, welche einerseits die Untersuchung im Ganzen am sichersten fördern, und das für einen bestimmten Gang der Forschung ohnehin schon rege Interesse steigern konnte. So waren es die anatomischen und mechanischen Arbeiten, für welche sich die Dexterität meines Assistenten Ehrl am besten eignete, die chemischen Untersuchungen, welche Hr. Pauli mit gewohnter Gewissenhaftigkeit ausführte, die mathematischen Berechnungen und Revisionen, mit welchen ich das Talent Kirchners beschäftigen konnte.

Die bisherigen Untersuchungen haben sich vor Allem auf die Erforschung des menschlichen Stimmorganes bezogen, und werden demnächst in extenso in R. Wagner's physiologischem Handwörterbuch mitgetheilt erscheinen. Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, dieses Organ so zu studiren, als sollte ich nach seinem Modell ein künstliches Instrument mit denselben akustischen Leistungen herstellen; und wie bey der Construction eines Instrumentes von bestimmtem Klangwerth zunächst Alles auf die Wahl und Kenntniß des Materials ankommt, so war auch mein Bemühen, zuerst das Material des natürlichen Kehlkopfes gründlich kennen zu lernen; dann zu sehen, wie es verarbeitet ist, d. h. wie die Kehlkopftheile construirt und mechanisch mit einander verbunden sind, um endlich eine möglichst vollständige Einsicht in die Handhabung zu gewinnen, welche nothwendig ist, das damit zu leisten, was geleistet werden kann.

Es mögen über 50 menschliche Kehlköpfe gewesen seyn, welche untersucht und mit einander in den verschiedensten Beziehungen verglichen wurden.

Wie allbekannt, variiren die Kehlkopfknorpel sehr bedeutend in ihrer Textur und auch in Beziehung auf die sie constituirenden Stoffe. Da nun chemische Differenzen von Veränderungen der physikalischen Eigenschaften in vielen Fällen untrennbar sind, so lag uns daran, jene zuerst kennen zu lernen. Es wurden Präparate von Leichen des verschiedensten Alters zur Analyse verwendet, und wegen der mikroskopischen Verschiedenheit zwischen Ring- und Schildknorpel jeder dieser beyden stets besonders untersucht.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Jahrg. 1851. VI. Bd. 1 — 4. Heft. Nr. 1 — 4. Wien 1851. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg. 1850. 2. Bd. III. u. IV. Heft. Jahrg. 1851. 1. Bd. I — IV. Heft. Wien 1851. 8.

Notizblatt. Beylage zum Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen. No. 2 — 18. Wien 1851. 8.

Fontes rerum Austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. II. Abth. Diplomataria et acta. IV. Bd. Wien 1851. 8.

Archäologische Analekten von Joseph Arneth. Tafeln zu den Sitzungsberichten der philos. hist. Classe. Bd. VI. Heft 1. 2. Wien 1851. Fol.

Die Alterthümer vom Hallstätter Salzberg und dessen Umgebung. Von Fried. Simon. Beylage zu den Sitzungsberichten der philos. hist. Classe. Bd. IV. 1850. Wien 1851. Fol.

Von Hrn. Prof. Sillig in Dresden:

Plinii Secundi naturalis historiae libri XXXVII. Vol. V. Hamb. u. Gotha 1851. 8.

Von der Academia real de sciencias de Madrid:

Memorias. T. I. p. 1. Madrid 1850. 8.

Resumen de las actas de la academia. Madr. 1850. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIII. No. 13 — 18. Sept. — Nov. 1851. Par. 1851. 4.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Regesten der bis jetzt gedruckten Urkunden zur Landes- und Ortsgeschichte des Großherzogthums Hessen. III. Abth. Darmstadt 1851. 4.

Periodische Blätter. No. 23. Oct. 1851. Darmst. 8.

Von der Kais. Leopold. Akademie der Naturforscher in Breslau:

Verhandlungen. 15. Bd. I. Abth. Breslau und Berlin 1851. 4.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. Heft III — V. No. 27 — 65. 1849 — 51. Zürich. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 9. Par. 8.

Von Hrn. Dr. Kościakiewicz in Paris:

Compte-rendu du service médico-chirurgical fait a l'hôpital de Rive-de Géer pendant le deuxième trimestre de 1851. Par. 1851. 8.

Von dem hennebergischen alterthumsforschenden Verein in Meiningen:

Landeskunde des Herzogthums Meiningen von Professor Brückner. I. Th. Meiningen 1851. 8.

Von der Chemical Society of London:

Quarterly Journal. No. XIV. XV. Vol. IV. 2. 3. Juli. Oct. 1851. London 1851. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VII. Novbr. 1. 1851. No. 28. London 1851. 8.

Von Hrn. v. Hammer-Purgstall in Wien:

Literaturgeschichte der Araber. Von ihrem Beginne bis zu Ende des 12. Jahrhunderts der Hidschrée. I. II. Bd. Wien 1850. 51. 8.

Von dem historischen Verein für Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen. 14. Bd. Regensburg 1851. 8.

Die Grabstätte des Pfalzgrafen bey Rhein und Herzogs in Bayern Johann, in Neunburg vor dem Walde. Regensburg. 8.

Von der Royal medical and chirurgical Society of London:

Medico-chirurgical transactions. Vol. XXXIV. London 1851. 8.

Von dem Verein für Alterthumsfreunde im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. XVII. 9. Jahrg. Bonn 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.
Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im Wintersemester 1851/52 in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen.

(Fortsetzung.)

Dabey zeigte sich, daß beym Schildknorpel Zunahme von Aschenbestandtheilen und Abnahme des Wassers entsprechend dem zunehmenden Alter genau Hand in Hand geht. Die Wirkung des zunehmenden Alters macht sich besonders im höheren Alter durch sehr rasche Progressionen jener Veränderungen bemerkbar. Der Wassergehalt nimmt beym Ringknorpel wohl auch entsprechend dem höheren Alter ab, dagegen zeigt der Aschengehalt viel weniger festen Normen sich fügende Schwankungen. Noch in anderer Beziehung weichen beyde von einander ab. Bey dem Ringknorpel findet man noch bis zum 27. Lebensjahre hin in der Asche mehr lösliche als unlösliche Salze, dagegen beym Ringknorpel nicht bis zum 19.

Was die speciellere vergleichende Aschenanalyse ergab, war, daß der verknöcherte Schildknorpel beynahe das Dreyfache des phosphorsauren, und das Fünffache des kohlensauren Kalkes, welchen der unverknöcherte Schildknorpel zeigt, führen kann, so wie das völlige Verschwinden des schwefelsauren Kalkes bey der Verknöcherung, während die phosphorsaure Magnesia hiebey nur sehr wenig zunimmt.

Wie die Verknöcherung des Ringknorpels überhaupt nicht so sehr um sich greift als die des Schildknorpels, so nimmt auch das spezifische Gewicht des ersteren nicht in dem Maaß zu, wie das des letzteren, welches aber unter gleichen Umständen stets höher angetroffen wurde als das des Ringknorpels.

Der Festigkeitsmodus beyder Knorpel ist sehr hoch, und bey Gelegenheit der Ermittlung dieses wurden auch die relativen Elasticitäts-Verschiedenheiten beyder aus den durch die Belastung herbeygeführten Graden der Biegung und bleibenden Krümmung näher bestimmt. Dabey zeigte sich an den unverknöcherten Theilen ein Verhältniß des Festigkeitsmodulus für den Schildknorpel im Vergleich mit dem Ringknorpel nahe den Zahlen 3 : 2. Die cart. thyreoidea besitzt außerdem eine viel geringere Biegsamkeit und viel vollkommnere Elasticität als die cricoidea.

Es lag nahe, mit der Betrachtung dieser Eigenschaften den Glauben an eine sehr große Resonanzfähigkeit jener Theile zu verbinden, wie er auch sehr häufig, freylich ohne bestimmtere Begriffe von der Resonanz, überhaupt gehegt wird. Wir waren sehr überrascht, gerade das Gegentheil unserer Voraussetzung zu finden. Es wurde nach dem Princip photometrischer Bestimmungen verfahren, und die Intensitäten je zweyer an sich constanter Schallquellen mit Wechsel der Unterlage unter solche tönende Körper verglichen; dabey zeigte sich, daß der verknöcherte oder unverknöcherte Kehlkopfknorpel den Ton 1,22 mal schwächten und zwar immer um so mehr, mit je mehr Punkten sie den tönenden Körper berührten. So mußte also die unläugbare

Verstärkung der Stimmbandtöne innerhalb des Kehlkopfes gegenüber ihren schwächeren Tönen außerhalb dieser Umgebung auf Rechnung der durch die Configuration des Organes bedingten Reflexion der den Stimmbandschwingungen folgenden Luftschwellen gebracht werden.

Ohne daß vorläufig über die chemische Natur des elastischen Gewebes mehr als das bereits Bekannte bestätigt werden konnte, wurden die physikalischen Eigenschaften desselben mittelst sehr feiner und sicherer, besonders zu diesem Zweck construirter Meßapparate genauer studirt. Was Weber für die Muskelsubstanz gefunden hatte, machte sich auch bey diesem Gewebe geltend, indem es nämlich anfänglich dem spannenden Zug einen sehr geringen Widerstand entgegensetzt, welcher in dem Maaß wächst, als die Größe dieses spannenden Zuges zunimmt.

Dadurch wird der Elasticitätsmodulus für die einzelnen Grade der Dehnung sehr verschieden; denn sein Werth wächst mit der Dehnung, jedoch bey den verschiedenen Kehlkopfbändern nicht in derselben Progression. Seine extremen Werthe liegen nämlich bey dem Stimmband sehr viel weiter auseinander als bey dem diesem Widerpart haltenden **ligamentum cricothyreoideum**. Der Nutzen jener Verhältnisse für die Stimmbandschwingungen leuchtet von selbst ein. Die für tiefe Töne nöthige Langsamkeit der Excursion wird durch keinen hohen Elasticitätsmodulus bey solchen geringen Graden der Dehnung übereilt, und die für hohe Töne geforderte Geschwindigkeit der Schwingung durch keine bey den großen Graden der Dehnung stattfindende Nachgiebigkeit gegenüber dem Schwingung erregenden Luftstrom vermindert.

Wir wurden hiebey gelegentlich auf die Beobachtung von Sprüngen der Ausdehnung geführt, welche besonders die organischen elastischen Gewebe, wohl aber auch z. B. Kautschuck-Streifen, nur in geringerem Grad, zeigen, wenn man plötzlich von einer geringeren zu einer viel größeren Belastung übergeht, und wobey der unverhältnißmäßigen Ausdehnung oft längere Zeit vollkommene Unausdehnbarkeit bey dem Auflegen neuer Lasten folgt. Diese Sprünge haben wir dadurch beseitigen können, daß wir durch gewisse Vorrichtungen die elastischen Gewebe stetig und langsam dehnten, die Belastung an

ihnen aufhingen und dieselbe erst dann zur Wirksamkeit kommen ließen, wenn die erstere Zugkraft ganz allmählig außer Spiel gesetzt worden war.

Für die Luftröhre im Ganzen hat sich ebenfalls ein den höheren Graden der Dehnung entsprechendes Wachsen des Elasticitätsmodulus geltend gemacht, wodurch die den hohen und tiefen Tönen sich accomodirende Resonanzfähigkeit des Rohres, welches jenen entsprechend gedehnt und erschlafft wird, eine Erklärung findet.

Nachdem durch diese und manche andere Versuchsreihen die Natur des Materiales, so weit es nöthig schien und die Zeit erlaubte, ermittelt war, begannen wir mit der Untersuchung des eigentlichen Mechanismus der Stimmwerkzeuge, an welchen Windlade, Windrohr, Stimmkasten und Ansatzrohr unserer Orgelwerke durch entsprechende Theile vertreten ist.

Da es weniger darauf ankam, den statischen Druck, unter welchem die gesammte Luft bey der Exspiration steht, zu untersuchen, zumal derselbe schon sehr vielfach geprüft worden ist, sondern den Druck, welcher aus der Stimmritzenöffnung in einer gegebenen Zeit eine gewisse Menge Luft treibt, so mußte eine Methode ausfindig gemacht werden, bey welcher die Messung der Luftvolumina möglichst leicht und sicher, und die kleiner Druckwerthe noch mit großer Schärfe geschehen konnte und durch welche wenigstens ohne größeren Irrthum die natürliche Stimmritzenöffnung zu ermitteln war. Die Instrumente, deren ich mich hiezu bediente, waren ein Compteur, welcher noch mit großer Genauigkeit $\frac{1}{1000}$ Gasvolumen anzeigt, und ein Wollaston'scher Differentialanemometer, bey welchem noch ein absoluter Druck von 0,05 abgelesen werden kann. Der Compteur eignet sich zu dergleichen Respirationsversuchen deßwegen sehr gut, weil das Gas so gut wie unter gar keinem Druck durch den Apparat geht, eine Absorption desselben nicht statt findet, und also nur die Temperaturdifferenz der Ausathmungsluft vor und hinter dem Apparat und der Barometerstand zu berücksichtigen ist. Als muthmaßlicher Flächenraum der Stimmritze beym ruhigsten Ausathmen hat sich die Zahl c. 25 □ Mill. ergeben, indem nämlich gerade bey einer so großen Ausströmungsöffnung am Comp-

teur noch in derselben Zeit dieselbe Luftquantität und ohne irgend spürbar stärkere Exspirationsbewegung durch den Apparat ging, als bey jeder größeren Oeffnung an ihm. Die Berechnung des Druckes aus dieser Oeffnung, im Vergleich mit der pro Sekunde gelieferten Luftmenge, hat einen fast verschwindend kleinen Werth ergeben.

Die weiteren Versuche bewiesen, daß diese Pression niemals ausreicht, einen Ton auch nur pianissimo anzustimmen, ferner daß zum Hervorrufen eines leisen Tones stets ein größerer Druck gehört als zu seinem Aushalten, wenn er einmal angestimmt ist.

Die Respirationsbewegungen verändern die Lage des Kehlkopfes. Er steigt und sinkt. Die Ursachen dieser Ortsveränderungen wurden durch Versuche an Leichen, durch Vivisectionen am Kaninchen, Pferd und Schaf zu ermitteln versucht, wobey sich fand, daß die wesentlichen Ursachen in Contractionen der Kehlkopfmuskeln, die geringere Ausschläge gebenden dagegen in den Bewegungen des Zwerchfelles gelegen sind.

Da die Luftröhre hiebey ihre Dimensionen und Spannungsgrade ändert, was sehr häufig in direkte oder indirekte Beziehung zu der Production der Töne gesetzt worden ist, so mußte ermittelt werden, wie eine Luftröhre als Labialpfeife sich verhalten würde. Die Ergebnisse waren, daß die Töne einer gespannten oder erschlafften Luftröhre immer etwas tiefer liegen, als die Töne gleich langer Holzröhren; die relativen Tonunterschiede mehr oder weniger gespannter Röhrenstücke fielen jedoch nur unbeträchtlich anders aus als die relativen Differenzen entsprechend langer oder kurzer Holzröhren; ebenso hat Dehnung oder Erschlaffung der Luftröhre keinen so wesentlich modificirenden Einfluß auf die Töne von Metallzungen, daß man etwa die Bildung der ganzen Tonreihe unsres Stimmorganes davon ableiten könnte, eine Ansicht, welche überhaupt jetzt nicht mehr herrscht, noch auch einen so großen, daß man von den wechselnden Luftsäulenlängen an sich einen großen Vortheil zu erwarten hätte, vielmehr scheint die Größe der Luftröhrenspannung oder Abspannung, entsprechend den gleichnamigen Zuständen der Stimmbänder, für jeden Fall die Summe der schwingenden

festen Theile zu vermehren, und dadurch die Intensität und weniger den Werth des Stimmbandtones zu modificiren.

Bey der nach den oben erwähnten Resultaten vorauszusetzenden Wichtigkeit der Kehlkopfform kam es darauf an, von ihr und von dem Rauminhalt des Organes sich eine vergleichende Uebersicht zu schaffen. Als Schema der Kehlkopfform muß nach den in verschiedenen Höhen gemessenen Querdurchschnitten ein seitlich etwas zusammengedrückter, unterhalb der Stimmbänder, und zwar diesen ziemlich nahe, verengter Schallbecher angesehen werden; und da die Messungen nicht den Grad der Feinheit haben konnten, welcher erforderlich gewesen wäre, sie zur Grundlage mathematischer Berechnungen zu machen, noch auch die Strömungen der elastischen Flüssigkeiten selbst bey einfacheren Formen bisher dem Calcul vollkommen zugänglich gemacht werden konnten, blieb nichts übrig, als sich im Allgemeinen einen Begriff von dem durch die Kehlkopfform bedingten Nutzen für die Stimmbandschwingung zu machen, wobey die Luftströmungen an einem dem Kehlkopf möglichst ähnlich geformten Glasgefäß aus den Bewegungen des Rauches ermittelt wurden, welcher unter gleichmäßigem Druck den Apparat passirte. Hiebey sieht man, daß die dichteste Rauchsäule bey ihrem Emporsteigen die Mitte des Stimmbandrandes trifft.

Die an menschlichen Leichen vorgenommenen Messungen und Wägungen der den Kehlkopf im Ganzen hebenden und senkenden Muskeln haben nach Abzug der den antagonistischen Muskeln zukommenden Kraft, ferner des Gewichtes der Schilddrüse und des Kehlkopfes, endlich der zur Dehnung der Luftröhre nöthigen Kraft immer noch einen Ueberschuß an absoluter Muskelkraft für die Heber dieses Organes erkennen lassen.

(Forsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Société impériale des naturalistes in Moskau:

Bulletin. Année 1851. No. II. Moscou 1851. 8.

Nouveaux mémoires. Tom. IX. Moscou 1851. 4.

Von Herrn G. Fischer v. Waldheim in Moskau:

Entomographie de la Russie. T. V. Moscou 1851. 8.

Von der Société royale des sciences in Lüttich:

Mémoires. T. VII. Liège 1851. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXIII. Heft IV. u. V. Landau 1851. 8.

Von Hrn. Dr. Spiegel in Erlangen:

Die Alexandersage bey den Orientalen. Leipzig 1851. 8.

Von Hrn. Eduard E. J. Tilt, M. D. in London:

On the preservation of the health of women at the critical periods of Life. London. 8.

On diseases of menstruation and ovarian inflammation. Lond. 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Handlingar för år 1849. Stockh. 1851. 8.

Öfversigt af kongl. vetenskaps-akademiens förhandlingar. 7. Årg. Stockh. 1851. 8.

Årsberättelse om framstegen i insekternas, myriapodernas och arachnidernas naturalhistoria för 1847 och 1848, af C. H. Boheman. Stockh. 1851. 8.

Årsberättelser om botaniska arbeten och upptäckter för åren 1845, 1846, 1847 och 1848, af J. E. Wikström. I Delen. Stockh. 1850. 8.

Årsberättelse om technologiens framsteg af G. E. Pasch. Stockh. 1851. 8.

Landtbruket förr och nu etc. Af J. Th. Nathhorst. Stockh. 1851. 8.

Tal om sambandet och växelverkan mellan Näringarne, Kyrkan och Samhället. Af Aug. von Hartmansdorff. Stockh. 1851. 8.

Von Hrn. de Caumont in Paris:

Abécédaire ou rudiment d'archéologie. Paris 1851. 8.

Séances générales tenues a Auxerre, a Cluny et a Clermont-Ferrand en 1850 par la société française pour la conservation de monuments historiques. Paris 1851. 8.

Annuaire de l'institut des provinces et congrès scientifiques 1852. Par. 8.

Von Hrn. A. de la Rive in Paris:

A. P. De Candolle, sa vie et ses travaux. Paris 1851. 8.

Von dem Verein für Naturkunde im Herzogthum Nassau in Wiesbaden:

Jahrbücher. 7. Heft. 1. 2. 3. Abth. Wiesb. 1851. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:

Centralblatt. Decbr. 1851. München 1851. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Nov. 1851. Berlin. 8.

Von dem Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden:

Mittheilungen. No. I. II. Oct. Decbr. 1851. Wiesbaden 1851. 8.

Hermann Baer diplomatische Geschichte der Abtey Eberbach im Rheingau. In Auftrag des Vereins von Dr. K. Rossel. Wiesbaden 1851. 8.

Von Herrn Freyherrn von Ankershofen in Klagenfurt:

Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnthen bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. I — V. Heft. Klagenf. 1842 — 1850. 8.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie I. u. II. Jahrg. Klagenf. 1849. 50. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.
Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im Wintersemester 1851/52 in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen.

(Fortsetzung.)

Genaue mit dem Fernrohr und Fadenkreuz angestellte Messungen des Bewegungsumfanges, welcher dem Kehlkopf des Lebenden beym Singen und Athmen zukommt, wiesen nach, daß der oberste Punkt der Luftröhre nicht allein für sich auf- und niedergeht, sondern daß bey den höheren Graden des Steigens unseres Kehlkopfes auch das untere Ende der Luftröhre mit in die Höhe geht; denn es müßten im entgegengesetzten Fall Dehnungen der Luftröhre beym Lebenden vorausgesetzt werden, welche durch stärksten Zug an der einer Leiche sich nicht herbey führen lassen.

Von der Untersuchung der Kehlkopfbewegung im Ganzen wurde zu den Bewegungen der einzelnen Kehlkopftheile gegeneinander fortgeschritten. Da hiebey fast überall sehr flache und sehr stark gekrümmte Gelenkflächen sich berühren, so war der im Leben vorkommende Bewegungsumfang allein von der Natur der die Gelenkflächen umschließenden Weichtheile abhängig befunden, während die Arretirung hier nicht, wie bey vielen anderen Gelenken, durch die Natur der festen Theile und deren Form bewerkstelligt werden kann. Um die letztere jedoch besonders an dem Gießkannen-Ringknorpelgelenk genauer kennen zu lernen, wurden von ein und demselben Gelenk sehr viele genaue Abdrücke gemacht, welche den Vortheil darboten, daß sie bald nach dieser, bald nach jener Seite hin durchschnitten zu Abdrücken benützt werden konnten, welche Bilder der verschiedensten Durchschnittsflächen für ein und dasselbe Gelenk lieferten.

An der Kapsel dieses Gelenkes fiel vor Allem die Differenz der Festigkeit zwischen ihrer hinteren und vorderen Portion auf, welche letztere besonders reich an elastischen Fasern gefunden wurde; man ermittelte die Reihenfolge, in welcher bey den verschiedenen Bewegungen der Knorpel die einzelnen Bündel hinter einander durch ihre zunehmende Spannung je mehr und mehr ihren arretirenden Einfluß ausübten, und den Nutzen der an diesem ganzen Gelenk wahrgenommenen Labilität für die Stimmbandschwingungen, ohne daß wir hier der ausführlicheren Mittheilung an anderem Ort weiter vorgreifen können.

Im weiteren Verfolg wurden wir auf die verschiedenen Formen der Stimmritze geführt, wobey es uns wahrscheinlich wurde, daß die sogenannte Athmungsritze den Zweck eines Ventils zur Unterstützung „der Oekonomie des Athems“ habe.

Oberflächliche vergleichende Betrachtungen der Neigung, welche die Stimmbänder gegen den Horizont und gegen einander bey den verschiedenen Leichen haben, ließen vermuthen, daß hiedurch ge-

wisse physikalische Erfolge bedingt seyen, weßhalb es wünschenswerth wurde, am Kehlkopf diese Neigung mit sicheren Methoden zu messen, und durch Experimente ihren Einfluß festzustellen.

Das erste wurde dadurch erreicht, daß man an dem senkrecht aufgehängten Präparat Anfangs- und Endpunkt der in Beziehung auf ihre Neigung zu untersuchenden Linie durch Visirnadeln markirte, und mittelst senkrecht auf einer horizontal eingestellten Ebene stehender Maaßstäbe die Abstände jener Punkte in senkrechter und horizontaler Linie bestimmte, woraus sich alsdann ein Dreyeck mit drey bekannten Stücken construiren, und der fragliche Winkel berechnen ließ.

Das zweyte wurde mittelst eines Gebläses und elastischer membranöser Zungen von gleicher Spannung untersucht, wobey sich fand, daß die stärkere Neigung der letzteren gegen den Horizont, noch mehr ihre stärkere Neigung gegen einander die Leichtigkeit der Ansprache erhöht. Verglich man nun die Stimmbandlängen mit den Neigungsunterschieden, welcher sie bey den verschiedenen Stellungen der Kehlkopftheile fähig waren, so zeigte sich wenigstens für die Reihe der in dieser Beziehung bis jetzt untersuchten Kehlköpfe, daß die Möglichkeit der Vergrößerung der Stimmbandneigung im umgekehrten Verhältniß zu der mittleren Stimmbandlänge desselben Individuums steht. Weitere gesetzliche Verhältnisse haben sich bis jetzt noch nicht ermitteln lassen, weil die Neigung der Stimmbandebene nur eine der auf die Leichtigkeit des Ansprechens influirenden Bedingungen ist, von denen manche sich nach dem Tod gar nicht mehr ermitteln lassen.

Die an Individuen des verschiedensten Alters angestellten Stimmbandmessungen ergaben als extreme Länge und Kürze für Erwachsene die Zahlen 10 und 20, wobey die individuellen Stimmband-Verlängerungen zwischen 18 und 40% schwankten.

Unsere größte Aufmerksamkeit zog unter den Kehlkopfmuskeln der Stimmbandmuskel (thyreoarytaenoideus) auf sich, welcher sich zu dem Stimmband wie ein Muskel zu seiner, hier nur mehr als anderwärts, elastische Fasern führenden Scheide verhält, und durch welchen eine gegenseitige Näherung der Stimmbandenden herbeygeführt werden kann. Geschieht dieses, so kann dadurch allein noch nicht das ganze Stimmband als erschlafft betrachtet werden; denn immer kommt es weiter auf den an beyden Enden wirkenden Zug an. Dieser wird für sich schon eine bestimmte Entfernung dieser Enden von einander festhalten, während der Stimmbandmuskel in die verschiedensten Grade von Contraction gerathen kann. Nach dem, was Weber über die Veränderung des Elasticitätsmodulus der Muskelsubstanz bey ihrer Contraction gelehrt hatte, nämlich dieß, daß er geringer wird, wurde an noch reizbaren Muskeln eben geschlachteter Thiere geprüft, wie die Töne, welche sich ihnen entlocken lassen, wenn sie als membranöse Zungen über ein Windrohr gespannt werden, verändern, sobald ein galvanischer Strom Contraction in ihnen hervorruft. In Uebereinstimmung mit dem, was Weber gefunden hatte, zeigte sich eine Vertiefung des Tones in dem Augenblick, in welchem sich der Muskel zusammenzieht, allein nur so lange, als der ganze Muskel noch reizbar ist, also auch noch der freye Rand des als Zunge wirksamen Muskels, wovon das Gelingen des Experimentes wesentlich abhängt.

Vielfache Untersuchungen über die Function der einzelnen Kehlkopfmuskeln, durch welche das Bekannte theils nur bestätigt, theils in manchen Beziehungen modificirt worden ist, können, zu sehr ins Detail führend, hier nicht weiter mitgetheilt werden, nur sey erwähnt, daß eine unverhältnißmäßig oft wiederkehrende Verlängerung des erschlafften Stimmbandes um 4 — 5 Mill. von einem, wie es scheint vorwaltend streng eingehaltenen Verhältniß der Rückzur Aufwärtsbewegung des Vocalfortsatzes an der cartilago arytaenoidea herrührt, ferner daß eine Contraction des musculus cricothyreoideus, weil sich alle Hebe- und Senkmuskeln, also alle Fixatoren des Kehlkopfes an der cartilago thyreoidea ansetzen, nicht diese herabziehen kann, sondern die cartilago cricoidea vor dem kleinen Horn aufwärts, hinter ihm abwärts bewegen wird, bey welcher Betrachtungsweise jedoch im Wesentlichen nicht die Wirkung des Muskels, sondern nur der terminus

ad quem anders ausfällt, als man gewöhnlich angegeben findet.

So viel über diesen Gegenstand der bisherigen Untersuchungen, wobey ich mich darauf beschränken mußte, mehr den Gang derselben und einzelne Resultate anzudeuten, als die Methoden und die speziellen Befunde und Ergebnisse von einer sehr beträchtlichen Menge Beobachtungsreihen mitzutheilen.

Zum Behuf der Lehrzwecke wurde von unserem trefflichen Mechaniker Stollenreuther ein Kehlkopf von Metall mit allen an dem natürlichen Object vorkommenden Bewegungen, durch Schrauben einstellbar, angefertigt, dessen Beschreibung, ohne Beygabe einer Abbildung, nicht leicht ausführbar, hier unterbleiben muß.

Die verhältnißmäßig seltenen hellen Tage dieses Winters benützte ich dazu, von meinem Assistenten, Hrn. Ehrl, untersuchen zu lassen, wie weit die Anwendung des Sonnenmikroskopes für demonstrative Vorträge und Herstellung photographischer Abbildungen mikroskopischer Objecte ersprießlich seyn dürfte. Wer sich mit mikroskopischen Demonstrationen beschäftigt hat, weiß, welche Hindernisse besonders Anfängern gegenüber darin liegen, daß man erstens das Object und dessen einzelne Theile vorher beschreiben muß, und nie die Garantie hat, daß der Beschauende wirklich dahin seine Aufmerksamkeit richtet, wo das Wesentliche sich befindet; zweytens daß bey der Unmöglichkeit, das Object von Mehreren gleichzeitig beobachten zu lassen, nicht allein unverhältnißmäßig viel Zeit, sondern auch die Concentration der Aufmerksamkeit verloren geht.

In wie weit dem durch die Benützung eines Sonnen- oder Gasmikroskopes vorgebeugt werden könne, braucht keiner weiteren Erwähnung. Die praktische Frage war vielmehr die, innerhalb welcher Grenzen die anderweitigen Uebelstände des Sonnenmikroskopes zu fürchten oder zu beseitigen wären. Ein Vorwurf, welcher diesem Instrument gemacht wird, ist der, daß bey seiner Anwendung die Objecte durch die Wärme der Sonnenstrahlen zu rasch verändert oder gar zerstört werden. Dieses hat man im Winter durchaus nicht zu fürchten. Es wurden über eine Stunde feuchte Objecte vor der Mikroskop-Linse gelassen, ohne daß das Wasser zwischen Object- und Deckglas in störendem Grade verdampft gewesen wäre, auch wurde während dieser ganzen Zeit das Bild des Objectes nicht im Geringsten verändert gefunden. Es konnte ein frischer Blutstropfen noch mit hinlänglicher Muße beobachtet und die ganze Reihe der Veränderungen wahrgenommen werden, welche sich sonst an den Blutkörperchen geltend machen, wenn das Blut ohne Zusatz von Agentien seinen weiteren Veränderungen überlassen bleibt. Bringt man das Object vollends nicht in den Focus der Sammellinse, was auch durchaus nicht bey den zu Demonstrationen noch sehr geeigneten Bild-Größen nöthig ist, so hat man im Winter von den störenden Einflüssen der Wärmestrahlen nicht das Geringste zu fürchten. Wie weit man durch gewisse Mittel im Sommer derartige Nachtheile verhüten könne, müssen spätere Versuche lehren; außerdem aber ließe sich dann wenigstens bey Anwendung der mittelstarken Vergrößerungen, wie versucht wurde, das Licht einer gut brennenden Lampe (wahrscheinlich noch ökonomischer bey uns der Holzgasflamme) für eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Demonstrationen ausreichend benützen.

Besonders geeignet ist die Anwendung dieses Instrumentes, wenn es darauf ankommt, rasch vorübergehende Phänomene, wie die Zuckung galvanisirter Muskelbündel, Formveränderungen in Folge chemischer Agentien ꝛc. zu zeigen, und wenn auch wohl nie für alle und die feinsten Gegenstände, noch etwa zur eigentlichen Forschung das Instrument sich eignet, weil durch das Korn der auffangenden Fläche stets das reine optische Bild des gewöhnlichen Mikroskopes getrübt wird, so dient jenes Bild wenigstens bey Demonstrationen dazu, dieses verständlicher zu machen und der Auffassung im Einzelnen näher zu bringen.

Was Ehrl's Versuche, Photographien mikroskopischer Objecte zu fertigen anbetrifft, so haben dieselben im Verhältniß zu der nicht sehr großen

Versuchsreihe bis jetzt schon ganz befriedigende Resultate geliefert. Die bey der Anwendung des Sonnenlichtes häufig störenden Farbensäume konnten dadurch ganz eliminirt werden, daß man die Strahlen durch einfarbige Gläser gehen ließ, also mit homogenem Licht operirte.

Endlich wurden noch scharfe Bilder erhalten, wenn man statt des Sonnenlichtes nur das sonnenhelle Tageslicht benützte. Schlägt man den Nutzen der Photographien auch gar nicht hoch an, so hat man ihn doch wenigstens dem der Camera lucida gleich zu setzen, neben dem Vortheil großer Zeiterspariß.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Februar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in Berlin:

Verhandlungen. XX. Bd. 2. Heft. Berlin 1851. 4.

Von Hr. Prof. Grunert in Greifswald:

Archiv für Mathematik und Physik. 17. Th. 2 — 4. Heft. 18. Th. 1. Heft. Greifswald 1851. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VII. No. 28. Novbr. I. 1851. London 1851. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch. 1851. II. Jahrg. No. 2. 3. April — Sept. Wien 1851. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 10. Nov. 1851. Par. 1851. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Hermann in Göttingen:

Perseus und Andromeda. Eine Marmorgruppe in der k. Sammlung im Georgengarten zu Hannover; als Programm des archäol. numism. Instituts in Göttingen. Gött. 1851. 4.

Von dem württembergischen Verein für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher. Jahrg. 1850. 1. und 2. Heft. Stuttg. 1851. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern dahier:

Centralblatt. Jan. und Febr. 1852. München 1852. 8.

Von Hrn. Prof. Treviranus in Bonn:

De compositione fructus in Cactearum atque Cucurbitacearum ordinibus. Bonnae 1851. 4.

Von der Royal asiatic society in London:

Journal. Vol. XIII. Part I. Vol. XIV. Part I. London 1851. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIII. No. 19 — 26. Novbr. Decbr. 1851. T. XXXIV. Janv. 1852. Par. 4.

Von Hrn. Alex. Auvert in Moskau:

Selecta praxis medico-chirurgicae quam Mosquae exercet etc. Livrais. 19 — 24. Mosc. und Par. 1851. gr. fol.

Von Hrn. G. Fischer v. Waldheim in Moskau:

Entomographie de la la Russie. T. V. (Lepidoptéres de la Russie. I. Nymphalides.) Mosc. 1851. 4.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philos. histor. Classe. Jahrg. 1851. VII. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1851. 8.

Sitzungsberichte. Mathem. naturw. Classe. Jahrg. 1851. VI. Bd. 5. Heft. VII. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1851. 8.

Von dem zoologisch mineralogischen Verein in Regensburg:

Correspondenzblatt. V. Jahrg. 1851. Regensb. 1851. 8.

Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Decbr. 1851. Berlin 1851. 8.

Von dem Verein für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. 3. Bd. 3. u. 4. Heft. Hamb. 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.
Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im Wintersemester 1851/52 in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen.

(Schluß.)

Die Unglücksfälle im hiesigen Bahnhof, welche man zum Nachtheil der Pettenkofer'schen Erfindung von manchen Seiten her auszubeuten versuchte, veranlaßte Dr. Martin und mich, die „deletäre" Eigenschaft des Holzgases einer näheren Prüfung zu unterwerfen; demgemäß wurden verschiedene Thiere, bis jetzt Kaninchen und Tauben, in einen hermetisch schließenden, mit Glasfenstern versehenen Kasten gebracht, durch welchen das in verschiedenen Verhältnissen mit atmosphärischer Luft gemischte Gas continuirlich strömte. Kaninchen, welche 10 Minuten lang eine mit 50% Gas geschwängerte Luft geathmet hatten, kamen nach Anwendung einer kalten Begießung in kurzer Zeit wieder zu vollem Bewußtseyn, und genasen von der Narkose vollkommen. Andere Kaninchen, welche man in der Gasmischung sterben ließ, zeigten nur ganz kurz vor dem Tod einige Zuckungen, Tauben dagegen sehr heftige klonische Krämpfe; aber selbst nach dem Eintritt dieser konnte eine Taube wieder ohne Anwendung irgend welcher Mittel vollständig hergestellt werden, so daß aus diesen vorläufigen Resultaten schon ersichtlich ist, es rufe die Einathmung des Holzgases selbst in solchen Quantitäten, in welchen es gewiß nicht durch bloße Unvorsichtigkeit der Athmung der Menschen geboten werden wird, niemals solche, rasch das Leben aufhebende, Veränderungen am Organismus hervor, daß man das Gas zu den spezifisch giftigen Stoffen rechnen dürfte; denn sonst wäre der Aetherdampf ebenfalls in die Kategorie der Gifte zu setzen, weil hie und da ein Mensch oder ein Thier daran zu Grunde gegangen ist. Das Wort Gift muß nach dem, was man unter diesem Begriff bisher wenigstens subsumirt hat, dahin gedeutet werden, daß es einen Stoff bezeichnet, welcher schon in verhältnißmäßig sehr kleinen Mengen das Leben unwiederbringlich aufhebt. Finden wir nun, daß ein Stoff, welcher 50% eines zum Leben absolut nothwendigen zweyten verdrängt und an dessen Stelle in den Organismus eingeführt wird, eine so lange Zeit z. B. eingeathmet werden kann, innerhalb welcher das Leben erlöschen müßte, wenn gar keine Luft der Athmung geboten würde, so wird man durch die beobachtete schnelle Ausgleichung der dadurch herbeygeführten Störungen von dem Gedanken an eine unvermeidlich zerstörende, giftige Wirkung abgebracht.

Die Störungen, welche durch die Einathmung des Holzgases hervorgerufen werden, scheinen sich hauptsächlich auf Ernährungsveränderungen der Nervensubstanz zu beschränken, wenigstens konnten bisher keine sogenannten pathologischen Producte, selbst auch nicht Blutextravasate oder Blutüberfüllungen in dem Grade nachgewiesen werden, daß man in

ihnen als mechanischen Ursachen die Quelle der Empfindungs- und Bewegungslosigkeit oder der zuletzt auftretenden Krämpfe vermuthen durfte. Charakteristisch ist die bey diesen Thieren wie bey jenen Verunglückten gefundene hellrothe und dünnflüssige Beschaffenheit des Blutes in allen Organen.

Ueber die Resultate, welche Hrn. Rothmunds Versuche über den Einfluß des Athmens kalter, vollkommen trockner Luft auf die Respirationsorgane versprechen, werde ich mir erlauben, in meinem nächsten Bericht das Wichtigste mitzutheilen.

Hr. Prof. Dr. **Vogel jun.**:

Versuche über das Austrocknen der Gase, gemeinschaftlich mit Hrn. Dr. **Wittwer** ausgeführt.

Unter die Arbeiten, die sich dem Chemiker vom Fache beständig entgegenstellen, läßt sich wohl mit allem Rechte auch die Aufgabe setzen, eine bestimmte Luftart vollkommen auszutrocknen, sey es, um nach Entfernung des Wasserdampfes dieselbe auf ihre anderen Bestandtheile quantitativ zu untersuchen, oder auch um den Gehalt an Wasser selbst mit vollkommener Genauigkeit feststellen zu können, und in jeder dieser beyden Rücksichten verdient sie wohl ohne Zweifel ihre volle Berücksichtigung. Je mehr aber das Interesse hervortritt, welches diese Aufgabe auf sich zieht, um so mehr muß auffallen, daß derselben bisher durchaus noch nicht die gehörige Würdigung zu Theil geworden ist. Es sind zwar über diesen Gegenstand einige Arbeiten da, wie die von Vogel jun. *) und Wrede **), welche zeigen, daß die concentrirte Schwefelsäure, die als Trocknungsmittel einen vorzüglichen Rang behauptet, eine wenn auch geringe Tension hat, indem sich, wenn man dieselbe

*) Journal für prakt. Chemie XXVII. 368.

**) Berzelius Jahresbericht Bd. 28. S. 36. 1842.

im luftverdünnten Raum in die Nähe von Barytlösung bringt, in dieser etwas Schwerspath absetzt. Ist hier auch ausgemacht, daß die Schwefelsäure als absolutes Trocknungsmittel nicht betrachtet werden darf, so entsteht andrerseits doch die Frage: „Ist dieser Fehler auch auf eine genaue Wage von Einfluß?“ Es verdient diese Frage ihre Berücksichtigung um so mehr, als am Ende doch immer die Wage es ist, auf welche bey quantitativen Bestimmungen alles ankommt. Berzelius hat zwar in seinem Jahresberichte den Schluß daraus gezogen, daß Schwefelsäure bey sehr genauen Untersuchungen als Trocknungsmittel nicht anzuwenden sey; doch hat im Widerspruche mit ihm Favre *) dadurch, daß er eine Luft zuerst durch Schwefelsäure und dann über trockne Phosphorsäure leitete und dabey keine Gewichtszunahme der letzteren wahrnehmen konnte, gezeigt, daß die Tension der Schwefelsäure zu gering sey, um für die Wage von irgend einem Einfluße zu seyn.

Die Eigenschaften der beyden andern vorzugsweise angewandten Trocknungsmittel rücksichtlich der mehr oder minder vollkommenen Erfüllung dieses Zweckes wurden bisher unseres Wissens ununtersucht gelassen, und beyde gelten daher als vollkommene Trocknungsmittel.

Bey unseren Untersuchungen über die Respiration der Pflanzen, welche wir im vorigen Jahre der k. Akademie vorzulegen die Ehre hatten, bot sich uns die angeregte Aufgabe in ihrer vollen Bedeutung dar, doch begnügten wir uns zur Zeit damit, nur die Schwefelsäure zu untersuchen, und als wir gefunden hatten, daß uns diese für unsre Zwecke genüge, verschoben wir die weitere Untersuchung dieses Gegenstandes bis zur Beendigung unserer damaligen Arbeit.

Die Resultate, die wir seitdem gewonnen, wollen wir nun in Folgendem darstellen.

Als Ausgangspunkt unserer Arbeit diente folgende bereits in der vorerwähnten Abhandlung angedeutete Schlußfolge.

*) Ann. de Chim. et de Phys. XII. 223.

Es wird von einem Trocknungsmittel verlangt, daß es eine durchströmende Luftart ihres ganzen Wassergehaltes beraube, ohne selbst etwas in einer mit der Wage erkennbaren Quantität daran abzugeben. Strömt feuchte Luft der Reihe nach über verschiedene Trocknungsmittel, so wird sie, wenn sie im ersten nicht alles Wasser verloren hat, dieses im zweyten fahren lassen, vorausgesetzt, daß dieses besser trocknet, als das erste. Das zweyte Mittel wird in Folge dessen an Gewicht zunehmen, wenn es zugleich nicht selbst etwas von seiner eigenen Substanz an die Luft abgibt. Kommt dagegen das besser trocknende Mittel voran, so wird das zweyte in keinem Falle zunehmen, es wird aber abnehmen, wenn es selbst an trockene Luft etwas abgibt.

Ist das erste Mittel nicht vollkommen trocknend, so kann die Luft noch einen Theil ihres ihr gebliebenen Wassers verlieren, wenn man sie über eine neue Portion desselben Mittels streichen läßt. Es beruht auf diesem Satze das Verfahren, eine zu trocknende Luftart durch mehrere Röhren, die ein Trocknungsmittel enthalten, zu leiten.

Die Art, in welcher wir die Trocknungsmittel anwandten, war folgende.

Als erstes Glied nahmen wir in 2 Versuchsreihen Glasröhren, die 27″ lang mit in Schwefelsäure getauchtem Asbest gefüllt waren; in den übrigen benutzten wir Liebig'sche Kugelapparate, die diese Säure enthielten. Es geschah dieses deßwegen, weil die Röhren, obwohl weniger bequem als die Kugelapparate, doch bisweilen genommen werden, wenn man ein öfteres Wechseln zu vermeiden wünscht. Das geschmolzene sowohl als das getrocknete Chlorcalcium kamen in 27″ lange Röhren, und zwar ersteres frisch geschmolzen, letzteres scharf getrocknet, beyde in kleinen Stückchen.

Als zweyte Glieder wurden die Schwefelsäure in einem Kugelapparate, das Chlorcalcium in einer kleinen Trocknungsröhre angewendet. Von jeder Combination der 3 Mittel wurden je 2 Reihen zu 6 Versuchen gemacht, und deren Resultate mögen hier folgen.

Zunahme des zweyten Gliedes.

Schwefelsäureasbest dann Kugelapp.		2 Kugelapparate.	
a.	b.	a.	b.
1 + 0,30 gr.	+ 0,15 gr.	+ 0,03	+ 0,00
2 + 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
3 + 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
4 + 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
5 + 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
6 + 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00

Kugelapp. dann geschm. Chlorcalc.		Kugelapp. dann getr. Chlorcalc.	
a.	b.	a.	b.
1 — 0,03	— 0,02	1 — 0,04	— 0,10
2 — 0,02	— 0,02	2 — 0,03	— 0,03
3 — 0,00	— 0,00	3 — 0,03	— 0,02
4 — 0,00	— 0,00	4 — 0,01	— 0,03
5 — 0,00	— 0,00	5 — 0,00	— 0,02
6 — 0,00	— 0,00	6 — 0,02	— 0,00

Geſchm. Chlorcalc. dann Kugelapp.	a.	b.
1	+ 0,20	+ 0,12
2	+ 0,04	+ 0,07
3	+ 0,02	+ 0,05
4	+ 0,03	+ 0,03
5	+ 0,03	+ 0,03
6	+ 0,04	+ 0,02

Getr. Chlorcalc. dann Kugelapp.	a.	b.
1	+ 0,06	+ 0,06
2	+ 0,08	+ 0,07
3	+ 0,04	+ 0,04
4	+ 0,04	+ 0,03
5	+ 0,03	+ 0,03
6	+ 0,04	+ 0,04

2mal getr. Chlorcalc.	a.	b.
1	+ 0,06	+ 0,08
2	+ 0,03	+ 0,03
3	+ 0,01	+ 0,02
4	+ 0,01	+ 0,01
5	+ 0,01	+ 0,02
6	+ 0,02	+ 0,01

2mal geſchm. Chlorcalc.	a.	b.
1	+ 0,02	+ 0,02
2	+ 0,01	+ 0,00
3	+ 0,03	+ 0,03
4	+ 0,02	+ 0,03
5	+ 0,02	+ 0,01
6	+ 0,03	+ 0,01

Geſchm. Chlorcalc. dann getr.	a.	b.
1	— 0,04	— 0,03
2	— 0,02	— 0,02
3	— 0,00	— 0,02
4	— 0,02	— 0,00
5	— 0,02	— 0,01
6	— 0,00	— 0,00

Getr. Chlorcalc. dann geſchm.	a.	b.
1	+ 0,08	+ 0,03
2	+ 0,04	+ 0,00
3	+ 0,02	+ 0,04
4	+ 0,01	+ 0,02
5	+ 0,04	+ 0,01
6	+ 0,01	+ 0,02

Es ergeben ſich nun aus dieſen Reihen nachſtehende Folgerungen.

Der Umſtand, daß die Schwefelſäure hinter geſchmolzenem ſowohl als hinter getrocknetem Chlorcalcium eine Gewichtszunahme erfährt, berechtigt zu dem Ausſpruche, daß die beyden letztgenannten Subſtanzen eine Luftart vollkommen zu trocknen nicht im Stande ſind.

Geſchmolzenes Chlorcalcium nimmt hinter getrocknetem noch zu; es trocknet alſo beſſer als dieſes.

Bringt man Chlorcalcium, getrocknetes ſowohl als geſchmolzenes, hinter Schwefelſäure, ſo nehmen ſie an Gewicht ab. Da wir vermittelſt ziemlich großer Stöpſel von Baumwolle vermieden hatten, daß der Luftſtrom etwas von dem Salze mechaniſch mitreißen konnte, ſo kann das, was fortgegangen iſt, nur Waſſerdunſt geweſen ſeyn. Weil nun beyde Salze bey dem Einbringen in die Röhre möglichſt trocken genommen wurden, ſo kann eine Erklärung des Umſtandes nur darin gefunden werden, daß während des Füllens der Röhre etwas Waſſerdunſt aufgenommen, derſelbe folglich mit gewogen wurde, dann aber bey dem Durchſtrömen einer ſehr trockenen Luft wieder entwich. Man könnte hier faſt zu der Annahme verleitet werden, daß die vollkommen trockene Luft mit ſolcher Begierde Waſſer anzieht, daß ſie dasſelbe ſelbſt dem Chlorcalcium zu entziehen im Stande iſt, wonach ſich die trockene Luft in der Eigenſchaft als Trocknungsmittel unmittelbar hinter die Schwefelſäure ſtellen würde. Jedenfalls iſt gewiß, daß Chlorcalcium bey genauen Unterſuchungen nicht angewendet werden ſoll, wenn es anders nicht durch die chemiſche Zuſammenſetzung des durchzuleitenden Gaſes geboten wird. In allen andern Fällen iſt Schwefelſäure zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.
Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Versuche über das Austrocknen der Gase.

(Schluß.)

Doch noch ein anderer Umstand ist es, den wir bey dem Trocknen zu berücksichtigen haben. Wir können bey der Betrachtung obiger Reihen fast durchgehends sehen, daß der erste Versuch sich von den nachfolgenden bedeutend unterscheidet, es ist entweder die Zunahme oder die Abnahme bedeutender als in den übrigen der Reihe. Die Schwefelsäure kann sogar hinter anderer Schwefelsäure zunehmen.

Es kann dieses nur von der Feuchtigkeit herkommen, die sich an die Wände der Gefäße, wo sie von der trocknenden Substanz nicht mehr berührt werden, oder der Verbindungsröhren anhängt, und es ergibt sich daraus für die Praxis die Regel, daß man, wenn man seiner Resultate sicher seyn will, sich nie frisch gefüllter Gefäße bedienen darf, sondern daß durch diese nach dem Füllen immer einige tausend Cub. Cent. Luft durchgeleitet werden müssen. Erst wenn diese einmal durchgegangen sind, kann man ein constantes Resultat erwarten.

Ist Luft durch einen mit conc. Schwefelsäure gefüllten Kugelapparat gegangen, so gibt sie kein Wasser mehr ab, wenn sie auf's Neue durch Schwefelsäure geleitet wird. Es ergibt sich hieraus, daß es gar nicht nothwendig ist, mehr als ein Schwefelsäuregefäß, sey es nun eine etwas lange Röhre oder ein Kugelapparat, zum Trocknen anzuwenden, denn was das erste nicht aufgenommen hat, wird auch von den nachfolgenden nicht mehr absorbirt. Halten wir außerdem dieses Resultat mit dem oben erwähnten von Favre zusammen, daß nämlich auch wasserfreye Phosphorsäure hinter Schwefelsäure nicht mehr zunimmt, so sind wir zu dem Ausspruche berechtigt, daß ein mit conc. Schwefelsäure gefüllter Kugelapparat hinreichend sey, um mehr als 100,000 CC. atmosphärischer Luft so vollkommen zu trocknen, daß die Wage von dem nicht absorbirten Wasser noch nicht afficirt wird. Nicht ganz ist dieses bey dem geschmolzenen Chlorcalcium der Fall, noch weniger bey dem getrockneten.

Es dürfte nicht überflüssig seyn, hier noch einen Umstand zu erwähnen, der bey der erwähnten Methode zu trocknen nicht außer Auge gelassen werden darf.

Muß Luft durch einen mit Schwefelsäure gefüllten Kugelapparat dringen, so hat sie einen nicht unbeträchtlichen Widerstand zu überwinden, der bey der Bestimmung der Quantität der durchgeströmten Luft nicht außer Auge gelassen werden darf. Es ist nämlich in Folge dieses Widerstandes bey Anwendung eines Gasometers die Luft im Innern desselben dichter, bey Anwendung eines Aspirators dünner als die äußere.

Um dieses zu bestimmen, braucht man nur mit dem fraglichen Gefäße ein Luft enthaltendes calibrirtes Glasrohr, dessen bekannter Inhalt durch einen Tropfen Flüssigkeit abgesperrt ist, communi-

ciren zu lassen. Ist die in der Röhre enthaltene Luft auf den Normalbarometerstand und die Temperatur 0 reducirt, so kann man augenblicklich die Dichtigkeit der eingeschlossenen Luft ablesen, und ist dabey aller Reductionen nicht nur rücksichtlich des Barometerstandes, sondern auch der Temperatur überhoben. Aufgabe ist nur, daß die letztere in beyden Gefäßen gleich sey, was sich leicht bewerkstelligen läßt.

Zum Schluße möge es noch erlaubt seyn, einer Methode, die Kohlensäure der Atmosphäre zu bestimmen, zu erwähnen, welche neuerlich von Mène*) vorgeschlagen, und die auf dem Principe der alkalimetrischen Probe beruht. Die Resultate, die er erlangt, sind die, daß die Luft kaum den dritten Theil der Kohlensäure wirklich besitzt, den man nach den bisherigen Untersuchungen ihr zuzuschreiben gewohnt ist, nämlich 3 — 5 Zehntausendtheile. Er macht gestützt hierauf den bisherigen Untersuchungen den Vorwurf, daß sie alle mit feuchter Luft angestellt seyen, und daß man bey dieser Gelegenheit das Wasser mit Kohlensäure verwechselt habe. Abgesehen davon, daß, wenn dieses wirklich der Fall wäre, der Fehler schwerlich so constant ausgefallen wäre, und man immer nahezu dasselbe Resultat erhalten hätte, können wir gestützt auf unsere Untersuchungen behaupten, daß die Schwefelsäure die Luft vollkommen trockne, und deßwegen eine solche grobe Verwechselung nicht zu befürchten stehe.

Uebrigens läßt sich der Irrthum von Mène auch durch folgende Betrachtung nachweisen. Wir haben bisher vorzüglich 2 Methoden, die Kohlensäure der Luft zu bestimmen, nämlich die Brunnersche, die Luft zuerst durch Schwefelsäure, dann über Kalkhydrat und eine zweyte Schwefelsäure zu leiten.

Hier könnte allerdings die erste Schwefelsäure nicht vollkommen trocknen und das durchgegangene Wasser sich in der zweyten fangen. Der erwähnte Vorwurf wäre also gegründet. Aber wir haben noch eine zweyte Methode, die Kohlensäure der Luft zu bestimmen, nämlich die von Saussure. Dieser trocknet die Luft nicht zuerst, sondern leitet sie in Barytwasser und wiegt dann den erhaltenen kohlensauren Baryt. Hier kann von keinem Verwechseln der Kohlensäure mit Wasser mehr die Rede seyn, und der Mène'sche Vorwurf findet daher keine Anwendung.

Vergleichen wir aber die Resultate beyder Methoden, so sind sie bekanntlich gleich, und wir müssen daher die Resultate der Mèneschen Methode als unbegründet betrachten.

*) Compt. rend. T. XXXIII. No. 8. 1851.

Philosophisch = philologische Classe.

In den monatlichen Sitzungen dieser Classe sind während des Wintersemesters 1851/52 folgende Gegenstände allgemeinern wissenschaftlichen Interesses zur Sprache gekommen.

November (15.) 1851. Bibliothekar Schmeller erstattete einen (nach dem in den Denkschriften der Classe vom J. 1838 S. 553 — 708 niedergelegten) zweyten Bericht über seine und Andrer Arbeiten betreffend die alterthümliche deutsche Mundart der sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Alpen von Vicenza und Verona, indem er zugleich das Manuscript seines Versuches eines Wörterbuches dieser Mundart vorlegte. Der Bericht ist abgedruckt im Bulletin Nro. 4 (Gelehrte Anzeigen Nro. 4) von 1852.

December (13.) a. Hr. Professor M. J. Müller besprach mehrere noch ungenügend beschriebene orientalische Handschriften der k. Hof = und Staatsbibliothek, insonderheit ein im J. 1530 in stattlichster Form ausgefertigtes Schreiben des Großveziers Ibrahim Pascha an König Ferdinand. (Cim. 76).

b. Hr. Rector Halm wies aus einer Handschrift der k. Bibliothek zu Bamberg eine Reihe wichtiger und noch nicht berücksichtigter Verbesserun-

gen und Ergänzungen des Textes von des L. A. Florus Epitome nach.

Januar (10.) 1852. Hr. Prof. Dr. Haneberg hielt Vortrag über das Leben und Wirken des Scheich Ali Abul Hasan Schadeli, als Beytrag zur Geschichte der Fatimiden und Sufi's Nordafrika's im XIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Februar (14.). a. Vorgelegt und besprochen wurde ein von Hrn. Oberbaurath Friedrich Panzer (Verfasser der „Beyträge zur deutschen Mythologie" München 1848) mitgetheilter Aufsatz „Ueber einige mythische Gebräuche und Sagen."

b. Hr. Prof. Dr. Prantl hielt Vortrag „Ueber einige Reste des Thier-epos, die sich bey spätern griechischen Autoren finden."

März (13.). a. Vorgelegt wurden zwey, zur Feyer des 11. als vierzigsten Jahrestages des in München bestehenden philologischen Seminars, erschienene Druckschriften, die eine von Hrn. Prof. Dr. Spengel, enthaltend „specimen emendationum in Cornelium Tacitum," die andere von Hrn. Prof. Dr. Prantl „Ueber die dianoetischen Tugenden in der nikomachischen Ethik des Aristoteles."

b. Aus einem größern von Hrn. Prof. Müller unternommenen Werke wurden von demselben mitgetheilt „Betrachtungen über das arabische Schutzrecht."

c. Hr. Generalvicar Dr. Windischmann hielt Vortrag „Ueber die Ursagen der arischen Völker."

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Februar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. 6. Bd. 1. Heft. Leipzig 1852. 8.

Von der naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg:

Abhandlungen. 1. Heft. Nürnberg 1852. 8.

Von der Institution of Civil Engineers in London:

Minutes of Proceedings Session of 1837—1850. London. 8.

Transactions. Vol. I. II. III. Lond. 8.

List of members 1850. Lond. 8.

Von der physikalisch medicinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. II. Bd. No. 14—22. Erlang. 1852. 8.

Von der Philosophical Society of Cambridge:

Vol. IX. Part II. Vol. I. 1. 2. Vol. III. 1—3. Vol. IV. 1—3. V. 1—3. VI. 1—3. VII. 1. Cambridge. 4.

Von der Entomological Society in London:

Transactions. (New series.) Vol. I. Lond. 1851. 8.

Von Hrn. Dr. Wilhelm Herberger zu Dürkheim:

Die jod- und bromhaltigen Salzquellen. Neustadt a. d. H. 1852. 8.

Von der Société Vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. No. 23. T. III. Année 1851. Laus. 8.

Von Hrn. Prof. Parlatore in Florenz:

Giornale botanico italiano. Anno II. Fasciculo 9. Firenze 1851. 8.

Von der Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen in Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. 7. Deel. Leiden 1851. 4.

Von Hrn. F. G. G. Miquel in Amsterdam:

Cycadeae quaedam americanae partim novae. Amsterd. 1851. 4.

De quibusdam plantis fossilibus. Amst. 1851.

Over de rangschikking der fossiele Cycadeae. Amst. 1851. 8.

Von Hrn. C. Montagne in Amsterdam:

Fungorum species novae Surinamenses. Amst. 8.

Von Hrn. Dr. Guyon in Algier:

Exposé des travaux et publications. Alger 1852. 8.

Von Hrn. Dompropst Dr. v. Deutinger hier:

Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freising. 3. Bd. München 1851. 8.

Schematismus der Geistlichkeit des Erzbisthums München und Freising für das Jahr 1852. München 1852. 8.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat März 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Zoological Society in London:

Transactions. Vol. IV. Part I. London 1850. 4.

Proceedings. No. 206 — 213. Lond. 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 11. 12. Decbr. 1851. Jan. 1852. Par. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmácie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXIII. Heft VI. Decbr. 1851. Bd. XXIV. Heft I. Jan. 1852. Landau. 8.

Von dem entomologischen Verein zu Stettin:

Entomologische Zeitung. 12. Jahrg. Stettin 1851. 8.

Von Hrn. Prof. Hausmann, Sekretär der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Erste Säkularfeyer der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen am 29. Nov. 1851. Gött. 1852. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIV. No. 2. 3. 4. Janv. 1852. Par. 1852. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Januar 1852. Berlin 1852. 8.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal des Savants. Janvier — Decbr. 1851. Par. 4.

Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der Sternwarte zu Prag:

Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate. 4. Jahrg. 1850. Prag 1851. 4.

Von dem zoologisch mineralogischen Verein in Regensburg:

Abhandlungen. 2. Heft. Regensb. 1852. 8.

Von dem Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. 16. Jahrgang. Schwerin 1851. 8.

Quartalbericht. XVI. 2. 3. XVII. 1. 2. Schwerin 1851. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Spengel hier:

Viro clarissimo Friderico Thierschio octo lustra in dirigendo seminario philologico Monacensi A. D. V. Id. Mart. anni MDCCCXII condito feliciter peracta gratulatur. Mon. 1852. 4.

Von Hrn. Prof. Dr. Prantl dahier:

Ueber die dianoetischen Tugenden in der Nikomachischen Ethik des Aristoteles. — Fried. v. Thiersch, dem Gründer des philologischen Seminars in München zum 40jährigen Bestand dieser Anstalt. München 1852. 4.

Von Hrn. Prof. Zantedeschi in Padua:

Ricerche fisico-matematiche sulla deviazione del pendolo dalla sua trajettoria. Padova 1852. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

A Glance at the Interior of China obtained during a Journey through the Silk and Green tea Countries. By W. H. Medhurst. London 1850.

Die Reise des bekannten Sinologen, Herrn Medhurst, ist in mannigfacher Beziehung ein lehrreiches Werk. Wir ersehen hieraus, wie die Engländer von den fünf Häfen aus, wo ihnen vermöge des Vertrags von Nanking der Zutritt gestattet ist, nach dem inneren Lande Verbindungen unterhalten, so daß sie in fernen Gegenden Freunde finden, die sie verbergen und ihren Zwecken jeden Vorschub leisten. Dann erhalten wir in den Mittheilungen des Herrn Medhurst, welcher als Chinese reiste, und von keinem der scharfen Beobachter und Spione des Himmelssohnes als ein Kueitse oder Teufelssohn, — eine gewöhnliche Benennung der Fremden —, erkannt wurde, eine Darlegung der Zustände des chinesischen Volkes, wie sie wirklich sind, im Vergleiche zu den amtlich erlogenen Angaben, namentlich in statistischer Beziehung. Der Reisende war zu dieser schwierigen aber wichtigen Aufgabe ganz geeignet. M. ist der Sprache und Sitten des Mittelreiches vollkommen kundig; er kennt alle officiellen Berichte und Staatshandbücher des großen Reiches. Weßhalb aber eigentlich die Länder, wo die vorzüglichste Seide, der beste grüne Thee gewonnen und das trefflichste Porzellan verfertigt wird, besucht wurden, das erfahren wir nirgendwo; im Verlaufe des Tagebuches ist bloß im Allgemeinen von Geschäften die Rede. Wahrscheinlich hatte der Ausflug von Schanghai nach dem Innern Handels- und gewerbliche Zwecke; der Reisende erkundigte sich genau über alle die zahlreichen Vorkehrungen zur Gewinnung der Seide, von der Pflanzung des Maulbeerbaumes und seinen verschiedenen Gattungen bis zur Zusammensetzung des Webestuhles, worauf die Seidenfäden zu Stoffen verarbeitet werden; weniger ausführlich wird von der Zubereitung des Thee's und der Fabricirung des Porzellans gesprochen.

Das Buch beginnt mit einer Aufzählung der Anzüge, welche einem Europäer nothwendig sind, der als verkleideter Chinese von Bildung, als ein wohlhabender Kaufmann, Gelehrter oder Arzt reisen will. Für den Sinologen haben diese und andere Darstellungen solcher Art noch einen besondern Werth durch die Mittheilung der chinesischen Charakter, mit welchen die besprochenen Gegenstände bezeichnet werden. Die Reise ist nämlich, obgleich London auf dem Titel steht, sicherlich in Schanghai gedruckt worden, und bildet bloß eine Abtheilung der Zeitschrift, welche Medhurst in dieser großen Hafenstadt des östlichen China's unter der Aufschrift: „Chinesische Miscellen" erscheinen läßt. Auch der Körper muß zu solch einer Reise eigens zugerichtet werden; der Kopf wird ringsum bis auf den Scheitel geschoren, wo der künstliche Zopf befestigt wird; bei manchen Personen sind auch farbige Brillen nothwendig, wenn sie nämlich besonders helle Augen haben, woran der Chinese den Fremden alsbald erkennt. Nun werden die Speisen der Chinesen, ihre Wirthshäuser und Theestuben beschrieben, wie man ißt und trinkt, damit der verkleidete Eu-

ropäer sich hienach genau richten möge. Die Darstellung der Sitten in den Wirthshäusern, dann welche Leute hier gewöhnlich gefunden werden ist äußerst anziehend und könnte recht gut zum Stoffe einer chinesischen Novelle dienen. Die Abschnitte über die Art und Weise zu reisen, über die Boote und Straßen, „welche besser sind, als ein Fremder erwartet," über die Kenntniß der Sprache und der verschiedenen Mundarten enthalten ebenfalls sehr viel Lehrreiches. Aus allen Einrichtungen tritt uns das Bild eines sehr alten civilisirten Volkes entgegen. Man findet hier, gleichwie in Indien, Stiftungen und wohlthätige Vereine, wodurch für arme Reisende gesorgt wird; sie werden unentgeldlich über Flüße und Seen gefahren und erhalten in gewissen längs der Straßen errichteten Häusern, ohne irgend eine Bezahlung, Nachtlager und nothdürftige Speisung. Medhurst selbst wurde manchmal, wenn er schwach und müde einherging, von unbekannten Wohlthätern eine Tasse Thee zur Erfrischung dargereicht.

Die äußere Geschichte, die todten Thatsachen einer jeden Stadt, sogar eines jeden Dorfes des Mittelreiches sind allgemein bekannt. Man findet in den Kreis- und Kantonsbeschreibungen, wann ein Ort erbaut und wie er unter den verschiedenen Herrscherhäusern genannt wurde. Von dem innern Leben der Länder und Städte, von ihren besondern Einrichtungen und Sitten, von den eigenthümlichen Landeserzeugnissen, von den Gewerben und der Aus- und Einfuhr ist in diesen Werken wenig zu lesen. Der Sinologe gibt nach diesen chinesischen Quellen die Geschichte der Orte, durch welche er kommt und Bruchstücke einiger Abhandlungen, die sich auf die Gewerbe beziehen, welche in diesen Städten vorzüglich betrieben werden. Bei der Beschreibung von Hutschéu (30° 52′ 48″ n. Br. und 3° 27′ 54″ östl. L. von Peking), einer Kreishauptstadt in der Provinz Tschekiang, wird das vor Kurzem erschienene Werk eines höhern Beamten über den Seidenbau im vollständigen Auszuge mitgetheilt. Es beginnt mit der Beschreibung der zwei verschiedenen Gattungen Maulbeerbäume, geht dann alle Processe der Behandlung der Raupen durch, sowie der andern Vorkehrungen zur Gewinnung von Seidenwaaren. Die Werkzeuge sind in Abbildungen beygegeben.

Herr M. glaubt, die Bevölkerung des Mittelreiches, welche nach amtlichen Angaben sich jetzt über vierhundert Millionen belaufen mag, müsse in Wirklichkeit noch zahlreicher seyn. Auf den sogenannten Menpao oder Thortafeln, welche nach einem alten schon bey Marco Polo erwähnten Brauche die Anzahl, das Geschlecht, das Alter und eine Menge anderer statistischer Einzelnheiten der Hausgenossen enthalten sollten, fand der Reisende bloß den Vor- und Zunamen, manchmal auch das Gewerbe des Familienvaters angegeben. „Wenn ich jährlich nur 48 Kanderin, ungefähr sechs Kreuzer, dem Boten bezahle," sagte ein Hausbesitzer, „so ist alles recht; Niemand fragt weiter nach dem Gesetze, und ich erspare eine schöne Summe an der Kopfsteuer." Die Boten betrügen im Kleinen und die Beamten im Großen. Die Abgaben sind aber, nach den amtlichen Angaben, sehr mäßig, und glaubt man den officiellen Schriften, so ist Alles vortrefflich geordnet und bestellt.

Die Landsteuer richtet sich, so lauten ihre Worte, nach der relativen Güte des Grundes und Bodens und ist daher verschieden in den verschiedenen Kreisen und Bezirken, in den verschiedenen Marken und Gauen des Reiches. Wie die meisten andern religiösen und bürgerlichen Einrichtungen Chinas, so ward auch das Steuersystem des Mittelreiches von den Mongolen angenommen; wir finden es bis in das Einzelnste dargestellt in den Satzungen Timurs. Es wird bald ein Viertel, Sechstel oder Zehntel des rohen Ertrags als Abgabe gefordert.

Wenn Jemand sein Land nicht in das Kataster eintragen läßt, um dadurch der Steuer zu entgehen, so fällt dieses nicht verzeichnete Land dem Staate anheim und der ehemalige Eigenthümer muß nichts desto weniger die restirende Landsteuer nachzahlen. Wer sein Besitzthum fälschlich in das Kataster eintragen läßt oder zum Scheine es einem Andern abtritt, damit er selbst von den persönlichen Frohndiensten befreit bleibe, soll nach dem Befund der Umstände bestraft werden. Wenn irgend ein Landstrich von einem besondern Unglücksfalle heim-

gesucht wird, von Ueberschwemmung oder Dürre, von einem Wolkenbruche oder von Ungeziefer, so soll im Verhältniß zum Schaden ein Steuernachlaß stattfinden. Jede in Betreff solcher Naturereignisse an die Steuereinnehmer gesandte Bittschrift muß angenommen und mit Zuziehung des Gemeindebevollmächtigten von dem Steuerbeamten persönlich genau untersucht werden. Der Beamte soll sich nicht, wie ausdrücklich anempfohlen wird, auf den Bericht der Gemeindebevollmächtigten allein und auf die Kontrolle seines Schreiberpersonals verlassen. Die Besitzungen des Staates und der Staatsbeamten sind nicht minder, gleichwie die der Privatpersonen, den Steuern und Frohnden unterworfen. Die Beamten können ihr Land natürlich nicht selbst anbauen; sie überlassen es deßhalb gewöhnlich an Pächter, welche dann die Leistungen, mit welchen dieser Grundbesitz beschwert ist, zu entrichten haben. Die Pächter sind dafür ebenso verantwortlich, als wenn sie die wirklichen Besitzer des Landgutes wären. Die Grundeigenthümer selbst, die Gemeindebevollmächtigten und die Beamten sind übrigens sämmtlich angewiesen, darüber zu wachen, daß alles Land kultivirt und daß soviel als möglich die Erträgnisse derselben vermehrt werden. Wenn in irgend einem Distrikte des Reiches der mit Landsteuer und persönlichen Diensten belegte Grund und Boden ohne äußere Veranlassung brach liegen bleibt, wenn die Maulbeer-, Baumwoll-, Hanf- und Lein-Pflanzungen vernachläßigt werden und die Regierung hiedurch in ihrem Einkommen gefährdet wird, so sollen die Besitzer, die Gemeindebevollmächtigten und die Beamten zur Rechenschaft gezogen und nach dem Befund der Umstände bestraft werden.

Niemals glaubte man in China, daß der Himmelssohn der alleinige Eigenthümer alles Landes sey und daß er hievon dem Einzelnen bloß nach Nothdurft und Gutdünken das Seinige austheile oder überlasse. Der geringste Taglöhner ist ebenso echter Eigenthümer seines Gütleins, wie der Kaiser Herr ist seiner Domänen. Er kann das Land nach Belieben verkaufen, verpfänden, vererben, verspielen und verschenken, ohne daß Jemand, wenn nicht sonstige gesetzliche Bestimmungen ihn daran verhindern, ein Recht hätte, Einsprache zu thun. Man trug seit den ältesten Zeiten der Monarchie Sorge dafür, daß Jedem das Seine ward und blieb, daß die Gemarken nicht verrückt wurden. Im Verhältnisse zu seinem Besitzthume muß man zu den Bedürfnissen des Staates beysteuern, damit die einsichtsvollen Männer leben können, welche sich der Mühen und Sorgen der Staatsverwaltung unterziehen. Auch in dem kleinsten Lande, sagt Meng tse, muß es Weise und Landleute geben. Ohne Weise ermangeln die Landleute der Regierung und ohne Landleute ermangeln die Weisen der Nahrung. Die älteste Dynastie des Reiches, die Hia, erhielt von allen Erträgnissen einen Zehnten; die Dynastie Schang oder In verlangte den neunten Theil in der Art, daß alle Gemarkungen in neun gleiche Theile getheilt und die Erträgnisse des Neuntels, welches die Besitzer der übrigen acht Theile bestellen mußten, für die Staatsbedürfnisse in Anspruch genommen wurden. Die dritte Dynastie, die Tscheu, verband die eine Erhebungsweise mit der andern. Von indirekten Abgaben, von Zöllen oder einer Kopfsteuer war in diesen frühern Zeiten des chinesischen Staates noch keine Rede. Schin nong, sagen die chinesischen Schriftsteller, ordnete ehemals öffentliche Märkte an, damit die Menschen das, was sie im Ueberflusse besitzen, für das, was sie brauchen, eintauschen könnten; es wurden Marktvorsteher ernannt, um darüber zu wachen, daß Niemand hintergangen werde und um die etwa sich erhebenden Streitigkeiten zu schlichten. Diese Beamten erhielten von den Kaufleuten für ihre Mühewaltung nicht die geringste Entschädigung; sie waren vom Staate besoldet. Da fiel es, so wird berichtet, einem Manne gemeiner Gesinnung ein, sich einen erhabenen Sitz aufbauen zu lassen und scharfen Blickes ringsumher zu schauen, damit er erfahre, welche Gewinnste jeder mache und er seinen Antheil daran erhalte. Man verachtete ihn zwar, aber die Sitte war nun einmal aufgekommen, und bald wurden Zölle und andere indirekte Abgaben allgemeine Sitte im Lande der Blume der Mitte. In der Folge gab es noch gar viele Veränderungen; es ist aber Alles genau verzeichnet; Jeder weiß, was er zu thun und zu lassen hat; Niemand kann hintergangen werden, — so

sprechen die amtlichen Verordnungen und Staatshandbücher.

Dieß Alles verhält sich aber in Wahrheit ganz anders. Die Beamten, welche sehr geringe Besoldungen haben, — drey bis vierhundert Gulden unsers Geldes, — gebrauchen allerley Mittel, um sich ein größeres Einkommen zu verschaffen. Sie ziehen bey Gerichtshändeln an Sporteln und Bestechungen große Summen; sie setzen Gehalte auf für Gehilfen, für Schreiber und Boten, die sie nicht haben oder nicht bezahlen, sie geben den Umfang des steuerbaren Landes geringer an oder verlangen eine höhere als die gesetzliche Grundsteuer. Es werden Zölle von Gegenständen erhoben, die gar nicht im Tarife verzeichnet sind und steuerpflichtige Erzeugnisse ganz verschwiegen. Herr M. führt (S. 160) mehrere Fälle dieser Art an. Im Weichbilde Wujuen der Provinz Tschekiang wächst vortrefflicher grüner Thee, der in großer Menge ausgeführt wird.

(Schluß folgt.)

Abbildungen der Fische, welche in den Flüssen und Seen von Bayern vorkommen, von J. C. Weber. Zur Fauna von Bayern. München 1851. 46 S. und 58 col. Tafeln in Duodez.

Der Verfasser dieses Werkchens, rühmlichst bekannt durch die vielen zoologischen Abbildungen, welche er für Agassiz und die hiesige Akademie der Wissenschaften fertigte, sowie durch seine bayerische und Alpen-Flora, hat so eben im eignen Verlag und in Commission der Cotta'schen Buchhandlung eine Darstellung der in den bayerischen Gewässern lebenden Fische in colorirten Abbildungen, begleitet von einer kurzen Beschreibung derselben, herausgegeben. Wie bey seinen eben genannten botanischen Arbeiten hat der Verfasser auch für diese das Duodez-Format gewählt; der Ladenpreis für ein mit elegantem Einbande nach englischer Art versehenes Exemplar ist zu 5 fl. 20 kr. festgesetzt.

Es sind diese Abbildungen die ersten, welche von bayerischen Fischen erschienen sind und schon dieses Umstandes wegen werden sie in Bayern und dem übrigen Deutschland eine willkommene Aufnahme finden, zumal da die Donau und die mit ihr in Verbindung stehenden Alpenseen mehrere Arten, zum Theil der köstlichsten Fische ernähren, welche schon in Franken nicht mehr vorkommen und zu deren genauer Kenntniß man deßhalb im größten Theile von Deutschland nicht durch Autopsie, sondern nur durch gute Abbildungen gelangen kann. Als solche darf man aber fast durchgängig die in diesem Werkchen vorgelegten bezeichnen, die allen billigen Anforderungen vollständig entsprechen und weit mehr gewähren, als der Käufer nach dem höchst billig gestellten Preise zu erwarten berechtigt wäre. Mit den bekannten Bloch'schen Abbildungen der deutschen Fische verglichen, wird man sich bald überzeugen, daß sie diesen an Richtigkeit der Zeichnung wie des Colorits voranstehen. Der kurze Text, welcher ebenfalls vom Verfasser herrührt, ist nicht für den eigentlichen Systematiker berechnet, sondern will nur in populärer Form die Fische nach ihrer äußern Beschaffenheit, Lebensweise, Laichzeit und Nutzen schildern. Das nette Büchlein mit seiner eleganten Ausstattung wird daher noch insbesondere den vielen Freunden des Fischfangs, deren Zahl auch bey uns immer mehr anwächst, eine erfreuliche Erscheinung seyn, und die wohl gelungenen Abbildungen werden auch bey dem wissenschaftlichen Ichthyologen die wohlverdiente Anerkennung finden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. List (Catalogue) of the specimens of Mammalia, Birds etc. in the Collection of the British Museum. Printed by order of the Trustees. London seit 1843. Bis jetzt 38 Abtheilungen in kl. 8.

II. Muséum d'histoire naturelle de Paris. Catalogue méthodique de la collection des Mammifères, de la collection des oiseaux et des collections annexes, par le Professeur-Administrateur: M. J. Geoffroy Saint-Hilaire et les Aides-Naturalistes: MM. Fl. Prévost et Pucheran. 1. partie. Mammifères. Introduction et catalogue des Primates, par M. J. Geoffroy Saint-Hilaire. Paris 1851. 96 S. gr. 8.

Catalogue méthodique de la collection des Reptiles. 1. et 2. livraison. Professeur-Administrateur: M. C. Duméril, Aide-Naturaliste: M. Aug. Duméril. Paris 1851. 224 S.

Catalogue de la collection entomologique. Classe des Insectes. Ordre des Coléoptères. 1. et 2. livraison. Professeur-Administrateur: M. Milne-Edwards; Aide-Naturaliste: M. Emile Blanchard; Sous-Aide: M. H. Lucas. Paris 1850. 240 S.

Zwey der größten zoologischen Sammlungen haben den Anfang gemacht, den Reichthum ihrer Schätze zur allgemeinen Kunde zu bringen, theils in einfachen Verzeichnissen der Gegenstände, theils mit Beyfügung von erläuternden Bemerkungen und selbst mit Charakteristik der noch nicht beschriebenen Arten. Alle Zoologen werden diese Unternehmungen mit Freude begrüßen, indem sie durch dieselben nicht bloß eine klare Einsicht in den Stand dieser großen Sammlungen erlangen, was an und für sich schon für sie von höchstem Interesse ist, sondern weil diese Kataloge ihnen auch eine vielfache Belehrung gewähren theils wegen der Beschreibung einer Menge neuer Arten, theils wegen der mannigfachen Aufschlüsse, die sie über schon früher aufgestellte, aber nicht vollständig gekannte, oder zweifelhafte Arten gewähren. Selbst die einfachen Verzeichnisse, die sich auf bloße Aufzählung der Species, ohne weitere Zugabe von Erläuterungen, beschränken, gewähren doch in so fern eine Belehrung, als aus ihnen wenigstens ersichtlich wird, welche Stellung viele von den Verfassern dieser Kataloge früher publicirte, wegen Unzulänglichkeit der Beschreibungen aber zweifelhaft gebliebene Arten und Gattungen in dem Fachwerke der Systematik einzunehmen haben.

I. Wir beginnen unser Referat mit den Katalogen des brittischen Museums als denjenigen, die zuerst begonnen haben und dermalen am weitesten vorgeschritten sind, beschränken uns aber, um nicht zu weitläufig zu werden, auf eine kurze Angabe ihres Inhaltes und der Methode, nach welcher die einzelnen Verzeichnisse ausgearbeitet sind.

1. List of the osteological specimens. Lond. 1847. 147 S. — Bey Durchsicht dieses Verzeichnisses wird man erstaunen über die geringe Anzahl

von Skeleten, welche im brittischen Museum dermalen vorhanden sind. Es werden allerdings an osteologischen Präparaten von den Säugthieren 1766, von den Vögeln 961, von Reptilien 309 und von Fischen 59 Exemplare aufgeführt, aber bey den Säugthieren besteht weitaus die Mehrzahl bloß in Schädeln und bey den Vögeln in Brustbeinen, bey den Reptilien machen die Hauptsache die Panzer der Schildkröten und bey den Fischen die Zähne aus. Jede der beyden Klassen der kaltblütigen Wirbelthiere hat nicht mehr als 10 Skelete aufzuweisen. Diese große Armuth des brittischen Museus an Skeleten rührt theils davon her, daß die in ihm früher vorhandenen osteologischen Präparate nach Ankauf des Hunter'schen Museums von Seite der Regierung dem College of Surgeons zugewiesen wurden, theils und hauptsächlich davon, daß unter der früheren Administration die Sammlungen des brittischen Museums mehr als ein Raritäten- und Curiositäten-Cabinet, denn als eine wissenschaftliche Anstalt behandelt wurden. Der dermaligen Verwaltung unter der rühmlichen Leitung von John Edward Gray ist demnach bezüglich der Vermehrung der Skelete noch eine große und schwierige Aufgabe vorbehalten.

2. **List of the specimens of Mammalia. 1843. 216 S.** — Von J. E. Gray verfaßt. Aufzählung aller im brittischen Museum aufgestellten Säugthiere in 1031 Arten und 3062 Exemplaren. Wenn wir gleich der Meinung sind, daß die Anzahl der hier genannten Arten bey strengerer Prüfung eine nicht unerhebliche Reduction erfahren dürfte, so ist doch immerhin der Reichthum an ausgestopften Säugthieren schon im Jahre 1843 ein höchst bedeutender gewesen, und dieser hat sich seitdem dermaßen vermehrt, daß dieses Verzeichniß jetzt weit hinter dem dermaligen Stande zurück ist. Es beschränkt sich auf eine einfache Aufzählung der im Museum enthaltenen Arten mit Beyfügung der hauptsächlichsten Synonyme und, was sehr wichtig, mit Angabe der Fundörter der einzelnen Exemplare.

3. **Catalogue of the specimens of Mammalia. Part 1. Cetacea. 1850. 153 S.; Part 2. Seals. 1850. 48 S.** — Um eine Uebersicht von dem jetzigen Stande der Säugthier-Sammlung und der osteologischen Präparate des brittischen Museums zu liefern, hat sich Gray an die Bearbeitung dieses Katalogs gemacht; er ist also gewissermaßen eine zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage des vorhin angeführten. Er ist aber noch mehr, denn dieser Katalog soll auch diejenigen Arten, die noch nicht im brittischen Museum vorhanden sind, aufnehmen, um dadurch Reisende, Sammler und Andere in den Stand zu setzen, zur Ausfüllung der Lücken in der National-Sammlung beyzutragen; zu diesem Behufe ist eine Beschreibung aller Gattungen und Arten, die dermalen in den verschiedenen öffentlichen und Privatsammlungen existiren, beygegeben. Den Anfang hat der Verf. mit den Wallen (Cetacea) gemacht, und von allen bekannten Arten sehr ausführliche Beschreibungen mit Berücksichtigung der zahlreichen Synonymik geliefert und 8 Tafeln mit Abbildungen beygefügt, von denen die erste je ein Thier aus seinen 4 Familien der Walle, und die 7 andern die Schädel und hinter ihnen auf schwarzem Grunde die Umrisse der Köpfe von den Gattungen darstellen. Diese Abtheilung ist höchst wichtig für den Systematiker und zugleich ein sehr bequemes Hülfsbuch für den Seefahrer, der sich daraus sehr leicht über die ihm vorkommenden Meeresungeheuer aus der Ordnung der Walle unterrichten kann. — In derselben Weise ist die Ordnung der Ruderfüsser (Pinnipedia) bearbeitet und von jeder der 14 Gattungen der Schädel abgebildet. So hat sich also das einfache Verzeichniß der im brittischen Museum aufgestellten Säugthiere jetzt zu einer ausführlichen Charakteristik aller Säugthier-Arten ausgedehnt, und die Therologen werden dafür dem Verf. großen Dank wissen.

4. **List of the specimens of Birds. Second edition. Part 1. Accipitres. 1848. 120 S.; Part 2. Section 1. Fissirostres. 1848. 80 S.; Part 3. Gallinae, Grallae and Anseres. 1844.** — Der Verfasser ist der Bruder des vorigen, Georg Robert Gray, ältester Assistent in der zoologischen Abtheilung und als ausgezeichneter Ornitholog bekannt durch seine berühmten Genera of Birds mit den prachtvollen Abbildungen. Die erste Abtheilung dieses Katalogs hat schon eine zweyte Auflage erlebt. Er ist nach dem Muster von Nro. 2 eingerichtet und beschränkt sich also auf Aufzäh-

lung der im Museum aufgestellten Arten mit Beyfügung der Synonymik und der Heimath der einzelnen Exemplare. An Raubvögeln hat die Sammlung 282 Arten aufzuweisen, nämlich 198 Arten Tag- und 84 Arten Nachtraubvögel. Die dritte Abtheilung ist uns nicht zugekommen, wahrscheinlich weil sie bereits vergriffen seyn wird.

5. **Catalogue of the specimens and drawings of Mammalia and Birds of Nepal and Thibet, presented by B. H. Hodgson, Esq. to the British Museum. 1846. 156 S.** — Die naturhistorischen Sammlungen des brittischen Museums verdanken ihr schnelles Anwachsen zum großen Theil den Geschenken, welche ihnen von patriotischen Landsleuten aus allen Welttheilen und allen Meeren zuströmen. Unter diesen freygebigen Contribuenten hat sich, wie das vorliegende Verzeichniß ausweist, besonders hervorgethan Hodgson, vieljähriger englischer Resident in Nepal, und durch zahlreiche zoologische Arbeiten den Zoologen wohl bekannt.

6. **List of the specimens of British animals in the collection of the British Museum. Part 3. Birds. 1850. 275 S.** — Giebt ein Verzeichniß aller in Großbritannien aufgefundenen Arten von Vögeln, und ist von G. R. Gray mit großer Sorgfalt in Aufführung und Sichtung der Synonymik und genauer Bezeichnung der Fundstätten bearbeitet. Er zählt darin auf:

indigenous species	114
seasonal visitors (Summer or Winter)	83
occasional visitors	104
accidental visitors	48
eingeführte Arten	11
zweifelhafte Arten	7

Also im Ganzen 367 Arten.

7. **Catalogue of the specimens of Lizards. 1845. 289 S.** — **Catalogue of the specimens of Snakes. 1849. 125 S.** — **Catalogue of the specimens of Amphibia. Part 2. Batrachia gradientia etc. 1850. 72 S.** — Von J. E. Gray verfertigt und zählt nicht bloß die im brittischen Museum aufbewahrten Arten auf, sondern auch die sonst bekannten. Sämmtliche Gattungen und Arten sind durch kurze Beschreibungen charakterisirt; bey der letztgenannten Abtheilung sind auch 2 Tafeln mit Abbildungen des Schädels von der Gaumenfläche beygegeben. Von den 612 Arten von Eidechsen, die im Jahre 1845 bekannt waren, besaß das brittische Museum 429.

8. **List of the specimens of Fish. Part 1. Chondropterygii. 1851. 160 S.** — Dieses Verzeichniß hat J. E. Gray mit Beyhülfe von Edward Gerrard verfaßt und es dehnt sich gleich dem vorigen auf alle Arten der Knorpelfische aus. Die Arten sind nicht charakterisirt, wohl aber die Gattungen und Unterabtheilungen. Auf einer Tafel ist das Gebiß von verschiedenen Thieren aus der Familie der Neunaugen, und auf einer zweyten Tafel eine neue Gattung derselben, Geotria australis, abgebildet. Im Ganzen sind hier 303 Arten Knorpelfische aufgezählt.

9. **Catalogue of the Mollusca. Part 1. Cephalopoda antepedia. 1849. 164 S. Part 2. Pteropoda. 1850. 45 S.** — **Catalogue of the Bivalve Mollusca. Part 1. Placentadae and Anomiadae. 1850. 22 S.** — **Nomenclature of Molluscous animals and shells. Part 1. Cyclophoridae. 1850. 68 S.** — In diesen und den folgenden Katalogen suchen die Verf. eine möglichst vollständige Liste der zur Zeit der Zusammenstellung sicher bekannten Arten zu liefern, wenn dieselben auch nicht in den Sammlungen des brittischen Museums sich befinden. Die Heftchen scheinen einen guten Verkauf zu finden, oder ist anderweitig dafür gesorgt, daß nach etlichen Jahren neue vermehrte Auflagen erscheinen können; jedenfalls ist der Plan und die Anlage dieser synoptischen Kataloge sehr dankenswerth. Daß hier bey den Mollusken, zunächst den Cephalopoden, auch die fossilen Gattungen und Arten aufgeführt werden, könnte auffallend erscheinen, da doch wohl ein eigener Katalog der paläontologischen Abtheilung des brittischen Museums geliefert werden wird; denn die fünf als in der Sammlung befindlich angeführten und noch dazu gemeinsten Arten von Belemnites können doch nicht die Gesammtsumme der in dieser großartigen Anstalt aufbewahrten Belemnophoren darstellen sollen. Ferner ist nicht recht erklärlich, warum der Titel Catalogue of the Mollusca der beyden ersten Heftchen

in den folgenden so wesentlich geändert worden ist, obgleich sie von demselben Verf., J. E. Gray, sind.

(Schluß folgt.)

A Glance at the Interior of China etc.

(Schluß.)

In der amtlichen Ortsbeschreibung ist aber hievon nichts zu lesen. Die Kaufleute, welche diesen Thee nach Schanghai bringen, sollen hievon an ihre Mandarine jährlich wenigstens 20,000 Tael, über 80,000 fl. bezahlen müssen. Solche Beamten spotten natürlich der obersten Regierung zu Peking, welche glaubt, über ihre nachläßigen Diener eine harte Strafe zu verhängen, wenn sie sie um die Hälfte oder auch die ganze jährliche Besoldung straft, während diese manchmal kaum den tausendsten Theil des Einkommens beträgt. Unterschleife und Bedrückungen der Art berühren mittelbar die britische Regierung und ihr Verhältniß zum Mittelreiche; sie haben ein politisches Interesse. Nach dem zur Ergänzung des Friedens von Nanking abgeschlossenen Zollvertrage (8. Okt. 1843) sollten die Binnenzölle mäßig seyn und später genau bestimmt werden (Neumann, Geschichte des englisch-chinesischen Krieges 334). Wie wäre es nun unter solchen Verhältnissen möglich, eine feste Norm aufzustellen, und würde die chinesische Regierung bey vorkommenden Beschwerden nicht mit gutem Grunde erwidern können: Die Barbaren sind schlecht unterrichtet, da und dort würden gar keine Zölle erhoben; es sey dieß auch ganz unmöglich, indem nach amtlichen Aufnahmen in den angeführten Marken solche Erzeugnisse gar nicht vorkommen.

Herr M. berichtet unter Anderm von einer großen Reformbewegung, die er allenthalben im Mittelreiche vorfand, wo er Gelegenheit hatte, sich mit denkenden Männern zu unterhalten. Es ist dieß eine übereinstimmende Erfahrung aller einsichtsvollen Reisenden und Sendboten der verschiedenen christlichen Bekenntnisse im Morgenlande. Die Muselman suchen die späteren Satzungen abzuschütteln, wollen zur reinen Lehre des Korans zurückkehren

und diese bloß in ihrer moralischen Grundlage auffassen. Gleiche Wege gehen Brahmanen und Buddhaisten, wie selbst aus einer Anzahl Zeitschriften und Flugblätter dieser Religionsgenossen hervorleuchtet. Beyde suchen ihren Glauben und Aberglauben in der Einheit Gottes und in einem moralischen werkthätigen Leben aufzulösen. So auch die Anhänger des Kongtse und Laotse. „Mein Hauswirth," lesen wir in dieser Beziehung in dem vorliegenden Reisebericht (168), „war sehr erfreut, als er erfuhr, wer ich sey. Der Fragen war nun kein Ende. Wie weit ist euer Land vom Mittelreiche? Wie groß ist es und wie stark ist die Bevölkerung? Was habt ihr für eine Religion, für eine Staatsverfassung? Wie ist eure Literatur, wie sind eure Sitten und Gebräuche beschaffen? Ueber religiöse Gegenstände hatte ich mit dem Manne und den andern Leuten des Fortschritts, deren viele sind in diesen Gegenden, häufige und lange andauernde Unterredungen. Ihre Geistesrichtung scheint mir dahin zu zielen, daß sie die Lehren des Kongtse in ihrem wahren Geiste auffassen und ausführen wollen, frey von den atheistischen Deutungen, mit welchen die Scholastiker der Songdynastie sie umkleideten und verunstalteten. Die Vorschriften der Menschlichkeit, des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, verzeichnet in den Schriften des Weisen und seiner Jünger, sollen zur Wahrheit erhoben und das ganze Leben darnach eingerichtet werden. Ihre Bemerkungen und Ansichten über Selbstprüfung und Selbsterkenntniß, wie der Mensch durch sittliche Kraftanstrengung seine Leidenschaften, seine geistigen und gemüthlichen Irrthümer besiegen, und auf dem Wege der Tugend und Standhaftigkeit beharren könne, würden auch einem christlichen Moralisten zur Ehre gereichen." Die Mangelhaftigkeit der in Holz geschnittenen geographischen Charten und Umrisse, — sie sind chinesischen Originalen entnommen, — wird mit dem Umstande entschuldigt, daß es in Schanghai unmöglich gewesen ist, bessere anfertigen zu lassen. Eine vollständige, an den Reisebericht sich enganschließende Charte war bereits ausgearbeitet; sie konnte aber, weil es an kundigen Arbeitern zu ihrer Ausführung fehlte, dem Werke nicht beygegeben werden.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. **The Geological Observer. By Sir Henry T. de la Beche. London 1851. 846 S. 8.**

II. **Gaea excursoria Germanica.** Deutschlands Geologie, Geognosie und Paläontologie. Ein unentbehrlicher Leitfaden auf Excursionen und beym Selbstunterricht von C. G. Giebel. Mit **24** lithographirten Tafeln. Leipzig **1851. 510 S. 8.**

Gleichzeitig sind in England und Deutschland zwey Werke erschienen, die dazu bestimmt sind, dem angehenden Geognosten die nöthige Anweisung zur Anstellung eigner geognostischer Beobachtungen zu geben. Beyde behandeln jedoch ihren Gegenstand in verschiedener Weise.

I. Der Verfasser des erstgenannten Werkes hat schon früher ein kleines Schriftchen herausgegeben unter dem Titel: How to observe in Geology, von dem im Jahre 1836 auch eine deutsche Uebersetzung erschien. Jetzt hat er uns eine ausführliche Arbeit vorgelegt, die hauptsächlich dazu bestimmt ist, die Gesichtspunkte zu erörtern, von welchen der Geognost bey seinen Untersuchungen sich leiten lassen soll. Diese Gesichtspunkte entnimmt der Verf. aber vornehmlich aus der Betrachtung der Veränderungen, welche seit Abschluß der Erdbildung die Oberfläche unsers Planeten im Laufe der Zeiten erlitten hat, damit aus ihrer genauen Erforschung der angehende Geolog sichere Schlüsse auf die Urbildung der Erde abzuleiten vermöge. Der Verf. erörtert daher im ausführlichen Vortrage alle die ursächlichen Verhältnisse, von welchen Veränderungen im Bestande der Erdoberfläche ausgehen und stellt zusammen, was hierüber die Beobachtungen ergeben haben. Er betrachtet die Zersetzung der Gebirgsarten durch Einwirkung der Atmosphäre und des Wassers, die Ablagerungen der Flüsse und des Meeres, die Gletscher und erratischen Blöcke, die Anhäufungen urweltlicher Thiere im angeschwemmten Lande und in den Knochenhöhlen, die Vulkane und ihre Produkte, die Erdbeben, die Niveauveränderungen des Landes und Meeres, die Feuerprodukte von älterem Datum als die der modernen Vulkane, die Gebirgsverwerfungen und Spaltungen, die Ausfüllung der Gänge mit Mineralsubstanzen u. s. w. Alles in sehr ausführlichem klaren Vortrage, der durch eine Menge eingedruckter Holzschnitte anschaulicher gemacht wird. Sein geologisches Glaubensbekenntniß ist das vulkanistische, an dem er mit um so größerer Sicherheit festhalten kann, da es ihm noch gänzlich unbekannt ist, wie sehr dasselbe in neueren Zeiten in Deutschland erschüttert worden ist.

II. Das Werk von de la Beche wird bey uns keine weite Verbreitung finden, einmal seines ziemlich hohen Preises und dann auch des Umstandes wegen, daß es, so weit als thunlich, seine Beyspiele aus den geognostischen Verhältnissen Englands entlehnt. Anders ist es mit Giebel's Gaea excursoria Germanica, die bey geringerer Ausdehnung auch einen mäßigeren Preis setzen konnte und, als für Deutschland bestimmt, im Speciellen sich ganz auf

die geognoſtiſchen Verhältniſſe unſeres Vaterlandes beſchränkt. Bey geringerem äußeren Umfang als der Geological Observer hat dieſe Gaea gleichwohl eine größere Mannigfaltigkeit des Inhaltes, denn ſie will dem angehenden Geognoſten nicht bloß die Geſichtspunkte bezeichnen, von denen aus er ſeine Unterſuchungen vorzunehmen hat, ſondern ſie will ihn auch mit der Geognoſie ſelbſt und ihrer unentbehrlichen Hülfswiſſenſchaft, der Paläontologie, bekannt machen. Der Verf. der Gaea theilt ſeine Arbeit in 2 Theile, in die Geognoſie Deutſchlands und in die Geologie Deutſchlands; jene ſoll die bezüglichen Thatſachen im Zuſammenhange enthalten, wie dieſelben aus directen Beobachtungen reſultiren, dieſe ſoll aus ſolchen Thatſachen die Entwicklungsgeſchichte herleiten.

Die Einleitung giebt bereits eine Ueberſicht der Bildungsgeſchichte der Erde im Allgemeinen und beginnt mit folgenden Worten:

„Den unbeſchränkten Raum, welchen das Weltall mit den zahlloſen Himmelskörpern erfüllt, durchdrang einſt die Materie im chaotiſchen Zuſtande. Die Atome lagern ungebunden beyſammen und kein anderes Geſetz, als den Raum allſeitig zu erfüllen, beherrſcht ſie. Das iſt der Anfang alles Seyns.“

Anders weiß eine uralte, aber deshalb keineswegs antiquirte Kosmogonie über den Anfang der Welt zu berichten, wenn ſie ſagt:

„Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde.“

(Fortſetzung folgt.)

I. List (Catalogue) of the specimens of Mammalia, Birds etc.

II. Muséum d'histoire naturelle de Paris.

Catalogue méthodique de la collection des Reptiles.

Catalogue de la collection entomologique.

(Schluß.)

10. Nomenclature of Coleopterous Insects. Part 1. Cetoniadae. 1847. 56 S. — Part 2. Hydrocanthari. 1847. 59 S. — Part 3. Buprestidae. 1848. 52 S. — Part 4. Cleridae. 1849. 68 S. — List of the specimens of Lepidopterous Insects in the Br. Mus. Part 1. 1844. 150 S. — Part 2. 1847. 57 S. — Appendix 1848. 37 S. — List of the specimens of British animals. Part V. Lepidoptera. 1. 1850. 352 S. — List of the specimens of Hemipterous Insects. Part 1. 1851. 368 Seiten. — List of Homopterous Insects. Part 1. 1850. 260 S. — Part 2. 1851. 376 S. — List of Hymenopterous Insects. Part 1. Chalcidites. 1846. 100 S. Part 2. 1848. 237 S. — List of Dipterous Insects. Part 1. 1848. 229 S. Part 2. 1849. 255 S. Part 3. 1849. 202 S. Part 4. 1849. 483 S. — List of Myriopoda. 1844. 15 S. — List of Crustacea. 1847. 143 S. — List of the specimens of British animals. Part IV. Crustacea. 1850. 141 S.

Es ſind hier dreyerley Kataloge begonnen, nämlich ein allgemeiner ſynoptiſcher, mit Citaten und Aufſtellung neuer Arten; ferner ein ausſchließlich brittiſche Species behandelnder, und endlich ein vorläufig nur die im britt. Muſeum vorhandenen Arten umfaſſender. Dieſe letztere Abtheilung ſoll künftig caſſirt werden, wenn die ſynoptiſche hergeſtellt iſt. Die vorliegenden Heftchen haben verſchiedene Bearbeiter. Vier Familien der Coleoptera ſind von A. White, und zwar die Cetoniadae nach Burmeiſter, die Hydrocanthari nach Aubé, die Buprestidae nach Delaporte, und die Cleridae nach Spinola geordnet. Nur die letztere Familie wird mit Beſchreibung neuer Arten, 55, bereichert; die Novitäten des britt. Muſeums aus den vorhergehenden Familien ſind ſchon früher von White in verſchiedenen Zeitſchriften gegeben worden. Die Lepidoptera, zuſammengeſtellt von dem leider ſo früh verſtorbenen E. Doubleday, begreifen bis jetzt nur die Tagſchmetterlinge; dieſe Sammlung iſt ſo groß, daß ſie wahrſcheinlich von keiner anderen auch nur annähernd erreicht wird; ſie wächſt auch noch immer ſo bedeutend, daß während des Druckes ſchon hunderte von Arten in einem Anhange nachgetragen werden mußten. Der Katalog der britt. Schmetterlinge,

verfaßt von J. F. Stephens, erreicht die Microlepidoptera, und weist einen großen Reichthum an Arten nach, wovon wohl manche erst durch den Handel nach Großbritanien verpflanzt worden sind. Sehr ausführlich verspricht die Bearbeitung der Hemiptera von W. S. Dallas zu werden, wovon etwa ein Drittheil mit einer großen Menge neuer Gattungen und Arten erschienen ist. Auf eilf lithographirten Tafeln sind die wichtigeren der neuen Gattungen dargestellt. Eine nicht geringere Bereicherung hat die Familie der Homoptera durch F. Walker erfahren, deren erste Hälfte vorliegt; von dem durch viele neue Gattungen abgegränzten Genus Cicada z. B. zählt er nicht weniger als 224 Arten auf, während Burmeister (1835) von der noch ungetheilten Gattung nur gegen 150 Species in der Berliner Sammlung gesehen hat. Die Hymenoptera und Diptera, gleichfalls von F. Walker bearbeitet, sind wegen der Menge neuer Arten jedem Entomologen, der sich mit diesen Gruppen beschäftigt, unentbehrliche Hülfsbücher. Von den ersten ist nur die Familie der Chalcidites, schon früher von Walker monographisch bearbeitet, zu Ende gebracht; die Diptera hingegen sind vollendet. Wir hätten nur der Merkwürdigkeit wegen am Schluße eine Zusammenzählung der Arten und Exemplare gewünscht; bey einmaligem Ueberzählen sind 3819 Arten von uns gefunden worden. Meigen schätzte ja schon im Jahre 1838 die europäischen Diptera auf 4500; die damals bekannten exotischen betrugen nur 2300, im Ganzen also 6800 Arten. In Betracht, daß ein ganzes Viertheil der im britt. Museum vorhandenen Arten bisher noch unbekannte exotische sind, ergiebt sich das unerwartete Resultat, daß das großartige Institut noch nicht einmal die Hälfte der schon vor Jahren beschriebenen und bekannten europäischen Zweyflügler besitzt. Die Myriapoda sind nach Newport's System geordnet; angeführt werden 169 Arten, nämlich 94 der Familie Chilopoda, und 75 Chilognatha. Die meisten sind die Originalexemplare zu Newport's, Leach's, Say's und Gray's Arbeiten über diese Gruppe. Die beyden Kataloge der Crustacea sind von A. White nach Milne-Edwards System, und beurkunden einen großen Reichthum.

11. List of British animals. Part I. Centroniae or radiated animals. 1848. 173 S. — List of British Sponges. 1848. 24 S. — Auch dieser Theil der National-Sammlung besteht fast ganz aus Geschenken der um die Bearbeitung der niedersten Thierklassen hoch verdienten Forscher Montague, Leach, Forbes, Johnston, Andrew. Der erste Kat. weist 406, der zweyte 57 Arten nach.

II. Wir gehen nun über zur Anzeige der Kataloge, welche seit Kurzem von den zoologischen Sammlungen des Muséum d'histoire naturelle in Paris zu erscheinen begonnen haben; Sammlungen, an die sich das höchste Interesse der Zoologen knüpft, da von denselben die Grundlage der neueren Zoologie ausgegangen und ein großer Theil der Thierarten aus allen Klassen auf die dort aufgestellten Individuen begründet ist.

1. Introduction et catalogue des Primates, par M. Isidore Geoffroy Saint-Hilaire. — Mit der ersten, von ihm selbst bearbeiteten Ordnung der Säugthiere hat Is. Geoffroy den Anfang zur Herausgabe eines umfassenden Katalogs der Säugthiere gemacht. In einer kurzen Einleitung spricht er zuerst von der Gründung und der ihr nachfolgenden raschen Vermehrung der seiner Aufsicht unterstellten Sammlungen, die wie der ganze Pflanzengarten selbst aus sehr geringen Anfängen erwuchsen und zwar zu einer Zeit noch, wo die andern Sammlungen bereits bedeutend waren, in einem sehr dürftigen Zustande sich befanden. Es war im Jahre 1626, wo unter Ludwig XIII. der Jardin royal des plantes médicinales errichtet und der Direction des königlichen Leibarztes übergeben wurde; er war eine rein praktische Anstalt, welche die Zöglinge mit den Arzneygewächsen und der Zubereitung der Medicamente bekannt machen sollte. Aus den engen Grenzen, welche um dieses Institut gezogen waren, wurde es durch vorragende Männer, die an ihm betheiligt waren, allmählig befreyt und immer mehr wissenschaftliche Elemente ihm beygemischt, bis in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Jardin royal des plantes, wie man ihn nunmehr nannte, die große Schule wurde, wo berühmte Lehrer vor Zuhörern aus allen Ländern Europas Vor-

leſungen über Botanik, Pflanzen-Phyſiologie, menſchliche Anatomie und Chemie hielten. Aber erſt von der Reorganiſation, die im Jahre 1793 mit dem Jardin des plantes, der von nun an den Namen Muséum d'histoire naturelle erhielt, vorgenommen wurde, datiren ſich die zoologiſchen und zootomiſchen Sammlungen, die dermalen zu einem ſo ungeheuren Umfange herangewachſen ſind.

Man hätte allerdings erwarten ſollen, daß Buffon, der berühmte Verfaſſer der Naturgeſchichte der Säugthiere und Vögel, eine reiche Sammlung an Thieren aus dieſen beyden Klaſſen zurückgelaſſen haben würde. Dieß war jedoch keineswegs der Fall. Als Geoffroy, der Vater, im Jahre 1793 dieſe Sammlungen übernahm, fand er nicht mehr als 78 ausgeſtopfte Säugthiere und 463 Vögel vor; davon konnten aber nicht mehr als 18 Säugthiere und 102 Vögel behalten werden. Die Sammlung von ausgeſtopften Säugthieren und Vögeln war demnach faſt ganz neu anzulegen; der Verf. giebt eine kleine Tabelle von dem Stande, den die Zahl der ausgeſtopften Vierhänder zu 5 verſchiedenen Zeiten von 1793 an bis 1851 betrug, woraus wir nur hervorheben wollen, daß im erſtgenannten Jahre 7 eigentliche Affen und 5 Halbaffen vorhanden waren, während zu Anfang des Jahres 1851 die Zahl der erſteren 560 und die der letztern 91 betrug.

Der von Geoffroy, dem Sohne, herausgegebene Katalog der Primaten beſchränkt ſich ebenfalls, wie bey den meiſten engliſchen Verzeichniſſen, nicht auf eine einfache Aufzählung der im Muſeum aufgeſtellten Arten, ſondern fügt denſelben wichtige kritiſche Bemerkungen und ſonſtige Erläuterungen bey, und charakteriſirt auch mehrere neue Species, ſo daß er dadurch einen großen wiſſenſchaftlichen Werth erlangt. Nach den Beſtimmungen des Verf. ſind in der Pariſer Sammlung 183 Arten Vierhänder vorhanden, nämlich 74 altweltliche, 77 amerikaniſche Affen und 31 Halbaffen (mit Einſchluß des Chiromys).

2. Catalogue méthodique de la collection des Reptiles. — Bis jetzt 2 Lieferungen, bearbeitet von den beyden Dumeril, Vater und Sohn. Dieſer Katalog kann zugleich als das Complement zu Dumeril und Bibrons Erpétologie angeſehen werden, indem er alle dort noch nicht aufgenommenen Arten beſchreibt und fehlerhafte Angaben berichtigt. In dieſen beyden Heften ſind bereits die Schildkröten und Saurier ganz behandelt, und mit den Schlangen iſt der Anfang gemacht worden. Von den Schildkröten wird die Zahl der im Ganzen bekannten Arten auf 137, von den Sauriern auf 518 angegeben.

3. Catalogue de la collection entomologique. In der von Milne-Edwards unterzeichneten Einleitung iſt eine Geſchichte dieſer Sammlung gegeben; Lamarck, Latreille, Audouin waren nach einander ihre Vorſtände. Ihr großer Reichthum rührt aber doch erſt aus neuerer Zeit her, von den Reiſen der Herren A. Saint-Hilaire, Orbigny, Caſtelnau, Gay, Durville, Gaudichaud, Dillon, Desjardins, Lucas und J. Verreaux.

Verf. des hier vorliegenden Anfanges des Coleopteren-Kataloges iſt E. Blanchard; die Lepidoptera, Diptera und Arachnida ſoll M. Lucas bearbeiten; Crustacea, Myriapoda und einige andere Inſekten-Gruppen hat ſich der Vorſtand, Milne-Edwards, vorbehalten. Blanchard iſt mit der deutſchen entomologiſchen Literatur genau bekannt; dieß geht aus jeder Seite dieſes Kataloges hervor, und iſt um ſo anerkennungswerther, als ſonſt ſeine Landsleute gerne unſere Leiſtungen ignoriren. Auch hat er ſich von der Eitelkeit frey gemacht, für jede Gattung und Art einen franzöſiſchen Namen zu bilden. Alle neuen Species werden kurz und bündig, und zwar in lateiniſcher Sprache diagnoſticirt. Die vorliegenden beyden Hefte beginnen die Familie der Scarabacidae; die Unter-Familien Cetoniinae, Glaphyrinae und Melolonthinae ſind beendigt; von erſterer werden 446, von der zweyten 66, von der dritten 769 Arten angeführt; endlich iſt noch die Unter-Familie der Rutelinae angefangen und bereits 487 Species verzeichnet. Wir wünſchen dieſem verdienſtlichen Unternehmen einen raſchen gedeihlichen Fortgang.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

I. The Geological Observer.
II. Gaea excursoria Germanica.

(Fortsetzung.)

Die alte Kosmogonie leitet also den Anfang der Materie von einem Schöpfungsakte Gottes ab und führt uns deßhalb eine Schöpfungsgeschichte vor, die nach göttlichem Plane einen geregelten Verlauf hat; sie schneidet damit zugleich alle weiteren Fragen über den Ursprung der Welt kurz ab. Anders die moderne Kosmogonie der Gaea; diese weist auf keinen Schöpfer des Weltalls hin und hat demnach für die Frage nach dem Urheber der Materie keine Antwort.

Der Verf. berichtet uns dann weiter, daß das Gefetz, welches die Atome beherrschte, den Raum allseitig zu erfüllen, doch später durch das der Materie inwohnende Streben, sich zu formiren, beschränkt wurde, und daß sich demgemäß Unterschiede im Weltenraume erzeugten. Schwerkraft und Anziehung hätten die chaotische Urmasse in Kugeln gesondert, die selbstständig um ihre Achse und zum Theil wieder um andere Kugeln rotirten. Alles dieß habe sich, wie uns erzählt wird, von selber gemacht, als nothwendiges Ergebniß der der Materie inwohnenden physikalischen Naturgesetze. Die Erde war ein feuriger Gasball, aus dem durch Abkühlung festere Niederschläge sich bildeten, die theilweise durch unterirdische Ausbrüche der Feuergewalten zerstört und anderwärts wieder abgesetzt wurden, um so allmählig die Gebirge zu bilden.

„Unter diesem fortwährenden Kampfe der Elemente traten im Uroceane und auf dem denselben inselartig durchbrechenden Festlande Bedingungen ein, welche organische Wesen in's Leben riefen und deren Gedeihen beförderten."

Der Verf. hat die Bedingungen, welche organische Wesen in's Leben gerufen haben sollen, nicht angegeben; ohne alle Vermittelung fallen sie wie ein **Deus ex machina** in seine Demonstration der Erdbildungsgeschichte hinein. Und es kann auch nicht anders kommen, wenn man von einem Schöpfer nichts wissen will, wenn sich Alles von selbst machen soll. Es steht nun einmal in den Naturwissenschaften unumstößlich der Erfahrungssatz fest, daß das Unorganische kein organisches Wesen erzeugen kann; aus der feurigen Erdkugel konnte demnach die organische Welt schlechterdings nicht hervorgehen. Da war Oken mit seinem Urschleime doch noch besser daran; denn da er den Ursprung der Erde aus Wasser ableitete, so blieb in demselben sein Urschleim unversehrt und er konnte ihn unter günstigen Bedingungen zu Pflanzen, Thieren, Menschen — wenn sonst nichts Dem entgegengestanden wäre — sich entwickeln lassen. Diesen Vortheil verliert aber der Vulkanist ganz, denn die brennende Erdkugel hätte diesen Urschleim zerstören und ihn in seine Elemente zersetzen müssen, aus welchen, allen unsern Erfahrungen gemäß, eine neue organische Bildung nur unter Voraussetzung eines schon bestehenden andern organischen Wesens sich hätte hervorbilden können. Eine solche **Petitio principii** werden sich aber die Logiker nicht gefallen lassen, und so wüßten wir nicht, wie man sich die Bedingungen, welche orga-

nische Wesen ins Leben riefen, anders denken könnte, denn schlechthin als unvermittelte, d. h. als Wunder, als Schöpfungsakt eines außerhalb der Welt stehenden und sie beherrschenden höheren Princips. Da ist doch die schon vorhin angeführte alte Kosmogonie aufrichtiger und deßhalb auch ernster wissenschaftlicher Forschung angemessener zu Werke gegangen, wenn sie von den Bedingungen, welche organische Wesen hervorriefen, berichtet:

„Und Gott sprach, es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame und fruchtbare Bäume. Und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut, das sich besamete und Bäume, die da Frucht trugen" u. s. w.

Auch dem Naturforscher wird es geziemen, unumwunden einzugestehen, daß er den Anfang der organischen Welt so wenig als den der Materie überhaupt aus den natürlichen Elementen abzuleiten vermöge, sondern daß er diesen Anfang als eine unvermittelte Thatsache anzuerkennen habe. Sowie aber in der Gaea von den Bedingungen, durch welche organische Wesen ins Daseyn gerufen wurden, gesprochen wird, könnte es den Anschein haben, als ob die Naturwissenschaft wirklich hinter das Geheimniß gekommen wäre, und es nur dem Verf. nicht beliebt hätte, näher darauf einzugehen. Eine solche irrige Meinung soll man aber nicht aufkommen lassen und unserer Zeit schadet es überhaupt nichts, wenn sie bey guter Gelegenheit an die Beschränktheit des menschlichen Erkenntnißvermögens erinnert wird.

Am Schlusse seiner Erdbildungsgeschichte fügt der Verf. Folgendes bey:

„Die organische Schöpfung hat ihre zeitliche Entwicklung vollendet. Die Natur ist geworden und ihr Herr, der Mensch, tritt auf. Dieser selbstbewußte Geist, das Ebenbild Gottes, erstrebt in der gegenwärtigen Schöpfung sein höchstes Ziel, die Freyheit. Ist sie im Kampfe mit der vollendeten Natur errungen, dann erst schließt die Periode der Gegenwart ab."

Offen gesagt, ist uns der Sinn dieser Aeußerung nicht klar geworden, und wir möchten daher den Verf. ersuchen, daß er, wenn er anders nicht in den mißlichen Ruf eines Mystikers gerathen will, bey einer zweyten Auflage den Begriff dieser Freyheit, da sie ja des Menschen höchstes Ziel seyn soll, in verständlicher Sprache erörtern möchte, zumal wir ohnedieß nicht recht einsehen können, wie diese Expectoration in eine Gaea excursoria Germanica hineingerathen ist.

Den ersten Theil seiner Gaea, die Geognosie Deutschlands behandelnd, theilt der Verf. wieder in 2 Abschnitte: Topographie und Stratographie. Im ersteren giebt er eine kurze Uebersicht über die Gebirge, Flüsse, Binnenseen und Mineralquellen Deutschlands. Wir glauben, daß dieser Abschnitt hätte ganz wegfallen dürfen, da der angehende Geognost entweder diese Verhältnisse schon kennt, oder an der kurzen Schilderung, die ihm hier gegeben wird, doch nicht sich kann genügen lassen, zumal da dieselbe nicht mit gehöriger Sorgfalt ausgearbeitet ist. So z. B. vermißt man unter den mit besondern Ueberschriften aufgeführten Gebirgen die Alpen, obwohl deren Masseninhalt den aller andern deutschen Gebirge zusammengenommen übertreffen dürfte. Bloß am Schluß der Charakteristik der schwäbischen Alp ist ihrer mit den wenigen Worten gedacht: „südöstlich der rauhen Alp lagern mit hoch aufstrebenden Gipfeln die bayerischen Alpen, welche mit den salzburger Deutschlands südliche Grenze ziehen und ununterbrochen ins österreichische Gebiet bis zur Donau ihre Arme senden." Hier ist überdieß der Ausdruck, daß die bayerischen und salzburger Alpen Deutschlands südliche Grenze ausmachen, nicht genau, denn diese wird bekanntlich durch die tyroler, karnischen und julischen Alpen gebildet.

An's Fichtelgebirge wird das „fränkische Hochland" angeschlossen, weil es sich wegen des übereinstimmenden Charakters dem Fichtelgebirge sehr gut anreihe. Wir hätten nicht recht gewußt, wo dieses fränkische Hochland zu suchen wäre, wenn uns nicht der Verf. gesagt hätte, daß es auch fränkische Alp genannt würde, obwohl es nichts mit dem Massigen und Kolossalen der Alpen gemein habe. Es ist hiemit also das fränkische Juragebirg gemeint, das allerdings seine gelegentliche Bezeichnung als

fränkische Alp nicht von der Gleichstellung mit den Alpen, sondern seines Zusammenhanges wegen mit der schwäbischen Alp erlangt hat, deren unmittelbare, erst an der Koburger Grenze bey Banz endigende Fortsetzung dasselbe ist. Unrichtig ist es, daß dieses Hochland das Wassergebiet der Donau von dem des Mains scheidet.

In der Stratographie unterscheidet der Verf. zunächst zwischen einfachen und zusammengesetzten Gesteinen, und dann zwischen krystallinischen und nicht krystallinischen oder amorphen, wie er sie auch nennt; die letzteren sind aus dem Wasser, die ersteren, die krystallinischen, aus dem Feuer hervorgegangen.

„Die Mineralien, gleichviel ob einzeln oder zu mehreren das Gestein zusammensetzend, befinden sich nämlich entweder in ihrem eigenthümlichen Zustande, sind krystallinisch, oder in einem zufälligen, durch äußere Umstände bedingten Zustande, sind nichtkrystallinisch, amorph. Es giebt hiernach also krystallinische Gesteinsmassen und nichtkrystallinische, amorphe. In der Einleitung ist bereits auf die verschiedene Entstehungsweise der Gesteine aufmerksam gemacht. Die aus der feurigflüßigen Grundmasse des Erdkörpers durch allmählige Erkaltung entstandenen verrathen in ihrer Structur noch jetzt das Streben ihrer Bestandtheile zur Erhaltung der eigenthümlichen krystallinischen Gestalt; die aus der vorhandenen festen Erdkruste durch äußere zerstörende Kräfte erzeugten, im Wasser niedergeschlagenen, sind amorphe, nach den Gesetzen der Schwere in einzelne Schichten aufgehäuft. Daher lassen sich die letztern als geschichtete Gesteinsmassen den krystallinischen gegenüberstellen.“

Gegen diese Festsetzungen haben wir einige Einwendungen zu machen. Zuvörderst sind amorph und nichtkrystallinisch keine gleichbedeutenden, sondern sehr verschiedenartige Begriffe. Amorph im Sinne der Chemiker bezeichnet nicht bloß solche Gesteine, die keine äußerliche Krystallform darbieten, sondern der Krystallisation gänzlich beraubt sind. Dagegen giebt es eine Menge Gesteine, die der äußern Krystallform entbehren und doch durch und durch krystallinischer Struktur sind.

Wie hier der Verf. zwey verschiedenartige Begriffe unrichtig identificirt, so läßt er dagegen zwischen zwey andern: geschichtet und krystallinisch, einen Gegensatz bestehen, der allerdings in der vulkanistischen Doctrin, keineswegs aber in der Natur begründet ist. Krystallinische Struktur und Schichtung schließen einander gegenseitig so wenig aus, daß sie häufiger in Verbindung miteinander auftreten, als daß das Eine ohne das Andere gefunden wird. Nach dem vorliegenden Lehrbuche wäre es freylich nicht der Fall. Schon nach der falschen Ansicht, die der Verf. vom Amorphismus hat, gehörten alle Kalksteinformationen des Uebergangs-, Flötz- und Tertiärgebirges, die fast alle geschichtet sind, zu den amorphen Gesteinen, während sie in der That krystallinischer Struktur sind. Dagegen schreibt er mehreren seiner krystallinischen Gebirgsarten Mangel an Schichtung zu, während diese doch im ausgezeichneten Grade vorhanden ist. So wird z. B. von ihm bey der Schilderung des Gneisses und Glimmers kein Wort davon gesagt, daß diese Felsarten gewöhnlich deutlich geschichtet sind, und der Geognost, der sich nach diesem Lehrbuche herangebildet hat, wird in nicht geringe Ueberraschung oder Verlegenheit kommen, wenn er im granitischen Gebirge an Untersuchungen geht und da auf einmal auf Gneiß- und Glimmerschiefer von einer Schichtung stößt, die an Deutlichkeit der der sogenannten nichtkrystallinischen, amorphen Felsarten nicht nachsteht. Selbst der Melaphyr des Harzes, auf den sich der Verf. bezieht, ist nach Volger deutlich geschichtet. Umgekehrt wird sich der Anfänger verwundern, wenn er mit dieser Gaea excursoria in der Hand das Jurakalkgebirge bey Regensburg und Kelheim untersucht und da in dem sogenannten Diceraskalke statt der zu erwarteten Schichtung bloß die massige Absonderung wie beym Granite wahrnimmt.

Das krystallinische Gebirge theilt der Verf. in plutonisches und vulkanisches. Ersteres, die granitischen Gesteine, Porphyre und Hornblendegesteine in sich begreifend, ist das massige Grundgebirge, die ersten und ältesten Gesteine der Erde, die unmittelbar aus der glühendflüßigen Urmaterie erhärteten; die vulkanischen Gesteine sind spätterer Entstehung. Das „geschichtete Gebirge,“ auch neptunisches von ihm genannt, theilt der Verf. ab in primäres (Grau-

wacken=, Steinkohlen= und Kupferschiefergebirge), sekundäres, tertiäres Gebirge und gegenwärtige Bildungen.

(Schluß folgt.)

Anatomische Untersuchungen über die Edentaten. Von Wilhelm von Rapp. Mit 10 Steindrucktafeln. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Tübingen 1852. 108 S. 4.

Im Jahre 1843 erschien die erste Auflage dieser werthvollen Monographie, die eine solche Anerkennung fand, daß der Verf. dadurch in den Stand gesetzt wurde, ihr eine zweyte nachfolgen zu lassen. Diese hat schon an äußerem Umfange im Vergleich zur ersten bedeutend gewonnen, denn während diese nur 79 Seiten Text zählte, hat die zweyte Ausgabe 108 Seiten in Anspruch genommen. Von den früheren 9 Tafeln ist die letzte über die Schlagadern von Stenops weggelassen, da, wie der Verf. bemerkt, ihre Ausführung Einiges zu wünschen übrig ließ und ohnedieß zur Anatomie der Edentaten nicht gehörte. An ihre Stelle sind 2 andere Tafeln getreten, indem nämlich Tab. II., auf welcher in der ersten Auflage die Abbildungen von Myrmecophaga tamandua und Manis javanica zusammen gegeben waren, kassirt und jede der beyden Arten auf einer besondern Tafel dargestellt wurde, wobey zur Abbildung der Manis javanica noch die von Manis tridentata hinzukam. Ganz neu eingefügt wurde die Doppeltafel IV^{b}, auf welcher die Skelete von Myrmecophaga jubata und Dasypus (Priodontes) gigas in herrlichen Abbildungen zur Anschauung gebracht sind.

Die ansehnliche Vermehrung des Textes ist Folge der neuen Untersuchungen, die theils der Verf. selbst durch reichhaltigen Zuwachs an Material anstellen konnte, theils aus der Benützung der Literatur vom Jahre 1843 an sich ihm ergaben. So ist denn in dieser neuen Auflage abermals dem jetzigen Standpunkte gemäß Alles zusammengestellt, was man dermalen über den Bau der Edentaten kennt, und diese Zusammenstellung ist um so werthvoller, da der Verf. zum großen Theil durch eigene Untersuchungen sich des thatsächlichen Verhaltens versichert hat.

Die Anordnung des Textes ist wie in der ersten Ausgabe geblieben und begreift folgende Abschnitte.

Zoologisches.

Pflanzenfressende Edentaten.
Insektenfressende Edentaten.

Anatomisches.

Knochensystem.
Muskeln.
Gehirn.
Sinnwerkzeuge.
Allgemeine Bedeckungen. Krallen.
Kehlkopf.
Verdauungs=Werkzeuge.
Organe des Kreislaufs.
Athmungswerkzeuge.
Harnwerkzeuge.
Fortpflanzungs=Werkzeuge.

Dem innern Gehalte dieser meisterhaften Arbeit über die Edentaten entspricht die schöne Ausstattung des Textes und der Tafeln.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Legis Rubriae pars superstes. Ad fidem Aeris Parmensis exemplo lithographo exprimendam curavit Frid. Ritschelius. 1850

Erster Artikel.

Die Beurtheilung juristischer Arbeiten liegt zwar nicht im Plane dieser gelehrten Anzeigen; indeß haben diejenigen, welche das römische Recht behandeln, eine philologische Seite. Sie sind ebenso juridische Philologie, wie Niebuhr seine römische Geschichte „historische Philologie“ genannt hat. Bey der vorliegenden Schrift kommt noch hinzu, daß Hr. Prof. Ritschl, welchen die Akademie im Jahre 1850 als einen unserer verdientesten Philologen zu ihrem auswärtigen Mitgliede wählte, sie zur Bezeugung seines Dankes dafür der Akademie gewidmet und dadurch nähere Veranlassung gegeben hat, sie in diesen Blättern zu besprechen.

Folgendes ist der geschichtliche Hergang des auf die sogenannte lex Rubria Bezüglichen, deren kritische und auf ein Facsimile der Erztafel gegründete Ausgabe hier vorliegt. Am 24. August des Jahres 1760 wurde zu Messinasso im Gebiet von Piacenza unter den Ruinen der alten Stadt Velleja eine bronzene Tafel, welche jetzt im Museum von Parma aufbewahrt wird, wenig Schritte von dem Orte gefunden, wo man 13 Jahre früher die sogenannte Tabula alimentaria des Trajanus, eigentlich eine obligatio praediorum, ausgegraben hatte. Auch die neu gefundene Tafel enthält gesetzliche Bestimmungen über das in Gallia cisalpina gelten sollende Recht; sie wurde darum eine Zeit lang ungehöriger Weise das Digestum Vellejate, dann auch lex Galliae cisalpinae genannt, und es hat sich über sie die Meinung befestiget, der auch der neueste Herausgeber folgt, nach ihrem Inhalte gehöre sie der Zeit, wo jenes Land aus dem Zustande der Provinzialverfassung in das Jus Italicum und die Selbstverwaltung der italienischen Landschaften überging. Ihre Bestimmung, wie Puchta in einer später zu nennenden Schrift zu beweisen sucht, sey gewesen, die mit jenem Uebergange verbundene Aenderung der Rechtsverhältnisse und der Gerichtspflege zu ordnen. Wir werden im Verlaufe dieser Anzeige darlegen, in wiefern diese doppelte Hypothesis haltbar sey, oder nicht.

Die Tafel wiegt 40 Pfund und ist in zwey Reihen geschrieben.. Ihr gingen drey andere vorher, offenbar von gleicher Beschaffenheit, da die übriggebliebene in der Mitte des oberen Randes zwischen den Columnen die Zahl IV. trägt. Auf den drey vorhergehenden waren neunzehn Capitel des Gesetzes eingegraben, von denen der Schluß des letzten sich erhalten hat. Dann folgt das zur Seite mit Nr. XX. bezeichnete auf der ersten Columne, hierauf XXI. und XXII. und der Anfang von XXIII. auf der andern. Wie viele Tafeln nach der vierten noch vorhanden waren, läßt sich natürlich nicht bestimmen. Das XIX. Capitel handelte, wie der Schluß zeigt, von der operis novi nuntiatio, und es wird verordnet, daß der duumvir, quatuorvir praefectusve ejus municipii bey ihr die remissio nicht zulassen solle; das XX. Capitel vom damnum infectum, daß, auch wenn auf Klagestellung damni infecti satis datum non erit, im Falle

der Schaden wirklich eingetreten sey, die Verurtheilung in den Schadenersatz gleichwohl stattfinden solle. Das XXI. Capitel betrifft Schuldforderungen, welche bis zum Betrage von 15,000 Sesterzen der Erkenntniß der Municipalbehörden überwiesen werden. Daran reihen sich im XXII. Capitel Gegenstände, die außer der pecunia certa credita Stoff zu dinglichen und persönlichen Klagen geben konnten und jenen Betrag von 15,000 Sesterzen nicht übersteigen. Der Anfang des XXIII. Capitels endlich zeigt, daß den Municipalbehörden das familiae erciscendae judicium und, wie Puchta glaubt, ohne Beschränkung auf eine gewisse Größe der Erbschaft übertragen war.

Dieses Fragment eines umfassenden Gesetzes hat wegen der Wichtigkeit seines Inhaltes und der Schwierigkeit einzelner Bestimmungen die Thätigkeit italienischer und vorzüglich deutscher Romanisten in Anspruch genommen. Nachdem es im Jahre 1788 zuerst durch den Grafen Giovanni Rinaldo Carli, im Jahre 1790 vom Advokaten Joseph Poggi, dann 1795 nach genauer Abschrift von Marini in seinem vortrefflichen Werke Gli Atti e monumenti de' Frattelli Arvali tom. I, p. 108 sqq. war herausgegeben worden, ging es in die deutschen Drucke und Bearbeitungen über, und veranlaßte die ausgezeichnetsten Romanisten unserer Tage, wie Hugo, Savigny, Puchta, Ph. E. Huschke, C. A. O. Klenze sich um Kritik und Erläuteruug desselben Verdienste zu erwerben. Gelegenheit dazu gab die Beschaffenheit des Textes, der in nicht wenig Stellen ungenau ist und in andern von den Herausgebern verschieden überliefert war. Auch Wortverbindung und Inhalt boten mannigfaltige Schwierigkeiten. Dazu kamen Hypothesen, die von bedeutenden Männern aufgestellt und von andern nicht weniger bedeutenden bestritten wurden, besonders die von Puchta, daß die bisher als lex Galliae cisalpinae oder lex de Gallia cisalpina benannte Urkunde mit dem Namen der lex Rubria zu belegen sey, unter welchem sie jetzt nicht nur von Romanisten, sondern auch von Philologen wie von Lachmann in seinem Commentar zum Lucretius angeführt und von Hrn. Ritschl herausgegeben ward — mit welchem Rechte werden wir später ebenfalls nachzuweisen haben.

Was aber Hrn. Professor Ritschl bewogen hat, diese neue kritische Ausgabe der schon so oft gedruckten Urkunde zu liefern, ist eben die Unsicherheit der früheren Lesart und die Gelegenheit, welche sich ihm bot, ihr auf einmal ein Ende zu machen. Zwar hatte ein früherer Vorsteher des Museums von Parma, Piedro de Lama, im Jahre 1820 eine möglichst genaue neue Copie besorgt und herausgegeben, indeß erregte Verdacht, daß der Text bey Marini, dessen Genauigkeit bekannt ist, in mehreren Punkten von dem seinigen abweicht. Dazu sind die Schriftzeichen der Erztafeln so schwankend und die Züge nicht selten so verstümmelt und verwischt, daß mit keinem gewöhnlichen Drucke, sondern nur mit einem Facsimile zu helfen war, und was bey genauerer Durchforschung des einzelnen noch zu gewinnen war, hatte G. F. Heimbach gezeigt, der 1834 zu Leipzig in seine Observationes juris Romani das XXI. Cap. der Tabula genau so, wie es vorliegt, aufgenommen hat. Ein solches Facsimile aber der ganzen Tafel fand Hr. Prof. Ritschl unter dem reichen literarischen Vorrath seines Freundes Welker, unseres auswärtigen Mitgliedes. Es war vom Hrn. Michael Lopez, dem gegenwärtigen Vorsteher des Museums von Parma, mit äußerster Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt und dem Gelehrten von Bonn im Jahre 1841 (gedruckt steht anno 1481) zum Geschenke mit der Ermächtigung überlassen worden, es, wenn sich Gelegenheit dazu fände, in Deutschland zu veröffentlichen. Diese bot eben Hr. Prof. Ritschl und empfieng von seinem Freunde das Geschenk des gelehrten und edelmüthigen Italieners zu jenem Zwecke, das er nun in einer treuen Lithographie uns vorlegt.

Er gibt dem Lithographen das Zeugniß, daß er nichts zu wünschen übrig gelassen habe, und die Tafel selbst in der Größe des Originals erregt durch die Genauigkeit, mit der jeder Riß und jede Abschattung und Verwischung angebracht ist, sowie durch die Natur der Schriftzüge ganz den Eindruck eines treuen Gegenbildes des Originals. Der Herausgeber läßt hinter der Einleitung den Text der Urkunde in gewöhnlicher Schrift, darunter die lectio emendata folgen, und fügt dann in einer adnotatio eine genaue Zusammenstellung alles dessen bey, was

die früheren Bearbeiter, besonders Hugo, Dirksen, Huschke, Savigny, Puchta zur Verbesserung des Textes beygetragen haben, mit Einlegung seiner eigenen Vorschläge und Herstellungen. Auch die interpunctionum discrepantia bey den verschiedenen Herausgebern hat er nicht übergangen, und sie unter der Adnotatio mit großer Genauigkeit zusammengestellt. Man weiß, wie oft durch sie der Sinn gestört und durch ihre Berichtigung erläutert wird.

Es war von einem so ausgezeichneten und scharfsinnigen Kritiker, als welcher Hr. Prof. Ritschl berühmt ist, zu erwarten, daß er, wo seine Vorgänger das Richtige gefunden, dieses anerkennen und, wo nicht, auf eigene Hand die Herstellung mit Glück versuchen würde, und nur hie und da sind, wiewohl nur untergeordnete Punkte geblieben, bey denen das Verfahren der Kritiker zweifelhaft bleibt.

Statt uns in das Einzelne zu zerstreuen, wollen wir uns über einige Capitalpunkte der hier gepflogenen Untersuchungen etwas weiter verbreiten und zunächst erwägen, mit welchem Rechte man das Gesetz **Lex Rubria** genannt hat.

Da der Anfang des Gesetzes fehlt, in welchem, wie solches gewöhnlich geschieht, der Name des Tribuns oder des Magistrates enthalten war, von dem die **rogatio** ausging, und auch sonst keine Spur auf eine solche **lex de Gallia cisalpina** hinweist, so war die **lex** als eine namenlose zu betrachten. Nun kommt aber im **XX.** Capitel, **de damno infecto**, an drey verschiedenen Stellen und jedesmal mit denselben Worten eine **lex Rubria** vor, nach welcher sich die Beurtheilung und Entscheidung des Rechtsfalles richten soll, und da diese Nennung in der Formel enthalten ist, welche dem Richter für die condemnatio vorgeschrieben wird, so gründete Puchta eben darauf die Behauptung, daß die vorliegende **lex** selbst gemeint und genannt sey.

(Fortsetzung folgt.)

I. The Geological Observer.
II. Gaea excursoria Germanica.

(Schluß.)

Der Verf. hält sich bey dieser Eintheilung wie im Vorhergehenden nur an die vulkanistische Doctrin, wie sie sich in den letzten Decennien bis zur Ueberschwenglichkeit ausgebildet hat. Er ignorirt hiebey alle die Einreden, welche vom neptunischen Standpunkte aus fortwährend erhoben worden sind, und zwar nicht bloß gegen die Theorie, sondern gegen die Richtigkeit der Thatsachen. Er lebt in so unbedingtem Glauben an die Autorität der Stimmführer, daß er nicht einmal die Widersprüche beachtet hat, welche selbst vom plutonistischen Heerlager aus gegen die allgemeine Giltigkeit der Doctrin erhoben worden sind. So z. B. hätte er aus Naumann's Lehrbuch der Geognosie ersehen können, daß Glimmerschiefer und Gneiß, denen die Doctrin bloß massige Absonderung zugesteht, in der Natur regelmäßig geschichtete Gesteine sind, indem der erstere „immer eine sehr ausgezeichnete Schichtung“ hat, und der Gneiß „auch in den meisten Fällen ein deutlich geschichtetes Gestein ist.“ Durch Berücksichtigung dieser Thatsache hätte der Verf. doch an der Richtigkeit des Eintheilungsprincipes der Gebirgsarten: in massige und geschichtete, irre werden können. Noch mehr möchte aber das Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von Bischof, das er selbst als „sehr empfehlenswerth“ bezeichnet, bey einem sorgfältigen Studium geeignet seyn, seinen Autoritätsglauben gewaltig zu erschüttern und für seine Darstellung der Geognosie Deutschlands nach einer sicherern Basis, als die ihm die Schuldoctrin gewährte, sich umzusehen. Freylich könnte es ihm dann auch etwa gar wie Bischof ergehen, der anfänglich auf die Autorität der Stimmführer hin ein unbedingter Plutonist war, durch eigene Beobachtungen aber immer mehr zu der Ueberzeugung gelangte, „daß plutonischen und plutonisch-metamorphischen Prozessen ein Feld von unhaltbarer

Ausdehnung eingeräumt worden war," und daß die Vorstellungen von letzteren bey neueren Geologen „bis ins Lächerliche ausgeartet" seyen *). Jedenfalls kann von dem Verfasser eines Lehrbuches, wie es diese Gaea ist, mit Recht verlangt werden, daß er dem Anfänger nichts Ungewisses, Unrichtiges oder nur Halbwahres als Bewährtes und Ausgemachtes zur Vorlage bringe, und daß er deßhalb die von ihm gar nicht beachteten Einreden gegen die dominirenden geologischen Ansichten zuvor einer strengen Prüfung zu unterwerfen habe, anstatt den Ausprüchen der Stimmführer mit unbedingtem Autoritätsglauben sich hinzugeben. Man ereifert sich in neuerer Zeit so gewaltig für Emancipation von den geschichtlich begründeten Autoritäten, und in der modernen Geologie herrscht ein so unumschränkter, blinder Köhlerglaube, daß nicht einmal der schreiendste Widerspruch der Thatsachen Gehör findet.

Der Verf. hat sich eines großen Vortheils begeben, der ihm aus seiner Scheidung der Geognosie von der Geologie zu Statten hätte kommen können. In jener hätte er bloß die aus sichern Beobachtungen resultirenden Thatsachen beachten, dieser den ganzen hypothetischen Theil, die Entwicklungsgeschichte der Erde, überlassen sollen. Die Geognosie kann für sich, ohne Zuziehung der Geologie, exact behandelt werden, indem die Lagerungsverhältnisse, die petrographischen, oryktognostischen und chemischen Merkmale, so wie die Versteinerungen eine sichere Grundlage zur Charakteristik der Gebirgsarten darbieten. So wäre dann der geognostische Abschnitt, der doch die Hauptsache ausmacht, zu jedem theoretischen Standpunkte passend, und der geologische Abschnitt nur ein Anhang gewesen, den der neptunistische Geolog ganz unbeachtet hätte liegen lassen können und der in seiner Absonderung auch für den gemäßigten Plutonisten, der in wesentlichen Stücken mit den darin ausgesprochenen Hypothesen nicht einverstanden seyn wird, minder anstößig gewesen wäre. Indem der Verf. aber in dem geognostischen Abschnitte gleich die geologischen Doctrinen zu Grunde legte, hat er sich um den großen Vortheil einer rein objectiven Darstellung der Thatsachen gebracht.

Wir haben bisher fast nur mißbilligende Bemerkungen über die Gaea excursoria ausgesprochen; aber wir wollten absichtlich zuerst die Auswüchse und Uebelstände an ihr rügen, damit diese bei einer zweyten Auflage beseitigt werden möchten. So wenig wir uns gescheut haben, das uns Mißfällige zu tadeln, so bereitwillig sind wir andrerseits, auch das Lobenswerthe, was sich in reichem Maaße in diesem Buche findet, anzuerkennen. Die Schilderung der Gebirgsarten ist klar abgefaßt, ihre Verbreitung in Deutschland so ausführlich als es in einem solchen Buche möglich ist, angegeben und die wichtigsten Versteinerungen sind nicht bloß kurz charakterisirt, sondern auch in sehr gelungenen Abbildungen auf 20 Tafeln dargestellt, so daß der Anfänger einen sehr willkommenen und brauchbaren Leitfaden an der Gaea excursoria finden wird. In einem Anhange werden noch besondere Kapitel zweckmäßig erörtert: 1) wie beobachtet man? 2) Uebersicht der geognostischen Formationen mit Bezeichnung der jeder versteinerungsführenden zuständigen charakteristischen Petrefakten, 3) Literatur, Benennung der Werke, die dem Anfänger zu weiteren Studien zu empfehlen sind, 4) Excursionen nach dem Harz, Thüringerwald, den sächsischen Gebirgen, Teplitz und Bilin, dem schlesischen Gebirge und der schwäbischen Alp. Ein ausführliches geographisches Register und ein anderes über die Versteinerungen, so wie eine Erklärung der 24 Tafeln machen den Beschluß dieses Buches, zu dessen Gunsten noch angeführt werden kann, daß es von der preußischen Regierung ihren einschlägigen Anstalten zur Einführung anempfohlen worden ist.

*) Vgl. auch die Rezension von Naumann's und Bischof's Lehrbüchern in den Gel. Anzeig. XXX. (1850) S. 849.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Legis Rubriae pars superstes.

(Fortsetzung.)

Es würden hiernach dem Richter gleichsam die Worte in den Mund gelegt: ego te ex lege Rubria condemno u. s. w. Begreiflich war, daß man von mehreren Seiten sich gegen die Hypothesis sträubte, selbst Männer wie Savigny und Klenze waren ihr abgeneigt, doch hat man ihr am Ende sich gefügt, obwohl Puchta weitere Gründe für seine Behauptung später nicht beygebracht hat. Die dreyfache Stelle, soweit sie hieher gehört, lautet: F. E. S. (i. e. judex esto. Si, oder judicium esto. Si) Q. Licinius damni infectei . . . . . L. Seio repromeisisset, tum quicquid . . . . . L. Sei D. F. (d. i. dare facere) oporteret . . . . Q. Licinium L. Seio, sei ex decreto IIvir IIIIvir praefec. ve Mutinensis, quod ejus IIvir IIIIvir praefec. ve ex lege Rubria, seive id plebeive s. e. (d. i. scitum est) decreverit . . . . . condemnato, und so in den beyden andern Stellen. Man sieht, der Text hat viele Nachlässigkeiten, wie ex decreto IIvir IIIIvir statt ex decreto IIviri IIIIvirive, ferner ex lege Rubria seive id plebeive scitum est, wo ve überflüssig ist. Dazu kommt noch die dieser Stelle allein eigene Phraseologie ex lege Rubria seive id plebeive scitum est. Der durchgehende und in den zahlreichen aus alten Gesetzen übrig gebliebenen Bruchstücken ohne irgend eine Ausnahme wiederkehrende Gebrauch begehrt, daß ex lege plebeive scito gesagt werde. Auch mit Benennung des rogator kommt die Phrasis vor. Lex Spuria cap. I. EX L. (wohl E. H. L.) ex hac lege plebeive scito, quod C. Sempronius II. F. tribunus plebis. Ebenso mit anderen Anweisungen ex hac lege plebeive scito senatusve consulto, daselbst, und (ex lege) plebeive scito exve foedere licuit. Lex Thoria (bey Haubold p. 20, L. 20). Deßgleichen vocatio rei militaris legibus pl. ve sc. ex. ve foedere. Tab. Heracl. §. 103, p. 121. Ed. Haubold.

Man würde durch diese Nacheinanderstellung verschiedenartiger Rechtsquellen berechtiget seyn, lex und plebiscitum ebenso für verschieden zu halten, wie von beyden senatusconsultum und foedus verschieden sind, welche den vorhergehenden in gleicher Weise verknüpft werden.

Doch in der lex Spuria steht beydes offenbar mit Bezug auf eine und dieselbe lex Sempronia und gleichbedeutend. Wie bekannt, hörte der Unterschied von lex, d. i. populei scitum oder des curiatim oder centuriatim gefaßten Beschlußes des populus und von plebei scitum, d. i. dem tributim gefaßten Beschluße der plebes auf, und das plebeiscitum wurde gleich jenem als lex bezeichnet, nachdem das Princip der lex Horatia: quod plebes scivisset populum teneret, sich allgemeine Geltung verschafft und man zuletzt die suffragia der Tullianischen Verfassung in die comitia tributa übergetragen hatte.

Die Annahme unserer Romanisten, z. B. Puchta's im Cursus der Institutionen B. I, S. 230 besteht darum in vollem Rechte: die Doppelbenen-

nung ex lege plebeive scito sey nur eine Folge der genauen, man kann sagen scrupulösen Ausdrucksweise der gerichtlichen Sprache, und es solle durch sie angezeigt werden, daß die unter der allgemeinen Benennung angeführte lex eigentlich ein plebei scitum sey.

Ist aber dieses der Fall, so lag, eben weil auch die Erwähnung der Senatsbeschlüsse und Bündnisse in gleicher Weise angereiht wurde, ganz nahe, jene Gleichstellung noch prägnanter seive id plebeive scitum est zu bezeichnen, wie es hier geschehen ist. Ritschl tilgt das ve als überflüssig und als einen Fehler des Copisten; aber plebeive kehrt dreymal wieder, und die Voraussetzung einer Ungenauigkeit ist wohl eben deßhalb ganz unzulässig; vielmehr wird, da im Grunde die ganze Formel ein juristischer Pleonasmus ist, dieser wohl auch auf die particula solemnis in plebeive scitum auszudehnen seyn, was auch die Grammatik dagegen sagen mag. Eine ähnliche, so zu sagen offizielle, Ungenauigkeit des Ausdruckes scheint der viel angefochtenen Stelle des Suetonius Vita Caesaris, cap. 29 zu Grunde zu liegen: ne absentis ratio comitiis haberetur quando nec plebiscito Pompejus postea abrogasset.

Was aber die Hypothesis von Puchta selbst anbelangt, so ist die Diction auf keinen Fall so beschaffen, daß sie die ipsa judicis verba vorschriebe, etwa in der Formel: ego judex datus Q. Licinium quod L. Seio damnei infectei repromittere voluit ex lege Rubria condemno, wo allein die bestimmte Nennung der lex Rubria begründet wäre; sondern es wird nur in der Aufstellung irgend zweyer willkührlicher Namen dem Richter die Anleitung zum Spruche gegeben, diese aber auf indirecte Weise durch die dritte Person condemnato ausgedrückt.

Dazu kommt, daß der Richter an die Entscheidung eines concreten Rechtsfalles gewiesen ist, und so sehr auch in der pünktlichen Genauigkeit des Juristen das ex lege Rubria seive id plebeive scitum est begründet wäre, so ungeschickt wäre es im Munde des Richters, dem einfach zusteht, ex hac lege mit Benennung desselben zu entscheiden, nicht aber in seine Entscheidung das Bedenken aufzunehmen, daß diese lex doch eigentlich keine lex, sondern nach altem Gebrauche ein plebeiscitum sey.

Wie bekannt, gab es eine lex Rubria unter den Ackergesetzen, die zur Zeit des C. Gracchus den römischen Staat erschütterten. Es war das Gesetz, welches Q. Rubrius Varro als Collega des C. Gracchus A. U. 632 über eine Colonie einbrachte, welche nach Carthago geführt und auf Grund und Boden der alten Stadt angesiedelt werden sollte. Zwar wurde, nachdem die Vermessungen an Ort und Stelle zum Behufe der Ackervertheilung an die Colonisten schon vollzogen waren, die Sache vom Senat noch hintertrieben; indeß 15 Jahre nachher, A. U. 647, durch die lex Thoria wieder aufgenommen, und in dieser, welche sich zum Theil erhalten hat, wird (Cap. 28, bey Rudorff in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft B. X, p. 174) dem Duumvir quei (ex hac lege factus creatusve erit) bezüglich der Ansprüche und Rechte der ursprünglichen Colonisten aufgetragen, die Entscheidung ex lege Rubria zu geben: IIvir quei .... eis agreis ita rationem initio (l. inito) itaque ... et neive unius hominis nomine quoi ex lege Rubria quae fuit colono eive quei, was nach mehreren Lücken und Bruchstücken in den Worten agrum, quei in Africa est, dare oportebit licuitve amplius jug. CC seine Fortsetzung und Ergänzung findet; und noch in der lex Servilia, deren Bruchstücke Cl. Aug. K. Klenze mit eben so viel Scharfsinn als Sachkunde geordnet hat, wird Cap. XXI, S. 39 bey Haubold, die Ausschließung bestimmter Personen von dem Gerichte .... L. RVBR. d. i. ex lege Rubria verfügt. Das Gesetz wird also in zwey späteren in zweyen seiner Hauptbestimmungen über Anweisung von Ländereyen an die Colonisten und über Anordnung der Colonialgerichte auch später noch als geltend erklärt.

Waren aber die Bestimmungen dieses Gesetzes über diese Verhältnisse so zweckmäßig, daß sie sogar von den Gegnern der Gracchischen Partey in der lex Thoria angerufen werden, so stünde wohl nicht so sehr viel der Annahme entgegen, daß jenes

ältere Gesetz in seinen Vorkehrungen über den Wechsel des Grundbesitzes und die dabey der Natur der Sache nach sich häufenden Fälle des damnum infectum, seiner nuntiatio, repromissio, satisdatio auch auf die Gallia cisalpina ausgedehnt werden konnte. Man bekommt auf diese Weise einen Anhaltspunkt und einen historischen Zusammenhang für die wie hier so in der lex Thoria und Servilia erwähnte lex Rubria, und verliert vollends allen Grund, neben der alten und vollkommen gesicherten lex Rubria noch eine andere dieses Namens für die cisalpinischen Kolonialverhältnisse anzunehmen, wenn gleich von ihr, wie Puchta selbst zugiebt, und ihrem Urheber eine Spur nicht gefunden wird. Die Gens Rubria selbst, so selten sie erwähnt wird, erstreckt ihre Glieder und ein gewisses Ansehen zwar bis in die Zeiten der Kaiser herab, und es kommt bey Tacitus Hist. II., 51 und 99 ein Rubrius Gallus noch unter Nero vor, den dieser nebst Rufus gegen den Vinder schickte. Vgl. über ihn des Reimarus Note zu Dio Cass. LXIII. p. 726 d., wo auch ein anderer, vielleicht sein Sohn, erwähnt wird. Die Familie stand also noch unter den Kaisern in Ansehen und Ehren, und so wäre erklärlich, wie eines ihrer Glieder seinen Namen auch an ein anderes Colonialgesetz, als an die lex de colonia Carthaginem deducenda knüpfen konnte.

Wir werden dadurch auf die Periode geführt, der das Gesetz de Gallia cisalpina beyzulegen ist. Man hat sich, ohne Widerspruch zu finden, bestimmt gefunden, diese lex in die Zeit herabzubringen, in welcher Gallia cisalpina aufhörte, Provinz zu seyn, und in das italische Municipalrecht aufgenommen wurde a. u. 711 durch Julius Cäsar oder a. u. 713, wo die Verhältnisse des Landes durch die Triumviri nach Cäsars Tode definitiv geordnet wurden. Das wäre nun zwar 60 oder 63 Jahre nach der alten lex Rubria, aber doch immer noch nicht ein Zeitraum, der die Erinnerung an ihre Feststellungen nothwendig ausschließt.

Dazu ist die Annahme selbst, von der es sich hier handelt, mehrfachen Bedenken ausgesetzt. Der Inhalt des Gesetzes, so weit er vorliegt, zeigt, einen Punkt ausgenommen, von dem nachher zu handeln ist, nichts, was der alten Provinzialverfassung entgegen oder ihr nicht gemäß wäre. Er betrifft nicht die ganze Bevölkerung, sondern nur die zahlreichen und mächtigen Niederlassungen der Römer unter ihnen. Diese werden wie in anderen Provinzial- und Colonial-Gesetzen als municipia, coloniae und loci unterschieden, letztere auch genauer als praefecturae, dann fora und conciliabula (Gerichts- und Marktflecken) bezeichnet und durch V. C. (d. i. Vici et Castella) vermehrt. Wenn daneben oppida genannt werden, so wären das ebenfalls bevorzugte Ortschaften, nämlich oppida foederata oder foedere juncta, welche mit den übrigen in mehrfacher Rechtsverbindung standen und bey gemischten Fällen, wie es scheint, an den Munizipalgerichten participirten. Ebenso sind die obrigkeitlichen Personen und Würden keine andern, als welche in den übrigen Provinzen den Städten mit vollem oder beschränktem Bürgerrechte zukommen. Genannt werden duumviri und quatuorviri, dazu praefectus Mutinensis, ebenso XIX. L. 6 IIvir oder IIIIvir praefectusve ejus municipii, XX. l. 17, 29, 41, IIvir IIIIvir I. D. (d. i. iuri dicendo) praefectusve de ea re jus ita deicat u. s. w. Erschiene der praefectus allein, so wäre eben an die praefecturas Galliarum zu denken, d. i. an die Landschaften, welche ihren Vorstand als praefectus juri dicundo aus Rom erhielten und von geringerem Rechte als die Colonien waren; da aber neben der einfachen Nennung XX. L. 24, L. 38 praefecture Mutinensis auftritt und Mutina nicht praefectura sondern gleich bey seiner Gründung Colonie war, so liegt hier allerdings eine sächliche Schwierigkeit vor. Puchta hat in der Abhandlung „über den Inhalt der „lex Rubria“ (Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft B. X. Hft. II. S. 219) sie dadurch zu lösen gesucht, daß er annimmt, es seyen auch nach den Colonien praefecti in dem Falle von Rom geschickt worden, wo die Wahl der Munizipalbehörden nicht vollzogen oder von den Gewählten abgelehnt wurde, und beruft sich auf eine Inschrift aus Aquileja Nr. 4041 bey Orelli, in welcher zwey Magistratus L. Nonius und Q. Vesonius P. J. D. (praefecti juri dicundo) an der

Spitze eines S. C. (senatus consultum) erscheinen, welches dem C. Alb. Pollio IIIIvir J. D. die Ehre einer statua equestris zuerkennt, weil er freywillig für das nächste Jahr sich zur Uebernahme dieses Amtes gemeldet und dadurch der öffentlichen Bedenklichkeit (haesitationi publicae) ein Ende gemacht habe; aber weit entfernt, daß der praefectus als eine exceptionelle und zeitweilige Person in jener Colonie bezeichnet würde, erscheinen vielmehr zwey praefecti als die höchst Berechtigten an der Spitze der Gemeinde, weil die Wahl des quatuorvir nicht zu Stande gekommen war; und nach der Stellung, die in unserem Gesetze der praefectus hinter dem duumvir und quatuorvir einnimmt, ist zu ersehen, daß in Mutina dasselbe Verhältniß bestand. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß überhaupt in den Colonien und Municipien, dem obersten Magistrate zunächst, ein praefectus bestand, der an der Rechtspflege betheiliget war. Wie bekannt, werden die obrigkeitlichen Personen der Municipia auch consules und praetores genannt. Wie die consules eine Ehrenbenennung für die duumviri und quatuorviri sind, so wird der „Prätor" der Colonie wohl ebenfalls nur die Ehrenbenennung ihres praefectus seyn. Die Aediles und Senatores sind als ähnliche Ehrenbenennung, wenigstens die letztern für decuriones zu fassen.

Eben so entsprechend den Verhältnissen der Provinz oder vielmehr den Municipal- und Colonialverhältnissen in der Provinz sind die gerichtlichen und prozessualen Vorkehrungen, deren Gegenstand der erhaltene Theil des Gesetzes ist. Wie bekannt, haben die Colonial- und Municipalbehörden nur in polizeylichen und bürgerlichen Dingen die Gerichtsbarkeit, und auch letztere nicht ohne Beschränkung. Die wichtigeren und in bedeutenderen Fällen die Vollzugsmaßregeln, wie die missio in bona, gieng an die obersten Magistrate der Provinz, an die magistratus majores cum imperio. Diese sind deutlich genug bezeichnet c. XX., L. 16 tum magistratus prove magistratu, denen die municipalen IIvir IIIvir praefectusve, als die minores sich anschließen, und noch vollständiger XX., l. 51 neive quis magistratus prove magistratu neive quis pro quo imperio potestateve erit interdicito. In ähnlicher Weise bezeichnet die lex Thoria die in der Proconsularprovinz Afrika richtenden und entscheidenden Behörden (K. 34 S. 179 bey Rudorff) neive quis magistratus neive pro magisratu facito neive quis senator decernito bey Gelegenheit der Leistungen, die vom öffentlichen Eigenthum durch die Nutznießer an der neuen Colonie bey Karthago zu bezahlen waren. Mit Bezug auf Gallia cisalpina wurde sofort der magistratus, der Consul oder Proconsul und der in prove magistratu bezeichnete sein Legat sey, der in seinem Namen und Auftrage verwaltet. So hatte Julius Cäsar, dessen Provinz außer dem gallischen Lande zu beyden Seiten der Alpen nach Ligurien, die Länder der Veneti, Carni und Illyrii begriff, nach des Hirtius Meldung dem Labienus die Galla cisalpina zur Verwaltung und Rechtspflege angewiesen, damit er Gelegenheit fände, sich zum Behufe seiner bevorstehenden Bewerbung um das Consulat die Neigung und die Stimmen der wichtigen Municipien und Colonien jener Lande zu erwerben. D. B. Gall. VIII. c. 52 T. Labienum Galliae Togatae praefecit, quo majore commendatione conciliaretur ad consulatus petitionem.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Aristotelis Ethica Eudemia. Edidit Adolphus Theodorus Hermannus Fritzschius Ioannis Dorothei F. Ratisbonae sumptus fecit G. I. Manz. MDCCCLI. XLVII. 368.

Hiemit erhalten wir zum erstenmal eine Bearbeitung der Eudemischen Ethik des Aristoteles, die wenig beachtet wurde, da die Nikomachische allen Forderungen zu genügen schien. Noch eine dritte Ethik, die sogenannte Große, ist uns unter den Schriften des Aristoteles erhalten, und da diese in allen Punkten sich strenge an die Eudemische anschließt und nur als eine kürzere Bearbeitung dieser erscheint, so wäre es wünschenswerth gewesen, wenn der Herausgeber dieses nicht sehr umfangreiche Büchlein beygefügt hätte. Von einer Bearbeitung der Eudemischen Ethik schreckte wohl zumeist der verdorbene Zustand des Textes ab; in ihr ist auch noch ein anderes wichtiges Problem; die Bücher IV. V. VI sind identisch mit den Nikomachien V. VI. VII, und es entsteht die Frage, welchem der beyden Werke diese zufallen. Diese erst in neuerer Zeit durch Schleiermacher angeregte Untersuchung hat Referent in seiner Abhandlung (Denkschriften der b. Akademie der Wissenschaften I. Cl. III, Abtheilung II.) nicht sicher zu entscheiden gewagt, sondern mehr die Gründe dafür und entgegen zusammengestellt. Daß im VII. Buche der Nikomachien von der ἡδονὴ gesprochen ist, welche erst im X. Buche ausführlich und zwar ohne von jener etwas zu wissen, behandelt wird, scheint dieses Buch den Eudemien zuzuweisen, während man das V. Buch mehr jenen zueignen möchte. Die sichere Entscheidung macht nämlich der Zustand der Aristotelischen Schriften schwierig; wir haben mehrere Werke nicht aus seiner Hand, sondern mannigfach umgearbeitet. Hätten wir nur die Eudemien oder dessen Auszug unter dem Namen unsers Philosophen, Niemand würde es wagen zu zweifeln, daß dieses das ächte Werk wäre. Noch mehr: wir besitzen eine Paraphrase der Nikomachien, welche manches weiter und ausführlicher gibt und nicht ohne Verstand gemacht ist, aus so unbekannter Zeit, daß einige den alten Peripatetiker Andronikus Rhodius für deren Verfasser erklärten, andere aber den Exkaiser Kantakuzenos (XIV. Jahrh.), weil mehrere Exemplare, auch das in der Münchner Bibliothek erhaltene, dessen Namen als Unterschrift tragen. Nach einer Pariser Handschrift bey Sainte-Croix ist der Verfasser: Ἡλιόδωρος ὁ Προυσαεύς. Hätten wir nun nichts als diese Paraphrase, die schwerlich älter als die Zeit des Themistius ist, sie würde allgemein als das ächte Werk des Aristoteles gepriesen werden, und kaum der eine oder andere Leser würde durch die Form veranlaßt werden, sein Bedenken an der Aechtheit zu äußern. Auch das eifrigste Studium ist nicht im Stande, eine Verschiedenheit der Form, wie sie uns von dem VII. Buche der Physik überliefert ist, und dergleichen wohl noch manche in den Gesammtwerken verborgen seyn mögen, von selbst nachzuweisen. Ist aber die Ἠθικὰ Εὐδήμεια die Aristotelische Ethik, welche sein Schüler der Rhodier Eudemus umgearbeitet hatte, wer steht dafür, daß die Ἠθικὰ Νικομάχεια nicht eben so gut die von einem Nikomachus umgearbeitete Form sey, zwar näher stehend dem ursprünglichen Werke als jenes, aber doch nicht dieses selbst? Dazu die Straboniſch-Plu-

tarchische Erzählung von der Bibliothek des Aristoteles, wie auch wir das bald zu viel bald zu wenig in diesen Schriften nachzuweisen vermögen, und man wird gestehen müssen, daß Vorsicht, wenn anderswo, auch hier zu empfehlen sey. Selbst die doppelte Behandlung der ἡδονή mit ihrem etwas abweichenden Resultate müßte nicht geradezu einem andern Verfasser zugeschrieben werden. Aristoteles konnte zu verschiedenen Zeiten beyde ausgearbeitet haben; auch das zweyte Capitel des siebenten Buches der Politik behandelt eine Aporie, welche das erste Capitel so eben gelöst hatte. Solche verschiedene Lösungen und Erklärungen konnten von den ersten Herausgebern der Aristot. Bücher absichtlich erhalten und beygegeben werden, um zu zeigen, wie der Meister dieselbe Sache verschieden ausgeführt habe und nichts von dem, was sich von ihm erhalten hatte, zu vertilgen. Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, welche Referenten vor zehn Jahren abhielten, mit aller Entschiedenheit die streitigen drey Bücher dem einen oder andern Werke zuzuweisen, er hat andere aufgefordert, diese eigene Erscheinung gleichfalls zu prüfen.

Die Mahnung war nicht vergebens. Zwar H. Bonitz hat in seiner Schrift: Observationes criticae in Aristotelis quae feruntur Magna Moralia et Ethica Eudemia, Berolini 1844 diese Frage der drey Bücher nicht berührt und sich mit dem Resultate des Referenten begnügt; dagegen hat ein Zuhörer Brandis' diesen Gegenstand zur besonderen Aufgabe gewählt, und mit entschiedenem Talente und mit Kenntniß, auch wenn man dem Ergebniß nicht überall sollte beystimmen können, behandelt: de Ethicis Nicomacheis et Eudemiis quae Aristotelis nomine tradita sunt; scripsit Alb. Max. Fischer. Bonnae, 1847. Es wäre nicht nothwendig, daß sämmtliche drey Bücher dem einen oder andern Werke zuzuweisen seyen; mit dem VII. falle auch das VI. den Eudemien zu; die intellectuellen Tugenden seyen nicht genügend und wie es der Plan der Nikomachien erwarten lasse, durchgeführt; man finde nur Definitionen, während man eine Darstellung suche, eben so lichtvoll und lebendig als die der ethischen Tugenden; das V. Buch aber gehöre mit Ausnahme des letzten Capitels, welches an sich sophistisch sey und die Ordnung des Ganzen störe, den Nikomachien. Eudem. I, 8 heißt es, im Verlaufe werde nachgewiesen werden, wie sich πολιτικὴ, οἰκονομικὴ und φρόνησις unterscheiden, dieses sey (wie gegen den Ref. richtig gezeigt ist,) VI, 8, so daß hier ein directes Zeugniß für die Eudemien vorhanden sey; aber auch sonst im Ausdrucke finde eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Sprache der Eudemien und dem VI. und VII. Buche der Nikomachien statt, so daß durch diese Annahme alle etwa vorkommenden Schwierigkeiten beseitigt werden.

Dieses Resultat Fischers hat der Herausgeber vollgültig anerkannt, und in den Anmerkungen so wie in der Einleitung noch weiter zu begründen gesucht; letztere, die über die Eudemien überhaupt spricht, faßt in Fragen und Antworten, einer Form, die dem Aristoteles wenigstens nicht entlehnt ist, das Einzelne zusammen, um dasselbe Ergebniß für jeden überzeugend darzulegen, und man muß ihm das Zeugniß geben, daß er jenen Satz zu behaupten sich alle Mühe gegeben habe.

Stellt man die Frage, warum das letzte Capitel des V. Buches den Eudemien zufallen solle, so liegt der eigentliche Grund davon nicht in dem Inhalte dieser selbst, sondern weil das Buch, wie H. Fischer und Fritzsche meinen, nur dadurch seinen vollen Abschluß erreicht, daß dieses wegfällt. Die gegen den Inhalt vorgebrachten Erinnerungen sind durchaus subjectiv; fingirt man einmal einen Gegensatz von Aristoteles und Eudemus, so hält es nicht schwer, das, was man jenem abspricht, als kleinlich und unbedeutend darzustellen; ein abschreckendes Beyspiel der Art hat Ritter in seiner Ausgabe der Poetik geliefert. Es ist aber in jenem Capitel nichts, was der Sache nach des Aristoteles unwürdig wäre; dazu kommt, daß auch so nicht die erforderliche Einheit des Buches hergestellt wird, wovon Einiges unten bemerkt werden wird. Gerade diese schwache Beweisführung, wonach das letzte Capitel des fünften Buches den Nikomachien abgesprochen werden soll, kann darthun, wie leicht man sich verrechnet und welche Vorsicht in diesen Dingen nöthig ist.

Dagegen hat die Annahme, die letzten zwey Bücher VI und VII gehören dem Eudemus, in der

That viel Einladendes; beyde hängen innig zusammen, das letztere cap. 11 beruft sich auf die *πρῶτοι λόγοι*, das heißt das vorhergehende Buch; sie scheinen auch in der Form sich zu gleichen, und mitsammen zu stehen und zu fallen. Wir verlieren die doppelte Behandlung der *ἡδονὴ* und es ist sprachlich mancher Anklang an die übrigen Bücher der Eudemischen Ethik; so ist eine schöne Bemerkung Fischers, daß die Formel *ἀληθὲς μὲν, οὐ σαφὲς δὲ* VI, 1 sich Eudem. I, 6 und 7. II, 2 findet und diesem Verfasser geläufig erscheint; H. Fr. hat sich verleiten lassen, überall gleiche Sprache zu sehen, dadurch aber seiner Sache oft mehr geschadet als genutzt.

Die beyden letzten Bücher haben in der That Mehreres, was einem etwas aufmerksamen Leser des Aristoteles auffallen kann, und Einiges soll hier hervorgehoben werden, weil es nicht beachtet worden ist. Zur tugendhaften Handlung wird Uebereinstimmung des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens gefordert; ersteres muß *λόγος ἀληθής*, letzteres *ὄρεξις ὀρθὴ* seyn, darum ist ihm die Kunst *τέχνη*, VI, 4 *ἕξις τις μετὰ λόγου ποιητική*, wie er im Allgemeinen sagt, oder genauer wie er zweymal dort sagt *ἕξις τις μετὰ λόγου ἀληθοῦς ποιητική*, wie ihm *ἀτεχνία* ist *μετὰ λόγου ψευδοῦς ποιητικὴ ἕξις*. Dagegen sagt er von der *φρόνησις* VI, 5 *λείπεται ἄρα αὐτὴν εἶναι ἕξιν ἀληθῆ μετὰ λόγου πρακτικὴν περὶ τὰ ἀνθρώπῳ ἀγαθὰ καὶ κακά.* und bald nachher *ἀνάγκη τὴν φρόνησιν ἕξιν εἶναι μετὰ λόγου ἀληθῆ περὶ τὰ ἀνθρώπῳ ἀγαθὰ πρακτικήν.* Hier haben auch Handschriften und Eustratius *ἀληθοῦς* und dieses billigte Lambinus — die Neuern übergehen es stillschweigend —, aber dann steht doch *ἕξιν ἀληθῆ* fest, und auch am Ende des 10. Cap. heißt es *οὗ ἡ φρόνησις ἀληθὴς ὑπόληψίς ἐστιν.* Warum hat nun die praktische Klugheit den besondern Zusatz *ἕξις ἀληθής?* Das würde Niemand errathen, wenn nicht der Verfasser selbst am Ende des 5. Capitels die Erläuterung gegeben hätte, die man aber auch nicht verstanden hat; er bemerkt, es genüge nicht zu sagen, die *φρόνησις* sey nur eine *ἕξις μετὰ λόγου*, eine solche könnte auch vergessen werden; die praktische Klugheit vergesse man im Alter nicht, wie anderes Erlerntes: *ἀλλὰ μὴν οὐδ' ἕξις μετὰ λόγου μόνον· σημεῖον δ' ὅτι λήθη τῆς μὲν τοιαύτης ἕξεώς ἐστι, φρονήσεως δ' οὐκ ἔστιν.* Also *ἕξις ἀληθὴς* ist nach der Worterklärung von der Privation von *λήθη*, eine nie in Vergessenheit gerathende *ἕξις*, woraus von selbst folgt, was dort das Richtige ist. Aber wurde das Wort *ἀληθὲς* in Aristoteles Zeit in dieser Bedeutung gebraucht? Bey ihm wird man eine ähnliche Stelle wohl vergebens suchen, wozu noch kömmt, daß nach der obigen Erklärung zu *μετὰ λόγου*, doch *ἀληθοῦς* in dem gewöhnlichen Sinne von wahr gedacht werden muß. Die Sache ist gleich auffallend, man mag Aristoteles oder Eudemus als Verfasser anerkennen. — VI, 2 *λέγωμεν οὕτως* ist so wenig in der Sprechweise des Arist. als VII, 3 *καὶ δέον ζητεῖν* dieses Participium statt des Finitum zu gebrauchen. — Eine Nachahmung von Platons Menon, wie VII, 1 kann auffallen, auch die ausführliche Citation VII, 3 *οἷον ὁ Σοφοκλέους Νεοπτόλεμος ἐν τῷ Φιλοκτήτῃ*, eben so cap. 10 ist ungewöhnlich, denn die Poetik kann nicht hieher gerechnet werden, dagegen pflegt Aristoteles sich gerne seines Freundes Theodektes, VII, 8, zu erinnern. Daß VII, 1 die *ἀρετὴ* und *ἐγκράτεια* und ihre Gegensätze *κακία* und *ἀκρασία* zwar nicht als identisch, aber auch nicht *ὡς ἕτερον γένος* betrachtet werden, dagegen VII, 9 gesagt ist *καὶ ὅλως δ' ἕτερον τὸ γένος ἀκρασίας καὶ κακίας*, ist zwar zu bemerken, aber eher dem Aristoteles zuzuschreiben, als einem Umarbeiter seiner Werke.

Aber diese und andere ähnliche, theils wirkliche, theils scheinbare Eigenheiten und Abweichungen geben noch immer kein sicheres Zeugniß, und man muß stets eingedenk seyn, was *δόξα* und *ἐπιστήμη* ist. Mehr Beweiskraft hat die Berufung Eud. I, 8, daß der Unterschied von *πολιτικὴ οἰκονομικὴ* und *φρόνησις* unten nachgewiesen werden soll, was wirklich VI, 8 geschieht. Aber selbst diese ist nicht bindend; denn gerade das ist ein Punkt, welchen Aristoteles, der in seiner Ethik so gerne die Politik berührt, gewiß nicht umgangen hat; es hindert also nichts, das Vorhandene als von der Hand des Aristoteles und das Original dessen anzuerkennen, was Eudemus benutzt hat, uns aber nicht erhalten ist. Schleiermacher hat die Bemerkung gemacht, daß die

Eudemiſche Ethik ohne alle Beziehung auf die Politik wäre, während die Nikomachiſche nur als eine Vorläuferin dieſer ſich kund gebe; und H. Fr. iſt ganz damit einverſtanden pag. 262. Schon obige Stelle ſpricht wenig dafür, aber wäre dem wirklich ſo, dann würden ſelbſt die erſten Worte der Abhandlung über die Luſt den entſcheidenden Beweis liefern, daß Eudemus nicht der Verfaſſer ſeyn könne. Während die Nikomachien X, 1 dazu auf folgende Art einleiten: jetzt geziemt es ſich wohl, über die ἡδονὴ zu ſprechen, denn ſie ſcheint mit dem menſchlichen Geſchlechte beſonders verſchwiſtert zu ſeyn, und um tugendhaft ſeyn zu können iſt es nothwendig, richtige Einſicht über Luſt zu beſitzen; beginnt die Abhandlung im VII. Buche: darüber müſſen wir reden, weil es Aufgabe des Philoſophen iſt, der mit Politik ſich beſchäftigt (des wahren Staatsmannes), denn er beſtimmt das ἀγαθὸν und κακόν. Ferner haben wir die ἀρετὴ und κακία ihrem Weſen nach in die ἡδοναὶ und λῦπαι geſetzt; endlich glauben die meiſten, die εὐδαιμονία ſey mit der ἡδονὴ verbunden. So kann nur ſprechen, wer wie Ariſtoteles, auch die Politik in ſein Gebiet zieht, nicht wer nur die Ethik allein behandelt. Indeſſen wollen wir keine Folgerung gegen Eudemus darum geltend machen; die alten Philoſophen haben, wie ſie die Politik ohne deren feſte Baſis, der Ethik, für unmöglich hielten, ſo auch die Ethik nicht für ſich allein, ſondern in Verbindung mit der menſchlichen Geſellſchaft, d. h. dem Staate betrachtet, und wie ſollte Eudemus hierin von Ariſtoteles abgewichen ſeyn? Wir haben das Ende der Eudemien nicht, und ſind keineswegs berechtigt, einen ſolchen Schluß zu wagen.

(Forſetzung folgt.)

Legis Rubriae pars superstes.

(Schluß.)

Dagegen könnte gegen die Annahme, das Geſetz gehöre der Zeit an, in welcher die Gallia cisalpina noch Provinz war, der Umſtand angeführt

werden, daß K. XX. l. 25 beym Gericht über damnum infectum und die repromissio auf die formula stipulationis verwieſen wird: quam is quei Romae inter pregrinos jus deicet in albo propositam habet, im Falle man aus einer ſolchen Hinweiſung auf die Gerichtsbarkeit des Praetor peregrinus zu Rom ſchließen könnte, daß ſie nur ſtattfinden könne, wo das Land aufgehört hatte, Provinz zu ſeyn und in das jus italicum aufgenommen war; wird indeß, wie hier geſchieht, der Munzipalrichter nur zu der in Rom giltigen Regel verpflichtet, ſo konnte die Beſtimmung als eine ſolche betrachtet werden, die man nur getroffen, um zwiſchen den verſchiedenen Jurisdictionen in Rom und in den Municipien und Provinzen eines mit dem übrigen Italien ſo eng verbundenen Landes die nöthige Uebereinſtimmung und für die letztern eine Gewährſchaft mehr zu gewinnen.

Erheblicher allerdings für die Meinung, daß zur Zeit dieſes Geſetzes die Aufnahme von Gallia cisalpina in das jus Italicum vollzogen und in Folge davon die Provinzialverfaſſung aufgehoben war, muß Kap. XXI. L. 21 die Beſtimmung geachtet werden, daß der die Zahlung einer größern Schuldforderung auf den Spruch des Municipalrichters Verweigernde mit dem vadimonium nach Rom belegt, alſo an den Prätor dahin verwieſen wird.

Wir werden dadurch zur Erwägung der politiſchen Verhältniſſe jener wichtigen Länder geführt und werden in einem zweyten Artikel dieſen Weg in der Abſicht betreten, durch Darlegung der allmähligen Beſiegung der Gallia cisalpina und der aus ihr folgenden Rechtsverhältniſſe der dahin geſendeten Colonien die Punkte zu finden, an welche man die Ermittelung der Zeit und der Beſtimmung dieſes Geſetzes anknüpfen kann.

F. Thierſch.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Aristotelis Ethica Eudemia.

(Fortsetzung.)

Einiges beruht auf unsicherer Deutung. Wenn der Verfasser am Ende des sechsten Buches sagt: jetzt ist man bereits dahin gekommen, die Tugend als eine ἕξις κατὰ τὸν ὀρθὸν λόγον zu setzen, Erkenntniß und Einsicht als wesentliche Bestimmungen derselben gelten zu lassen, Sokrates hat die ἀρεταὶ geradezu als λόγοι erklärt, wir aber sagen, sie seyen μετὰ λόγου, so sieht jeder, daß der Gegensatz Sokrates und Aristoteles ist, nicht aber Sokrates und οἱ ἀριστοτελίζοντες. Man kann daher diese Stelle nicht als einen Beweis gegen Aristoteles anführen, daß nur Eudemus so habe schreiben können. Eben so wenig wird man der Beweisführung aus den ἐξωτερικοὶ λόγοι beystimmen p. XXXIX, am ungereimtesten aber erscheint die Behauptung, daß die Nikomachien ohne den Inhalt der Bücher VI und VII ein vollständiges Ganzes ausmachen, ja diese selbst dem Plane entgegen seyen. Möglich, daß diese beyden Bücher dem Eudemus, oder wer sonst der Verfasser der Eudemischen Ethik ist, zufallen, aber dieser hat ihren Inhalt nur aus Aristoteles schöpfen können; eine solche Untersuchung wie hier über die intellectuellen Tugenden hat kein Schüler aus sich, und kennt Hr. Fr die Berufung des Aristoteles in der Metaphysik auf das VI. Buch der Nikomachien gar nicht? Fischers Ausstellungen sind ganz einseitig und ungegründet, er wünscht weitläufigere Ausführung wie die der ethischen Tugenden und findet hier nur Begriffsbestimmungen. Letzteres ist wahr, aber es sind auch solche, welche alles klar machen, und dem Zwecke vollkommen genügen. Diese Ausscheidung der geistigen Tugenden ist einzig in ihrer Art, und näher betrachtet sogar bewundernswürdig, aus den verschiedenen Gegenständen, welche Objecte der menschlichen Thätigkeit sind, die Verschiedenheit der geistigen Kräfte im Menschen selbst, deren Werth und Verhältniß zu einander zu bestimmen. Wenn je etwas Aristotelischen Scharfsinn beurkundet, so muß man ihn hier erkennen; auch da geht er von unten aus, steigt aufwärts, trennt und sondert nach seiner Weise. Wir werden daher nicht leicht dazu gebracht werden können, zu glauben, daß Wesen und Inhalt der beyden Bücher — denn dasselbe gilt von der Behandlung der ἐγκράτεια und ἀκρασία — von Jemand andern als von Aristoteles herrühre; dagegen verkennen wir keineswegs die Schwierigkeiten rücksichtlich der Form, nur können wir die gegebene Lösung keineswegs als unbezweifelt annehmen, das ἔνδοξον, nicht das ἀληθὲς wollen wir zugestehen. Weitere Untersuchung und tieferes Eindringen in die Schriften des Aristoteles wird sicher noch manche unerwartete Aufschlüsse gewähren. Die Vergleichung der beyden Abhandlungen über die ἡδονὴ lehrt uns, daß erstere nicht von Aristoteles, sondern von einem spätern sey; es ist bedeutend, daß jener nichts davon sagt, was der Verfasser im VII. Buche behauptet, daß eine ἡδονὴ selbst τὸ ἄριστον seyn könne — (das ist die Sprache dieses Autors, Aristoteles hat immer τἀγαθὸν) *) — aber es ist nichts als eine Folge-

*) Dieses wie anderes sprachlich Abweichende ist zu

rung der Aristotelischen Darstellung X, 3 — 5; ist die ἡδονὴ die stäte Begleiterin der ἐνέργεια, die εὐδαιμονία aber diese in höchster Potenz, so ergibt sich von selbst, daß die ἡδονὴ, welche die εὐδαιμονία begleitet, das höchste ist und in so fern das ἀγαθὸν seyn kann. Aristoteles hat das zwar nicht gewollt, wie das Ende des zweyten Capitels lehrt, obschon er Eudorus Beweise keineswegs — einen abgerechnet — widerlegt hat, aber Jeder kann es aus seiner Lehre schließen, und darum halten wir es für ausgemacht, daß ein anderer, der die Nikomachien vor Augen hatte, und zugleich Neues geben wollte (wie VII, 15), was der Philosoph nicht hatte, Verfasser dieser Abhandlung im VII. Buche sey. So unläugbar nun diese Untersuchung bey aller Verschiedenheit in ihrem Wesen aus jener des Aristoteles hergeleitet ist, eben so gewiß muß das Uebrige des VI. und VII. Buches, wenn es nicht von diesem unmittelbar ausgeht, als eine Um- und Nacharbeitung dessen betrachtet werden, was Aristoteles gegeben hatte, was uns aber nicht mehr erhalten ist. Daß aber die Ueberlieferung der Aristot. Schriften keineswegs eine sichere war, sieht man aus diesen und vielen andern Beyspielen.

H. Fritzsche hat in den Anmerkungen auf ähnliche Gedanken des Aristoteles hingewiesen, auch den jedesmaligen Inhalt eines Abschnittes in einem besonderen Argumentum kurz zusammengefaßt, was geeignet ist und gerne gelesen wird, da der Ausdruck ganz rein ist; überhaupt zeigt er sich der lateinischen Sprache ganz mächtig, und so wird auch die beygefügte lateinische Uebersetzung (mit Ausnahme der drey Bücher der Nikomachien, da er nicht mit Lambinus und Muretus wetteifern wollte), nicht unwillkommen seyn. Daß er pag. 118 Michelets Distinction, die gegen allen Sprachgebrauch dieser Autoren, wie Aristoteles und Eudemus, ist, aufnimmt, wundert uns sehr; eben so wenig kann p. 162 nach ἐπεὶ δὲ der Nachsatz mit δὲ folgen. Der Druckfehler in der großen Ausgabe Bekkers p. 133 mußte um so mehr stillschweigend umgangen werden, als der kleine Separatabdruck das Richtige gibt; dagegen ist ein anderes Druckversehen p. 177 (VII, 11) unberührt geblieben ἕτερον ὄντες statt ἕτεροι. Oefters ist Bekanntes erwähnt, was füglich umgangen werden konnte. P. 193 ἀεὶ γὰρ πονεῖ τὸ ζῶον, ὥσπερ καὶ οἱ φυσικοὶ λόγοι μαρτυροῦσι, τὸ ὁρᾶν καὶ τὸ ἀκούειν φάσκοντες εἶναι λυπηρόν, ἀλλ' ἤδη συνήθεις ἐσμέν ὡς φασίν. Hier ist die Bemerkung ungenügend: daß andere Philosophen verstanden werden, lehren die Worte selbst; daß aber dieses Anaxagoras' Lehre war, erfahren wir aus Theophrastus Abhandlung περὶ αἰσθήσεως. P. 176 τοιοῦτος οἷος . . χαίρων, hier sollte eine Bemerkung nicht fehlen, denn das Participium statt des Infinitivus wird nicht mit sichern Beyspielen belegt werden können; Mor. mag. 2, 9 reicht nicht aus, da sonst überall der Infinitivus steht. In der Nachweisung der individuellen Schreibart bleibt überhaupt noch am meisten zu leisten übrig, und wir hoffen, H. Fr. werde diesem Gegenstande, wenn er die große Ethik bearbeitet, größere Aufmerksamkeit widmen. Es sind wenige, welche dem Aristoteles mit Ernste sich zuwenden, noch geringer aber ist die Zahl derer, die, wenn sie sich ihm zugewendet haben, auch ausharren; zu diesen letzteren glauben wir Hrn. Fr. zählen zu dürfen. Schon die Bearbeitung dieser Ethik muß ihm gezeigt haben, wie unsicher der Text ist. Ein eifriges Studium der Bücher, welche uns am reinsten überliefert sind, wie die naturhistorischen und physischen Schriften, jedoch mit steter Benutzung der Bekkerschen Varianten, lehrt, wie schon frühe geändert worden ist, und wie Ethik und Politik, obschon leserlich und verständlich, doch nicht gleichen Anspruch wie jene machen dürfen. Ref. hatte bereits vor dem Erscheinen der Observationes criticae des Bonitz mit Vergleichung der Editio princeps diese Eudemische Ethik ausgearbeitet, und er könnte daher einen reichlichen Beytrag liefern; es sollen jedoch hier nur aus den drey Büchern, welche den Nikomachischen gemeinsam sind, einem so vielfach behandelten Werke, früher durch Muretus, Lambinus, Victorius, in unsern Tagen durch Bekker, Zell, Cardwell, Michelet, daß man fast an einen gänzlichen Abschluß

---

bemerken; der Verfasser der großen Ethik geht noch weiter und sagt τὸ ἄριστον ἀγαθὸν, was die Römer in summum bonum übertragen haben.

denken ſollte, mehrere Stellen ausgehoben werden, um zu zeigen, wie viel auch hier noch zu leiſten übrig iſt. Wir wünſchen durch dieſe Bemerkungen namentlich Hrn. Fr. zu einem ſorgfältigen Studium des Ariſtoteles zu leiten; ſie ſind übrigens bereits vor fünfzehn Jahren niedergeſchrieben worden, eine wiederholte Durchſicht und was während der Zeit darüber geſchrieben worden iſt, gab keine Veranlaſſung zu einer Abänderung.

IV, (Nic. V) 5 p. 92 *διώρισται δὴ τὸ ἄδικον τό τε παράνομον καὶ τὸ ἄνισον, τὸ δὲ δίκαιον τό τε νόμιμον καὶ τὸ ἴσον. κατὰ μὲν οὖν τὸ παράνομον ἡ πρότερον εἰρημένη ἀδικία ἐστίν. ἐπεὶ δὲ τὸ ἄνισον καὶ τὸ πλέον οὐ ταὐτὸν ἀλλ' ἕτερον ὡς μέρος πρὸς ὅλον (τὸ μὲν γὰρ πλέον ἅπαν ἄνισον, τὸ δὲ ἄνισον οὐ πᾶν πλέον), καὶ τὸ ἄδικον καὶ ἡ ἀδικία οὐ ταὐτὰ ἀλλ' ἕτερα ἐκείνων, τὰ μὲν ὡς μέρη τὰ δὲ ὡς ὅλα· μέρος γὰρ αὕτη ἡ ἀδικία τῆς ὅλης ἀδικίας, ὁμοίως δὲ καὶ ἡ δικαιοσύνη τῆς δικαιοσύνης.* H. Fr. macht keine Bemerkung über dieſe Stelle, und doch iſt, was Ariſtoteles hier ſagt, gegen ſeine Anſicht und man kann durch keine Erklärung helfen. Nach ihm iſt das *παράνομον* der Inbegriff der *ὅλη ἀδικία*, und das *νόμιμον* die *ὅλη δικαιοσύνη*; darum das zweyte, das *ἄνισον* und *ἴσον* die partikulare *ἀδικία* und *δικαιοσύνη*. Der hier gegebenen Erklärung gemäß aber würde von der parcicularen *ἀδικία* wieder ein Unterſchied gemacht, und zwar das *ἄνισον* das genus, das *πλέον* die species bezeichnen, was ganz gegen den Zuſammenhang und den Gedankengang des Verfaſſers iſt. Man ſtreiche den Erklärungsſatz *τὸ μὲν γὰρ πλέον ἅπαν ἄνισον, τὸ δὲ ἄνισον οὐ πᾶν πλέον* und alles iſt richtig, ſchon im Alterthum wurde der Gedanke falſch aufgefaßt, vergl. scholia fol. 62, 6. Nicht den Unterſchied von *ἄνισον* und *πλέον* will Ar. geben, ſondern den von *παράνομον* und *ἄνισον*; er ſagt, dieſes *ἄνισον* oder *πλέον* (dieſes hebt er hervor, weil die Ungerechtigkeit zumeiſt in der *πλεονεξία* beſteht) iſt nur ein Theil von dem *παράνομον*, folglich das Fehlen in dieſem nur *ὡς μέρος* von dem geſammten *παράνομον*, d. h. die ſpecielle *ἀδικία* von der geſammten *ἀδικία*. Das hat Jemand nicht verſtanden und indem er glaubte, Ar. ſpreche vom Unterſchiede des *ἄνισον* und *πλέον*, durch unzeitige und ungeſchickte Erklärung dieſer Wörter, die zwar an ſich richtig iſt, die ganze Stelle unverſtändlich gemacht. Das Verkehrte muß ſchon frühe bemerkt worden ſeyn — Muretus iſt nicht der erſte, der das p. 383 R. eingeſehen hat — und ſo findet ſich in andern Handſchriften (M O bey Bekker) folgende abweichende Form *ἐπεὶ δὲ τὸ ἄνισον καὶ τὸ παράνομον οὐ ταὐτὸν τὸ μὲν γὰρ ἄνισον ἅπαν παράνομον, τὸ δὲ παράνομον οὐχ ἅπαν ἄνισον καὶ τὸ πλέον.* Das iſt nur die Verbeſſerung einer ſchon vorhandenen Interpolation, um einigermaßen Zuſammenhang hervorzubringen, die aber ſelbſt den Gedanken des Ariſtoteles ſchlecht trifft. Dieſes iſt zugleich eine von den vielen Stellen, wie die Sätze des Stagiriten überarbeitet worden ſind, und wie die Kritik vorſichtig zu verfahren hat, um Aechtes und Unächtes abzuſondern. Hier geben die Handſchriften ſelbſt ganz Verſchiedenes, die gehörige Unterſuchung aber lehrt, daß weder das eine noch das andere von Ariſtoteles herrühren kann, und ein unverſtändiger Zuſatz eine dem Gedanken ſcheinbar mehr entſprechende Verbeſſerung herbeygeführt hat. — In demſelben Capitel: *οὐ γὰρ ἴσως ταὐτὸν ἀνδρί τ' ἀγαθῷ εἶναι καὶ πολίτῃ παντί.* hat das letzte Wort *παντί* keine Bedeutung und iſt falſch; Muretus Aenderung *πάντῃ* iſt zwar ſehr leicht, hilft aber der Sache nicht ab; wir brauchen gar nichts, und dann iſt *ἀγαθῷ* zu verſtehen, nämlich ein rechtſchaffener Mann und ein rechtſchaffener Bürger ſind vielleicht nicht identiſch, oder es wird ein Wort gefordert, welches den Begriff tugendhaft enthält, wie er Pol. 3, 4 von derſelben Sache ſagt *ἀνδρὸς ἀγαθοῦ καὶ πολίτου σπουδαίου.*

IV. 6 p, 94 *ἐπεὶ δὲ τὸ ἴσον μέσον, τὸ δίκαιον μέσον τι ἂν εἴη.* Aus dem Vorausgehenden kann dieſes wohl verſtanden werden, die eigentliche Folge aber fordert den Zuſatz der Mittelglieder, *τὸ δὲ δίκαιον ἴσον*, was durch Gleichklang leicht ausfallen konnte; dagegen iſt in den nachfolgenden Worten offenbar ein Fehler: *ἀνάγκη τοίνυν τὸ δίκαιον μέσον τι καὶ ἴσον εἶναι [καὶ πρός τι] καὶ τισίν καὶ ᾗ μὲν μέσον, τινῶν (ταῦτα δέ ἐστι πλέον καὶ ἔλαττον) ᾗ δὲ ἴσον ἐστὶ, δυσίν, ᾗ δὲ δίκαιον, τισίν.* Die eingeklammerten Worte hat Bekker eingeſchloſſen, weil ſie in ſeiner Handſchrift K fehlen, in einer andern fehlt *καὶ τισίν*, eine dritte hat die Umſtellung *καὶ τισὶ καὶ πρός τι.* Ob immer *πρός*

τι zur Bezeichnung der Sachen der richtige Ausdruck sey, kann bezweifelt werden, jedenfalls müssen die Dinge im Gegensatze der Person hervorgehoben werden. Möglich, daß jenes nur eine unrichtige Ergänzung des offenbar fehlenden ist; Aristoteles bleibt sich im Ausdrucke gleich, und *καὶ τινῶν*, was sofort folgt, erwartet man auch hier; der Gedanke ist, das *δίκαιον* als *μέσον* und *ἴσον* ist *τινῶν καὶ τισίν*, also wahrscheinlich *ἴσον ὄν*. Im nächsten sind die Worte *ἡ δὲ δίκαιον* offenbarer falscher Zusatz, der die ganze Beweisführung stört; denn das *δίκαιον* soll erklärt werden, welches *μέσον* und *ἴσον* ist, dadurch wird Alles einleuchtend und strenge logisch zusammenhängend. Doch scheint der Fehler alt; denn der Verfasser der großen Ethik, I. 34, kannte vielleicht schon diesen Zusatz, er gibt überhaupt manches willkürlich gestaltet; hier entscheidet die innere Nothwendigkeit des Zusammenhangs.

In demselben Kapitel *τέτταρα ἔσται τὰ ἀνάλογα* muß es heißen *τὰ ἀνάλογον*, das Wort ist indeclinabel, die Dinge, die *ἀνὰ λόγον* sind, gleich *τὰ καθόλου*, wie p. 1206, 19 *ἐν δὲ τῷ ἀνὰ μέσον*, Rhetor. 3, 7 *τοῖς ἀνάλογον* 3, 2 *ἐκ τοῦ ἀνάλογον*. Magn. Mor. 1194, 18 *τῷ ἀνάλογον*, wo *K ἀναλόγῳ* hat. Vergl. Bekker zu 273. b. 3. 487, 5. Man darf daher keinen Anstand nehmen, diese Stelle und eine andere im Plato nach der gewöhnlichen Form herzustellen, noch Varro spricht nicht anders; die spätern dagegen decliniren unbedenklich. Fritzsche selbst hat weiter unten p. 163 einige Beyspiele gesammelt, warum hat er hier die Anwendung davon zu machen versäumt?

IV, 7 p. 38 sind die Worte *τοῦ μέσου ἄρα ἑνὶ, καὶ τὸ μέσον ἀφ' οὗ ἀφῃρέθη ἑνί* nicht klar, ja *τοῦ μέσου* ist gerade zu unerklärlich; verstanden wird nemlich die Linie *B B* von der unten folgenden mathematischen Figur; das kann aber Niemand wissen, der nicht die Figur kennt; daraus folgt, daß die drey Zeilen, das Beyspiel, enthalten in den Worten p. 99 *ἴσαι αἱ ἐφ' ὧν . . . τῷ Γ Δ* hieher vor dem oben angegebenen Satze zu stellen sind, wodurch alles übereinstimmend wird.

IV, 10 in diesem Kapitel sind mehrere Fehler, worauf schon die Abweichung der Handschriften hindeutet; denn sie ist aus dem Bedürfnisse entstanden,

eine Gleichheit herzustellen; das XV. und XVI. Jahrhundert war zu sehr damit beschäftigt, den Inhalt der gesammten Aristotelischen Lehre sich anzueignen, und diese im Großen zu bewundern, als daß sie alle Unebenheiten im Kleinen zu beachten sich die Zeit genommen hätten; heut zu Tage sind die Leser dieser Schriften wenige, die gewöhnlich selbst die Absicht haben, sie herauszugeben, und so darf man von ihnen fordern, daß sie die Sätze des Aristoteles mit der erforderlichen logischen Genauigkeit prüfen und die Verschiedenheit der Handschriften nicht übersehen; durch sorgfältige Beachtung dieser wird man zwar manches finden, was einem sonst entgehen würde, aber gar vieles ist, wo diese nicht ausreichen und man auf eigene Gefahr sich versuchen muß, z. B. Aristoteles kann nicht sagen, wo er beschreibt, was unfreywillig der Mensch thut, p. 1194, 32. *τὸ δὴ ἀγνοούμενον ἢ μὴ ἀγνοούμενον μὲν μὴ ἐπ' αὐτῷ δ' ὄν, ἢ βίᾳ, ἀκούσιον, πολλά γὰρ καὶ τῶν φύσει ὑπαρχόντων εἰδότες καὶ πράττομεν καὶ πάσχομεν, ὧν οὐθὲν οὔθ' ἑκούσιον οὔτ' ἀκούσιόν ἐστιν, οἷον τὸ γηρᾶν ἢ ἀποθνήσκειν*, er spricht nur von dem unfreywilligen; altern und sterben tritt allerdings ein, wir mögen wollen oder nicht, aber geschieht nicht mit unserm freyen Willen, also nur *ὧν οὐθὲν ἑκούσιόν ἐστιν*. Am Schluße des Kapitels 1136, 1 *ἂν δ' ἐκ προαιρέσεως βλάψῃ ἀδικεῖ καὶ κατὰ ταῦτ' ἤδη τὰ ἀδικήματα ὁ ἀδικῶν ἄδικος, ὅταν παρὰ τὸ ἀνάλογον ᾖ ἢ παρὰ τὸ ἴσον . . δικαιοπραγεῖ δὲ ἂν μόνον ἑκὼν πράττῃ* wird die am Anfange aufgeworfene Frage gelöst *ὁ ποῖα ἀδικήματα ἀδικῶν ἤδη ἀδικός ἐστιν ἑκάστην ἀδικίαν* und die Beziehung des Wortes ist durch Wiederholung des Wortes *ἤδη* deutlich ausgesprochen, so daß es auch hier wird heißen müssen wie oben *καὶ ὁ ταῦτ' ἤδη τὰ ἀδικήματα ἀδικῶν ἄδικος*, nachher aber *δικαιοπραγεῖ δὲ μόνον ἂν ἑκὼν πράττῃ*, denn das ist im vorhergehenden 1135, 15—20 behauptet worden, nur dann wird der Ausdruck *δικαιοπραγεῖν* gebraucht, wenn dieses Handeln ein nicht zufälliges, sondern absichtliches ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Mai.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Beyträge zur Kritik des Thukydides von Franz Wolfgang Ullrich. Erste Abtheilung. Hamburg **1850**. Gedruckt bey Johann August Meißner. Zweyte Abtheilung. Mit einem Anhang: Ueber die Oligarchie zu Athen im Jahre **411**. Hamburg **1851**. Gedruckt bey Johann August Meißner.

Den Verfasser dieser Beyträge zur Kritik des Thukydides haben wir zu seiner Zeit bereits als einen ebenso kundigen wie vorsichtigen Forscher unseres Geschichtschreibers kennen gelernt, als wir seine Beyträge zur Erklärung des Thukydides in diesen Blättern des Näheren besprachen: vergl. Gel. Anz. **1847**. No. **165** — **168**.

Auch in diesen Schriften tritt uns genaue Prüfung, wohl abwägendes Urtheil, sichere Kenntniß des Sprachschatzes und stätes Festhalten am Gedanken in erfreulicher Weise entgegen. Daher kommt es denn auch, daß der Erfolg dieser kritischen Untersuchungen entweder die Ueberzeugung seiner Richtigkeit bewirkt, oder, was dem Werthe nach das Gleiche ist, zum Erfassen des Rechten oder Wahrscheinlichen, wenn auch auf anderem Wege, hinleitet.

Indem wir nun die wichtigsten Ergebnisse dieser neuen Studien des Verfassers in gebotener Kürze hierorts darlegen, gestatten wir uns nur einzelne Bemerkungen, welche wenigstens zum Beweise dienen mögen, wie gerne wir derartigen philologischen Arbeiten, dem Geschmack der Zeit zum Trotz, zu folgen pflegen.

I, 38 verändert Hr. U. *ἐπιστρατεύομεν* in *ἐπεστρατεύομεν*, was sich allerdings durch den Zusammenhang der Stelle, wie durch den Scholiasten empfiehlt. Wenn aber Thukydides so geschrieben hat, so glauben wir allerdings, er habe dieß mit Absicht, und im Bewußtseyn der Wirkung gethan, welche aus dieser Weise des Ausdrucks sich ergibt. Das Rhetorische und Berechnete scheint uns gerade eine Eigenthümlichkeit der Thukydideischen Sprache, in einzelnen Worten so gut wie in den Gliederungen des Satzbaues. Daß zu *ἐπεστρατεύομεν* aus dem vorhergehenden: *τοῖσδ' ἄν* zu ergänzen ist, hat nichts gegen sich; aber ebendeßwegen hätte *καλὸν ἦν* (cap. 38, 3) oder *ἐξῆν* (cap. 37, 3) als etwas Analoges nicht angezogen werden sollen. Denn in diesen Fällen ist *ἄν* absichtlich weggelassen oder vielmehr nicht gesetzt, da es dem Ausdruck eine ganz andere Färbung würde gegeben haben.

I, 50 und 54 vertheidigt Hr. U. *ἀντεπέπλεον* gegen *ἀντέπλεον*. Solche mit zwey Präpositionen zusammengesetzte Verba will derselbe noch an andern Stellen zurückrufen: I, 70, *ἐπεξέρχονται* und *ἐπεξέλθωσιν*; III, 108, *ἐπεξῆλθον*; III, 111, *ξυνεξελθόντες*; V, 7, *ξυνεξῆλθον*. I, 70 wird statt *ἐπελθεῖν* des Gegensatzes wegen *ἐξελθεῖν* vorgeschlagen. Sollte nicht auch hier *ἐπεξελθεῖν* vorzuziehen seyn?

(Schluß folgt.)

Aristotelis Ethica Eudemia.

(Schluß.)

Auch das nächste Cap. ist nicht ohne manche Gebrechen; ich will hier eine Wiederholung ausstreichen, die man nicht bemerkt hat: *πότερον γὰρ ὡς ἀληθῶς ἔστιν ἑκόντα ἀδικεῖσθαι, ἢ οὐκ ἀλλ' ἀκούσιον ἅπαν, ὥσπερ καὶ τὸ ἀδικεῖν πᾶν ἑκούσιον, καὶ ἄρα πᾶν οὕτως ἢ ἐκείνως, [ὥσπερ καὶ τὸ ἀδικεῖν πᾶν ἑκούσιον· ἢ] τὸ μὲν ἑκούσιον τὸ δ' ἀκούσιον*, es ist eine Folge, daher nicht *ἄρα*, wie geschrieben wird. Offenbar falsch ist das folgende, die Anwendung auf das *δικαιοῦσθαι*, denn es ergibt sich von selbst, da es mit dem *ἀδικεῖσθαι* parallel steht, daß es ganz und gar unfreywillig ist, und doch heißt es: *ὁμοίως δὲ καὶ ἐπὶ τοῦ δικαιοῦσθαι, τὸ γὰρ δικαιοπραγεῖν πᾶν ἑκούσιον, ὥστ' εὔλογον ἀντικεῖσθαι ὁμοίως καθ' ἑκάτερον τό τ' ἀδικεῖσθαι καὶ τὸ δικαιοῦσθαι ἢ ἑκούσιον ἢ ἀκούσιον εἶναι.* Aristoteles hat geschrieben *δικαιοῦσθαι πᾶν ἀκούσιον εἶναι*, und hieher gehört wahrscheinlich, was sieben Zeilen weiter unten steht, und dort gar keinen Zusammenhang hat, mit Wiederholung der ersten Worte: *ὁμοίως δὲ καὶ ἐπὶ τοῦ δικαιοπραγεῖν καὶ δικαιοῦσθαι· ἀδύνατον γὰρ ἀδικεῖσθαι μὴ ἀδικοῦντος ἢ δικαιοῦσθαι μὴ δικαιοπραγοῦντος.* Ob an obiges *πᾶν ἀκούσιον εἶναι* sich die Worte *ἀδύνατον γὰρ . . δικαιοπραγοῦντος* als Erklärung von *ἀντικεῖσθαι* anschloßen, oder ob das Ganze nur eine Variante von 1136, 18 — 21 seyn soll, will ich nicht entscheiden; die anderwärts nachgewiesenen Beyspiele solcher Gleichheit in den Schriften des Aristoteles lassen sich mehren, wenn man einmal anfängt, diese Werke mit gesundem Sinne zu prüfen; die Nikom. Ethik hat III, 8 einen deutlichen Beweis; die sechs Zeilen daselbst *οὐχ ὁμοίως . . ἑκούσιοι*, die eine schöne Bemerkung enthalten, gehören gar nicht dorthin und konnten von Aristoteles weder dort noch kurz voraus geschrieben worden seyn. Anknüpfen könnte man sie an III, 7. 1114, 21 mit *οὐχ ὁμοίως γὰρ* statt *δὲ*. Sind sie vielleicht eine Randbemerkung, oder kommen sie wirklich von Aristoteles? In solchen Dingen ist es nothwendig, überall zuerst das Factische nachzuweisen, daß nämlich die überlieferte Ordnung unmöglich die ursprüngliche vom Verfasser ausgehende seyn könne; einer weitern Forschung mag es vielleicht gegönnt seyn, auch das Entstehen solcher Abweichungen mit Sicherheit zu begründen.

Von Capitel 14, in welchem über *ἐπιείκεια*, Billigkeit, aequum et bonum, meisterhaft klar und sicher gesprochen wird, hatte Ref. behauptet, daß die jetzige Stellung nicht die richtige seyn könne, wo es, eine wesentliche Bestimmung des Rechtes, mitten in die Aporien hineingeschoben sey. H. Fr. erkennt dieses an, will aber dadurch abhelfen, daß er mit Fischer die letzte Aporie des Buches, cap. 15, dem Aristoteles abspricht und dem Eudemus, den nächsten zwey Büchern zuweiset, und somit glaubt, auch der Ausdruck sey mehr diesem als jenem eigen. Von letzterem findet sich kein Beweis, und der Inhalt und die Durchführung dieser Aporie ist diesem Buche nicht abzusprechen, da sie oben cap. 11 schon angedeutet, cap. 12 aber förmlich angekündigt worden ist *). Diese Lösung wird man daher nicht annehmen können; auch ist es nicht das 14. Capitel allein, sondern eben so das vorausgehende 13.; denn jetzt ist kein Uebergang und keine Verbindung der zweyten Aporie mit dem Inhalte des 13. Capitels; hier wird noch vom Rechte im Allgemeinen gesprochen, dieses lehrt namentlich der Schluß. Wenn die beyden Capitel 13 und 14 nach Cap. 10 gesetzt werden, dann ist die Verbindung hergestellt, und die Aporien, die einige mögliche Schwierigkeiten aus dem Wege räumen sollten, sind sämmtlich ans Ende gesetzt; das war von jeher unsere Ueberzeugung, die wir Hrn. Fr. um so mehr zur sorgfältigen Prüfung empfehlen, da weder er noch Fischer unsere Andeutung richtig aufgefaßt hatte; es sollte jeder, wenn er die Gewißheit hatte, daß die bisherige Ordnung unmöglich sey, durch unsere Angabe dahin geführt werden, das Richtige selbst zu

*) Wie kann Aristoteles *ὧν προειλόμεθα* sagen, da er nirgends im Vorausgehenden davon etwas bemerkt hatte?

finden. Die von Fiſcher verſuchte Löſung iſt, ſo ſehr ſie dem erſten Anſcheine nach blenden mag, ſicher zurückzuweiſen.

V, 1. (Nicom. VI, 1) *τοῦτο διέλωμεν*, nicht trennen, ſondern auseinanderſetzen, durchgehen, alſo *διέλθωμεν*. cap. 2. *πρότερον μὲν οὖν ἐλέχθη δυ' εἶναι μέρη τῆς ψυχῆς, τό τε λόγον ἔχον καὶ τὸ ἄλογον· νῦν δὲ περὶ τοῦ λόγον ἔχοντος τὸν αὐτὸν τρόπον διαιρητέον*, auf welche Art trennen? wie nämlich das *ἄλογον* in das *θρεπτικὸν* und *ἠθικόν*. Das ſteht aber nicht da, mußte jedoch bezeichnet werden; Muretus hat richtig p. 414 das Fehlen einiger Worte bemerkt, man hat aber ſeine Bemerkung nicht beachtet, wie auch Lambinus gar manches gibt, was jetzt noch recht wohl zu brauchen iſt; hier iſt das Ausfallen wahrſcheinlich durch den Gleichklang von *ἄλογον* herbeygeführt worden.

Cap. 8. *τῆς δὲ περὶ πόλιν ἡ μὲν ὡς ἀρχιτεκτονικὴ φρόνησις νομοθετική, ἡ δὲ . . πολιτική. αὕτη δὲ πρακτικὴ καὶ βουλευτική*. Scaliger ſtreicht richtig *φρόνησις*, eben ſo das letzte Wort *βουλευτική*, wo mehrere Handſchriften *καὶ* auslaſſen; es ſtimmt nicht mit dem Folgenden, wo noch ein anderes Element hinzukommt *ἡ δὲ δικαστική*. Hier bedarf es nur der Angabe, daß die Politik auf das Praktiſche geht; das Wort iſt ungeſchickt von unten hinaufgeſetzt worden, wie man ſchon daraus erkennen kann, daß die Verbindungspartikel in vielen Codices fehlt.

Cap. 9. *εἶδος μὲν οὖν τι ἂν εἴη γνώσεως τῷ αὐτῷ εἰδέναι*. Andere *τὸ τὰ αὐτῷ*, was Fr. aufgenommen hat; auch das iſt nicht richtig, noch weniger darin aber der Styl des Eudemus zu erkennen; man müßte *ἀγαθὰ* ergänzen, was ſonſt geſetzt wird, oder *αὐτοῦ* ſchreiben. Aber was ſoll *γνώσεως*? Der Gedanke iſt, man könnte die *φρόνησις* deſſen, welcher nur auf ſich Rückſicht nimmt, in Gegenſatz von dem, der, wie der Staatsmann, das Geſammtwohl ſeiner Bürger im Auge hat, für eine Species, *εἶδος* halten. Alſo gar nichts oder *φρονήσεως*.

Cap. 10. *ἐπεὶ δ' ἡ ὀρθότης πλεοναχῶς, δῆλον ὅτι οὐ πᾶσα· ὁ γὰρ ἀκρατὴς καὶ ὁ φαῦλος ὃ προτίθεται ἰδεῖν ἐκ τοῦ λογισμοῦ τεύξεται, ὥστε ὀρθῶς ἔσται βεβουλευμένος, κακὸν δὲ μέγα εἰληφώς. δοκεῖ δὲ ἀγαθόν τι εἶναι τὸ εὖ βεβουλεῦσθαι· ἡ γὰρ τοιαύτη ὀρθότης βουλῆς εὐβουλία ἡ ἀγαθοῦ τευκτική*. Was hier *ἰδεῖν* ſoll, iſt nicht einleuchtend, man muß aus dem Verbum *τυχεῖν* ergänzen; dieſes ſelbſt an jener Stelle zu ſetzen, iſt der Structur wegen, wenn man nicht *οὗ* ſchreiben will, unzuläßig. Uebrigens unterſucht hier der Autor, worin und wovon die *εὐβουλία* eine *ὀρθότης* iſt, und wir haben einen Schluß; daher kann nicht *γὰρ* ſtehen, es muß *ἄρα* heißen.

Cap. 11. *ἔστι δὲ καὶ σύνεσις καὶ ἡ ἀσυνεσία, καθ' ἃς λέγομεν συνετοὺς καὶ ἀσυνέτους, οὔθ' ὅλως τὸ αὐτὸ ἐπιστήμη ἢ δόξη*. Auffallend iſt, daß noch Niemand bemerkt hat, daß hier von dem Negativen gar nicht geſprochen werden könne, und der ganze Artikel darauf hinweiſt, daß es *εὐσυνεσία* und *εὐσυνέτους* heißen müſſe; wird doch ſpäter ſelbſt geſagt: *ταὐτὸν γὰρ σύνεσις καὶ εὐσυνεσία καὶ συνετοὶ καὶ εὐσύνετοι*, aber gerade dieſe Erklärung kann dort, wo ſie ſteht (wenigſtens nicht ohne Aenderung von *γὰρ* in *δὲ*), nicht gehalten werden; dagegen hat ſie hier ihren geeigneten Platz, oder einige Zeilen ſpäter bey den Worten: *καὶ ἐντεῦθεν ἐλήλυθε τοὔνομα ἡ σύνεσις, καθ' ἣν εὐσύνετοι*.

Cap. 13. *αὕτη δ' ἐστὶ τοιαύτης ὥστε τὰ πρὸς τὸν ὑποτιθέντα σκοπὸν συντείνοντα δύνασθαι ταῦτα πράττειν καὶ τυγχάνειν αὐτῶν*. Hier kann grammatiſch *ταῦτα* nicht ſtehen, auch *πάντα*, das oft damit verwechſelt wird, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich. Ebendaſelbſt *δῆλον δὲ . . ὅτι ἔδει ἂν αὐτῆς διὰ τὸ τοῦ μορίου ἀρετὴ εἶναι*. Weſſen *μορίου*? Dieſes muß ausgedrückt werden, entweder *τοῦ βελτίονος μορίου*, wie gleich folgt, oder mit dem Zuſatz *τοῦ ἑτέρου*, wie M. Mor. p. 1197 b. 6.

VI (Nic. VII.) 5. *διαφέρει δὲ καὶ τὸ καθόλου· τὸ μὲν γὰρ ἐφ' ἑαυτοῦ τὸ δ' ἐπὶ τοῦ πράγματός ἐστιν, οἷον ὅτι παντὶ ἀνθρώπῳ συμφέρει τὰ ξηρά, καὶ ὅτι οὗτος ἄνθρωπος ἢ ὅτι ξηρὸν τὸ τοιόνδε*. Niemand hat hier den Fehler bemerkt, ſo

auffallend er auch ist. Aristoteles spricht von dem Obersatze, der allgemein ist, entweder auf Personen oder auf Sachen bezüglich, und gibt Beyspiele von beyden; aber die Worte *καὶ ὅτι οὗτος ἄνθρωπος* sind ja individuell und bezeichnen nicht den Ober-, sondern Untersatz; hier kann nicht beydes, sondern nur ersteres bezeichnet werden; daher scheinen sie ein falscher Zusatz, es wäre jedoch leicht, nur durch Wiederholung desselben Wortes die Allgemeinheit hineinzubringen, nämlich *καὶ ὅτι ὁ τοιοῦτος ἄνθρωπος*, nur sieht man nicht, wozu dieses erforderlich seyn soll und warum von der Person zwey Beyspiele, von der Sache nur eines. — Ebendaselbst am Schluße *περὶ μὲν οὖν τοῦ εἰδότα καὶ μή, καὶ πῶς εἰδότα ἐνδέχεται ἀκρατεύεσθαι, τοσαῦτα εἰρήσθω.* Hier kann man der Aenderung *οὖν τοῦ πότερον εἰδότα ἢ μή*, nicht entgehen; es ist Beziehung auf den Anfang cap. 4. *πρῶτον μὲν οὖν σκεπτέον πότερον εἰδότες ἢ οὔ, καὶ πῶς εἰδότες*, woselbst wiederum das Verbum *ἀκρατεύονται* nicht fehlen kann. Uebrigens ist der Inhalt dieser zwey Capitel, die Lösung der aufgeworfenen Frage, ächt Aristotelisch, und nicht daran zu denken, daß Eudemus aus sich eine solche Erklärung geben konnte, aber auch ein Beyspiel, wie der Widerspruch des Aristoteles gegen Plato weit mehr im Worte als in der Sache gelegen ist.

Cap. p. 1148. b, 27 *αἱ δὲ νοσηματώδεις ἢ ἐξ ἔθους*, nicht verschiedene Arten will Aristoteles andeuten, sondern die krankhafte in Folge schlechter Angewöhnung, wie gleich nachher *ὡσαύτως δὲ καὶ τοῖς νοσηματωδῶς ἔχουσι δι' ἔθος.*

Cap. 7. *ὁ μὲν γὰρ τοῦ θυμοῦ ἀκρατὴς τοῦ λόγου πως ἡττᾶται, ὁ δὲ τῆς ἐπιθυμίας καὶ οὐ τοῦ λόγου.* Am besten ist es hier, *τῆς ἐπιθυμίας* zu wiederholen. Bald nachher *ὁ δὲ θυμὸς φυσικώτερον καὶ ἡ χαλεπότης τῶν ἐπιθυμιῶν τῶν τῆς ὑπερβολῆς καὶ τῶν μὴ ἀναγκαίων.* Der Gedanke ist offenbar: Zorn und Heftigkeit ist mehr der Natur gemäß als unmäßige und entbehrliche Lüste, aber was sollen *αἱ ἐπιθυμία, αἱ τῆς ὑπερβολῆς?* Offenbar ist *ἐπιθυμιῶν* von *ὑπερβολῆς* abhängig, nicht dieses von jenem, also einfach: *τῶν ἐπιθυμιῶν τῆς ὑπερβολῆς τῶν μὴ ἀναγκαίων.* Ebendaselbst *ἔτι ἀδικώτεροι οἱ ἐπιβουλότεροι*, doch wohl *ἐπίβουλοι.* Solche kleinere Versehen sind häufig und einmal beachtet leicht zu entfernen, z. B. 188, 7 *ἄριστον τ' οὐθὲν*, mit diesen Worten wird der Uebergang von dem Beweise, daß die *ἡδονὴ* ein *ἀγαθὸν* sey, zu dem weiteren gemacht, daß sie auch das summum bonum seyn könne; die Abtheilung des Capitels ist falsch; denn die Worte, womit dieses beginnt, *ἀλλὰ μὴν ὅτι*, gehören noch zum vorhergehenden, und enthalten den siebenten und letzten Beweis, daß die *ἡδονὴ* ein *ἀγαθὸν* sey. Der Uebergang kann aber hier nicht passend als Anknüpfung und Anreihung durch *τὶ* gegeben werden, eben so wenig sagt der Verfasser *ἄριστον* ohne Artikel, und er wird daher *τἄριστον δ' οὐθὲν* geschrieben haben. P. 195, 30 *ὥσπερ γὰρ ἄνθρωπος εὐμετάβολος ὁ πονηρὸς, καὶ ἡ φύσις ἡ δεομένη μεταβολῆς.* Hier ist *πονηρὸς* Prädikat, darum kann der Artikel *ὁ* nicht stehen. P. 192, 10 *ἀλλ' οὐχ αἱ σωματικαὶ καὶ περὶ ἃς ὁ ἀκόλαστος*, hier ist *καὶ* zu tilgen und nur die Wiederholung der Endsylbe des vorausgehenden Wortes; allerdings gibt es außer den Lüsten, welche der *ἀκόλαστος* hat, noch andere persönliche Vergnügungen, aber jene sollen hervorgehoben werden, vgl. p. 188, 33.

Die Verlagshandlung hat den Druck trefflich ausgestattet, und es ist zu wünschen, daß sie die nöthige Aufmunterung finde, um auch diesem Gebiete der Litteratur ihre Thätigkeit ferner zuzuwenden.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Mai.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Conjectaneorum Byzantinorum libri duo. Scripsit F. G. A. Mullachius. Berolini in libraria Ferd. Geelhaar (antea Enslin). MDCCCLII.

Hr. Mullach ist uns aus früheren Arbeiten zur mittel- und neugriechischen Grammatik und Lexicologie vortheilhaft bekannt. Daß derselbe jetzt besonders an Beyträgen zu einer immer dringender werdenden neuen Ausgabe des griechischen Glossars von Ducange arbeitet, ist aus vorliegendem neuen opusculum zu ersehen, und wir möchten diesen wichtigen Untersuchungen, welche freylich an der Hauptquelle, wo auch Ducange arbeitete, d. h. in Paris, am besten gedeihen würden, jede mögliche Förderung wünschen.

Hrn. Mullachs kritisches Schriftchen beschäftigt sich zuerst mit Ducas, sodann mit dem Chronicon breve hinter der Geschichte des Ducas, hierauf mit verschiedenen neugriechischen Gedichten u. s. w.

Der Emendation des Geschichtschreibers Ducas ist nur eine Seite, der Chronik acht gewidmet. Wir müssen aber sowohl über diesen sehr lesenswerthen Autor, als über seine Fachgenossen Georgius Phrantza und Laonicut Chalcocondylas (alle drey schrieben in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts), einiges Allgemeine vorausschicken, um wenigstens einen Einblick in diesen Theil der unter Auctorität der k. preußischen Akademie der Wissenschaften erscheinenden Bonner Sammlung der Byzantinischen Historiker anzubahnen, da ein näheres Eingehen in die Art, wie die einzelnen Autoren behandelt sind, zu weit führen würde, und besser andern Anlässen, die sich uns vermuthlich darbieten werden, vorbehalten bleiben mag.

Ueber die Corruptheit der Sprache, deren sich die drey bedienen, herrscht nur eine Stimme; ob aber nicht schon in dieser Beziehung ein innerer Unterschied, z. B. eine Gradation, unter ihnen stattfand, und was die besondern Gründe jenes Uebelstandes, abgesehen vom Jahrhundert, seyn mochten, hierüber konnte man am ehesten von Hrn. Immanuel Bekker einer näheren Erörterung entgegensehen, da derselbe die ganze Trias als Kritiker in die Hand nahm, was ihm die geeigneten Anhaltspunkte zur Begründung eines Gesammturtheils, welches er am besten fällen konnte, darbieten mußte. Allein der berühmte Hellenist, so bedünkt uns, ist in literis Byzantinis Atomistiker: Seite für Seite, Satz für Satz eines Autors, nicht rückwärts, nicht vorwärts blickend, emendirt er, am liebsten bloß conjecturirend, meist auf altgriechischem Standpunkt, was einer Berichtigung dringend und selbstverständlich bedarf; auf das Innere, zumal die Sachen, einzugehen, widerstrebt seinem Sinn, wohl auch seinen Studien, da er in der langen Zeit, welche seit dem Beginn der Unternehmung verflossen ist — diese verdankt aber seinem Fleiße von sechsundvierzig Bänden die Hälfte — nichts veröffentlicht hat, was auf eigentlich Byzantinische Studien der alten Schule irgend einen erheblichen Anspruch machen dürfte.

Zwischen dem kaiserlichen Geschichtschreiber Johannes Cantacuzenus und unsern drey Autoren liegt ein ganzes Jahrhundert in der Mitte, das traurigste des traurigen mittelgriechischen Lebens, und ein fortgehendes Sinken auch der Sprache wird Jeder na-

turgemäß finden, und ist auch längst anerkannt. Aber dieses Sinken kann kein allgemeines gewesen seyn, wenn man die viel reinere Gräcität eines Cananus, Chrysoloras, Plethon, Mazaris, Docianus, Demetrius Chalcocondylas — um die zahlreichen gutgeschriebenen Theologumena der gleichzeitigen Kirche nicht einmal in Anschlag zu bringen — mit der abstoßenden Form vergleicht, in welcher wir den Text der genannten drey Historiker überkommen haben. Wo nun liegt die Schuld? Und kann dieselbe ganz nur auf ihnen ruhen? Wir können das nicht wohl glauben, und wollen deßhalb, nur beyspielsweise, an Nachstehendes erinnern, was jedenfalls zur Vorsicht im Urtheile über diese Theile der mittlern Literatur mahnen soll.

Der Byzantinische Historiker Nicetas Acominatus (so, nicht N. Choniates, muß er genannt werden zum Unterschied von seinem erzbischöflichen Bruder Michael Acominatus, gleichfalls Schriftsteller; beyde waren aus Chonae in Kleinasien) ist in doppelter Form, die wahrscheinlich von ihm selbst herrührt, auf uns gekommen, in einer so zu sagen für das höhere Publikum bestimmten Recension, und in einer andern, welche für die niedrigere Classe bestimmt scheint und von dem codex Augustanus aufbewahrt wird; hier vielfach vulgär griechisch, dort im Ganzen altgriechisch. Setzen wir nun den Fall, nur die Vulgärrecension hätte sich erhalten, was würde die moderne Kritik sagen? Nichts als dieses: so ist im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert auch von den höher gebildeten, schriftstellernden Ständen in Byzanz gesprochen und geschrieben worden. Ein zweyter Fall, aus dem achten und neunten Jahrhundert, welcher den Chronographen Theophanes angeht. Handschriften seines Werkes sind mehrere von verschiedenem Werth erhalten, alle aus ziemlich junger Zeit, unter ihnen eine Münchner des vierzehnten oder wohl eher des fünfzehnten Jahrhunderts. Diese enthält nun zwar einen guten Theil der alten und ursprünglichen Lesart; zugleich aber herrscht in ihr der Itacismus und dergleichen in wohl beyspielloser Größe vor. Nun, dieser Augusta-Monacensis, wäre er unicus, würde ihn nicht die deutsche, d. h. deutsch-byzantinische Kritik als Ausdruck der Sprech- und Schreibweise des achten und neunten Jahrhunderts auch in den höhern, z. B. clericalen Classen ansehen? Ohne allen Zweifel.

Aehnliche Erscheinungen gibt es in der bisher gedruckten Byzantinischen Literatur — und das allerwenigste ist gedruckt — noch andere, welche jedoch mehr den Umfang der betreffenden Schriften, als ihren Stil berühren. So ist das Memoirenwerk der erlauchten Anna Comnena, so die Geschichte des Nicänischen Staatskanzlers Georgius Acropolita, so das Buch des Phrantza in doppelter Ausgabe, einer umständlichern und einer kürzern, auf uns gekommen, eine Verschiedenheit, welche wir auch hier auf Willen und Veranstaltung der ursprünglichen Verfasser selbst zurückzuführen keinen Anstand nehmen.

Was wir mit Voranstehendem sagen wollen, wird unsern Lesern fast schon klar seyn. Von hochgestellten Männern (weltlichen oder geistlichen Standes), einem Ducas, einem Phrantza, einem Chalcocondylas, können wir kaum annehmen, daß gerade sie von einem weit schlechtern Geschmack sich leiten ließen, als derjenige war, welcher uns in ihren nicht weniger gebildeten Schrift- und Zeitgenossen wohlthuend entgegentritt. Habent sua fata libelli. Dieß gilt am meisten von den letzten Zeiten vor Erfindung der Typographie, wo das Volk der Abschreiber eine wichtigere Rolle als unsere Setzer spielten. Dieß auf unsern Fall angewandt können und müssen wir zwar einräumen, daß, so lange für diese Schriftwerke keine bessern Handschriften gefunden sind, es auch bey ihrem Texte im Ganzen beym Alten zu verbleiben hat; aber ausdrücklich wollen wir uns gleich hier gegen die mögliche Annahme verwahren, daß wir die Gestalt, in welcher sie vor unser Auge getreten sind, für die ursprüngliche halten.

(Fortsetzung folgt.)

Beyträge zur Kritik des Thukydides.

(Schluß.)

IV, 72 zeigt Hr. U. ganz treffend das Ungereimte der gewöhnlichen Lesart *προσελάσαντες* und nimmt *προσελάσαντα* aus einer Münchner Handschrift auf. Am Ende des nämlichen Cap. nimmt Hr. U. gerechten Anstoß, wenn es heißt: *οὐ μέντοι ἔν γε τῷ παντὶ ἔργῳ βεβαίως οὐδέτεροι τελευτήσαντες ἀπεκρίθησαν.* Er gibt die ganze Geschichte dieses Zeitwortes bey Thukydides und daraus erhellt, daß es hier weder der Zeitform nach, was auch Krüger bemerkt, noch in seiner Bedeutung statthaft ist. Je einfacher die Sache ist, um so schwieriger ist häufig die rechte Hilfe. Hr. U. macht, namentlich gestützt auf die Uebersetzung des Laur. Valla: „verum in omni pugna cum neutri acriter usque adeo instarent dirempti sunt," mehrere Vorschläge; der Aehnlichkeit nach verdiente: *οὐ μέντοι ἔν γε τῷ παντὶ ἔργῳ βεβαίως οὐδέτεροι ἐπιτελέσαντες ἀπεκρίθησαν* die meiste Rücksicht. Ich muß gestehen, so vorsichtig bey Thukydides Glossen anzunehmen sind, so möchte doch *τελευτήσαντες* nichts anderes seyn als ein derartiger Eindringling. Oder erscheint nicht *βεβαίως ἀπεκρίθησαν* als ein ganz bezeichnender Ausdruck für den sichern unzweifelhaften Ausgang eines Treffens? Ist es nicht sehr bündig gesagt: Die Athener hatten zwar . . . ein Siegeszeichen errichtet; indessen, im Ganzen genommen (wenigstens in der Hauptsache), schied keiner von beyden mit sicherem Erfolg (mit ausgemachtem Vortheil oder Verlust), sondern jeder zu den Seinen, vom Kampfplatze? Diesem *βεβαίως ἀποκρίνεσθαι* käme am nächsten, was VI, 36, 3 steht: *τὸν ἐκεῖ πόλεμον μήπω βεβαίως καταλελυμένους.*

IV, 59 schreibt der Verfasser *εὖ βουλόμενοι δὴ θέσθαι*, wie einige Pariser Handschriften bieten. Es verdient dieß eher Billigung, als *θέσθαι* mit Krüger auszuweisen.

Gar nicht übel ist der Gedanke, IV, 13 *τὸ . . . τεῖχος ὕψον μὲν ἔχον, ἀποβάσεως δὲ μάλιστα οὔσης ἑλεῖν μηχαναῖς* — zu schreiben, und so die Härte der Schreibweise in schöne Gegensätze aufzulösen.

I, 67 gibt Hrn. U. Anlaß zu einer eben so ausführlichen als anziehenden Erörterung. Was dabey über die politische Stellung Sparta's, schon vor Ausbruch des Peloponnesischen Krieges, und über die letzte Absicht vorgebracht wird, welche jenen Staat vermochte, aus seiner angestammten Bedächtigkeit, aus seinem Grundsatz der Nichteinmischung heraus zu treten — dagegen wird sich unseres Bedünkens nichts von Belang einwenden lassen.

Mit sicherem Gefühl des erkannten Zusammenhanges bewahrt Hr. U. I, 66 *αἰτίαι μὲν αὗται προσγεγένηντο*, was Bekker hergestellt hatte. Eben jene Rücksicht bestimmt ihn, I, 67: *προσπαραχαλέσαντες τῶν ξυμμάχων τε καὶ εἴ τίς τι ἄλλος ἔφη ἠδικῆσθαι ὑπὸ Ἀθηναίων* — zu schreiben; die Ueberlieferung ist *ἄλλο*. Von der Nothwendigkeit dieser Aenderung bin ich bey aller Sorgfalt der vorliegenden Untersuchung doch nicht überzeugt. Ist nicht *τῶν ξυμμάχων τε καὶ εἴ τίς τι* — *τὶς* fast eben, was *τὶς ἄλλος?* So wenig aber diese erweiterte Redeweise nothwendig ist, so gut kann anderseits *τὶ ἄλλο* gesagt werden, ohne daß man *ἄλλο* besonders hervorheben will. An unserer Stelle erscheint *ἄλλο* als ein natürlicher Zusatz, wie auch der Lateiner sagen würde: advocatis sociis et si quis quid aliud haberet quod diceret. Dazu kommt noch, daß ja die Megarer wirklich andere Klaggründe vorbringen, andere Beleidigungen der Athener aufzählen.

Die zweyte Abtheilung seiner kritischen Beyträge eröffnet der Verfasser mit einer sehr lehrreichen Erklärung von VIII, 94, 3: *οἱ δ' αὖ Ἀθηναῖοι . . εὐθὺς δρόμῳ ἐς τὸν Πειραιᾶ πανδημεὶ ἐχώρουν ὡς τοῦ ἰδίου πολέμου μείζονος ἢ ἀπο τῶν πολεμίων οὐχ ἑκὰς ἀλλὰ πρὸς τῷ λιμένι ὄντος.* Ich stimme vollkommen überein, daß mit *ὁ ἀπὸ τῶν πολεμίων πόλεμος* der von den Feinden in De-

Dekea Athen bedrohende Krieg gemeint sey, ὁ ἴδιος πόλεμος aber den drohenden Kampf der Vierhundert im Bunde mit dem nahe auf der Lauer liegenden Agesandridas bedeute. Die Beweisführung des Verfassers läßt nichts zu wünschen übrig. Auch die Vertheidigung des Ausdruckes μείζονος ἢ ἀπὸ τῶν πολεμίων etc. und die beygefügten grammatischen Erörterungen scheinen mir ausreichend genug. Das Irrthümliche des Gregor. Cor. 38: τὸ ἢ παρέλκει πολλάκις παρὰ Ἀττικοῖς, ὡς ἐν τῇ ὀγδόῃ Θουκυδίδου εὑρίσκεται — wird ganz klar erwiesen; ebenso das Unnöthige nach ἀπὸ den Artikel τοῦ einzuschalten. Man braucht nicht einmal eine unbestimmt vorschwebende Ellipse anzunehmen: denn der (bestimmte), zunächst befürchtete Kampf im Angesicht der Stadt wird in seiner größeren Bedeutung eben nur einem von den Feinden aus Dekelea herkommenden entgegengehalten. Eben so wenig bedarf es vor οὐχ eines καί: Thukydides faßt gerne zwey Gedanken formell zusammen. Der Hauptgedanke scheint mir: ὡς τοῦ ἰδίου πολέμου — οὐχ ἑκὰς ἀλλὰ πρὸς τῷ λιμένι ὄντος, diesem wird der nächstliegende, durch οὐχ ἑκὰς hervorgerufene Gedanke μείζονος ἢ ἀπὸ τῶν πολεμίων eingeschaltet und zwar aus innerem Grunde gerade an dieser Stelle.

Mit Recht bewahrt der Verf. δ' αὖ gegen Bekkers δ' οὖν. Es liegt darin, wie er sagt, unser „dagegen." Noch bezeichnender, meine ich, ist das jetzt seltenere „hinwieder."

Unter andern bespricht Hr. U. noch I, 92 am Ende: οἵ τε πρέσβεις ἑκατέρων ἀπῆλθον ἐπ' οἴκου ἀνεπικλήτως. Es bezieht sich dieß auf die bekannte Gesandtschaftsgeschichte bey der Befestigung Athens durch Themistokles. Obige Worte hätten nun den Sinn: „Und die Gesandten beyder (Staaten) giengen ungetadelt (ohne Vorwurf) nach Hause ab." Statt des „ungetadelt" erwartet Hr. U. namentlich in Rücksicht der Lacedämonischen Gesandten in Athen ein „unangefochten (unangetastet, unbelästigt)" und verändert daher ἀνεπικλήτως in ἀνεπιλήπτως. Die Verwechslung läge allerdings nahe; allein ich zweifle an dem Rechte zu solcher Aenderung. Die Athener hatten hier gewiß nicht das entfernteste Recht, den Gesandten von Sparta irgend etwas in den Weg zu legen oder vorzuwerfen — wohl aber umgekehrt die Spartaner den Athenern. Auch fühlten erstere schon das Verletzende in dem Benehmen der letzteren; allein sie unterdrückten ihren Aerger: ὀργὴν μὲν φανερὰν οὐκ ἐποιοῦντο τοῖς Ἀθηναίοις — τῆς μέντοι βουλήσεως ἁμαρτάνοντες ἀδήλως ἠχθοντο heißt es ja in eben unserem Capitel. So wird denn ἀνεπικλήτως vorwaltend auf die Spartaner gehen; diese halten in der ganzen Sache mit ihrer Absicht hinter dem Berge — τὸ μὲν βουλόμενον καὶ ὕποπτον τῆς γνώμης οὐ δηλοῦντες ἐς τοὺς Ἀθηναίους (c. 90); während alle andern über die Athener laute Klage führen — τῶν δὲ ἄλλων ἀφικνουμένων καὶ σαφῶς κατηγορούντων ὅτι τειχίζεται (cap. 91) — verhalten sie bis zuletzt ihren Groll, und als beyde Gesandtschaften heimkehren, fällt kein Wort des Vorwurfes. So, meine ich, sey der Ausdruck ἀνεπικλήτως gesichert. Uebrigens ist über das Wort zu vergleichen Bachmann. Anecd. Graec. I, p. 94.

Die am Schluße gegebene Darstellung „über die oligarchischen Versuche der Vierhundert zu Athen im Jahre 411" — nach Thukyd. VIII, 45 — 98 — weist vorzüglich auf den leider schon frühzeitigen Einfluß hin, welchen Persien auf die inneren Verhältnisse Griechenlands und seiner zwey um die Hegemonie eifernden Hauptmächte geübt hat — ein mahnendes Vorspiel für die so ähnliche Lage unseres Vaterlandes! — und hebt die Person des Alkibiades als die Angel hervor, um die sich gleichsam gezwungen die ganze politische Entwicklung drehte, ohne daß es den Handelnden selbst immer bewußt war.

G. M. Thomas.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Mai.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Conjectaneorum Byzantinorum libri duo.

(Fortsetzung.)

Wie Hr. Mullach sich freymüthig über die Byzantinische Gelehrsamkeit des Bonner Kritikers ausläßt, so wollen auch wir von unserem Rechte weiteren Gebrauch machen, und fahren in unsern Bemerkungen über die von uns sogenannte Trias fort.

Hr. J. Bekker hat im Jahre 1834 den Ducas, im Jahre 1838 den Phrantza nebst dem Cananus und Joh. Anagnosta, im Jahre 1843 den Laonicus Chalcocondylas herausgegeben. Reden wir zuerst über den zweyten, Phrantza und seine Begleiter.

Den Kennern der byzantinischen Geschichte wird die Notiz erfreulich gewesen seyn, daß der Herausgeber die zum Theil ganz unvollständige, oft auch unrichtige Uebersetzung von Jacobus Pontanus (1604) verlassen, und eine neue, wohlgelungene durch einen achtbaren Gelehrten, Hrn. Brockhoff, anfertigen ließ, dem wir auch anderes Werthvolle in der Bonner Sammlung verdanken. Dieß halten wir für das Hauptverdienst der Ausgabe. Die Kritik des Textes, welchen erst im Jahre 1796 der Wiener Gelehrte, Alter, bekannt machte, hat aus einem Parisiensis verschiedentlich gewonnen, während eine wiederholte Collation des Monacensis, aus welchem Pontanus und Alter schöpften, ganz am Orte gewesen wäre; denn die *δεύτεραι φροντίδες* in Benutzung der Handschriften, gerade der Monacenses, sind bekanntlich auch bey diesem großen Unternehmen nicht ganz ohne Nutzen geblieben. Zudem soll Alter flüchtig verfahren seyn. Daß in der Vaticana ein kürzerer Phrantza, seitdem von A. Mai edirt, vorhanden sey, konnte der neue Herausgeber wissen; aus dieser Recension mochte für Phrantza, wie aus der Epitome des Augustanus für Anna Comnena, vermuthlich Manches gewonnen werden. Unterlassen ist auch der Gebrauch eines Parmensis, gerade wie für Nicetas Acominatus der hochwichtige Vindobonensis unbenutzt blieb. Was die angehängten kleinern Schriftsteller betrifft, so vermißt man, wie auch sonst zuweilen in diesen Ausgaben, die Vorreden ꝛc. der Originaleditionen; von den bezüglichen Handschriften keine Erwähnung. Auch Alters Vorrede ist nicht wiedergegeben. Am meisten war zu wünschen, daß die Handschrift des Johann Anagnosta noch einmal eingesehen worden wäre, da der allbekannte Herausgeber der Symmicta u. s. w., Leo Allatius, mit dem Lesen der Urkunden in verschiedenen Beziehungen es nicht immer gewissenhaft genommen haben soll. Doch hat der Herausgeber nicht ermangelt, diesen vernachlässigten kleinen Schriften (des Cananus und den zwey des Anagnosta) mit einigen Conjecturen nachzuhelfen. Der index der Alterschen Ausgabe ist wiederholt, und für Phrantza und Cananus, nicht aber für Joh. Anagnosta, sind indiculi Graecitatis, die unsern Dank verdienen, beygefügt. Daß Phrantza wie Chalcocondylas auch in dieser Ausgabe ohne historischen Commentar gelassen wurde, müssen wir im Interesse der Wissenschaft bedauern.

Der Text des Laonicus Chalcocondylas ist, entweder durch eigene Schuld des Verfassers, was nicht glaub-

lich, oder was wahrscheinlich, durch starke Mitschuld der Abschreiber, der verdorbenste unter den Texten der Drey; und doch steht der Inhalt des Werkes in ethnographischer und historischer Beziehung auch deßhalb an Werth über der Schrift des Phrantza, zum Theil auch des gebildetern Ducas, da der Standpunkt des Griechen Laonicus Chalcocondylas der türkische, der Standpunkt der beyden Andern der byzantinische gewesen ist, abgesehen davon, daß sein Blick freyer von Persönlichkeiten blieb, welche bey Phrantza überall vorherrschen. — Wenn wir auf das Einzelne eingehen, so dünkt uns unbillig, daß der Herausgeber in der Vorrede seinem Autor die Nachahmung des Herodotus vorwirft, gerade als wollten wir einem Arrian oder Agathias ihre Xenophontische Nachahmung, gar einem Demosthenes seine Thucydideischen Studien übel auslegen. Des Trostes und der Bildung aus besserer Vorzeit bedürfen gesunkene Jahrhunderte am meisten. Lasset uns daher solche, wenn auch schwache Strebungen, nicht einfach bekriteln, vielmehr dessen, was auch wir seyn sollten, stets eingedenk bleiben! — Die Herausgabe des Chalcocondylas war von Niebuhr dem berühmten Holländer Hamaker übertragen worden — die beste Wahl, wenn vom orientalischen Gesichtspunkt die Rede ist. Ob jedoch der Berufene, was Neigung und Studien anlangt, zugleich Byzantolog war, ist uns aus den siebenundneunzig meist treffenden Verbesserungen — sie reichen bis in das vierte Buch — nicht deutlich geworden. Hamaker starb über der Vorbereitung zur wirklichen Herausgabe, die ihm kaum je zugesagt haben muß, da der Bonner Herausgeber in der kurzen Vorrede offenherzig sagt: „mox propius cognitum simulque desperatum de manibus deposuit neque attigit amplius, donec fastidio suo immortuus hereditatis molestiam mihi transmisit.“ In welchem Grade nun die molestia hereditatis auf der Seele des Vollenders der Hamaker'schen Arbeit gelastet, ist uns unbekannt. Genug, für Chalcocondylas hat der Nachfolger dem Umfange nach noch weniger gethan, als was er für Phrantza leistete. Zwar ist von kritischen Hülfsmitteln ein neues beygebracht, ein Apographum Crusianum aus einem von Herrn Bekker nicht bezeichneten Coder, vielleicht einem Augustanus. War es aber ein solcher, warum wurde nicht an die wahrscheinliche Quelle, München, gegangen, wo die meisten Augustani aufbewahrt sind? So konnte eine Collation des Originals (Crusius hat seine Abschrift nicht selbst besorgt) Besseres bieten, als das Apographum; denn das Wenige aus diesem Mitgetheilte ist fast für nichts zu achten. Der übrige kritische Vorrath ist aus der Pariser Ausgabe des Fabrotus genommen.

Daß nun die von Diesem und den frühern Gelehrten gelesenen Codices von Neuem an Ort und Stelle durchgegangen worden, ist wieder nicht gesagt; wir glauben also, daß auch Das nicht geschah. Ferner hören wir nichts davon, daß anderwärts nach kritischer Hülfe gesucht wurde. Von den Vorreden der Vorgänger ist nur die Fabrotische wiederholt, mit der Note des Herausgebers: „Glossarii Fabrotiani pars major aut Ducam aut Chronicon Ducae subjunctum illustrat; quae nunc cum Laonico edi non potuit. Laonici glossae in indice historico reperientur.“ Im lateinischen index historicus zum Chalcocondylas finden sich diese „glossae“ wenigstens nicht typographisch bezeichnet, eben so wenig die zum Ducas gehörigen hinter Diesem; und doch wurde ein anderes Fabrotisches Glossar, das zum Nicetas Acominatus, zum Dank der Leser wiederholt. Ein index Graecitatis ist bey diesem Autor ganz unterblieben, wohl aber der index historicus der Parisina unverändert, wie es scheint, wiederholt. Was die lateinische, unverändert gelassene Uebersetzung betrifft, so sollte man glauben, es rühre nur Liber I. von dem alten Züricher Clauserus her, da man gedruckt liest: „Laonici Chalcocondylae . . historiarum . . liber primus, Conrad Clausero Tigurino interprete.“ Allein die ganze Uebersetzung ist von diesem verfaßt, nicht bloß die von Liber I., und enthält neben vielem Verfehlten manche nicht verwerfliche Lesart, von der in der neuen Ausgabe kein Gebrauch gemacht worden ist. Noch müssen wir einer Stelle der Vorrede Erwähnung thun, welche nebst Anderem für das Verfahren des Herausgebers in solchen Fällen bezeichnend ist, wo die alten Ausgaben, namentlich die Pariser, Beylagen lieferten, welche streng genommen allerdings nicht zur Sache gehören, aber für gelehrtere Leser von ziemlichem Werthe gewesen sind. Man lese Praef. pag. VI: „Subjungit editio Pa-

risiensis Annales Sultanorum Othmanidarum a Leunclauio Latine versos, et ejusdem Pandecta historiae Turcicae; quibus facile careas post Hammerianam imperii Osmanici historiam.“ Die nicht sehr umfangreiche Leunclau'sche Zugabe der Parisina und der Veneta wird mancher Leser der Bonnensis, welchem weder gedachte zwey Sammlungen, noch das theure Hammersche Werk zugänglich sind, nebst anderem, was in andern Bänden stillschweigend, oder nicht stillschweigend weggelassen wurde, ungern vermissen, und Anderes dagegen geben, was in der neuen Sammlung per superabundantiam quandam Zutritt behalten oder erst erhalten hat. Wir wollen jedoch mit der bekannten Brachylogie des berühmten Hellenisten nicht rechten, und geben gerne zu, daß ein großes Privatunternehmen, welches, wie dieses, bereits im ersten Decennium seines Bestandes, wie bekannt, den größern Theil seiner vertragsmäßigen Käufer verloren hat, kurz vor dem Schluß und zu guter Letzt alles und jedes über Bord werfen muß, was nicht wirklich als ein ganz unentbehrliches Glied des ursprünglich projectirten Corpus angesehen werden kann.

Die Ausgabe des Ducas (die früheste unter den dreyen) können wir kürzer berühren, da auch der gelehrte Besorger derselben auf dieselbe nach der eigenen Versicherung (Praef. p. V) nicht viel mehr als die Mühe einer Druckcorrectur verwendet hat: „Barbarum perditorum temporum testem sordibus suis relinquebam, neque ultra orthographiam aut interpunctionem emendabam.“ Er hatte nämlich gehört, daß außer dem Parisinus, aus welchem Ismael Bullialds Ausgabe floß, schwerlich „ein anderer sich vorfinden dürfte“ (codices praeter Parisiensem vix ullos superesse compereram). Wir bedauern, daß ein solcher Meister athenischer Kritik gerade bey diesem Gegenstand sich die Arbeit so leicht machen mochte. Denn wenn der Parisinus wirklich unicus ist, warum ist derselbe nach Bullialds jedenfalls oberflächlicher Arbeit nicht von Neuem verglichen worden? So werden uns auf einem Druckraum von 346 Seiten im Ganzen etwa sechsundneunzig notulae curtissimae geboten, wozu freylich die Corrigenda einigen Zuschuß liefern. Was aber das von uns Vermißte dennoch aufwiegt, ist die Beygabe der bis dahin ungedruckten, von Hrn. Ranke dem Herausgeber überlassenen ungedruckten italienischen Uebersetzung des Originals durch einen gleichzeitigen venetianischen Geistlichen, über welche der Herausgeber, dem dieselbe ohne Zweifel erst nach dem Druck des Originals bekannt oder zugänglich wurde, in der Vorrede mehreres Lehrreiche mittheilt. Diese Uebertragung setzt einen viel vollständigern griechischen Text voraus, als der des codex Parisinus (man vergleiche z. B. nur das letzte griechische Capitel mit dem letzten der venetianischen Arbeit), und wird einen künftigen Herausgeber, welcher hoffentlich die beyden andern Autoren mitbearbeiten, und die von Hammer-Purgstall zuerst gebrauchten türkischen Originalschriftsteller dieser Periode für Kritik und Erläuterung benutzen sollte, veranlassen, alles auch bey diesem Autor Versäumte oder Unterlassene nachzuholen, um den griechischen drey Hauptschriftstellern dieses Abschnittes einen nach Form und Inhalt viel bessern und vollständigern Text zu geben. Der ziemlich geringfügige Commentar des Bullialdus zum Ducas und zum Chronicon breve ist, wie der index historicus, unverbessert wiederholt, dagegen ein index Graecitatis zum Ducas, kein besonderer aber zum Chronicon angehängt worden. Daß dieses Schriftchen demselben Bande beygegeben sey, hat der Haupttitel der neuen Ausgabe zu bemerken unterlassen.

Wir kommen nun zur Beurtheilung der Mullach'schen kleinen Schrift.

Zur Verbesserung des Ducas hat der Hr. Verfasser drey Stellen herausgehoben.

Cap. VII. p. 28 sq. ed. Bonn. Ursprünglicher Text: ἐν πάσαις ταῖς κατὰ δύσιν μέρεσιν (in omnibus terris occidentalibus). Der Bonner Herausgeber liest wohl mit Recht: ἐν πᾶσι τοῖς κατὰ δύσιν μέρεσιν, da Ducas unseres näheren Wissens nirgends bey πᾶς in diesen soloecismus ultimae infimaeque Graecitatis verfällt. Die von Hrn. M. für die alte Lesart angeführten Beyspiele (πᾶσα εἰς u. s. w.) sind sämmtlich spätpoetische, und können hier nicht viel beweisen. Für μέρεσιν zu lesen μερίσιν, ist nicht rathsam, da für terra, regio diese Autoren μέρος, nie μερὶς gebrauchen.

Cap. VIII. p. 32. Hier lautet der alte Text: *Ὅσοι μὲν τῶν Τούρκων ἠνδραποδίζοντο, μαχαίρας αὐτοὺς παρανάλωμα ἐπεποίη* (Christiani). Ismael Bullialdus schlägt *ἐποίησαν*, Hr. M. *ἐποίουν*, Hr. B. in den Corrigendis, was Hrn. M. entgangen ist, *ἐπεποίηντο* vor, womit wir gerne übereinstimmen. Daß eben dort *ἀφελόντες* statt *ἀφελοῦντες* zu lesen sey, hat Hr. M., der also doch Conjecturen zuläßt, richtig eingesehen.

Cap. XXXVIII. p. 273: *ὁ δὲ σοφιστὴς τῆς κακίας ἐκείνης τι μέθοδον ἐπίστατο τοῦ μὴ διαῤῥαχῆναι τὴν χωνείαν* (die Rede ist von der Verfertigung einer ungeheuern Kanone für die Türken). Hr. Bekker schlägt *τίνα μέθοδον*, Hr. M. *τί μέθοδον* vor, da letzteres interrogativum wie das indefinitum *κάτι* omnis generis et numeri sey, und führt sowohl hier, als p. 33 wieder poetische Beyspiele an. Daß aber hier eine Frage zulässig sey, können wir kaum einräumen, da erst weiter unten, ganz am rechten Orte, wirklich die Frage folgt: *οὗτος δὲ τί ἐποίει;* Wir glauben, daß der Librarius des Ducas in der That das indefinitum *τι*, wie gedruckt ist, statt *τινὰ* las; möchten aber, da ein zweytes Beyspiel dieser Form aus dem Autor selbst nicht beyzubringen ist, entweder *τινα μέθοδον* oder *τι μεθόδον* vorschlagen.

Wir hätten wünschen mögen, noch weitere zweifelhafte Stellen nicht bloß aus Ducas, sondern auch aus den beyden andern oben berührten Autoren mit unserem gelehrten Verfasser besprechen zu können; gehen aber zum zweyten Theil seiner Conjectanea Byzantina, welche das Chronicon breve betreffen, über.

Ismael Bullialdus hat auch diese nicht ganz unwichtige Schrift zuerst aus einem Pariser codex herausgegeben, den er nicht näher bezeichnet. Hr. Bekker hat denselben so wenig, als den des Ducas von Neuem verglichen, auch sich aller Anmerkungen enthalten, gleichwohl stillschweigend einige Verbesserungen anzubringen versucht. Daß der große Ducange auch diese Urkunde wohl kannte, zeigt sein griechisches Glossar, aus welchem Hr. Mullach einige hieher gehörige Stellen angeführt hat, die von Bulliald's Lesarten etwas abweichen. Wir sind dem Verfasser des Schriftchens zu besonderem Dank verpflichtet, daß er sich diesen fast verschollenen Anonymus, für welchen Bulliald's Commentar meist Unerhebliches gewährt, zum Gegenstand einer besondern Diatribe gewählt, welcher so manche andere der byzantinischen Detailgeschichte angehörige Werkchen gleich geringen Umfangs noch immer entgegensehen.

Das kleine Chronicon, das man fast auch Turco-Graecum nennen könnte, umfaßt die Jahre Christi 1089 — 1522, und ist von einem Griechen verfaßt, der unter venetianischer Oberherrlichkeit, die er als die seinige mehrmal anführt, wie Bullialdus meint, in Morea, oder auf einer der benachbarten westlichen Inseln gelebt haben muß.

Ueber den griechischen Text (Bonner Ausgabe p. 512 sqq.) und den entsprechenden Abschnitt der Mullach'schen Schrift S. 5 ff. erlauben wir uns Nachstehendes zu bemerken.

P. 516, 1. *Τῷ* 1380 *ἐγέγονεν κύριον πάσχα, ἀπέθανεν καὶ ὁ δεσπότης ὁ Καντακουζηνός.* Man distinguire: . . *πάσχα. Ἀπέθανεν κ. τ. λ.* Die Auslassung der Verbindungspartikel *δὲ* ist bey diesen Griechen an der Tagesordnung.

P. 516, 7. *Τῷ* 1389 *ἐπαρέλαβεν ἡ ἐκλαμπροτάτη ἡμῶν* (Venetorum) *ἀφεντία τὸ Ἀναύπλι.* Die Form *Ἀναύπλι* für *Ναύπλιον* kommt p. 517, 2. 19. 521, 17. wiederholt vor. Ob dieselbe, wie Hr. Mullach meint, nur in diesem Autor sich finde, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, bemerken aber, daß *Ἀνάπλι* in dem Fragment einer der unsrigen sehr ähnlichen spätern griechischen Chronik (Historia politica et patriarchica. Epirotica. Bonnae 1849) zu lesen ist, wo es p. 251, 1. heißt: *Ἐπῆραν* (ceperunt Veneti) *ἔτι τὴν Μεθώνην καὶ τὸ Ἀνάπλι ἐπὶ ἔτους* 1686. Ueber die Vorsylbe *α* bey diesem und andern Worten ist Hr. M. p. 6 zu vergleichen. Man sehe auch unsere Chronik p. 517, 16.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Mai.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Recognovit Reinholdus Klotz. Partis I. Vol. I. continens libros IV. ad C. Herennium et libros II. de inventione. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCLI. XXXVIII und 207. 8.

Die handschriftliche Verbreitung der Werke Cicero's, welche in neuerer Zeit am meisten gelesen werden, wie de oratore, Brutus und Orator, steht in auffallendem Gegensatz mit der der übrigen, welche jetzt gewöhnlich eine unverdiente Zurücksetzung erfahren, wir meinen de inventione und die kleinen Schriften Partitiones oratoriae und Topica, zu denen sich noch die Rhetorica ad Herennium gesellen; jene sind nämlich nur in einem und dem andern ältern codex erhalten, und die übrigen bloße Copien aus dem spätern Mittelalter, während die andere Partie in unzähligen Handschriften, worunter viele von beträchtlichem Alter, vorliegen. Wußte man in der Zeit, als sie so stark verbreitet wurden, mehr den Stoff und die schulgerechte Methode dieser Lehrbücher zu schätzen, und fehlte der Sinn für die anmuthige Einkleidung, welche jene auszeichnet, so erkennt man heut zu Tage insgemein zu wenig die Vorzüge der angeblich „trocknen gerippartigen" Rhetoriken und verliert dadurch gerade den Maaßstab, um die geistreiche Behandlung des Stoffes in den eleganter geschriebenen Abhandlungen würdigen zu können.

Wie gering die Aufmerksamkeit vieler Philologen auf die für richtiges Verständniß rhetorischer Technik und der darauf sich gründenden Reden Cicero's unentbehrlichen Schriften bisher war, zeigen die über das Verhältniß der Bücher de inventione zu den Rhetorica ad Herennium abgegebenen Urtheile und die sonderbaren Meinungen, welche über den Verfasser des letztern Lehrbuchs laut geworden sind. Die große Schwierigkeit, den Auctor ad Her. ausfindig zu machen, hat manche Gelehrte bestimmt, die Sache ganz auf sich beruhen zu lassen; anders der Herausgeber vorliegender Sammlung der Ciceronischen Werke, welcher wieder zu der ältesten handschriftlichen Tradition zurückkehrt; er hat nicht nur die Aufschrift M. Tullii Ciceronis Rhetoricorum ad C. Herennium libri quattuor an die Stelle der Orellischen Incerti scriptoris Rhetoricorum etc. gesetzt, sondern auch in seiner Vorrede mehrmalen sich zu der Ueberzeugung bekannt, daß dieß Werk von Cicero herrühre *); z. B. in dem Prooemium p. VI (wo zu II. §. 16. bemerkt ist non nego mihi Ciceronem interiicere scripsisse videri), VII (zu II, §. 34. in versibus Ennii, quos laudavit de eius Medea Cicero), XI (nec aliter ipse Cicero infra IV, §. 61.) und sonst noch öfter.

Lassen wir diese Autorschaft gelten, so entsteht

---

*) In diesem Betracht steht Klotz weit ab von Bernhardy, welcher in seiner lat. Literaturgeschichte p. 57 selbst den uns nur aus Sueton's vita bekannten Gnipho für zu gut hielt, um ein solches Machwerk zu produciren, indem er erklärt: „man erweist dem Gnipho wenig Ehre, wenn man hierin seinen Geist erkennen will."

die schon von Burmann aufgeworfene Frage, welches von beyden Werken zuerst geschrieben wurde? Die Rhetorica ad Her. können nicht wohl auf die Bücher de inventione gefolgt seyn, indem es schwer zu begreifen wäre, wie Cicero die in letztern angewandte philosophische Behandlung der confirmatio und reprehensio ganz und gar aufzugeben im Stande war; also die inventio eher auf das opus Herennianum. Dann erhebt sich aber ein neues Bedenken, wie er, der noch als sehr junger Mann die Inventio verfaßte, so schnell zu einer wesentlich verschiedenen Theorie übergehen konnte, und wie es kam, daß er schon frühe die richtigste Ansicht über gewisse Punkte gefaßt hatte, um sie gegen offenbar irrige hernach zu vertauschen. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß die status oder constitutiones, d. h. die Bestimmung der Controverse, ohne welche eine gründliche Durchführung des Für und Wider nicht möglich schien, in dem älteren Lehrbuch weit richtiger gefaßt, eingetheilt und dargestellt sind als im jüngern; bey genauerer Betrachtung ergeben sich hierin sehr beträchtliche Unterschiede.

In der allgemeinen Classificirung stimmt nur die constitutio coniecturalis, was kaum anders möglich war, überein; was aber in der Herennianischen Rhetorik als iuridicialis bezeichnet ist, und als dritte constitutio erscheint, zerfällt in der Inventio in negotialis und iuridicialis, also ist hier iuridicialis, statt genus zu seyn, zur species geworden; Cicero hat diese Gattung der const. generalis untergeordnet. Dieß ist nach dem Vorgang des Hermagoras geschehen, der die ποιότης in das πραγματικὸν δικαιολογικὸν und, was Cicero ausführlich widerlegt, noch in ἐπιδεικτικὸν und συμβουλευτικὸν theilte. Eigenthümlich ist der Inventio auch der Anhang de praemio et poena. Diese ist im Grund von der in jeder constitutio möglichen Verurtheilung unzertrennlich, jenes ergänzt nur scheinbar die const. iuridicialis, für welche der Beweis, daß eine That mit Recht geschehen sey, genügt; dasselbe würde darum eher im genus demonstrativum eine passende Stelle finden; darauf nahm Hermagoras wahrscheinlich Rücksicht.

Eine constitutio translativa weist der Auctor ad Her. mit vollem Recht nach dem Vorgang seines Lehrers *) zurück; Cicero selbst ist später von der Ansicht des Hermagoras abgekommen, für welche er sich jetzt noch in sehr entschiedener Weise ausspricht de Inv. I, §. 16.: huius constitutionis Hermagoras inventor esse existimatur, non quod non usi sint ea veteres oratores saepe multi, sed quia non animadverterint artis scriptores eam superiores, nec retulerint in numerum constitutionum; post autem ab hoc inventam multi reprehenderunt, quos non tam imprudentia falli putamus (res enim perspicua est), quam invidia atque obtrectatione quadam impediri. Das ist schwerlich geschrieben ohne Rückblick auf die Worte des Auctor ad Her. I, 18: causarum constitutiones alii quattuor fecerunt: noster doctor tres putavit esse, non ut de illorum quidquam detraheret inventione, sed ut ostenderet, id quos oportuisset simpliciter ac singulari modo docere, illos distribuisse dupliciter et bipertito. Wäre nun Cicero der Verfasser beyder Schriften, so hätte er zuerst die richtige Absicht seines Lehrers gebilligt, dann und zwar bald darauf denselben, weil er nicht die offenbar irrige Theorie des Hermagoras angenommen hatte, des Neides und der Verkleinerungssucht gezeiht. Quintilian, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß in dem ältern Lehrbuch bereits das Richtige angegeben war, bekämpft ausführlich diese Meinung des griechischen Rhetors, welche er selbst anfänglich gut geheißen hatte (III, 6, 63 sqq.). Daraus darf man jedoch nicht schließen, Quintilian habe die Rhet. ad Her. nicht gekannt; er ignorirt das Werk vielmehr absichtlich bey jeder Gelegenheit, wo er etwas Günstiges darüber sagen könnte und hebt nur die Schattenseiten heraus.

Da die constitutio translativa in der Inventio I, §. 16, II §. 57 sq. als solche aufgenommen

*) In den Handschriften ersten und zweyten Ranges wenigstens fehlt der Name, welcher erst in den geringern theils als hermestes, theils als hermes vorkömmt. Nun wird zwar ein Lucius Hermes allerdings von Suetonius de illustr. gramm. c. 10 als Lehrer des Atteius Philologus, den auch Gnipho unterrichtet habe, angeführt, aber der auctor war sicherlich nicht ein Zeitgenosse des Atteius, welcher mit Sallust und Asinius Pollio verkehrte.

ist, durfte auch das genus assumptivum der iuridicialis nicht, wie in den Rhet. ad Her. eingetheilt werden, in concessio, remotio criminis, translatio criminis, comparatio, sondern an die Stelle der dritten species müßte daselbst die relatio criminis treten, um nicht denselben Namen dem genus und der pars constitutionis zu geben. Ein weiterer Unterschied ist nun der, daß die translatio im ältern Werk theils, wie wir eben gesehen haben, als Gattung der iuridicialis, theils als Gattung der constitutio legitima erscheint. Diese (die const. leg.) ist in der Inventio nicht zu entdecken, weil Cicero außer den genannten constitutiones nur noch die definitiva kennt, welche vom auctor Herennianus als vierter Theil unter den sechs der constitutio legitima aufgeführt wird, vgl. I, 19: legitima est constitutio, cum e scripto aliquid controversiae nascitur. ea dividitur in partes sex: scriptum et sententiam, contrarias leges, ambiguum, definitionem, translationem, ratiocinationem. Offenbar ist hiemit eine praktische Uebersicht aufgestellt, während im andern Werk die fünf übrigen Theile außer der translatio gar nicht als zu einer constitutio gehörig, sondern nur als controversiae quae in scripto versantur (vgl. Inv. II, 115) betrachtet werden. Auf diese Weise ergibt sich ein neuer Mißstand: neben die constitutio definitiva (II, 52) pflanzt sich eine controversia ex definitione (II, 153) hin, wo dann der einzige Unterschied in der äußern Form des zu definirenden Objectes zu bestehen scheint, zufolge der eigenen Erklärung, denn dort liest man: cum est nominis controversia, quia vis vocabuli definienda verbis est, constitutio definitive dicitur; hier aber: definitio est, cum in scripto verbum aliquod est positum, cuius de vi quaeritur. Jener Vorstellung übrigens von controversiae ex scripto, die außer den constitutiones liegen sollen, ist Cicero selbst noch in seinem Werke de oratore II, §. 110, 112 treu geblieben, so wie in den viel später herausgegebenen Partitiones oratoriae, erst in den Topica räumt er gewissermaßen ein, daß jene controversiae Bestandtheile der constitutio legitima sind, wenn er in einer Stelle, die wir, sowohl weil sie sehr wichtig, als weil sie theilweise noch in den neuesten Ausgaben fehlerhaft geschrieben und interpungirt ist, ganz hersetzen, §. 95, sagt: quoniam lege firmius in controversiis disceptandis esse nil debet, danda est opera, ut legem adiutricem et testem adhibeamus, in qua re alii quasi status existunt novi, qui appellantur legitimae disceptationes: tum enim defenditur non id legem dicere, quod adversarias velit, sed aliud: id autem contingit cum scriptum ambiguum est, ut duae differentes sententiae accipi possint; cum opponitur scripto voluntas scriptoris, ut quaeratur, verbane plus an sententia valere debeat; cum legi lex contraria affertur: ita sunt tria genera, quae controversiam in omni scripto facere possunt: ambiguum, discrepantia scripti et voluntatis et scripta contraria.

(Fortsetzung folgt.)

Conjectaneorum Byzantinorum libri duo.

(Schluß.)

P. 516, 18. *Καὶ ἡ ἀφεντία μας* (noster Venetorum ducatus) *ἔδωσε τοῦ δεσπότου τὰ Μέγρα καὶ τὸν πύργον τοῦ Μυλοποτάμου.* Hier ist ohne Zweifel *Μέγαρα* zu lesen.

P. 516, 23. muß statt *ἀπεῖραν* gelesen werden *ἐπῆραν*, eine allen Byzantinern, so auch diesem Chronisten geläufige Form.

P. 517, 2. *Λοῦκας ὁ Ἐπικερνός.* Warum nicht *ὁ ἐπικέρνις?*

P. 517, 15. *Τῷ αὐτῷ ἔτει* (1418) *ἦλθεν καὶ οἱ Ἀναβιρεζοὶ εἰς τὴν Ταβίαν.* Das war ein Corps navarresischer Soldtruppen. Man sehe oben zu p. 516, 7. Bullialdus denkt sonderbar an Bewohner von Navarin (eigentlich Avarin, von den Avaren so genannt).

P. 517, 23. *Τῷ* 1421 *ἔτει . . Σιγουντονάνης ἐπίσκοπος Λατίνων μετεκόμισε τὰ λείψανα τοῦ ὁσιωτάτου Πέτρου ἐπισκόπου Ναυπλίου καὶ Ἄργους . . εἰς τὴν ἐπισκοπὴν Ναυπλίου.* Sonst lesen wir bey diesem Chronisten das vulgäre *Ἀναύπλι*, hier das reine *Ναύπλιον*. Natürlich. Dort ist von secularibus, hier von spiritualibus die Rede. Die-

sen Unterschied hätte wohl kein Laie gemacht. Wir glauben, das Büchlein ist von einem Kleriker griechischer Kirche geschrieben, was auch aus dem geflissentlich gewählten *Λατίνων* hervorgeht.

P. 519, 8. *Καὶ ἐκούρευσε μέχρι Λιβαδείας καὶ Ζητουνίου καὶ τοῦ τόπου τῶν Ἀγράφων.* Daß für *ἐκούρευσε* (totondit) *ἐκούρσευσε* zu lesen ist, hat Hr. M. richtig bemerkt. Bey *Ἀγράφα* denkt Bullialdus an *Ἀκράθως* (Athos). Aber *Ἀγράφα* war und ist ein Ort in Thessalien.

P. 519, 22. *Καὶ ἐπῆραν ἄπειρα πλήθη καὶ ἅρματα καὶ ζῶα καὶ χρήματα.* Man lese *ἅρματα* (arma) für *ἅρματα* (currus). Die Rede ist von Menschen und ihren Waffen, Thieren und sonstiger Habe.

P. 520, 20. will Hr. M. *ἤσθιεν ὁ λαὸς* gelesen haben. Doch kann *ἤσθιον* stehen bleiben.

P. 521, 4. ist für *ἐπαράλαβε* wie p. 522, 5. 7. u. s. w. *ἐπαρέλαβε* zu lesen. Derselbe Fehler ist p. 524, 8. zu verbessern. Daß gleich nachher für *ἐπεῖρεν* zu lesen ist *ἐπῆρεν*, hat Hr. M. bemerkt.

P. 521, 24. lese man *νεμήσεως* anstatt *νεμήσεος*.

P. 522, 15. ist *με τὸν Τοῦρκον* anstatt *μετὸν Τ.* mit dem Verfasser zu lesen.

P. 522, 14 ist *Μοθοκορόνην* gedruckt. Sollte wohl *Μωθοκορώνην* heißen. Gemeint sind die moreotischen Nachbarstädte *Μεθώνη* (*Μοθώνη*) und *Κορώνη* (Modon und Koron), welche, wie auch sonst geschieht, wegen ihrer Nachbarschaft in ein Wort zusammengezogen sind. Außer vielem anderen vgl. man *γυναικόπαιδα* (Weiber und Kinder), *Πυλοπύθια* (Pylae und Pythia in Bithynien), *Ποντηράκλεια* = Heraclea Ponti u. s. w.

P. 524, 10. lese man mit Hrn. M. *Σουλαιμάνης* statt. *Σαλαιμάνης*.

P. 525, 5. scheint *πλεῖστον* nach dem vorangehenden *πλεῖστον* bloß eine fehlerhafte Wiederholung des Copisten zu seyn.

P. 525, 11. mag *τὸ Ταμπρίζιν* (Tabris in Persien) *καὶ τὸ σχαμνὶν αὐτῶν* (für *Σχαμνὶν αὐτῶν*) . . *ὅσον του* (für *ὅσον τοῦ*) den Vorzug verdienen.

P. 525, 15 — 19. Mitten in dieser auffallend rein stylisirten Stelle fällt doch das barbarische *ἐν-αντιηθῆναι* auf. Warum nicht *ἐναντιωθῆναι* oder *ἐναντιασθῆναι?*

P. 526, 16. hat man mit Hrn. M. für das sinnlose *ἀνποστάσετι* zu lesen *ἀνποταχτεῖ* (refragatur), und *ἔγινεν* für *ἐγίνεν*.

P. 527, 1.: *καὶ ἔκοψέν τους καὶ τὸν βίον αὐτῶν ἐδήμευσεν, ὃς ἐσύναξεν ἐξ αὐτῶν βίον πλῆθός ἄπειρον.* Hier will Hr. Mullach *ἐξ αὐτῶν τῶν βίων*, oder *ἐξ αὐτῶν τοῦ βίου* lesen. Wir billigen keines von beyden. Die Texteswerte *πλῆθος ἄπειρον* sind Apposition des vorangehenden *βίον*: facultates, et quidem vim earum immensam. Eine häufig altgriechische und byzantinische Form.

P. 527, 10.: . . *ἐγένετο λοιμικὴ νόσος εἰς τὴν Ῥόδον . . εἰς τὴν Ἄρταν, εἰς τὰ Ἰωάννικα ἐγένετο Περίαν, καὶ εἰς τὸν Μωραίαν σποράδην κ. τ. λ.* Die offenbar verdorbene Stelle liest Hr. M. so: . . *ἐγένετο καὶ εἰς τὴν Περίαν.* Die Ausfüllung müssen wir gut heißen. Aber *Περίαν*, was sich sonst nicht zu finden scheint, bleibt unverständlich. Wir meinen *Περαίαν* (oram nobis oppositam), und erlauben uns anzunehmen, daß unser Kleriker auf einer der venetianischen Inseln, etwa Zante, lebte, und dort das Alles niederschrieb. In Zante aber konnte man die ganz nahe gegenüberliegende Küste Morea's so gut *Περαία* nennen, wie in Byzanz die gegenüberliegende Küste des goldenen Horns *Πέρα* (auch *Περαία*), die gegenüberliegende Bithynische Küste, ja überhaupt Kleinasien *τὰ Περατικὰ* hieß; die Krim den Bewohnern der pontischen Städte Sinope, Trapezunt u. s. w. gleichfalls *τὰ Περατικά*. So wäre der Sinn der Stelle: die Pest überfiel . . Arta, Joannina, die Peraea, das (übrige) Morea sporadisch u. s. w. Will man diese Conjectur nicht billigen (etwa wegen des epirotischen Jannina), so wähle man die vulgäre Form *Ἠπειρίαν* (*Ἤπειρον*), für welche wenigstens das gentilitium gefunden ist. Man sehe Phrantza I, 8 (pag. 38 ed. Bonn.): *Ἀχαρνῶν καὶ Αἰτωλῶν καὶ Ἠπειρίων*, d. h. *Ἠπειρωτῶν*.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Mai.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia.

(Fortsetzung.)

So viele Differenzen stellen sich schon bey der Eintheilung der constitutiones heraus, indem der Auctor ad Her. bloß die drey: coniecturalis, legitima, iudicialis anerkennt, die Inventio aber vier: coniecturalis, definitiva, generalis, translativa. Andere Unterschiede allgemeiner Art sind die, daß hier quaestio heißt, was aus der constitutio selbst zunächst als Problem der Untersuchung hervorgeht, dort aber mit der iudicatio, d. h. der aus ratio und firmamentum sich entwickelnden Schlußfrage identisch ist. Das firmamentum gibt Inventio I, 18 dem Vertheidiger, nicht, wie das andere Lehrbuch, dem Ankläger, und die daselbst nur dem Vertheidiger zugewiesene ratio definirt die Inventio allgemein als quae continet causam.

Um nun die specielle Behandlung der constitutiones zu betrachten; so stellen sich selbst in der coniecturalis viele starke Differenzen heraus. Der Auctor. ad Her. hat nicht an eine Aenderung derselben auf Gegenwart und Zukunft gedacht, wie Inv. I, 11, sie ist auch in der That müssig und unpraktisch, insofern der Zweck der constitutio bloß auf Entdeckung des Verbrechers ausgeht. Dieß hat selbst Victorinus (32, 20 ed. Orell.) eingesehen. Gegen eine solche Ausdehnung streitet auch die allgemeine Definition, welche die Inventio von der constitutio gibt, als intentionis depulsio, von welcher sogleich (I, 12) gegen Hermagoras Gebrauch gemacht wird, weil dieser die deliberatio und demonstratio der constitutio generalis unterordnen wollte; denn die intentionis depulsio muß namentlich bey der auf die Zukunft gerichteten deliberatio wegfallen. Ferner kennt die Inventio nicht die Eintheilung in probabile, collatio, signum, argumentum, consecutio und approbatio; letztere nennt sie nicht einmal und führt auch das argumentum nicht besonders auf. Sie unterscheidet dagegen die Beweise ex causa, ex persona und ex ipso facto. Die causa zerfällt in ratiocinatio und impulsio, die persona wird nach allen Attributen zergliedert, das factum oder negotium aus dem Zusammentreffen der Umstände und der persönlichen Qualitäten erörtert. Die dem Auctor. ad Her. fast ganz unbekannten Theile des factum ipsum sind continentia cum ipso negotio, gestio negotii, adiuncta negotio und consecutio. Was bey jenem signum ist und die Kategorien locus, tempus, spatium, occasio, spes perficiendi, spes celandi unter sich hat, wird in der Inventio der gestio negotii zugetheilt, die collatio aber, ohne diese Beziehung selbst anzuwenden, der ratiocinatio (II, §. 24) untergeordnet; was dort unter argumentum aufgeführt ist, wird hier in dem Abschnitt über die continentia cum ipso negotio angebracht; was unter consecutio dort vorkömmt, erscheint hier theils wieder unter dem continentia cum ipso negotio, theils unter demselben Titel hier, aber mit Beyziehung von Vielem, was der Auct. ad Her. nicht erwähnt. Die loci cummunes als wesentlicher Bestandtheil der approbatio werden anders im ältern, anders im

jüngern Lehrbuch aufgefaßt, nämlich in jenem erklärt quia alia in causa ab reo, alia ab accusatore tractantur, in dieser als pars argumentorum aut in omnes eiusdem generis aut in plerasque causas accommodata. Ihrer wird bey jeder constitutio und deren Gattungen noch besonders in beyden Büchern gedacht, aber in Bezug auf die constitutio coniecturalis erörtert das ältere Werk Vieles, was im jüngern nicht vorkömmt; wie über die Behandlung der testes, quaestiones und rumores. Demnach entdeckt man bey der Vergleichung dieser Lehre in beyden Schriften mehr Abweichendes als Uebereinstimmendes.

Dasselbe gilt von der constitutio iuridicialis. Außer dem bereits oben Angeführten ist besonders die Differenz zu beachten, welche in der Bestimmung des der absoluta zu Grund liegenden ius sich zeigt. Die Eintheilung des ältern Lehrbuchs ist die in natura, lex, consuetudo, iudicatum, aequum et bonum, pactum. In der Inventio (II, 65) wird das aequum et bonum durch par ersetzt und der consuetudo nebst pactum und iudicatum subsumirt. Das Naturrecht theilt die Inventio ein in religio, pietas, gratia, vindicatio, observantia, veritas, welche Zerfällung bey dem Auctor ad Her. nicht vorkömmt. In der assumptiva ist hier wie dort die purgatio eine Gattung der concessio, bey deren Anwendung man sich mit necessitudo, fortuna, imprudentia entschuldigt, die Inventio läßt II, 94 an die Stelle der fortuna den casus treten. Bey der comparatio hebt dieselbe die Zweckmäßigkeit hervor, das genus deliberativum anzuwenden, wie sie überhaupt viel mehr darauf gerichtet ist, das Zusammentreffen verschiedener constitutiones in derselben causa nachzuweisen, als dieß im andern Werk geschieht. Auch ist Cicero sowohl hier als bey den controversiae ex scripto, die mit den Theilen der constitutio legitima des Auctor, ausgenommen die translatio und ratiocinatio *), zusammenfallen, viel ausführlicher, z. B. der Artikel pro scripto und contra scriptum umfaßt dort nur zwey §§., die aber alles Wesentliche enthalten; die Inventio widmet demselben Gegenstand nicht weniger als achtzehn Paragraphe und zieht dabey Vieles zu, was im ältern Werk kaum angedeutet oder ganz übergangen ist, vergl. §§. 130, 132 — 134.

Auf die constitutiones folgt bey dem Auctor ad Her. (II, 2, 27) die Lehre von der Argumentation, welche er rein im rhetorischen Sinn abhandelt; er macht hier die Eintheilung, daß dem aufgestellten Satz (expositio oder propositio) die ratio, dem die Begründung dieser (rationis confirmatio) folge, die so gewonnene Ueberzeugung noch durch Ausschmückung (exornatio) des erwiesenen Satzes gehoben und zuletzt alles kurz recapitulirt werde (complexio). Die Inventio verfährt dagegen ganz logisch, wenn sie angibt, die argumentatio bestehe aus propositio, approbatio propositionis, assumtio, approbatio assumtionis, complexio, vgl. Inv. II, 67. Dabey wird die Controverse erwähnt, ob die argumentatio als tripertita oder quinquepertita zu betrachten sey, und für letzteres entschieden, da bald die propositio, bald die assumtio der approbatio entbehren könne, letztere mithin nicht nothwendig der propositio und assumtio sich anschließe. An diesen Abschnitt knüpft sich in beyden Büchern die Lehre von der vitiosa argumentatio, welche in dem ältern unter den genannten Rubriken der propositio, ratio, rationis confirmatio, complexio ohne weitere Unterabtheilung beschrieben und durch Beyspiele erläutert wird. Auch hier ist die Anordnung in der Inventio eine ganz andere, und beruht mehr auf logischer Auffassung, nämlich: 1. Fehlerhaftigkeit der Prämissen. 2. Fehlerhaftigkeit des Schlußes. 3. Fehlerhaftigkeit des genus argumentationis. 4. Die Möglichkeit der an sich haltbaren Argumentation eine andere gleich starke oder noch stärkere entgegenzusetzen. Die drey ersten Kategorien zerfallen wieder in viele Unterarten, welche nur zum Theil mit dem im äl-

*) Die ratiocinatio ist eben so leicht mit der negotialis (Inv. II, 62) zu vertauschen, wie die nicht einmal nominell geschiedene definitio mit der definitiva. Jenes besonders nach den von Victorinus 146, 25; 147, 25 gegebenen Erklärungen.

tern Werk Angeführten ſtimmen; Anderes fehlt dort, wie das pro credibili sumtum, was entweder perspicue falsum oder wovon auch das Gegentheil credibile iſt, dann das omnino credibile, die Einrede gegen die enumeratio, indem ein verneinter Fall als wirklich vorhanden oder ein für turpe erklärter als ehrbar ſich herausſtellt; ferner das ambiguum in der complexio, das turpe genus argumentationis, welches perſönliche Unſchicklichkeiten enthält, das offensum in dem ſpeciellen Sinn, daß es die Zuhörer beleidigt, das contrarium in der Bedeutung, daß es auf einen Theil der Zuhörer Anwendung erleidet, endlich die Behandlung des Allgemeinen, wo von dem Einzelnen und Beſondern die Rede ſeyn ſollte. Schütz meint freylich in ſeinen Prolegomenis zu dieſen Büchern p. XIII: magna similitudo intercedit inter ea, quae Cicero de vitiis argumentationum eorumque reprehensione disserit (I, 42), et locum auctoris ad Herennium (II, 20) de vitiosis argumentationibus, er hätte aber noch eher von einer magna dissimilitudo ſprechen dürfen; hier, wie überall, hat er mit Andern mehr auf die Aehnlichkeit im Kleinen, als die Verſchiedenheit im Großen geachtet. Zehn loci der amplificatio (adaugendi criminis causa) zählt der Auct. ad Her. auf. Die Inventio faßt fünfzehn unter abweichenden Namen (indignatio) zuſammen; von der commiseratio gibt der Auct. ohne zu zählen, die häufigſten Formen an, die Inventio kennt ſechszehn loci der conquestio.

Auch über das deliberativum genus gehen die Beſtimmungen beyder Bücher weit aus einander. Im frühern zerfällt es in pars tuta et honesta, die pars tuta wieder in vis und dolus, die pars honesta in rectum und laudabile, d. h. das Gute an und für ſich, und das als ſolches anerkannte. Hierzu kömmt die Bemerkung: hoc (das laudabile) non eo separavimus, quod partes, quae subiciuntur sub vocabulum recti hanc honestam commemorationem non dare soleant, sed quod, quom ex recto laudabile nascatur, tamen in dicendo seorsum tractandum est hoc ab illo *). Das rectum enthält die vier virtutes: prudentia, iustitia, fortitudo, modestia, das laudabile hat keine eigenen species. In der Inventio werden die res expetendae unterſchieden, je nachdem ſie um ihrer ſelbſt willen zu ſuchen ſind, wie virtus, oder zu etwas Edlerem dienlich ſind, wie pecunia, oder aus beyden Beweggründen geſucht werden können, wie amicitia und gloria. Die virtus iſt eingetheilt in prudentia, iustitia, fortitudo, temperantia. Nicht nur das Gegentheil dieſer Tugenden findet hier eine Berückſichtigung, ſondern auch ihre Ausartung in verwandte Fehler; letztere hat der Auctor ad Her. übergangen, denn III, §. 6 iſt nicht zu vergleichen mit dem Inv. II, 165 Geſagten. Die utilitas betrifft das corpus oder res extraneae und theilt ſie in incolumitas und potentia. Bey der Berathung wird eine necessitas cum adiunctione angenommen, d. h. mit einer Bedingung, unter welcher die Nothwendigkeit wegfällt, z. B. necesse est Cassilinenses se dedere Hannibali, nisi malint fame perire; den Ausſchlag geben die honestas, incolumitas, commoditas, je nach der größeren Bedeutung, welche ihnen eingeräumt wird. Zugleich kömmt hier die affectio, d. h. eine relative Beſchaffenheit der Umſtände und Geſinnung in Betracht, die das allgemeine Geſetz für den beſondern Fall aufhebt. Von dem Allen enthält das ältere Lehrbuch nichts. Ueber das demonstrativum endlich ſpricht die Inventio nur in wenigen Zeilen, über das deliberativum aber iſt die Darſtellung viel ausführlicher *) als bey dem Auct. ad Her.

Das alſo, was für die Inventio und mehr als die zwey erſten Bücher der Rhetorica ad Herennium ἡ τρόπις τοῦ πράγματος iſt, erhält in beyden Werken eine durchgehends verſchiedene Behandlung, und es ſtimmt weder der Inhalt im Allge-

*) So ſcheint dieſe noch bey Klotz ſchadhafte Stelle theils nach den Lesarten der beſten Handſchriften, theils nach Conjectur geſchrieben werden zu müſſen.

*) Sehr flüchtig iſt alſo die Angabe von Schütz l. c. „in genere deliberativo ac demonstrativo Cicero de Inv. II, c. 51 — 59 fere brevior est Herenniano III, c. 2 — 9.“

meinen, noch die Fassung im Einzelnen überein. Nur wenige Punkte der reprehensio vitiosae argumentationis und der amplificatio durch loci communes, so wie einige Beyspiele zu den constitutiones verrathen ein Uebertragen aus dem einen ins andere. Desto auffallender ist die oft buchstäbliche, durch lange Sätze fortgeführte Einstimmigkeit in den ersten Abschnitten, welche die allgemeinsten Definitionen, dann die Lehre vom Eingang und von der Erzählung betreffen. Hier vergleiche man Her. I, §. 2 mit Inv. I, §. 7; Her. I, 3 mit Inv. I, 9; Her. I, 8 mit Inv. I, 22; Her. I, 9 mit Inv. I, 23; Her. I, 10 mit Inv. I, 25; Her. I, 11 mit Inv. I, 26; Her. I, 12 mit Inv. I, 27; Her. I, 13 mit Inv. I, 27; Her. I, 14 mit Inv. I, 28; Her. I, 15 mit Inv. I, 29; Her. I, 17 mit Inv. I, 31, um eine Concordanz zu entdecken, welche wenigstens durch die Annahme eines gemeinsamen griechischen Vorbildes nicht erklärt werden kann *). Nicht zu verkennen ist ferner die Beziehung auf das ältere Werk in Inv. I, 10, 20, 21, 23, 24, 28, 29 = Her. I, 18, 15, 6, 7, 23, 24, 15, 15. Wer mit diesen Proben auszureichen wähnte, konnte sich leicht der Vorstellung hingeben, daß, um Burmanns Ausspruch anzuwenden, welcher die Inventio für das früher geschriebene Werk hielt **), „infinita in his loca sunt, quae iisdem fere verbis auctor est imitatus vel descripsit ex libris de Inventione“ (Pr. XXIII) oder mit van Heusde (Disquis. de Ael. Stilone p. 98) ausrufen: „pudeat affirmare praecepta sua Ciceronem adeo servilem in modum ex alienis fontibus desumsisse. Fast möchte man zu der Annahme sich gedrängt glauben, der junge Cicero habe selbst ein früheres Werk stellenweise copirt, um ihn nicht zum Plagiator zu machen, wenn nicht die totale Differenz des Hauptsächlichsten in beyden Lehrbüchern, verbunden mit der in den ersten Worten des Auctor ad Her. enthaltenen Andeutung reifern Alters nöthigte, die Identität des Verfassers ganz fallen zu lassen, um so mehr, als es unbegreiflich wäre, wie Cicero von einem solchen Jugendwerk da ganz schweigen konnte, wo er doch der Inventio *) als eines Versuches früherer Jahre gedenkt. Auch Quintilian mußte eine solche Schrift Cicero's kennen, wenn sie zu seiner Zeit schon den großen Namen an der Stirn führte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Doch übergeht der Auctor ad Her. die Unterscheidungen von materia, quaestio etc. In Bezug auf die genera causae hat er noch keine Fünftheilung, welche von Cicero und Quintilian angenommen, aber gewiß nicht so richtig ist als die in honestum, turpe, dubium, humile; das hinzugefügte obscurum bildet ja keine ethische, sondern nur technische Differenz, vielmehr ist, indem alle übrigen Gattungen es zulassen, seine Aufzählung sogar ein logischer Fehler gegen die partitio.

**) Burmann erklärt sich hieraus zugleich das Schweigen des Auctor über Cicero, Praef. XXXV, wo er unter manchem Andern, was seine Gedankenlosigkeit und Unkenntniß der von ihm edirten Rhetorica hinreichend beweist, auch die Bemerkung macht: „nisi dicamus, Ciceronis mentionem dissimulasse hunc scriptorem, quia illius de inventione libros passim descripsit.“

*) Was Cicero selbst darüber urtheilt: quae pueris aut adolescentulis nobis ex commentariolis nostris inchoata ac rudia exciderunt (de Or. I, §. 5) schließt das zu Ende gebrachte opus Herennianum aus; das Prädikat rudia mag Wiederholungen betreffen, wie Inv. II, 65 sqq. = II, 160 sqq.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Mai.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia.

(Fortsetzung.)

Ist also Cicero nicht der auctor ad Herennium, wer mag es denn sonst seyn?

Hierüber ist eine Menge von Vermuthungen, die zum Theil alles Gehaltes ermangeln, vorgebracht worden. Die abenteuerlichste machte den Timolaus, einen Zeitgenossen der Zenobia, zum Verfasser dieser Rhetorik; man dachte ferner an den Verginius Rufus, wohl der drey status wegen, die Quintilian (III, 6, 44) in seinem Lehrbuch fand; an L. Cornificius, welcher den Brutus als Mörder Caesars verklagte; an die beyden Freygelassenen Cicero's Laurea und Tiro, bloß weil beyde auch für rhetores galten, ohne daran zu stoßen, daß sie ihres Patrons mit keiner Sylbe erwähnen, oder gar an den jüngern Cicero selbst; dann wieder an M. Gallio, weil eine alte Handschrift des Werkes in der Palatina den Titel führte: M. Gallionis Rhet. ad C. Herennium liber primus. Da aber Gallio ausgestrichen und Cicero an die Stelle gebracht ist, kann man, abgesehen von der innern Unwahrscheinlichkeit — denn der Auctor in seiner großen Einfachheit stimmt schlecht zu den tinnitus Gallionis bey Tacit. de claris oratoribus, c. 26 — darin nur einen Schreibfehler erkennen. Es war am leichtesten, auf Cornificius, an welchen mehrere Briefe Cicero's gerichtet sind, zu verfallen (ad Fam. XII, 17 — 30), dessen Lehrbuch, namentlich der Theil über die Figuren von Quintilian, öfter citirt wird; in jenen Briefen tritt nämlich eine offenbare Berücksichtigung seiner rhetorischen Studien hervor. Aber soll man glauben, daß Cicero die Schrift eines Coaetanen und Kameraden plünderte? Diese Schwierigkeit hob Schütz hervor, der sich deßhalb um einen andern Verfasser umthat; er meinte, in dem schon oben erwähnten Gnipho den rechten Mann gefunden zu haben; was er indeß anführt, um seiner Hypothese Geltung zu verschaffen, kann von jedem bedeutenden Lehrer der Eloquenz mit gleichem Recht behauptet werden: wir meinen die von Sueton dem Gnipho ertheilten Prädikate ingenii magni, memoriae singularis, non minus Graece quam Latine doctus, comi facilique natura u. dgl., so daß man nicht wohl von einer geistreichen Durchführung dieser Hypothese, welche neben allen übrigen immer einen sehr ehrenvollen Platz behaupten werde, mit Westermann sprechen darf, um so weniger, als dieser (Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland und Rom II, p. 188) selbst zugibt, daß jene Bezeichnungen nicht speciell genug seyen. Es schwebte aber Schütz die Idee vor, der Auctor müsse Cicero's Lehrer gewesen seyn, und das eigentliche Motiv zu seiner Vermuthung gaben gewiß die Worte Sueton's: scholam eius claros quoque viros frequentasse aiunt, in his M. Ciceronem, etiam quum praetura fungeretur. Dieselbe Voraussetzung liegt der Conjectur van Heusde's zu Grunde, welcher in seiner Monographie: Disquisitio de L. Aelio Stilone Ciceronis in rhetoricis magistro, Rhetoricorum ad Herennium, ut videtur, auctore, dem genannten Rhetor und Grammatiker die Schrift vindicirt. Beyde Annahmen werden schon durch den

Vorwurf der Impietät gegen einen Lehrer, die für Cicero daraus hervorginge, zu Fall gebracht; wir erinnern an die schon oben ausgeschriebene Stelle Inv. I, 16, wo denjenigen, welche den Hermagoras wegen der Einführung des vierten status (der translatio) tadelten, invidia und obtrectatio beygelegt wird. Das trifft aber den Auctor ad Her. I, 18. Eine so grobe Unschicklichkeit wird man dem Cicero nicht zutrauen: mithin ist der Auctor nicht auch sein Lehrer gewesen.

Daß aber das opus Herennianum dem Cicero vollendet vorlag, ist nicht, wie Bernhardy lat. Literaturgesch. 622 urtheilt, „eine von Westermann übel begründete Darstellung," vielmehr kann gar nichts anderes möglich seyn, da nur so die oben berührte buchstäbliche Uebereinstimmung an den vielen Stellen erklärlich ist. Auf die von dem Auctor eingeführte von Cicero ohne Nennung des Vorgängers benutzte Methode der insinuatio haben schon Andere aufmerksam gemacht. Es entsteht daraus für Burmann und die, welche etwa noch ihm beypflichten, das Dilemma, den Verfasser des ältern Buches für einen lügenhaften Prahler zu erklären, oder die Priorität anzuerkennen. Van Heusde hilft sich mit der Unterstellung, Cicero habe die Dictate seines Lehrers ohne dessen Vorwissen und früher als dieser selbst herauszugeben angefangen, dann jedoch sey er durch das Erscheinen der Stilonischen Rhetorik bestimmt worden, sein Unternehmen aufzugeben — recusasse quominus pertexeret atque absolveret rhetorica sua, quarum edita pars tam manifesta Aelianae disciplinae vestigia tantamque cum Aelianis recens editis similitudinem proderet. Hier ist also der wesentliche oben dargelegte Unterschied beyder Schriften übersehen, indem die Meinung obwaltet, die Differenz sey hauptsächlich eine formelle*).

*) Tum in librorum forma ac ratione, tum praecipue in praeceptorum atque argumentorum expositione magnum inter utrumque auctorem discrimen animadvertitur; quoad enim artis angustiae patiuntur, in Cicerone magna rerum varietas, comta et copiosa oratio, in Herenniano vero doctore inornata et subinde languida dictio, diversorum (?) fontium penuria, scholastica rerum pertractatio. Van Heusde l. c. 101. —

Die hier fingirte Entstehungsweise kann eben darum die vorhin erwähnte Schwierigkeit, welche Cicero's Stillschweigen über die von ihm angewandte Form der insinuatio verursacht, nicht beseitigen, weil er das opus Herennianum nicht vor dessen Herausgabe kannte.

Noch ist zu erwähnen, daß Hand (in seinem Artikel „Cicero" in Ersch und Grubers Encyklopädie) aus einer ältern lateinischen Quelle beyde Bücher ableiten wollte. Dagegen sträubt sich aber die ausdrückliche Erklärung des Auctor in IV, 10, welche ungeachtet Hands Widerspruch jeden Vorgang eines Lateiners aufhebt, er kennt hier, wie I, 1, nur griechische Vorgänger. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß hier abermals derselbe Mißgriff begangen ist, indem für wesentlich divergirende Schriften eine gemeinsame Grundlage gar nicht existiren kann. So wenig als dieß angeht, darf mit Bernhardy Hermagoras als der bezeichnet werden, dessen Rhetorik vom Auctor ad Her. und von Cicero nur mit ungleicher Gewandtheit des Ausdrucks ins Lateinische übertragen worden sey. Nur bey Cicero ist eine starke Benutzung des griechischen Theoretikers nachzuweisen, besonders da er an einigen Stellen die Abweichung von Hermagoras ausführlich zu rechtfertigen sich bemüht, was er, im Fall sein System selbstständig wäre, nicht nöthig gehabt hätte. Der Auctor aber könnte eher in seinem gegen die Griechen I, 1 ausgesprochenen Tadel „illi ne parum multa scisse viderentur, ea conquisierunt, quae nihil attinebant, ut ars difficilior cognitu putaretur" gerade jenen im Sinn gehabt haben.

Den schon angeführten Namen der angeblichen Verfasser fügen wir keinen neuen hinzu, wohl aber eine neue Person. Es kömmt nämlich hier Alles darauf an, daß von Quintilian's Citationen der rechte Gebrauch gemacht werde. Quintilian hat unter dem Namen des Cornificius mehrere Stellen, die in der Herennianischen Rhetorik vorkommen, ci-

tirt. Darunter iſt die wichtigſte V, 10, 2 beſprochen, welche man mit der Angabe des Auctor, daß er den Figuren zuerſt lateiniſche Namen gegeben, zuſammenhalten muß. Nun ſagt Quintilian, indem er von der Form der Beweiſe handelt: plures — invenies in ea opinione, ut id demum, quod pugna constat, enthymema accipi velint, et ideo illud Cornificius contrarium appellat. Das iſt ganz richtig auf IV, 25 bezogen worden: contrarium est, quod ex rebus diversis (hier = contrariis) duabus alteram breviter et facile confirmat, hoc pacto: nam qui suis rationibus inimicus fuerit semper, eum quomodo alienis rebus amicum fore speres? Hat alſo der Auctor zuerſt die ἐναντιότης (d. h. die sumpta ex adverso probatio) mit contrarium überſetzt und führt ihn Quintilian deßhalb an, und dieß unter dem Namen Cornificius, ſo iſt es gewiß eine natürliche Folgerung, daß dieſer und der Auctor eine und dieſelbe Perſon ſind. Merkwürdig iſt ferner die Uebereinſtimmung in dem Beyſpiel der gradatio, IV, 34, welches Quintilian (IX, 3, 54) mit den Worten wiederholt: sint tamen et Latina (vorher geht nämlich eine Ueberſetzung von Demoſthenes pro Corona 288 ed. R.) Africano virtutem industria, virtus gloriam, gloria aemulos comparavit. Wäre dieß Beyſpiel nicht bloß von Quintilian benutzt worden, ſondern auch ſonſt überliefert geweſen, hätte ſich ſchwerlich die unregelmäßige Wortſtellung virtutem industria, virtus gloriam ſtatt industria virtutem, virtus gloriam erhalten, die in den beſſern Handſchriften des Auctor ebenfalls zu finden iſt. Ebenſo harmonirt Quint. IX, 3, 31 mit IV, 20 in der Auslaſſung des unnützen und ſtörenden Zuſatzes in Italia, welches nur geringere codd. beybehalten *). Im Quint. IX, 3, 98 werden auf einmal zehn Abſchnitte des Lehrbuchs bezeichnet, wo er bemerkt: adiicit his Caecilius περίφρασιν, de qua dixi, Cornificius interrogationem, ratiocinationem, subiectionem, transitionem, occultationem, praeterea sententiam, membrum, articulum, interpretationem, conclusionem, quorum priora alterius sunt schemata, sequentia schemata omnino non sunt. Mit Benutzung dieſer Stelle hat Spalding l. c. richtig im Auctor ad Her. IV, 37 occultatio für occupatio zu ſchreiben vorgeſchlagen; die ganze Beſchreibung der Figur paßt dort nur auf die occultatio und occupatio iſt unverſtändlich; demungeachtet ſtützt ſich darauf Marius Mattius (Opinionum lib. III, p. 182) in ſeiner bornirten Kritik von Riccobonus Anſicht, der ſich für Cornificius erklärt hatte. Mit größerem Schein berief ſich Mattius auf Quint. IX, 3, 69 sqq. aliter quoque voces aut eaedem diversa in significatione ponuntur aut productione tantum vel correptione mutatae, quod etiam in iocis frigidum equidem tradi inter praecepta miror; eorumque exempla vitandi potius quam imitandi gratia pono: 'amari iucundum est, si curetur, ne quid insit amari' 'avium dulcedo ad advium ducit', et apud Ovidium ludentem 'cur ego non dicam, Furia, te furiam?' Cornificius hanc traductionem vocat videlicet alterius intellectus ad alterum. Hier iſt bey Quintilian ein kleines Verſehen untergelaufen: das Beyſpiel avium dulcedo etc. ſteht nicht bey der traductio (§. 20), ſondern bey der adnominatio (§. 29), der Auctor hat daher auch nicht, wie Quintilian zu glauben ſcheint, die Eigenthümlichkeit der adnominatio auch der traductio beygelegt; aber es kam ihm für ſeinen Zweck auch nicht auf genaue Terminologie an, er wollte nur gegen den Gebrauch ſolcher Spielereyen ſprechen *). Endlich kömmt noch Qu. IX, 2, 27 in Betracht: quod idem dictum sit de oratione libera, quam Cornificius licentiam vocat, Graeci παῤῥησίαν, welche Stelle Jul. Rufinianus p. 36 ed. Capperon. wiederholt; was darüber M. Mattius vorbringt, verdient gar keine Widerlegung.

Wie wäre es möglich, daß Quintilian ſtatt alle dieſe Beyſpiele und Terminologien aus der ur-

*) In beyden Stellen hat Klotz der minder urkundlichen Vulgata den Vorzug gegeben.

*) Quintilian bedachte bey ſeinem Tadel nicht, daß der Auctor ſelbſt IV, 10 einen großen Unterſchied zwiſchen Schulübungen und wirklicher Staats- oder Privatrede ſtatuirte, auch nicht, daß Cicero häufig Wortſpiele anbringt.

sprünglichen heute noch vorhandenen Quelle zu schöpfen, einer Quelle, welche, wie sie im Mittelalter in einer Menge von Handschriften verbreitet war, auch zu seiner Zeit nicht verborgen seyn konnte, immer nur aus einer abgeleiteten zog, nämlich aus dem Cornificius, der Schützens Gnipho ausschrieb, um dann spurlos zu verschwinden? Würde irgend etwas von Quintilian oder sonst einem Schriftsteller aus Cornificius citirt, was im Auctor. ad Her. nachzuweisen nicht möglich wäre, so hätten wir Grund genug, Bedenken zu fassen; aber was M. Mattius für abweichend erklärte und Burmann als solches voreilig annahm, hat sich bey näherer Betrachtung als irrelevant herausgestellt. Ist es aber undenkbar, daß Quintilian nach dem Plagiator griff, während ihm das Original offen stand, so wird man auch diese fingirte Vermittlung aufgeben müssen und nicht länger zweifeln dürfen, daß eben Cornificius der Verfasser dieser Rhetorik ist.

Aber dieser war ja Cicero's Jugendfreund, und sein Werk sollte von jenem compilirt worden seyn? Allerdings eine unübersteigliche Schwierigkeit; so scheint es wenigstens, da Niemanden eingefallen ist, daß jener Freund einen Vater haben mußte, welchem mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit die Abfassung des Werkes zugeschrieben wird, als seinem Sohn oder Enkel. Dieser Vater kann mit dem Q. Cornificius identisch seyn, welchen Cicero als Richter im Prozeß des Verres erwähnt, Verr. Act. I, 30.

Gewiß ist der Einwand nicht von besonderem Gewicht, daß aus der Wiederholung der Beyspiele kein Schluß auf Quintilian's Kenntniß des Buches selbst zu ziehen gestattet sey, weil dergleichen aus einer Rhetorik in die andere übertragen zu werden pflegten. Die Bemerkung ist an sich richtig, leidet aber auf die vorliegende Frage keine Anwendung; man hat den eigenthümlichen Umstand übersehen, daß der Auctor seine Beyspiele selbst machte, nicht anderswoher entlehnte *); übrigens gibt hier mehr

*) Ellendt's Behauptung (Brev. eloquentiae Romanae ante Caesarem historia. p. 41), es sey hier Eigenes mit Fremdem gemischt, kann höchstens für wenige apophthegmata gelten, und wo Cornificius selbst durch eine einleitende Phrase (at si quis dicat, vgl. IV, §. 43) die Entlehnung andeutet. Sonst ist das über IV, §. 49, 65 Gesagte irrig, die Citate aus Curio und Crassus aber beweisen nichts. Uebrigens befreyt dieß Verfahren eigene Beyspiele zu geben den Cornificius von dem Vorwurf, ein unpraktisches Lehrbuch geschrieben zu haben, welcher ihm noch neuerdings gemacht worden ist. Gerade durch die Rücksicht auf das Praktische zeichnet er sich vor allen Rhetoren aus. Eher nimmt die Inventio, namentlich im ersten Buch, den Standpunkt einer „dürren Topik" ein. Eben so ungegründet ist der Tadel, daß seine Literaturkenntniß dürftig sey; wie will man das daraus schließen, daß er einige ältere Schriftsteller nur darum citirt, um das als Fehlerhaft Bezeichnete mit Beyspielen zu belegen? Noch weniger kann seine Kenntniß der griechischen Literatur ermessen werden, da er alles nicht unmittelbar zur Sache Gehörige streng ausschied. Dieß gegen Bernhardy lat Literaturgesch. p. 57, 622.

die Uebereinstimmung der citirten Kunstausdrücke als der Exempel den Ausschlag. Verzweifelt vollends ist die Ausflucht von Schütz (Prol. XLI), Quintilian könne sich in der Person des Verfassers geirrt und so gut Priscian (im 6. Jahrhundert!) in der Meinung stand, das Werk gehöre dem Cicero, im Cornificius demselben einen pseudonymen Autor gegeben haben. Wie viel natürlicher darf man annehmen, daß zu Quintilians Zeit, d. h. nicht viel über ein Säculum nach der Abfassung des Buches über den wahren Ursprung gar keinen Zweifel obwaltete?

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Mai.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1. Ausgewählte Reden des Demosthenes zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Albert Doberenz, Professor am herzogl. Gymnasium zu Hildburghausen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. kl. 8. Zweytes Heft: Die erste und zweyte Philippische Rede, **1849, VIII u. 72. S.** Drittes Heft: Die Rede über die Angelegenheiten im Chersones und die dritte Philippische Rede, **1851, X u. 86 S.**

2. Demosthenes' Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, kl. 8. Zweyter Theil: Erste Rede gegen Philippos, Rede über den Frieden, zweyte Rede gegen Philippos, **1851. 108 S.**

3. **Demosthenis orationes Philippicae novem. In usum scholarum denuo edidit Fridericus Franke. Lipsiae sumptibus Fr. Brandstetteri. 1850. VIII u. 295 S. 8.**

4. Ausgewählte Reden des Demosthenes. Erklärt von Anton Westermann. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 8. Erstes Bändchen: (I—III.) Olynthische Reden. (IV.) Erste Rede gegen Philippos. (V.) Rede vom Frieden. (VI.) Zweyte Rede gegen Philippos. (VIII.) Rede über die Angelegenheiten im Chersonesos. (IX.) Dritte Rede gegen Philippos. **1851. XXX u. 169 S.** Zweytes Bändchen: (XVIII.) Rede vom Kranze. (XX.) Rede gegen Leptines. **1850. 218 S.**

Erster Artikel.

Die hier zusammengestellten Bearbeitungen Demosthenischer Reden sind mit Ausnahme der unter Nummer 2. aufgeführten Uebersetzung zum Schulgebrauche bestimmt. Wenn in dieser Beziehung überhaupt in den letzten Jahren viel geschehen ist, so ist es ganz besonders bey Demosthenes der Fall. Franke brach mit der ersten Auflage seiner Bearbeitung der Philippischen Reden die Bahn; er führte die Erklärung auf das geeignete Maß zurück, und beseitigte manchen eingewurzelten Irrthum, wobey ihm der Umstand zu Statten kam, daß inzwischen die Zürcher Herausgeber den Text strenger nach der besten Pariser Handschrift (Σ) verbessert hatten. Er behielt noch die in den früheren Ausgaben durchaus gebrauchte lateinische Sprache in den Noten bey, während Doberenz zuerst die deutsche Sprache einführte, für welche sich, was Schulausgaben betrifft, die neuere Zeit überhaupt entschieden hat. Er beschränkte die Anmerkungen noch mehr, und gab ihnen die specielle Bestimmung, die Schüler zu einer fleißigen Vorbereitung anzuleiten und anzuhalten; Westermann gab dagegen seinen Erläuterungen besonders in sachlicher Beziehung eine größere Ausdehnung, wie es der Plan der Sammlung, welchem seine Ausgabe angehört, erforderte. In der Worterklärung treffen, wie wir sehen werden, diese Bearbeitungen großentheils überein, wenn schon in die-

ser Hinsicht nicht durchaus das Richtige getroffen zu seyn scheint.

1. Das erste Heft der Doberenz'schen Ausgabe, welches die drey olynthischen Reden enthält, hat Ref. schon früher (s. Gel. Anzeigen 1849 Nr. 49 f.) besprochen, so daß die Einrichtung derselben im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden darf. Die Ausstellungen, welche dort in Betreff einer oft ungeeigneten Anwendung der Frage gemacht worden sind, gelten eben so für das zweyte Heft, welches dem Hrn. Rector Wunder in Grimma gewidmet ist, da bey diesem, nach der Vorrede, die von dem Ref. und Anderen gemachten Bemerkungen nicht mehr benutzt werden konnten. Bey dem dritten Bändchen, welches Hrn. Professor Westermann gewidmet ist, ist das Bestreben sichtbar, den eben erwähnten Uebelstand zu beseitigen, was auch großentheils, doch nicht ganz und gar, gelungen ist. So findet sich noch S. 13. „αὐτοὶ ist entgegengesetzt?" S. 26. „Laurium lag?" wo eben so gut geschrieben werden konnte: „Wo lag Laurium?," und S. 27. „Es ist?." Diese in's Undeutsche verfallende Kürze ist um so auffallender, da sonst der Raum nicht besonders gespart, und namentlich mit jeder Bemerkung eine neue Zeile angefangen ist, was in dem ersten Hefte nicht der Fall ist. Eine andere Ausstellung, die Ref. bey der Besprechung des ersten Heftes zu machen hatte, muß hier um so mehr wiederholt werden, als die Sache durch Weglassung eines Zusatzes, welcher auf das Richtige hinführte, noch verschlimmert erscheint. Man liest nämlich im ersten Hefte S. 17: „εἶτ' also, d. h. wenn sich dieß so verhält. Wie hier, steht εἶτα häufig an der Spitze von Gedanken, die Unwillen enthalten *)." Hier paßt der Zusatz offenbar nicht zu der angegebenen Bedeutung des Wortes εἶτα. Wenn aber Heft III, S. 21 der Widerspruch gelöst ist, daß es bloß heißt: „εἶτ' also, d. i. wenn sich dieß so verhält," und S. 38 (zu §. 68 der Rede de Chers.): „εἶτα: weil sie keine Ruhe halten können," so ist offenbar gerade das Falsche stehen geblieben, da in solchen Stellen εἶτα offenbar unserm „und da" oder „trotz dem" entspricht, eine Bedeutung, die Hr. Doberenz mit Unrecht auf die Frage zu beschränken scheint, was freylich auch von Franke zu Olynth. I. §. 24 geschehen ist, der auch zu der letzteren Stelle nur Folgendes bemerkt hat: „εἶτα, tum, rebus sic se habentibus (quod quiescere nequeant), V. ad 1, 24." Westermann hat zu dieser Stelle gar nichts bemerkt; Jacobs übersetzt: „Ganz auf verschiedene Weise sehe ich einige Eurer Redner in Rücksicht auf Euch und sich selbst urtheilen; Euch fordern sie auf Ruhe zu halten, auch wenn man Euch Unrecht thut; sie selbst aber können bey Euch keine Ruhe halten, auch wenn Niemand sie kränkt. Dann tritt wohl einer auf und sagt: „Du willst ja keinen Vorschlag thun und Dich keiner Gefahr bloß stellen. Du bist feig und schlaff." Gegen das dem Griechischen ganz entsprechende „dann" ist nichts einzuwenden; es fragt sich aber nur, in welchem Verhältnisse die Sätze zu einander stehen. Mir scheint Demosthenes nicht eine Folge von dem unruhigen Wesen jener Redner angeben zu wollen, sondern vielmehr einen Widerspruch damit, daß sie die Athener immer auffordern, Ruhe zu halten. Ich würde daher etwa so übersetzen: „Da tritt wohl gar einer auf" u. s. w.

Da Ref. schon früher (s. oben) dem Zwecke dieser Ausgaben Demosthenischer Reden und der Art und Weise, wie derselbe angestrebt und in der Hauptsache erreicht worden ist, die verdiente Anerkennung gezollt hat, erlaubt er sich hier nur das anzureihen, was er sonst in der Erklärung oder in der Form der Noten anders wünschte, indem er auch die übrigen Bearbeitungen, so weit es geeignet scheint, mit in das Auge faßt, wobey sich zeigen wird, daß in mehreren Punkten seine Ansicht von der hier allgemein vertretenen abweicht, so daß er sich genöthigt sieht, sich etwas ausführlicher darüber auszusprechen.

Zu der ersten Rede gegen Philippus §. 13 ist zuerst die Construction des mit ὡς μὲν οὖ δεῖ beginnenden Satzes angegeben, und dann zu ὡς ἐγνωκότων καὶ πεπεισμένων bemerkt: „Ὡς mit dem Particip ist eine sehr häufig vorkommende und be-

*) Eine etwas eigene Ausdrucksweise, die sich auch in den spätern Heften wiederholt.

kannte Verbindung, so wie auch das Verhältniß zwiſchen ἔγνωκ. und πεπεισμ. klar iſt.“ Dergleichen Bemerkungen, wie ſie auch ſonſt vorkommen, z. B. S. 23. „Die Bedeutung des Imperf. in Abſichtsſätzen iſt einem Primaner bekannt,“ ſind offenbar überflüſſig. Zweckmäßiger wäre es geweſen, auf die Subjectivität der beyden Conſtructionen mit ὡς im Gegenſatz zu denen mit ὅτι und ἅτε aufmerkſam zu machen; im Uebrigen wären in ſolchen Fällen Fragen oder Verweiſungen auf eine Grammatik geeigneter. Sonſt ſind mitunter Stellen aus Krüger's Grammatik angeführt; doch nicht immer ſo, daß ſie den vorliegenden Fall dem Schüler gehörig deutlich machen. So heißt es zu §. 14, wo der Unterſchied der Imperative κρίνατε und προλαμβάνατε erklärt werden ſoll, der Imperativ des Präſens drücke ein „Zuſtändliches“ aus. Deutlicher haben Franke und Weſtermann bemerkt, daß das Präſens den dauernden Einfluß der vorgefaßten Meinung auf das Anhören der ganzen Rede bezeichne.

(Schluß folgt.)

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia.

(Schluß.)

Die Aufſchrift, die dem Cicero das Werk beylegte, verdankt ihren Urſprung wahrſcheinlich der Speculation eines Buchhändlers*), der dadurch den Abſatz zu vergrößern ſuchte: neben der unvollendet gebliebenen Inventio konnte es dann als authentiſches Supplement betrachtet werden; beſonders das vierte Buch über die elocutio, welches ſchon vor Priſcian in drey Theile geſchieden wurde, daher denn auch die beſten Handſchriften trotz der ausdrücklichen Angabe des Verfaſſers ſechs Bücher zählen. Vielleicht rührt aus der Kaiſerzeit die Interpolation in I, §. 24 her: ergo in iudicium non venit (die deprecatio), at in senatum ad imperatorem (andere codd. haben aut senatum imperaterem) et in consilium talis causa potest venire. Der imperator figurirt weder in II, 26 haec causa iudicialis fieri non potest, ut in libro primo ostendimus, sed quod potest vel ad senatum vel ad consilium venire, non visa est supersedenda, noch bey Cicero Inv. II, 105, wo dieſe Gattung der assumptiva charakteriſirt wird als in senatu aut in consilio saepe tractanda, wohl aber bey Quintilian VII, 4, 18 in senatu vero et apud populum et apud principem — habet locum deprecatio, vgl. auch VII, 2, 20. Der Zuſatz ad imperatorem oder, was wohl Soloecismus iſt, ante imperatorem ſcheint daher aus dem Verſuch entſtanden zu ſeyn, die Theorie mit ſpäter eingetretenen Verhältniſſen in Einklang zu bringen.

Iſt einmal die von Manchen bezweifelte Bekanntſchaft des Quintilian mit Cornificius erwieſen, wird man auch mehrere indirekte Beziehungen auf den Vorgänger eher als ſolche gelten laſſen. Gelungenes anzuerkennen vermochte er nicht über ſich zu gewinnen, z. B. das Verdienſt der richtigern Zählung der status, abſichtlich nannte er in ſolchen Fällen einen Autor nicht, welcher ſeinem Lehrbuch noch immer Eintrag thun konnte; mit der Inventio, als einem nicht vollendeten Werke, gegen das er überdieß Cicero's eigenes Urtheil anzuführen im Stande war, hatte er leichteres Spiel. Nur in ſehr oberflächlicher Weiſe gedenkt er der erſten Bücher des Cornificius, III, 1, 20 sqq., wo er nämlich über Cicero bemerkt hat, in ſeinem ſpätern rhetoriſchen Werke ſey das Techniſche nicht genug berückſichtigt; um fernere Bearbeitung desſelben unnöthig zu machen, fährt er mit den Worten fort: scripsit de eadem materia non pauca Cornificius. Auch betreffen alle direkten Anführungen nur das vierte Buch, indirekt aber wird, wie zum Theil ſchon andere vermuthet haben, noch Einiges tadelnd berührt. Dazu gehört die allerdings etwas mechaniſche Vorſchrift, daß die enumeratio nicht über drey Theile hinausgehen dürfe (I, 17), Quintilian erinnert dagegen (IV, 5, 3): recta partitio se-

*) Eine frühe, aber ſehr grobe, Interpolation I, 20 Tullius — Terentiae iſt wohl aus dieſer Abſicht hervorgegangen.

quitur naturam ducem, adeo ut memoriae id maximum sit auxilium via dicendi non decedere; quapropter ne illos quidem probaverim, qui vetant ultra tres propositiones extendere, quae sine dubio si nimium sit multiplex, fugiet memoriam iudicis et turbabit intentionem; hoc tamen numero velut lege non est alliganda, cum possit causa plures desiderare. Wenn Cornificius die Deutlichkeit in der Erzählung unter andern dadurch erreicht glaubt, si ut quidque primum gestum erit, ita primum exponemus (I, 15), so wendet Quintilian (IV, 2, 83) ein: ne iis quidem accedo, qui semper eo putant ordine, quo quid actum sit, esse narrandum, sed eo malo narrare, quo expedit. In demselben Paragraph liest man bey jenem: quo brevior, eo dilucidior et cognitu facilior oratio erit; Quintilian scheint diese Behauptung im Auge zu haben IV, 2, 44, wo er vor der obscuritas, quae nimium corripientes omnia sequitur, warnt. In Betracht solcher Belege werden wir auch Qu. III, 6, 13 alii statum crediderunt primam eius, cum quo ageretur, deprecationem nicht aus Cic. de Inv. I, 13 sive constitutionem primam causae accusatoris confirmationem dixerit, sive defensoris primam deprecationem ableiten, sondern unmittelbar aus Cornificius I, 18.

Selbst Cicero deutet, wenn wir nicht sehr irren, mehreremale in den Büchern de Oratore auf diesen Vorgänger hin, allerdings nicht eben freundlich, siehe II, §. 10 nec vero te, carissime frater — rhetoricis nunc quibusdam libris, quos tu agrestes putas, insequor ut erudiam, ferner II, 117, 130, 201. III, 70, 75, 188, 209. Hier kann eine ähnliche Absicht, wie bey Quintilian bestanden haben, ein brauchbares Lehrbuch nicht nur durch tiefergehende und gefälligere Darstellung, sondern auch durch deutlich zur Schau getragene Geringschätzung außer Credit zu setzen; daß es sich demungeachtet erhalten und wenn auch nicht unter dem wahren Namen des Verfassers auf unsere Zeit gekommen ist, spricht am besten für seine Tüchtigkeit.

Die Bestimmung der Chronologie ist von Schütz und Andern genügend dahin getroffen, daß, da das jüngste in dem Werk berührte Ereigniß, der Tod des Sulpicius (IV, 31), in das Jahr 665 falle, man annehmen dürfe, es sey 666 erschienen. Eine Stelle kann indeß diese Feststellung zweifelhaft machen, IV, 68, wo offenbar Sulla gemeint ist in den Worten proficiscitur in Asiam deinde exul et hostis est dictus, post imperator, postremo est factus consul. So, wie Schütz es thut (XXII), sich über die dadurch entstehende Schwierigkeit hinauszusetzen, wäre eben so leichtsinnig als unnütz; gründlicher geht van Heusde zu Werk, der (l. c. 108) darauf aufmerksam macht, es sey nicht bekannt, daß Sulla von den Marianern für exul erklärt wurde. Aber et exul fehlt auch gerade in den vorzüglichsten Handschriften. Es bleibt nichts übrig, als die Voraussetzung, eine zweyte Auflage oder wenigstens Nachlieferung von Exemplaren sey einige Zeit nach dem Erscheinen des Buches nöthig geworden, in welchem alsdann später Vorgefallenes zu einem Beyspiel verwandt werden konnte.

Das Verdienst der Texteskritik, welches Herr Professor Klotz bey dieser Recognition sich erworben hat, besteht vorzüglich in strengerem Festhalten der überlieferten Lesarten vergleiche Auct. ad Her. I, §. 8, 11, 16, 18, 21, II, §. 5, 8, 16, 27, 34, 42, 46, III, §. 3, 4, 9, 11, 24, 27, 35, IV, §. 3, 7, 21, 26, 28, 37, 39, 42, 49; Inv. I, §. 2, 4, 30, 32, 39, 47, 62, 81, 101, II, §. 24, 68, 77, 92, 104, 115, 147, es fehlt aber auch nicht an entsprechenden Emendationen, wie Cornif. IV, 57 re enim vili carissimam et parva maximam. Näheres Eingehen auf die Fälle, über welche Ref. dem Hrn. Herausgeber nicht beypflichten kann, behält er sich für eine andere Gelegenheit vor.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Mai.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

1. Ausgewählte Reden des Demosthenes.
2. Demosthenes Werke.
3. Demosthenis orationes Philippicae novem.
4. Ausgewählte Reden des Demosthenes.

(Schluß.)

Zu der dritten Rede gegen Philipp §. 9 sind zur Erklärung der Worte: *εἰ δέ τις ταύτην εἰρήνην ὑπολαμβάνει* die Worte Krüger's angeführt: „Ohne Artikel erscheinen bey *οὗτος* nicht bloß Eigennamen, wenn auf gegenwärtige Personen oder Sachen hingewiesen wird. Hier ist der Nom. eig. Prädicat.“ Schon die Beyspiele bey Krüger §. 50 A. 22 konnten zeigen, daß diese Regel hierher nicht paßt, wo ja entschieden *εἰρήνην* prädicativ zu fassen ist. Hierher gehört vielmehr die Regel §. 51, 7, daß *οὗτος* eine gegebene Vorstellung eines Begriffs wiederholt, mit dem Beyspiele: *Τόνδε τὸν ἄνδρα, εἰ δὴ καὶ οὗτος ἀνὴρ, στεφανοῖ ὁ δῆμος.* Jacobs hat die Stelle übersetzt: „Will aber einer das für Frieden halten,“ was zeigt, daß auf die strengere Congruenz des Geschlechts des Pronomens mit dem Prädicats-Substantiv, worauf es sich bezieht, im Griechischen hingewiesen werden konnte. — Ein schlimmes Versehen findet sich bey Anführung der Regel über den Fall, wo die Verba, die ausdrücken, daß etwas geschehen müßte oder erlaubt wäre, kein *ἄν* bey dem historischen Tempus haben, aus Buttmann's Grammatik §. 139 A. 3, indem in den Worten: „der Grund ist, daß man dabey nicht im Sinne hat *οὐ χρῆ*,“ das „nicht“ ausgelassen ist.

Auch in die Erklärung der *ἀντίδοσις* (zu Phil. I, §. 36) hat sich eine Unrichtigkeit eingeschlichen, indem es von dem Gesetze des Solon heißt: nach welchem der zu der Leistung ernannte einem andern, welchen er übergangen glaubte, ungeachtet derselbe eher als er die Leistung übernehmen konnte, die Liturgie zuschieben, oder, wenn dieser sie nicht annehmen wollte, einen Vermögenstausch zumuthen konnte, so daß nach geschehener Umtauschung der Anbietende aus dem eingetauschten Vermögen die Liturgie leistete, oder der, welchem der Tausch angeboten worden war, nicht weiter zur Liturgie verpflichtet war.“ Sollen die letzten Worte sich auch auf den Fall der geschehenen Umtauschung beziehen, so mußte es heißen: „aber oder und der,“ wie sich bey Böckh, Staatshaushalt der Athener Th. II, S. 123 der ersten Ausgabe wirklich findet; soll aber der Fall der Nichtannahme gemeint seyn, so mußte es heißen: „oder der, welcher den Tausch angeboten hatte,“ was freylich mit dem vorausgegangenen Zuschieben der Liturgie zusammen fallen würde.

Allzugroßes Streben nach Kürze hat in der Note: „*πάλιν*: erg. *ἐμβαίνειν*,“ zu den Worten (§. 36 f.): *καὶ μετὰ ταῦτα ἐμβαίνειν τοὺς μετοίκους ἔδοξε . . εἶτ' αὐτοὺς πάλιν* irre geführt. Das Richtige findet sich bey Franke: „*εἶτ' αὐτοὺς πάλιν*] sc. *ἐμβαίνειν*. *Πάλιν* ad *ἔδοξε* sive ad mutatam consilii rationem spectat.“ Es sollte also heißen: „erg. *ἔδοξε ἐμβαίνειν*.“

Im Folgenden finde ich mich mit meiner Ansicht im Widerspruch mit den Verfassern aller hier zu besprechenden Bearbeitungen dieser Rede. Alle fassen nämlich §. 38 die Worte: *ἀλλ' εἰ μὲν ὅσα τις ὑπερβῇ τῷ λόγῳ, ἵνα μὴ λυπήσῃ, καὶ τὰ πράγματα ὑπερβήσεται, δεῖ πρὸς ἡδονὴν δημηγορεῖν*, so, daß sie zu *τὰ πράγματα ὑπερβήσεται* als Subject *τις* herunternehmen, und es in dem Sinne: „über die Angelegenheiten hinwegkommen" fassen, was sie zu der Annahme nöthigt, der Redner hätte die Construction geändert, und nach *τῷ λόγῳ* mit *τὰ πράγματα* statt *τῷ ἔργῳ* fortgefahren. Dieses ist, wenn wir auf das vorausgegangene *ὅσα* sehen, offenbar ganz verschroben. Die Sache wird aber einfach, wenn wir *τὰ πράγματα* zum Subject machen, wie es schon Bremi wollte, der die Sache richtig gefaßt zu haben scheint, aber durch seine etwas unbestimmte Bemerkung zu verschiedenen Irrthümern Anlaß gab. Diese Bemerkung lautet: „Quod antecedenti verbo convenienter *τῷ πράγματι* vel potius *τῷ ἔργῳ* dicendum erat, id cum vi factum est subiectum *καὶ τὰ πράγματα*, auch die Thatsachen, auch die Wirklichkeit." Bömel, welchem Reuter folgte, bemerkt richtig: „Subiectum est non *τις*, sed *τὰ πράγματα*, id quod postulat et sententia et grammatica," macht aber dann den unglücklichen Zusatz: „Sed notandum h. l. aoristum secundum *ὑπερβῇ*, praetermittat, transitive esse dictum," wobey er offenbar den bey dem ersten Aorist sich findenden Accusativ der Person mit dem hier stattfindenden Accusativ der Sache, der eigentlich von *ὑπὲρ* abhängt, verwechselt. Daraus geht hervor, daß er *ὑπερβήσεται* absolut fassen will, ohne es auf *ὅσα* zu beziehen; und dem entsprechend lautet auch in der Pariser Ausgabe die Uebersetzung: „Verum, si etiam res, quas quis offensionis vitandae causa oratione praeterit ipsae praeteribunt." In gleichem Sinne ist auch die Stelle von Jacobs übersetzt, und von Becker; Franke sagt, er habe die Stelle in seiner ersten Ausgabe auch so gefaßt, Sauppe habe aber mit Recht bemerkt, *ὑπερβῇ* und *ὑπερβήσεται* könne nicht in verschiedenem Sinn, und letzteres nicht intransitiv gefaßt werden, deßhalb sey die richtige Erklärung: „Si quis, quae dicendo transierit, ea ipsa transierit (darüber hinwegkommen) h. e. effecerit, ut nihil habeant molesti." Allein, abgesehen davon, daß ea ipsa keineswegs den Worten *καὶ τὰ πράγματα* entspricht, ist doch gerade so das Wort *ὑπερβαίνειν* ganz verschieden erklärt, einmal mit „außer Acht lassen," das andere Mal mit „glücklich darüber hinweg kommen." Diese Anstände fallen aber alle weg, wenn man *ὅσα* als Object von *ὑπερβῇ* und von *ὑπερβήσεται* faßt, und übersetzt: „wenn über das, worüber Einer in seiner Rede hinweggeht, auch der Gang der Ereignisse hinweggehen wird," oder: „wenn das, was einer in seiner Rede nicht berührt, auch von den Ereignissen unberührt bleiben wird." Dem Sinne nach hat man mit Recht Phil. III, §. 4 damit verglichen. Mit jener Stelle stimmt aber fast wörtlich überein, was man de Chers. §. 34 liest. — Wir reihen daran sogleich die Erklärung des Wortes *πράγματα*, welche zu der Rede de Chers. §. 1 gegeben ist: „das Wort *πράγματα* muß auf mancherley Weise übersetzt werden: Staatsangelegenheiten, Staat, Macht, Umstände, Lage, Vorfälle." Hierbey hätte wohl zu besserer Concentrirung der vag scheinenden Bedeutungen darauf aufmerksam gemacht werden sollen, daß sie sich alle auf die beyden Bedeutungen des Wortes *πράττειν*, handeln und sich befinden, zurückführen lassen.

Die Erklärung der Worte *τριήρας κενὰς* (Phil. I, 43) „leer von Bürgersoldaten" könnte leicht den Irrthum erzeugen, als wären sie mit Miethstruppen bemannt ausgefahren; ganz gut ist deßhalb der Zusatz in Nro. 2: „die erst mit Söldnern bemannt werden sollen."

Wenn nach der Bemerkung zu §. 43 *ὁ δεῖνα* nur auf eine bestimmte Person bezogen werden soll, was Olynth. II, 31 auch bey der Formel *ὁ δεῖνα ἢ ὁ δεῖνα* sich findet, während zu *τὸν δεῖνα καὶ τὸν δεῖνα* (Phil. I, 46) nichts bemerkt ist; so steht dieß in Widerspruch mit der von G. Hermann zu Vigerus S. 704 ausgesprochenen Ansicht, welcher sich Klotz zu Devarius Bd. II, S. 391 anschließt, daß *ὁ δεῖνα* eine Person bezeichnet, die man nicht nennen will oder nicht nennen kann, eine bestimmte oder eine unbestimmte. So wird in

den Eidesformularien für die Beamten des byzantiniſchen Reiches in den Papyrus der Pommersfelder Bibliothek für den Namen überall ὁ δεῖνα geſetzt, d. i. N. N., nomen nescio.

In den Worten (§. 46): ὅταν γὰρ ἡγῆται μὲν ὁ στρατηγὸς ἀθλίων καὶ ἀπομίσθων ξένων, οἱδ' ὑπὲρ ὧν ἂν ἐκεῖνος πράξῃ πρὸς ὑμᾶς ψευδόμενοι ῥᾳδίως ἐνθάδ' οὖσιν wird allgemein ῥᾳδίως mit ψευδόμενοι verbunden, in dem Sinn „leichthin belügen;“ ich bin aber heute noch der in der Zeitſchrift für die Alterthumswiſſenſchaft 1845, Nr. 101 ausgeſprochenen Anſicht, daß ῥᾳδίως ἐνθάδ' οὖσι zuſammen gehöre, und dieß zuſammen zu ſtellen iſt mit den Worten (§. 32): ὅτε (ἡ δύναμις) . . . πρὸς αὐτῇ τῇ χώρᾳ καὶ πρὸς τοῖς τῶν ἐμπορίων στόμασι ῥᾳδίως ἔσται, in dem Sinne: „ſich ungehindert an einem Orte aufhalten können und leichtes Spiel daſelbſt haben.“ So erhalten wir einen paſſenden Gegenſatz zwiſchen den Mühen des Feldherrn und dem leichten Spiele der Lügner, und der Satz ſchließt mit einem gewichtigen Begriffe, während ἐνθάδ' οὖσιν allein einen ganz matten Schluß bildet, der wenigſtens im erſten Satzgliede einen örtlichen Gegenſatz erfordern würde; auch ſcheint mir das Participium des Präſens mit dem Artikel bey der gewöhnlichen Erklärung nicht in ſeiner Stelle zu ſeyn, ſondern vielmehr das Participium des Futurum wie §. 49 τήν τ' ἐρημίαν τῶν κωλυσόντων (wo ἐρημία nicht die „Abweſenheit“ bedeutet, ſondern wie es in Nr. 2 heißt: „wie es an ſolchen fehlt, die Widerſtand leiſten können“); endlich iſt nicht recht einzuſehen, warum ῥᾳδίως, wennn es zu ψευδόμενοι gehört, dieſem Worte nachgeſetzt iſt.

In der zweyten Rede gegen Philippus §. 13 iſt es wohl als ein bloßes Verſehen zu betrachten, daß das Lemma der Note iſt: ὡς πάντα ταῦτ' εἰδώς, wie wenn ὡς zum Participium gehörte.

Daſelbſt (§. 23) in den Worten: Ὑμεῖς δ', ἔφην ἐγώ, διδόντα μὲν καὶ ὑπισχνούμενον θεωρεῖτε Φίλιππον, ἐξηπατηκότα δ' ἤδη καὶ παρακεκρουμένον ἀπεύχεσθε, εἰ σωφρονεῖτε δή, ἰδεῖν. ἔστι τοίνυν, νὴ Δί, ἔφην ἐγὼ u. ſ. w. ſoll θεωρεῖται Indicativ, ἀπεύχεσθε aber Imperativ ſeyn. Franke hat in ſeiner erſten Ausgabe auch ἀπεύχεσθε als Indicativ gefaßt, und die Stelle ſo erklärt: „Vos autem largientem quidem et pollicentem Philippum contemplamini (consideratis), sed qui iam fefellerit et deceperit, eum (Philippum) deprecamini, si quidem sapitis, ne videatis (i. e. eum non vultis videre). Itaque (τοίνυν) eo vos praesidio adversus fallaciam regis munite, quod unum salutare est diffidentia;“ in der zweyten dagegen ſchließt er ſich den Uebrigen an, indem er non vultis in nolite ändert; nach meiner Anſicht nicht mit Recht. Daß ein Gloſſator ἀπεύχεσθε mit ἀπεύξασθε erklärt, hängt wohl mit der verdorbenen Lesart ἂν σωφρονῆτε zuſammen, die man nach der beſten Handſchrift (Σ) mit Recht in εἰ σωφρονεῖτε δή abgeändert hat, was offenbar ſchlecht zum Imperativ paßt. Wenn aber Bömel den Imperativ mit den Worten rechtfertigt: „Nam si iam deprecabantur decipientem Philippum Messenii, eum fraudulentum fore non amplius demonstrandum est,“ ſo iſt dagegen zu bemerken, daß ja Demoſthenes nicht zu zeigen ſucht, daß Philippus ein Betrüger ſey, ſondern die Meſſenier ermahnt, auf ihrer Hut zu ſeyn, was ſich vermittelſt des τοίνυν ganz gut an den Indicativ anſchließt, während an den Imperativ ſich die folgenden Sätze im Indicativ mit dieſer Partikel nicht gut anreihen. Ich erkläre die Stelle ſo: „Ihr ſeht jetzt in Philipp nur einen Freund, der euch Geſchenke und Verſprechungen macht, ihr wünſcht

aber gewiß, wenn ihr klug seyd, daß ihr nie sehen müßt, daß er euch hintergangen hat. Es gibt nun (um dieses zu vermeiden) verschiedene Schutzmittel, eines aber ist das beste, das Mißtrauen; dieses bewahret.“

In der Rede über die Angelegenheiten im Chersones §. 4 wird ὡς ἄρα erklärt: „daß ja,“ Franke bemerkt: „daß nämlich, daß ja, frequens in referendis aliorum sententiis.“ Damit ist aber die Bedeutung dieser Partikeln nicht klar gemacht. Die Ansicht Anderer an sich gibt ὡς an; steht aber noch ἄρα dabey, so wird dadurch angedeutet, daß der Sprechende nicht gleicher Meinung ist; es entspricht also unserm „daß am Ende gar,“ was sich so erklären läßt: „daß also, wenn man seiner Ansicht Glauben schenken soll.“ Die Bedeutung „ja“ hat ἄρα bey εἰ, denn „wenn ja“ ist so viel als: „wenn also das eintreten sollte, was ich nicht vermuthe.“ In ähnlicher Weise findet sich ὡς ἄρα unten §§. 57 und 73, und de cor. §§. 22 und 54. Ist aber diese Erklärung von ὡς ἄρα richtig, so ergibt sich daraus auch die Bedeutung des Folgenden Ἔστι δὲ, wozu man gewöhnlich εἰρήνην ἄγειν ergänzt; es bedeutet dieß nämlich dann nichts anders als: „der wahre Sachverhalt ist aber“ u. s. w.

Zu οἱ καθήμενοι (§. 30) ist nicht mit Recht bemerkt: „καθῆσθαι, unthätig dasitzen;“ denn wenn gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß dieses Verbum bey Demosthenes öfters so gebraucht wird, wie unser „die Hände in den Schooß legen,“ so ist doch auch anzuerkennen, daß οἱ καθήμενοι öfters ohne den Nebenbegriff der Unthätigkeit die Zuhörenden im Gegensatz zu dem als Redner Auftretenden bezeichnet; und dieß ist hier der Fall, wie schon der Artikel andeutet. Vergl. dagegen Phil. I, 9.

Zum Schluße kann ich nicht umhin, die Schreibweise Mazedonien und Thrazien zu rügen, während Heft 3 S. IX, noch dazu neben Thrazien, sich Chalcidice findet. Dergleichen ist Schülern gegenüber nicht so leicht zu nehmen; es ist aber gewiß nicht zu billigen, wenn durch Vermittlung des lateinischen c für das griechische κ ein z eingesetzt wird, das ja ein ganz anderer Buchstabe ist, so daß man bey Mazedonien immer an μάζα denken muß. Will man die für das Lateinische jetzt übliche Aussprache auf das Deutsche übertragen, so behalte man das lateinische c bey; sonst steht es uns ja auch frey, das griechische κ beyzubehalten, wie es in Nr. 4, und auch in Nr. 2 geschehen ist, wo freylich alle Namen in ihrer griechischen Gestalt erscheinen, was für uns in Athenä und Athenäer allerdings etwas auffallend ist.

Wenn ich bisher nur dasjenige angeführt habe, worin ich Hrn. Doberenz nicht beypflichten kann, so fühle ich mich gedrungen, ehe ich weiter gehe, noch meine Anerkennung des auch in diesen beyden Heften Geleisteten auszusprechen. Sie sind nämlich mit gleichem Fleiße und gleicher Einsicht in die Bedürfnisse der Schüler als das erste Heft bearbeitet, und ich zweifle daher nicht, daß, wo sie gebraucht werden, die Einwirkung auf Gründlichkeit und Sicherheit der Vorbereitung sich bald kund geben wird.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Mai.
Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede über die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit, gehalten in der allgemeinen Sitzung am **27. März 1852** zur Vorfeyer des dreyundneunzigsten Stiftungstages der k. b. Akademie der Wissenschaften, von Friedrich Thiersch.

Die Feyer des Stiftungstages unserer Akademie ruft auch diesesmal die Erinnerung an den Zweck ihres Daseyns und an die Förderungen und Hemmnisse zurück, durch welche der Weg nach dem ihr vorgesteckten Ziele, das Rerum cognoscere causas, ihr erleichtert oder erschwert wurde, zumal trotz allem Wechsel der äußeren Lage, das Innere der Dinge auch hier sich gleich geblieben ist.

Hervorgerufen wurde die Stiftung durch den Entschluß des besten und gesundesten Theiles des bayerischen Volkes, das Vaterland auf dem Wege der Wissenschaft und Bildung nicht länger hinter andern deutschen Stämmen zurückbleiben zu lassen, denen es bis in das sechzehnte Jahrhundert ebenbürtig gewesen oder vorangegangen war. Darum sehen wir die Zierden der Geistlichkeit und des Adels, die Kenedy, Braun, die Kreittmayr, Heimhausen mit den hervorragenden Männern der mittleren Stände, mit Lory und seinen Freunden zur Förderung des von diesem unternommenen Werkes treu und fest verbunden. In ihrem brieflichen Verkehr von jenen Jahren, den das akademische Archiv als ein theueres Vermächtniß ihrer Gesinnung und Thätigkeit bewahrt, fühlt man den freudigen Enthusiasmus wehen, der ihre Herzen wie ein Frühlingshauch den Blüthensprossenden Hain durchathmet. Dagegen traten der Schöpfung der beginnenden Zeit die Vertheidiger der zu Grabe gehenden feindlich in den Weg, von denen auf dem Gebiete der Intelligenz, der Wissenschaft und des Unterrichts feste Bevormundung für heilsam, und die Emancipation von ihr für eine Gefährdung des Alten und des durch langen Besitz lieb gewordenen betrachtet wurde. So stark war ihr Einfluß selbst auf den einsichtsvollen und wohlwollenden Stifter der Akademie, den Churfürsten Maximilian Joseph, gesegneten Andenkens, daß, als er schon die Feder hielt, um die Stiftungsurkunde zu unterzeichnen, er sich noch gegen den Kanzler von Kreittmayr, der ihm das Document vorgelegt hatte, mit der Frage wendete, ob es nicht doch besser wäre, die Schriften der Akademiker zur Censur nicht, wie beantragt war, der Akademie selbst, sondern den frommen und gelehrten Vätern der Gesellschaft Jesu vorzulegen? Die Antwort des Kanzlers ist bekannt und bezeichnet den Mann: „Sollte das geschehen, so thäte churfürstliche Durchlaucht besser, von der Gründung einer Akademie der Wissenschaften ganz abzustehen," worauf der Churfürst unterschrieb.

Aber auch außer der Sphäre dieses principiellen Gegensatzes war die Meinung weit verbreitet, daß man neben jenem gelehrten und mächtigen Orden und den von ihm geleiteten Anstalten, den Gymna-

sien, Lyceen und der Landes-Universität, einer Akademie der Wissenschaften nicht bedürfe, daß in jenen Schulen für Wissenschaft und Unterricht schon längst auf das Zweckmäßigste gesorgt sey, daß die neue Anstalt nur als ein Luxus, ja als ein gefährlicher zu betrachten komme. Glaube und Charakter des Volkes würden mit den Ansichten erschüttert, unter deren Einfluß sie sich entwickelt und erhalten hätten.

Zwar die Furcht vor Bedrohung der Kirchlichkeit und Nationalität durch die Akademie hat sich längst zerstreut, und jede auch kirchliche Richtung ist in unserer Corporation zur Pflege der uns allen gemeinsamen Interessen höherer und gesunder wissenschaftlicher Forschung und Bildung vertreten; aber die Behauptung, welche jener Ansicht als ihr Wesen zu Grunde liegt, haben wir noch in der letzten Zeit gehört: daß man neben den Schulen und Universitäten die Akademie so wenig brauche, als neben den wissenschaftlichen Hülfsmitteln von diesen die mit der Akademie eng verbundenen wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, ja daß beym akademischen Hindrängen der Forschung auf das Abgezogene und Abgelegene der Dinge die praktische Richtung der Zeit, damit aber das von ihr bedingte öffentliche Wohl versäumt oder gefährdet werde. Im Grunde stehen wir hier der Weisheit gegenüber, welche die Alten eine *ἄμουσος σοφία* nannten, weil sie die Wirkung ohne die Ursache für möglich hält und nach der Frucht begierig ist, ohne den Baum zu pflanzen, der sie trägt.

Schon auf dem Gebiet der äußeren Erscheinung genügt es nicht, das unmittelbar Greifbare und das der schlichten Wahrnehmung Zugängliche zu kennen, und kein vernünftiger Mensch tadelt das Teleskop oder das Mikroskop, jenes, weil es die dem unbewaffneten Auge unerreichbaren Welten und das Gesetz des Ganzen erschlossen hat, dieses, weil es die Natur des Organismus und seines Werdens, dadurch aber das Gesetz des Einzelnen zu erkennen anleitet.

Der menschliche Geist, welcher nach dem Dichter unter vielem Gewaltigen das Gewaltigste ist, äußert und offenbart gerade in jener das Innere der Dinge durchdringenden und dadurch das Aeußere sich unterwerfenden Thätigkeit seine Gewalt. — Die Wissenschaft ist seine Offenbarung und der aus ihr strömende Nutzen sein Triumph, jede Anstalt aber, die jene pflegt und diesen vermittelt, trägt eben darum ihre Berechtigung in sich selbst. Sie ist ein Glied in dem großen geistigen Organismus, der alle Völker und Länder, und zuletzt auch alle materiellen Interessen begreift und in Bewegung setzt:

„Mens agitat molem!“

Daran ist gegenüber der gemeinen Ansicht und ihrer usurpirten Gewalt überall, und zumal bey Veranlassungen, wie die gegenwärtige, zu erinnern, daß auf dem Gebiete des idealen Schaffens Forschung und Anwendung, Theorie und Praxis, als die nach Innen und nach Außen gerichteten Thätigkeiten eben so eng verbunden und so wenig ohne Tod lösbar sind, wie Geist und Körper. Es mag aber als ein günstiger Umstand betrachtet werden, wenn eine Anstalt, die jenen innern Nexus der Forschung und der Anwendung durch ihre Thätigkeit zu bewähren und zu vertreten hat, durch Beyspiele aus ihrer eigenen Mitte und durch die Thätigkeit der hervorragendsten ihrer Mitglieder Sinn und Belang des oben erwähnten Ausspruches auch denen vor die Augen stellen kann, welche dem concreten Fall zugänglicher sind, als der, wenn auch noch so sichern abstracten Behauptung.

Haben wir demnach bey unserer letzten Stiftungsfeyer mit Hinweisung auf die Arbeiten von Sömmering und Joseph von Baader von der praktischen Seite rein wissenschaftlicher Thätigkeit gesprochen, so kann es als eine Ergänzung jenes Vortrages betrachtet werden, wenn wir heute die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit in Erwägung ziehen und zu diesem Zwecke die Erinnerung an zwey unserer glorreichsten Mitglieder, Reichenbach und Fraunhofer feyern, die in fast gleicher Weise von der praktischen Seite zur wissenschaftlichen durchgedrungen und durch Vereinigung von beyden zu großen Resultaten und dauerndem Ruhme gelangt sind. Wir erfüllen dabey zugleich, wenn auch verspätet, die Pflicht dankbarer Ehrung ihres Verdienstes an dieser Stelle, und leiten auf das Zweckmäßigste die Verkündigung einer wissen-

schaftlich-technischen Anstalt ein, welche die Sorge unseres Monarchen und Beschützers für das öffentliche Wohl in diesen Tagen gegründet und mit der Akademie verbunden hat.

Georg v. Reichenbach wurde am 24. August 1772 zu Durlach geboren. Er war der Sohn eines Technikers, der wegen ungewöhnlicher Fähigkeit zum Oberstuckbohrmeister nach Mannheim berufen wurde und als Oberstlieutenant bey der Artillerie in München gestorben ist. Dieser hat seinen Sohn in den frühesten Jahren in praktischer Thätigkeit geübt und dadurch jenen festen Grund zu seiner Bildung für Artillerie- und Geniewesen und zu jener Sicherheit gelegt, welche später ihm mit der Idee neuer Erfindungen zugleich Art und Mittel ihrer Ausführung in die Hand gab.

Als Knabe von 14 Jahren ward er in die Militärschule zu Mannheim aufgenommen, erwachte hier zu reger Thätigkeit, sah aber bald, daß zur Lösung höherer Aufgaben seines künftigen Berufes tiefere Studien der reinen Mathematik und Mechanik nöthig seyen, als die auf vier Jahre berechnete Anstalt gewähren konnte. Doch bot sich ihm Gelegenheit, bey der Gewandtheit seines Geistes und der frühreifen technischen Fertigkeit einige mechanische Arbeiten glücklich auszuführen und dadurch die Aufmerksamkeit des Grafen v. Rumford zu erregen, auf dessen Empfehlung der Churfürst Karl Theodor den achtzehnjährigen Jüngling nach Vollendung des Curses jener Studien zum Lieutenant bey der Artillerie erhob und in den Stand setzte, durch einen längern Aufenthalt in England sich für sein Fach des Weitern auszubilden [1]).

Dort war Reichenbach mitten unter den Wundern einer kolossalen Technik und Industrie, welche durch weise Benützung mächtiger Naturkräfte und sinnreiche mechanische Rüstzeuge in raschen Umschwung gesetzt ward, und fast jeden Tag auf dem Gebiete der Fabrication, des Maschinenbaues und der Schifffahrt mit neuen Erfindungen bezeichnete; aber auch die Instrumente und Arbeiten der Sternwarten, die Wissenschaft und Methode ihrer Vorsteher waren der Gegenstand seiner ernstesten Studien, und er kehrte nach drey Jahren mit dem Gefühl zurück, daß er Vieles gelernt und beobachtet, und daß, was er der Verbesserung und Ergänzung fähig oder bedürftig gefunden habe, nur durch Verbindung rein praktischer Versuche und rein wissenschaftlicher Forschung zu erzielen sey. Er wendete sich darum mit noch größerer Beharrlichkeit zu theoretischen Studien der Fächer seiner Neigung, der Mechanik und Astromie, so weit es seine amtlichen Arbeiten und die

---

1) Die Notizen über Reichenbachs Leben sind größten Theils aus einem Aufsatze über ihn gezogen, welcher sich im Regierungsblatte für das Königreich Bayern Jahrgang 1829 Nr. 5 S. 58 ff. aufgenommen findet. Der Verfasser ist nicht bekannt, aber ist auf jeden Fall ein mit den Sachen und Verhältnissen vollkommen vertrauter Mann. Das aus jener Schrift Genommene wurde aus andern Quellen, zum Theil aus mündlichen Mittheilungen seiner noch lebenden Angehörigen und Freunde und aus eigenen Erfahrungen ergänzt. — Die Erlaubniß und Unterstützung zur Reise nach England erhielt Reichenbach vom Churfürsten Karl Theodor zunächst durch Vermittlung des Hofastronomen zu Mannheim, Abbé Barry, welcher den Grafen v. Rumford auf die Kenntnisse und Leistungen des Jünglings aufmerksam machte. Sie begann 1791 in seinem 19. Jahre, und endete 1793. Der Umstand, daß er schon damals die Hoffnungen und aufmunternde Theilnahme zweyer so bedeutender Männer, wie Rumford und Barry erregt hatte, zeigt, wie in füher Jugend seine hervorragende Begabung wahrgenommen und gewürdiget wurde. Es war nicht nur eine Reise zu seiner Belehrung, sondern in gewisser Hinsicht eine wissenschaftliche Entdeckungsreise nach England, da der schon damals begonnene unermeßliche Fortschritt der Engländer in den Künsten der Eisenfabrication und des Maschinenbaues wie der Construction der Dampfmaschinen in Deutschland noch wenig bekannt war. Diesen letzten fand er Gelegenheit bey Watt gründlich kennen zu lernen, die Structur der astronomischen Maschinen besonders in Greenwich und Edinburgh. Sein reger und reich begabter Geist aber fand neben den Vorzügen des Neuerfundenen, was er sah, überall auch dessen Unvollkommenheiten und die Möglichkeit, das Fehlende zu ergänzen oder das Mangelhafte zu verbessern.

Stürme des Krieges, in die er seit seiner Rückkehr nach der Heimath gezogen wurde, nur immer gestatteten.

Schon im Jahre 1796 ward er als Hauptmann bey der Artillerie durch seinen Beruf nach München geführt, uud erwog die Gründung eines mechanischen Instituts, für dessen Bethätigung die Bedürfnisse jener Zeit und der Mangel an Mechanikern ein reiche Gelegenheit zu bieten schien [2]).

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat May 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VIII. No. 29. Febr. I. 1852. London 1852. 8.

Von der Royal Asiatic Society in London:

Journal. Vol. XIII. Part I. Vol. XIV. Part I. London 1851. 8.

Von der Institution of Civil Engineers in London:

Minutes of Proceedings. Session 1849/50, 50/51. Vol. IX. X. Lond. 1850. 52. 8.

List of membres of the Institution of civil engineers 1851. Lond. 1851. 8.

2) Anfangs hielt seine amtliche Pflicht ihn meist im Zeughause beschäftiget, aber außer dieser Sphäre trieb ihn die Entwicklung und Realisirung der großen Ideen, die er mitten unter seinen Studien und Beobachtungen in England gefaßt hatte. München hatte damals nicht eine einzige Anstalt zur Verfertigung mathematischer Instrumente. Weder für die Forstkammer und andere technische Staatsanstalten, noch für die topographische Vermessung des Landes wurden in Bayern die Werkzeuge und Maschinen gefunden. Reichenbach begann damit, einige Winkel-Instrumente und Spiegel-Sextanten für die Forstkammer mit Hülfe einer von ihm nach der überlieferten Methode gemachten Theilmaschine zu verfertigen.

Von dem Instituto historico e geographico Brazileiro in Rio de Janeiro:

Revista trimensal de historia e geographia. Tom. 3. No. 10. 11. 12. T. 4. No. 1. T. 5. No. 13 — 16. T. 6. No. 17 — 20. T. 14. No. 1 — 4. Rio de Janeiro 1848 — 51. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte. Februar, März 1852. Berlin 1852. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIV. No. 5 — 13. Février, Mars 1852. Par. 1852. 4.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 2. 3. Febr. Mars 1852. Paris 1852. 8.

Von der Royal astronomical Society in London:

Memoires. Vol. XX. London 1851. 4.

Astronomical Society notices. Vol. XI. 1850. 1851. London. 8.

Von Hrn. Maxime de Choiseul-Daillecourt in Paris:

Parallèle historique de revolution d'Angleterre et de France sous Jacques II. et Charles X. Paris 1851. 8.

Von Hrn. Jakob Geel, Direktor der Bibliothek in Leiden:

Catalogus librorum manuscriptorum qui inde ab anno 1741 bibliothecae Lugduno Batavae accesserunt. Lugd. Bat. 1852. 4.

Von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:

Mittheilungen. 3. Bd. III. Heft. Altenb. 1851. 8.

Von dem naturforschenden Verein in Bamberg:

Ueber das Wirken und Bestehen des Vereins. I. Bericht. Bamberg 1852. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXIV. Heft II. III. Februar, März. Landau 1852. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Mai.
Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit ꝛc.

(Fortsetzung.)

Sein reger und durch große Erfahrungen gereifter Geist war voll von Ideen neuer Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiet, und sein theoretisches Studium fand reiche Förderung durch den Rath und die Hülfe von Ulrich Schiegg, Mitglied unserer Akademie, einem genialen und gründlich gebildeten Mathematiker und Astronomen, dem bis zu seinem Tode Reichenbach dafür mit der größten Dankbarkeit zugethan geblieben ist [3]).

Die Herstellung besserer, an Umfang kleinerer, aber an Genauigkeit vorzüglicherer mecha-

3) Vergl. über ihn den Jahresbericht der k. Akademie der Wissenschaften vom 12. October 1810; bayr. Nationalzeitung 1810 S. 431 ff., und den ausführlichen Bericht im Kalender für katholische Christen, zehnter Jahrgang, 1850 S. 71 — 74, mit seinem Bildnisse. Dasselbe ist auch im Besitz des historischen Vereins von Oberbayern nach dessen IX. Jahresbericht S. 73.

Er war geboren am 3. May 1752 zu Gosbach an der Filz bey Wiesensteig in der 1806 an Württemberg abgetretenen ehedem bayerischen Reichsherrschaft gleichen Namens, und starb am 4. May 1810. Den Todestag bestätiget auch die Unterschrift unter seinem Bildnisse im historischen Verein und daraus berichtiget sich die Angabe in Kaisers Bücherlexicon S. 78, welches seinen Tod auf den 13. September 1808 setzt. (Mittheilung des Akademikers Hrn. Dr. Föhringer.)

Von den Angehörigen für den geistlichen Stand bestimmt, trat er den 29. September 1771 in den Benediktinerorden. Mit größtem Eifer verfolgte er seine Studien, besonders auf dem Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie und so, daß er mit der Theorie die praktische Anwendung naturwissenschaftlicher Untersuchungen zu verbinden bemüht war. So geschah es, daß er, im Lehramt bethätiget, zuerst in seinem Kloster Ottobeuern, und seit 1791 an der Universität zu Salzburg mit den Vorzügen eines guten Lehrers eine ungewöhnliche Geschicklichkeit für landwirthschaftliche, mechanische und physikalische Arbeiten und Verbesserungen verband; während 10 Jahren wurde er in seinem Kloster mit der Oekonomieverwaltung betraut, in Salzburg brachte er für die Saline zu Hallein zweckmäßige Vorkehrungen und Instrumente zur Ausführung, und war bey der Verfertigung der ihm nöthigen mechanischen und astronomischen Instrumente selbst thätig.

Nach Aufhebung seines Klosters empfieng er im Jahre 1803 einen Ruf als Astronom nach München. Da eine besondere Sternwarte damals noch nicht gebaut war, ward ihm der astronomische Thurm an der nordöstlichen Seite des Wilhelminischen Gebäudes zur Verfügung gestellt. Seit 1807 nahm er vorwiegenden Antheil an den Vermessungen der bayerischen Provinzen in Franken.

In jenen Jahren knüpfte sich das nahe Verhältniß mit Utzschneider und Reichenbach, in deren mechanischem Institut er fast täglich gegenwärtig war und den Unternehmern mit Lehre,

nischer Instrumente war wesentlich von der Erfindung und Ausführung einer nicht durch Versuche, sondern nach mathematischer Methode zu bewirkenden vollkommen gleichmäßigen Theilung des Kreisbogens bis in das feinste, nur durch das Mikroskop noch zu unterscheidende convergirende Linien abhängig, durch welche die Sicherheit der Messung und Berechnung bedingt und der Ersatz des Massenhaften und Schweren durch das Feine und Leichte,

Rath und thätiger Hülfe beystand. Die Berufung eines andern Astronomen, des Hrn. v. Seyfert, gab Veranlassung, daß ihm die astronomischen Geschäfte mit dem Gebrauche des Thurmes, den er mit Vorliebe eingerichtet und verwaltet hatte, zu seinem großen Kummer entzogen wurde. An dem Tage, wo ihn diese unerwartete Begegnung getroffen hatte, saß er stumm und in sich versunken lange Zeit im mechanischen Institut und brach endlich in die Worte aus: „das hätte ich nicht geglaubt, daß mir auch dieses noch begegnen sollte!“ (Mittheilung des Hrn. Tr. Ertel.)

Ihm blieben noch die Geschäfte der Landesvermessung und seine Betheiligung an der Gründung des Steuerkatasters, für dessen Zwecke sie vollzogen wurde. Uebrigens hat er seine Ausweisung aus dem astronomischen Thurme nicht lange überlebt. Auf einer Geschäftsreise in Franken wurden die Pferde seines Wagens scheu, dieser schlug um, und Schiegg, der im Innern auf eine Kiste mit Meßinstrumenten zu seiner Seite geworfen wurde, erlitt eine Verletzung in den Rippen, die seinem Leben bald ein Ende machte.

Er wurde nicht nur als ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom, sondern auch wegen der lauteren Güte seines Herzens und der Sanftheit und Milde seines edlen in sich beruhigten Wesens allgemein geachtet und geliebt.

Wie die meisten Gelehrten seines Ordens hat er wenig geschrieben. Nur eine Nachricht „über einen aerostatischen Versuch,“ Ottobeuern 1784, (er hatte damals einen großen Luftballon, den ersten in Schwaben, steigen lassen) und eine sehr gründliche Schrift aus dem Gebiete der Mechanik „Ueber die Reibung und Steifigkeit der Seide“ Salzburg 1798, sind zu meiner Kenntniß gekommen. Letztere Schrift wird zuweilen fälschlich dem Benediktiner Edmund Hochreiner beygelegt, der sie nach altakademischen Gebrauch unter Vorsitz des Verfassers, seines Lehrers, vertheidiget hat.

des Verwickelten durch das Einfache möglich gemacht wurde.

Das Suchen und Ringen nach dem Principe dieser Theilung, verbunden mit zahllosen Entwürfen und Berechnungen, hatten seinen nie ruhenden Geist ohne Unterlaß bewegt, auch als 1800 der neubegonnene Krieg ihn wieder in das Feld rief. Noch in den späteren Jahren seines Lebens pflegte er mit erhöhtem Gefühle den Freunden zu erzählen, wie 1801 am 10. Juli, da er als Artillerie-Hauptmann zu Cham im Quartier lag, das Princip der Theilmaschine ihm auf einmal klar vor den Geist trat. Gleich nach der Rückkehr aus dem Felde ging er daran, sie auszuführen. Es gelang ihm durch zwey Alhidaden, die um eine kegelförmige stählerne Achse unmittelbar übereinander liegen und durch Hebel und Gegengewicht äquilibriren, auf eine bewunderungswürdige Weise. Die Maschine ist noch jetzt in dem an Hrn. Traugott Ertel übergegangenen Institut, fünfzig Jahre nach ihrer Herstellung, in ungeschwächter Thätigkeit [4]).

Bis dahin hatte Reichenbach gemeinschaftlich mit einem geschickten Mechaniker, Liebherr, in einer beschränkten Werkstatt gearbeitet. Jetzt stand der Eröffnung eines größern Instituts nichts mehr entgegen. Utzschneider, von Reichenbach zum Beytritt eingeladen, erkannte die Wichtigkeit des Unternehmens, und lieferte die zur ersten Einrichtung und Betreibung nöthigen sehr bedeutenden Mittel. Am 20. August 1804 wurde der Gesellschaftsvertrag zwischen diesen Dreyen geschlossen, und das mathematisch-mechanische Institut Utzschneider, Reichenbach und Liebherr unmittelbar darauf eröffnet. Die Schönheit und Solidität der aus ihm hervorgehenden mathematischen, mechanischen und

4) Die einzelnen Verbesserungen mit ihren unzähligen Versuchen bis zur Herstellung der neuen Theilungsmaschine füllen die Jahre 1796 — 1801 und gingen der Errichtung des mechanischen Instituts voran. Ein Multiplicationskreis von 16 Zollen und ein multiplicirender Azimutalkreis von 16 Zollen waren die ersten Instrumente, welche Reichenbach zu seiner großen Zufriedenheit mit der neuen Maschine vollkommen sicher theilen konnte.

astronomischen Instrumente, die Einfachheit ihrer Construction und die Sicherheit ihres Gebrauches erregte bald die Bewunderung von Europa, dessen berühmteste Sternwarten in kurzem Zeitraume nacheinander mit ihnen geschmückt wurden [5]).

5) Der Bericht über sein Leben im Regierungsblatt a. a. O. S. 58 sagt darüber: „Jetzt hatte Reichenbach ein würdiges Feld des Wirkens erlangt; für alle zu der Astronomie und angewandten Mathematik gehörigen Werkzeuge entstanden neue zweckmäßigere und vollkommenere Formen, und was man bisher kaum mit den größten auf das mühsamste zusammengesetzten Werkzeugen mit Verlässigkeit hatte leisten können, das ward jetzt mit Sicherheit und größerer Genauigkeit durch weit einfachere kleinere bewirkt.“ Ueber seine Leistungen im Allgemeinen äußert sich ebenderselbe wie folgt: „Es würde hier zu weit führen, alle die einzelnen Erfindungen und Verbesserungen in der Construction mathematischer und astronomischer Instrumente anzuführen, welche man ihm verdankt; die praktische Astronomie erhielt durch sie die Vortheile größerer Einfachheit, Leichtigkeit, Sicherheit und Genauigkeit der Beobachtungen, und der ganze Apparat einer vollständigen Sternwarte wurde auf einige wenige Instrumente reducirt. Es genüge, hier die vorzüglichsten der von ihm verbesserten oder neu erfundenen Instrumente anzuführen: die Meridiankreise und Passagen-Instrumente von $1\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß Durchmesser, die Aequatorial-Instrumente, die repetirenden Multiplicationskreise und die astronomischen Theodoliten.“

„Der Ruf von Reichenbachs wichtigen Erfindungen und ausgezeichneten Leistungen verbreitete sich bald über ganz Europa; die vorzüglichsten Sternwarten wetteiferten, Instrumente aus seinem Institute zu erhalten, und so haben nach und nach die Observatorien zu Prag, Warschau, Pesth, Ofen, Wien, Paris, Upsala, Dorpat, Kopenhagen, Mailand, Neapel, Bremen, Königsberg, Mannheim und München solche Instrumente erhalten, die jetzt ihre größte Zierde sind und alle andern an Wirkung übertreffen. Reichenbach reiste nach mehreren dieser Orte, um die Aufstellung und Einrichtung der Instrumente selbst zu besorgen; an einigen wurden sogar neue Observatorien ganz nach seinen Angaben und Plänen erbaut, und überall wurde ihm jene Anerkennung zu Theil, die das ausgezeichnete Genie, wenn es mit Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit verbunden ist, erwirbt.“

Die geniale Thätigkeit Reichenbach's und der hohe Werth seiner Leistungen war Ursache, daß er im Jahre 1807 zur Salinen-Verwaltung gezogen wurde, da man daran ging, ihren Betrieb zu verbessern und besonders durch Ausführung eines Systems von großen Druck- und Hebmaschinen, geschwängerte Soole über Berg und Thal zunächst von Reichenhall nach Rosenheim zum Sud zu leiten.

Auch hier war es ein neues, auf rein wissenschaftlichem Wege gefundenes Princip, nach dem er die zum Werk nöthigen Maschinen mit doppelten Wassersäulen eben so genial als einfach herstellte [6]).

Damit steht in Verbindung sein Verdienst um die Eisenproduction. „Zu den vielen und großen Werken, welche Reichenbach in seinem thätigen Leben auszuführen hatte und deren hier nur die vorzüglichsten genannt sind, war es vor Allem nöthig, sich ein gutes, wo möglich inländisches Material zu verschaffen, und das Zubereiten und Gießen desselben zu vervollkommnen. Auch in dieser Beziehung hat sich Reichenbach große Verdienste um die inländische Industrie erworben, indem er seine bey den großen Eisenwerken in England gemachten Erfahrungen zweckmäßig auf die inländischen Hochöfen anwendete, auch das weit vollkommenere Verfahren der Engländer beym Gießen des Eisens, so wie mehrere erfolgreiche Verbesserungen in der Construction der Oefen einführte und die Herstellung des vortrefflichen Gebläses am Hochofen zu Bergen ꝛc. leitete. Seinen Winken und Anordnungen ist daher der gegenwärtige vortreffliche Zustand der bayerischen Hochöfen und Eisengießereien, deren Producte an Reinheit und Güte sich jetzt vortheilhaft auszeichnen, zum großen Theile mit zu verdanken. Ueberdieß sind auch in seinen Werkstätten viele ausgezeichnete Arbeiter gebildet worden, die sich später in verschiedenen Gegenden ansiedelten, und das, was sie unter seiner Leitung gelernt hatten, mit größtem Nutzen zur Verbesserung ihrer Gewerbe anwenden konnten.“

6) Die großen Salinen von Bayern, eine Hauptquelle seiner Dominicaleinnahmen, waren in Bezug auf Betrieb und Maschinenwesen in veralteter Form zurückgeblieben, als sie unter die Leitung Utzschneiders kamen, welchem, als dem General-Administrator geh. Rath v. Flurl, ebenfalls Mitglied unserer Akademie, in Führung des Geschäftes thätig bey

Dadurch hatte er das Vertrauen gewonnen, es werde ihm auch das Größte und Schwierigste ge-

Seite stand. Wie natürlich wurde von Utzschneider Reichenbach zu Rath gezogen, als es sich von Verbesserungen der Maschinen, der Hoch- und Druckwerke, besonders aber von der Herstellung eben jener Soolenleitung handelte, welche die Salinen Traunstein und Reichenhall mit einander verbinden sollte. Sofort ward ihm neben seinem militärischen Beruf die Ausführung der großen zu diesem Zweck bestimmten Maschinenbauten übertragen und er am 25. November 1808 zum Salinenrath ernannt. Im Jahre 1811 nahm er seine Entlassung aus dem Militärverbande als Hauptmann der Artillerie, um ganz seinem neuen Beruf zu leben.

Der Bericht über ihn sagt a. a. O. S. 64: „Die Herstellung der für diese Soolenleitung nöthigen Soolenhebmaschinen war eine besonders schwierige Aufgabe, weil fast überall nur ein sehr sparsames Aufschlagwasser, wenn gleich mit großem Gefälle verbunden, zu Gebote stand. Reichenbach bestimmte sich daher für die Anwendung der Wassersäulen-Maschine; allein er mußte eine in allen Theilen ganz neue Construction derselben erfinden, um sie dem vorliegenden Zwecke anpassend zu machen, und konnte dabey fast nichts, als das Princip, durch eine Pumpe die andere zu treiben, benützen. So entstanden seine einfachen und doppelt wirkenden Wassersäulenmaschinen, deren er sieben auf der neuen Soolenleitung zu Nesselgraben, Weisbach, Nagling, Siegsdorf, Klaushäusl, Berghem und Mühlthal, zur größten Zufriedenheit in eigener Entreprise ausführte, und wobey er (wie es im Allerhöchsten Rescript vom 3. May 1811 heißt), einen neuen rühmlichen Beweis seines großen Talentes und der Oekonomie, womit er seine Anlagen auszuführen pflegte, lieferte. Am 19. Juli 1810 kam die erste Sud-Soole auf der neuen Leitung in Rosenheim an. — Auch zu Reichenhall erbaute er im Jahre 1808 die große Soolenhe-

lingen, als es galt, im Jahre 1817 den reichen Salzbergbau von Berchtesgaden mit den innern Landessalinen in unmittelbare Verbindung zu bringen, und die Soole von dort über ein hohes und steiles Gebirg nach Reichenhall herabzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

bungsmaschine für die sämmtlichen Gradirhäuser, welche 250 Röhrl Soole auf die senkrechte Höhe von 100 Fuß hebt. Sämmtliche Maschinen entsprachen den Erwartungen, die man davon gehegt hatte, auf das vollkommenste!“

In diese Periode fällt die Errichtung seines eben so einfachen als soliden Wasserwerkes, durch welches der botanische Garten und das allgemeine Krankenhaus mit Wasser versorgt wurden; die Einladung, welche er von dem großen Laplace, damals Kanzler des Senats, nach Paris erhielt, wo er die in seinem Institut verfertigten und allgemein bewunderten Instrumente selbst aufstellte, und eine ähnliche zu gleichem Zwecke nach Neapel, von wo er im Jahre 1815 glücklich zurückkehrte. Daran schlossen sich wichtige Verbesserungen der Maschinen in den Salinen, die Herstellung einer mit Recht bewunderten neuen Loch- und Schneidmaschine für eiserne Pfannenbleche, die Arbeiten für die Entsumpfung des Pinsgau, deren vielversprechenden Erfolg die Abtretung des schönen Thals an Oesterreich unterbrach; die Verbesserungen der Gewehrfabrik zu Amberg, die er mit neuen und sehr zweckmäßig eingerichteten Maschinen ausstattete und zu einer großen Blüthe erhob.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Mai.
Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit ꝛc.

(Fortsetzung.)

Reichenbach übernahm und vollzog auch diesen Auftrag, und baute nebst andern Werken zu diesem Behuf die große Wassersäulenmaschine zu Illsanz, welche mit Hülfe von spärlichem Aufwasser die gesättigte Soole im Gewicht von beynahe 600 Centnern durch Einen Druck auf eine senkrechte Höhe von 1218 Fuß hebt [6a]).

6a) Die Maschine wurde in einem Zeitraum von 20 Monaten von Reichenbach durch die Civilbeamten ausgeführt, und wurde besonders von Hrn. Friedrich von Schenk, damals Salinen-Oberinspector, jetzt Vorstand der General-Bergwerks- und Salinenadministration, bey dieser schwierigen Aufgabe auf das rühmlichste unterstützt. Der Bericht über Reichenbach äußert sich darüber noch des Weitern: „Die Freude über das Gelingen und die unglaublich schnelle Vollendung dieses großen Nationalwerkes war allgemein. Durch dasselbe Werk ist die Saline Berchtesgaden und mit ihr der Umfang des ehemaligen Reichsstiftes mit den altbayerischen Salinen und Gebietstheilen verbunden; die Anlagen der k. Salinen bilden jetzt von Berchtesgaden bis Rosenheim eine ununterbrochene Kette mechanischer, höchst vortheilhafter und regelmäßig wirkender Kunstwerke, welche fast alle durch Reichenbachs Scharfsinn entstanden sind; die Oekonomie an den Salinen ist durch die Zuleitung der gesättigten Soole aus dem Salzbergbau zu Berchtesgaden wesentlich gefördert worden, indem sie Ersparung an Transport und Brennmaterial gewährt, die Sudkosten des Salzes vermindert, und endlich die bayerischen Salinen überhaupt von allem fremden Einfluße unabhängig gemacht hat.“

„Am 21. September 1817 wurde die neue Soolenleitung nebst ihren Maschinen in Gegenwart Sr. Majestät des höchstseligen Königs und mehrerer hohen Herrschaften feyerlich in Gang gesetzt, und Se. Majestät bezeugten dabey auf das huldvollste dem ausführenden Künstler die höchste Zufriedenheit, und belohnten sein Verdienst auf eine wahrhaft königliche Weise, indem Allerhöchst Sie selbst ihm an Ort und Stelle ein Decret überreichten, wodurch ihm eine Leibrente von 1200 fl. verliehen wurde; denn nur der außerordentlichsten Anstrengung Reichenbachs und dem dadurch angefeuerten Eifer der Localbeamten war es zuzuschreiben, daß dieses Riesenwerk, trotz der strengsten Winterkälte und der damit verbundenen Schwierigkeiten in so kurzer Zeit — was damals von hoher Wichtigkeit war — vollendet wurde. Eine höchst wohl gelungene Medaille, welche auf Befehl Sr. Majestät durch den verdienstvollen Münzdirector von Leprieur, Reichenbachs langjährigen Freund, zur Feyer dieses Tages geprägt wurde, wird die Erinnerung dieser wichtigen Nationalunternehmung auch bey der Nachwelt erhalten.“

Seit mehr als dreyßig Jahren ist das Werk in Thätigkeit, ohne irgend eine bedeutende Reparatur bedurft zu haben, nachdem vor seinem Bau und während desselben ein des Meisters gar nicht

unwürdiger Nebenbuhler es für unmöglich, und nachdem es vollendet war, für unhaltbar erklärt hatte.

Sehr wahr sagt von ihm der Verfasser des Reichenbachs Andenken gewidmeten Aufsatzes im Regierungsblatt a. a. O. S. 69: „Diese Maschine verdient mit Recht Reichenbachs Meisterwerk in der höhern Mechanik und ein Triumph der Kunst unsers Zeitalters genannt zu werden. Die Solidität aller Theile desselben bey einer gefälligen Form des Ganzen, die gefahrlose Structur bey einer ungeheuern Kraft und das sanfte kampflose Spiel bey dem riesenhaften Effecte erregen bey ihrem Anblick die höchste Bewunderung. Sie ist das treue Bild des bescheidenen deutschen Mannes, der Großes geräuschlos vollbringt."

Es liegt außer unserer Absicht, im Einzelnen nachzuweisen, daß in gleichem Geiste die übrigen wissenschaftlich technischen Erfindungen und Verbesserungen geschahen, welche außer den genannten die Schmelzung und Veredelung des Eisens, die Stückbohrkunst, das Brunnenhaus in Augsburg und das Steuerkataster ihm verdankt. Das Dargelegte reicht für unsern Zweck hin und zeigt, daß die rein praktische Thätigkeit, je reger und genialer der Geist ist, der sie übt, desto entschiedener zur Wissenschaft und zur theoretischen Erforschung und Darlegung der Gesetze führt, unter denen sie steht und nach denen sie allein sich entfalten kann.

Reichenbach hat bey seiner Richtung nur wenig über das geschrieben, was er theoretisch erforscht hatte; doch zeiget auch die einzige Schrift, die von ihm zur Oeffentlichkeit gelangte: „Theorie der Brückenbogen und Vorschläge zu eisernen Brücken in jeder beliebigen Größe," München 1811 in 4. mit Kupfern, daß er in demselben Geiste schrieb, in dem er gehandelt hat.

Noch stand er in ungeschwächtem Mannesalter, den Geist voll von Plänen zu neuen Erfindungen auf dem großen Gebiete der bewegenden Kräfte, das gerade damals durch reichere Entfaltung des Baues der Eisenbahnen und der Dampfmaschinen einem Manne, wie Er, die größten Probleme zur Lösung darbot, als ein unglücklicher Fall bey Untersuchung des Brunnenwerkes in Augsburg der Grund eines zweyjährigen Siechthums wurde, dem er nach vielem Leiden am 21. Juni 1826 im 54. Jahre seines Lebens erlegen ist. Zum Schluße dieser seinem Verdienste gewidmeten Erinnerung sey noch die Erwähnung gestattet, daß auch Charakter und Gesinnung des Mannes das Gepräge hoher Trefflichkeit trug und auch an ihm sich der alte Satz bewährte, daß die höchste Genialität mit der größten Herzensgüte und mit der durchdringendsten Kraft des Denkens die Aufrichtigkeit und Verläßigkeit des Handelns in natürlicher Weise verbunden ist. Treffen wir auf Abweichungen, so sind es eben Entartungen des Gepräges, das die Natur edlen Geistern aufdrückt [7]).

7) Ueber den Gang des von Reichenbach, Liebherr und Utzscheider gegründeten mathematisch-mechanischen Instituts ist zum Schluße noch Folgendes zu bemerken. Die Dauer des Gesellschafts-Vertrages endete mit dem Jahre 1814, wo Reichenbach, dessen Streben nach Unabhängigkeit in seinen Bewegungen und Planen sich mit der Größe seiner Leistungen und den auf sie gegründeten Erfolgen immer stärker entfaltete, sich bestimmt fühlte, das mathematisch-mechanische Institut zu München allein zu übernehmen und ihm Hrn. Traugott Ertel als Werkführer vorzusetzen; doch consolidirte sich das Geschäft erst, nachdem dieser durch einen Gesellschaftsvertrag in dasselbe aufgenommen wurde. Fraunhofer übernahm, alle optischen Gläser von jeder Größe und Beschaffenheit, die man begehren würde und er erreichen könne, für dasselbe zu liefern.

Traugott Lebrecht Ertel, an welchen es nach Reichenbachs Tode allein überging, ist am 29. September 1778 zu Forchheim bey Freyberg geboren. Er blieb nach dem Austritt aus der Schule in dem Geschäfte des Vaters auf dem Lande, und kam erst im 17. Lebensjahre 1795 zu einem Zeugschmied (Büchsenmacher) in Freiberg, in dessen Lehre er fünf Jahre, bis 1800 blieb. Hierauf führte ihn seine Wanderung nach Ungarn, wo er in Pesth sich $5\frac{1}{2}$ Jahre lang aufhielt, und nach Wien, wo er bey seiner Vorliebe für feinere Metall-Arbeiten in einer Werkstätte für chirurgische Instrumente thätig war. Im folgenden Jahre zog er nach Schweinfurt und Würzburg, und fand auch in Würzburg

Dem Namen und dem Verdienste von Reichenbachs stehen jene des ihm durch Hoheit des Talentes und Natur der Leistungen eng verbundenen jungen Genossen Joseph von Fraunhofer zur Seite, der in gleicher Weise die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit enthüllt, und durch Vereinigung von beyden zu den bedeutendsten Erfolgen gelangt ist, die Wissenschaft erweitert und sich selbst mit unvergänglichem Ruhm geschmückt hat.

Gelegenheit zur Verfertigung feinerer mechanischer Instrumente. Sie wurden für einen Uhrmacher gearbeitet, und waren von so großer Vortrefflichkeit, daß er von diesem, der in München wohlbekannt, die Aufforderung erhielt, dahin zu gehen, und im mathematisch-mechanischen Institut von Reichenbach Aufnahme zu suchen. Das sey der einzige Ort, wo er seine Geschicklichkeit geltend machen und das ihr gebührende Feld finden könnte. Reichenbach nahm ihn nach kurzer Prüfung bereitwillig als Arbeiter auf.

Auch Ertel ist durch die Praxis zur Wissenschaft und Theorie gelangt, und während den ersten Jahren seines Aufenthaltes im Institute nahm er Theil an dem Unterricht in der Mathematik wie im Zeichnen, der dort gegeben wurde, und erfreute sich ebenfalls der thätigen und fördernden Theilnahme von Ulrich Schiegg.

Nach wenigen Jahren zeigten sich die von ihm ausgeführten Arbeiten an Genauigkeit und Feinheit den besten der Anstalt gleich oder überlegen. Die meisten für die polytechnische Schule in Wien ausgeführten sind von seiner Hand, daher ward ihm die Aufstellung derselben in der polytechnischen Schule mit den zu ihrem Gebrauche nöthigen Vorkehrungen anvertraut. Auch dort fand er schnelle Anerkennung seiner Leistungen, und der Director Prechtel vermittelte, daß ihm die Stelle eines Werkmeisters bey der polytechnischen Schule daselbst mit 2000 fl. Gehalt übertragen wurde. Das Patent darüber ist vom Jahre 1819. Indeß blieb die Anstellung ohne Folgen, sie wurde vielmehr zum letzten Grunde, der, als er zur Ordnung seiner Geschäfte in Urlaub zurückkam, Herrn von Reichenbach, der seiner Hülfe jetzt weniger als je entbehren konnte, bestimmte, ihn durch einen Gesellschaftsvertrag als Theilhaber in das Institut aufzunehmen, das nach seinem Tode von ihm gegen Herauszahlung von 30,000 fl. allein übernommen wurde, und jetzt unter der Firma Reichenbach und Ertel von ihm und seinen beyden Söhnen, Georg, geboren am 29. November 1813, und Gustav, geboren am 13. September 1829, im Geiste des ersten Gründers und mit demselben Erfolge fortgeführt wird. Bey der Londoner Industrie-Ausstellung erhielt er, ungeachtet einer großen Concurrenz verschiedener Nationen, den Preis für ein astronomisches Universalinstrument.

Fraunhofer, der Sohn eines Glasermeisters zu Straubing, wurde dort am 6. May 1787, fünfzehn Jahre nach Reichenbach geboren. Er verlor im eilften Jahre seinen Vater durch den Tod, und ward von den Vormündern drey Jahre später zu einem Spiegelmacher und Glasschleifer nach München in die Lehre gebracht. Die Armuth der Familie war Ursache, daß seine frühe Bildung versäumt blieb. Der vierzehnjährige Knabe war bey seiner Ankunft in München kaum des Lesens und Schreibens kundig [8]), doch gab im nächsten Jahre eine Kata-

8) Ueber ihn ist vorzüglich zu vergleichen: „Kurzer Umriß der Lebensgeschichte des Hrn. Dr. Joseph v. Fraunhofer, k. b. Professors und Akademikers, Ritter des k. b. Civil-Verdienst- und des dänischen Danebrogs-Ordens, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften u. s. w." in dem Kunst- u. Gewerbblatt für Bayern v. J. 1826. — Die Schrift ist von dem geheimen Rath Joseph v. Utzschneider, der ihm auch das Denkmal unter den Arkaden des ältern Gottesackers neben dem von Reichenbach gewidmet hat. Die übrigen Notizen sind aus Mittheilungen seiner Freunde und aus dem Umgange mit ihm geschöpft.

Der Vater von Fraunhofer hielt seinen Sohn schon früh zu seinem Geschäft an, worüber der Schulbesuch versäumt wurde. Nach des Vaters Tode brachten die Vormünder ihn zu einem Dreher in die Lehre, und erst als sich zeigte, daß der zart gebaute Knabe der schweren Arbeit dieses Handwerkes nicht gewachsen war, kam er im August 1799 nach München als Lehrling zu dem Hofspiegelmacher und Glasschleifer Philipp Weichselberg. Lehrgeld konnte nicht bezahlt werden und man ging die Vergleichung ein, daß er sechs Jahre lang ohne Lohn zu arbeiten habe. Der

strophe, die ihn mit schrecklichem Tode bedrohte, seinem Schicksal eine bessere Wendung und öffnete der genialen Kraft, die in dem armen und versäumten Knaben verborgen lag, Mittel und Gelegenheit sich zu zeigen. Er ward am 21. Juni 1801 durch den Einsturz seines Wohnhauses verschüttet, und erst nach mehreren Stunden angestrengter Arbeit der Hülfebringenden aus den Trümmern hervorgezogen. Dieser Unfall und seine fast wunderbare Rettung empfahl ihn der öffentlichen Theilnahme, und von König Maximilian Joseph, der bey jenem Unfall in gewohnter Güte und Menschenfreundlichkeit gegenwärtig gewesen war, und die Arbeiter ermuntert hatte, ward er mit 18 Dukaten beschenkt. Aus dieser für ihn großen Summe erwarb er sich vor Allem eine Glasschneidmaschine, später eine andere zum Glasschleifen und fing an, sich in freyen Stunden mit dieser Kunst selbstthätig zu beschäftigen [9]).

Aber auch er fühlte, daß sein Geschäft auf Kenntnissen beruhte, die ihm bis dahin versagt waren. Er ahnete den Inhalt der optischen Wissenschaften, deren Namen er kaum gehört hatte, und war entschlossen, sich derselben, es koste, was es wolle, zu bemächtigen. Unter den Männern, welche sein Unglück zu ihm geführt hatte, war Utzschneider, der zu andern großen Verdiensten um sein Vaterland sich auch dieses erwarb, die zerstreuten Kräfte und Bestrebungen auf dem Gebiete der Mechanik und Optik zu vereinigen und nach einem Ziele zu führen. Er hatte den Knaben zum erstenmal gesehen, als er aus den Trümmern des Hauses hervorgezogen wurde, ihn dann einigemal besucht und dabey die Gelegenheit gehabt, die Regsamkeit seines Geistes, die naive Feinheit seiner Bemerkungen und seine große Lernbegierde kennen zu lernen. In Folge davon gab er ihm die seiner Befähigung kaum noch zugänglichen Lehrbücher über Optik von Kästner, Priestley u. a. zum Gebrauch.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrmeister hielt ihn ab, die Feyertagsschule ordentlich zu besuchen, und so blieb er des Schreibens und Rechnens beynahe ganz unkundig, bis er Gelegenheit fand, für seine Bildung selber zu sorgen.

gefallene Frau seines Lehrmeisters wurde erst nach mehreren Tagen todt gefunden. Maximilian Joseph, damals Churfürst, kam wiederholt zu der Oeffnung, an welcher man nach dem Knaben grub, ermuthigte durch Zuruf sowohl den Verschütteten, als die Arbeiter, welche sich selbst der Gefahr aussetzten verschüttet zu werden, und befahl dann für seine Heilung möglichst Sorge zu tragen. Nach seiner Genesung beschied er ihn zu sich, frug ihn nach seinen Gedanken und Empfindungen während der Verschüttung und über seine Verhältnisse. Er entließ den verwaisten Knaben mit dem erwähnten Geschenke und dem Versprechen, ihm Vater zu seyn, im Falle ihm etwas mangle."

9) Utzschneider sagt über jenen Unfall S. 413: „Im zweyten Jahre seiner Lehrzeit, den 21. Juli 1801, stürzten in München im Thiereckgäßchen zwey Häuser plötzlich zusammen, in deren einem der Lehrling Fraunhofer wohnte und in dem Schutt begraben wurde. Im Innern des aufrecht gebliebenen Theils der Mauern konnte man von unten durch eine Thüre eine Art Schacht aufschließen und mit Lochsägen durch die eingestürzten Balken und Bretter eine Oeffnung machen, durch welche man nach vierstündiger Arbeit zu dem Knaben drang und ihn an das Tageslicht zog. Er hatte mehrere Verletzungen und Quetschungen, aber keine gefährliche erhalten. Sein Kopf war unter dem Schutte durch Kisten, welche sich über ihn stürzten, so weit frey geblieben, daß er rufen konnte, und sein Ruf bezeichnete den Arbeitern die Richtung, in der sie vordringen mußten. Die im Moment des Einsturzes um 5 Schuh tiefer von ihm

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Mai.
Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit.

(Fortsetzung.)

Ein Geist aber, wie der seinige, bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Er erkannte bald, daß die Lehren der Optik auf denen der reinen Mathematik beruhen und verwendete die Reste seines kleinen Capitals, einige Zeit lang einen Privatlehrer in derselben zu bezahlen, nachdem das Studium der optischen Werke ihn, wie die Gelegenheit sich bot, mit einer beträchtlichen Zahl ihrer Lehrsätze im Allgemeinen bekannt gemacht hatte. Es war vergeblich, daß sein Lehrherr, einer von jenen, denen es unerträglich ist, daß der Lehrling mehr wissen soll, als der Meister, ihm den Gebrauch der Lehrbücher verbot und ihm selbst den Besuch der Feyertagsschule verkümmerte. Fraunhofer wußte seinen Eifer und seine Arbeiten in den freyen Stunden ihm zu verbergen, und ward endlich durch die Lösung der Verhältnisse eines Lehrlings seinen Studien, aber auch den Bedrängnissen seiner Armuth wiedergegeben, da ihn Schüchternheit und Bescheidenheit hinderten, Hülfe da anzusprechen, wo er sie wohl gefunden hätte [10]). Erst nach längerer Zeit gedachte Utzschneider seines Schützlings wieder, und gab seinem Freunde Schiegg den Auftrag, sich über die Fortschritte desselben näher zu unterrichten. Der Lehrmeister, welcher bey ihm die Bücher gewahr wurde, untersagte ihm das Studium derselben; andere Personen, die er während der Zeit, als ich ihn wegen meines Aufenthaltes auf dem Lande nicht mehr sah, über diesen Gegenstand befragte, gaben ihm keine Hoffnung, diese Wissenschaft ohne mündlichen Unterricht, und fast ohne des Schreibens kundig zu seyn, studiren zu können. Um so größer wurde aber Fraunhofers Anstrengung, dem gewünschten Ziele sich zu nähern. Ungeachtet er in seinem Schlafzimmer, welches ohne Fenster war, des Nachts kein Licht brennen durfte, und er nur an Feyertagen außer dem Hause einige Stunden studiren konnte, so war er dennoch bald mit der mathematischen Optik bekannt, und suchte von ihr Gebrauch zu machen. Damit er die Feyertage ganz frey für sich erhielt, und um nicht mehr gehindert zu werden, in der Feyertagsschule schreiben zu lernen, verwendete er den Rest seines Geldes eines Theils dazu, um seinem Lehrmeister das letzte halbe Jahr der Lehrzeit abzukaufen, andern Theils, um aus der Verlassenschaft des Hrn. Generals Grafen v. Salern eine optische Schleifmaschine sich eigen zu machen. Ohne jemals graviren gesehen zu haben, fieng er an in freyen Stunden in Metall zu graviren, um Model zum Pressen erhabener Visitenkarten zu verfertigen, in der Absicht, sich dadurch nebenher etwas Geld zu seinen Versuchen verdienen zu können."

Die Verwirrungen des neu ausgebrochenen Krieges hinderten den Absatz der Visitenkarten, vermehrten die Widerwärtigkeiten des hülflosen achtzehnjährigen Jünglings, und zwangen ihn vor der

10) Utzschneider berichtet in seinem Umriß S. 414 darüber Folgendes: „Neben diesen Hindernissen hatte er auch noch mit andern zu kämpfen; der

edle Mann beschäftigte sich mehrere Tage mit dem jungen Optiker, erkannte seinen Werth und brachte ihn zu Utzschneider zurück [11]). Von beyden wurde er in das mechanische Institut zu Reichenbach geführt.

Mit der Raschheit und Sicherheit des Urtheils, welche diesen genialen Meister auszeichneten, nahm er nach kurzem und eingehenden Gespräche wahr, wen er in der dürftigen Erscheinung des schüchternen Jünglings vor sich habe. „Das ist der Mann," rief er in Gegenwart von Utzschneider, Schiegg, Liebherr und Ertel aus, „den wir suchen, der wird uns leisten, was uns noch gefehlt hat" [12])." Es waren dieses Flint- und Crowngläser, besonders die aus ihnen herzustellenden Objective, welche durch größern Umfang, durch Gleichmäßigkeit der Schmelzung, durch Vollkommenheit des Schliffes und der Polirung und durch farblose oder achromatische Reinheit des Lichtes der Vortrefflichkeit des mechanischen Theils der aus dem Institut hervorgehenden Instrumente mehr entsprachen, als die Producte, welche bis dahin in Benedictbeuern für diesen Zweck von Guinand geschmolzen und von Niggl im Institut waren geschliffen und polirt worden. Die Aufgabe war groß und schwierig, wie je eine der genialen Forschung und höhern Technik gestellt wurde; sie war von der Lösung einer langen Reihe von Problemen, technischer und mathematischer, abhängig, und Fraunhofer hat die Prophetie erfüllt, mit welcher er auf der Schwelle des mechanischen Instituts von jenem großen Mann begrüßt wurde [13]).

Hand, zu den Geschäften seines Handwerkes zurückzukehren.

Daß Utzschneider, der die Hülfe eines tüchtigen Optikers für das mathematische Institut als höchst dringend empfand und die Anfänge von Fraunhofer so aufmunternd gepflegt hatte, ihn mehrere Jahre lang so gut wie aus den Augen ließ, hat etwas Auffallendes und wird durch die Unruhe des Krieges, die er als Ursache anführt, und seine längere Abwesenheit von München nur zum Theil, mehr noch durch die Unruhe seiner so viele Zweige zu gleicher Zeit umfassenden und oft zerstreuten Thätigkeit erklärt. Uebrigens war auch Schiegg an Ort und Stelle, welcher auf einfache Weisung von Utzschneider die Aufsicht und Leitung des jungen Mannes gerne übernommen hätte, und sie auch sogleich übernahm, als Utzschneider sich seines Schützlings endlich erinnerte, und von jenem ein Urtheil über seine Fortschritte begehrte.

11) Utzschneider S. 416: „Fraunhofer kam mit einiger Schüchternheit zu mir, weil er glaubte, ich wäre mit ihm unzufrieden, indem ich ihn so lange nicht mehr sah, und weil er hörte, daß ich dem Optiker, Hrn. Niggl, welcher in unserm Institut arbeitete, in einem hohen Grade zugethan war."

12) Nach mündlichen Mittheilungen von Ertel.

13) Im Institute waren, wie Utzschneider meldet, nach seiner Gründung 1804 mehrere große Instrumente bestellt, auf der neuen Theilungsmaschine getheilt und bis auf die Gläser vollendet. Ein großer Vorrath an fertigen Instrumenten sammelte sich, die aber nicht verkäuflich waren, eben weil es an brauchbarem Flint- und Crownglas und überdieß an einem fähigen Optiker fehlte.

Eine zur Beseitigung dieses Mangels von Utzschneider unternommene Reise zu den verschiedenen Glasschmelzen und arbeitenden Optikern führte zu der Ueberzeugung, daß das neu errichtete Institut in Bezug auf die Optik keinen andern Ausweg habe, als das Crown- und Flintglas sich selbst zu erzeugen und den Optiker sich selbst zu bilden. Auf dieser Reise lernte Utzschneider in der Grafschaft Neufchatel den Optiker Guinand kennen, welcher früher sich mit Verfertigung von Flintglas beschäftigt, aber weil andere Arbeiten ihn besser nährten, das Geschäft aufgegeben hatte. Ueberhaupt hatte er bey seiner Beweglichkeit dem ernsten Manne nicht viel Vertrauen eingeflößt, und war darum auch von ihm für die Glasschmelzung nicht geworben worden; doch brach er unmittelbar darauf ohne weitere Berufung nach Benediktbeuern auf, wo Utzschneider die Fabrik optischer Gläser zu errichten gemeint war. Sein Eifer gefiel diesem, der Bau des Flintglasschmelzofens wurde nach seinen Angaben sogleich angefangen, bald auch einer für Crownglas. Die Arbeiten und Versuche gingen 1806 und 1807 ununterbrochen fort, und lieferten zur Ausrüstung der bereits getheilten, aber blinden Instrumente in München mehrere brauchbare Stücke Flint- und Crownglas, welche in dem Institute von Niggl und Fraunhofer, später von diesem allein geschliffen wurden.

Joseph Niggl, zu Vogtareut ohnweit Wasserburg am Inn geboren, hatte sich im Kloster

Unter die technische Leitung von Niggl und die wissenschaftliche Pflege von Schiegg gestellt, gewann er schnell das Vertrauen seiner neuen Freunde. Darum, als Utzschneider daran ging, die Vorkehrungen für Glasschmelzen in Benedictbeuern zu einem vollständigen optischen Institute zu erweitern, ward er nebst Reichenbach in den Gesellschaftsvertrag aufgenommen, und dieser am 9. Februar 1809 abgeschlossen. Für den mechanischen Theil der optischen Arbeiten ward Hr. Sigismund Rudolph Plochmann aufgenommen. Die optischen Leistungen dieses neuen Institutes Utzschneider, Reichenbach, Fraunhofer wetteiferten bald mit dem mechanischen des Institutes Utzschneider, Reichenbach, Liebherr zu München, besonders seitdem Fraunhofer im J. 1811 auch die Glasschmelzung unter seine Leitung genommen und dadurch den Austritt von Guinand veranlaßt hatte. Hier wurdee die Schmelzungen von Flint- und Crownglas gleichmäßiger und reiner als je vollzogen, die Objective von farbloser Durchsichtigkeit zuletzt von 9 Zoll Durchmesser und vortrefflicher Schleifung und Polirung gewonnen, und dadurch optischer Seits die Vollendung jener großen Refractoren möglich gemacht, welche der Astronomie neue Welten aufgeschlossen haben [14]).

Die Krone der hier zusammentreffenden Erfindungen war die Lösung des Problems, achromatische Verbindungen von Flint- und Crownglas, welche Dollond und Euler begonnen hatten, die aber nur Versuche und nur bis auf einen gewissen Grad ausführbar gewesen waren, auf mathematisch-optischem Wege vollständig und nach sicherer Berechnung herzustellen. Fraunhofer fand das Gesetz dafür, nachdem er die dunkeln Linien in dem Farbenspectrum entdeckt und wahrgenommen hatte, daß sie für die Beachtung der Winkel, unter denen die Zerstreuung der Farben in zwey zu einander gebrachten Flächen von Flint- und Crownglas sich aufheben, die Grundlage und die Formel enthielten.

Rott auf der sogenannten Sternwarte daselbst mit den Anfangsgründen der Optik bekannt gemacht, und wurde gleich nach der Gründung des mathematisch-mechanischen Institutes von Schiegg an Utzschneider als ein geschickter Optiker empfohlen. Doch verließ er bald nach dem Eintritt Fraunhofers, mit seiner Stellung nicht zufrieden, am Ende des Jahres 1807 freywillig das Institut, und hat sich später in München ansäßig gemacht. Die bald entschiedene Ueberlegenheit von Fraunhofer scheint der Hauptgrund dieses Entschlußes gewesen zu seyn. Eben so hatten die Erfolge von Ertel beygetragen, den Mechaniker Liebherr zum Austritte zu bestimmen, der in gleicher Weise ein eigenes Geschäft gründen wollte, später jedoch in das optische Institut, als dieses nach Benediktbeuern übersiedelt war und Plochmann es verlassen hatte, zurückkehrte. Bey Herstellung des mechanischen Theiles von dem großen für Dorpat von Fraunhofer übernommenen Refractor hat er bedeutende Dienste geleistet.

14) Fraunhofers theoretische Studien erstreckten sich auch auf die Katoptrik, und Utzschneider führt S. 417 aus seinen Papieren von 1807 eine noch nicht gedruckte Abhandlung über Lehren jener Wissenschaft an, in welcher er zeigt, daß die hyperbolischen Spiegel den parabolischen vorzuziehen seyen, und die Erfindung einer Maschine mittheilt, durch welche die flachen hyperbolischen Segmente können geschliffen werden. Indeß gebot das steigende Bedürfniß des Instituts in München an optischen Gläsern für die vielen Instrumente, seine Thätigkeit auf die Optik zu beschränken. Der Gesellschaftsvertrag erhielt darum die Clausel, daß von dem neu gegründeten optischen Institut die Katoptrik vor der Hand ausgeschlossen werden müsse. Er übernahm nun die Erfindung und Herstellung von Schleif- und Polirmaschinen, von denen jene die sphärischen Flächen rein zu Stande brachten, und diese die dadurch gewonnenen vollkommenen Flächen beym Poliren nicht nur nicht alterirten, sondern sie auch noch von den beym Schleifen unvermeidlichen kleinen Unebenheiten befreyten. Dann folgte die Erzielung voller Gleichmäßigkeit der Glasmasse beym Schmelzen, wodurch die Gläser von den Wellen und Strichen und der dadurch bedingten Brechung und Zerstreuung des Lichtes befreyt wurden, obwohl erst nach vielen und mühsam, manchmal ganz vergeblichen, oft nur zum Theil gelungenen Versuchen. Erst nach dem Laufe mehrerer Jahre kam er mit der Sache zum Ziele, Anfangs beym Flintglas, dann beym Crownglas. Die Unkosten aller, Jahre lang fortgesetzten Versuche sollen sich auf 80,000 fl. belaufen haben, welche von Utzschneider aus dem Ertrage seiner damals in schwunghaftem Betriebe stehenden Tuch- und Lederfabriken geschöpft wurden.

Diese epochenmachende Entdeckung ward 1817 in den Denkschriften der Akademie niedergelegt. Sie gab der Optik ein neues Princip, hob die von Göthe versuchte Theorie der Farben auf, und hat durch Herstellung farbloser Reinheit achromatischer Objective dem Teleskope und eben so durch gleich beschaffene achromatische Linsen dem Mikroskope sich heilsam erwiesen, dadurch aber die Beobachtungen mit diesem letzten Instrumente bis in die dünnsten Fasern und feinsten Röhren der vegetabilischen und animalischen Organismen ermöglicht, und die innere Beschaffenheit des organischen Werdens klarer und heller zu Tage gebracht [15]).

15) Die Theorie achromatischer Gläser war allerdings vorhanden, aber auch die genaueste Anwendung der für sie aufgestellten Formeln führte nicht zu vollkommener Aufhebung der Licht- und Farben-Zerstreuung im Innern der Masse. Es war also im Principe selbst ein Fehler anzunehmen. Fraunhofer fand die Ursache in einer approximativ bestimmten Formel für Objective, bey denen man die Dicke der Gläser, die höhere Potenz der Oeffnung u. a. vernachläßigen mußte, um brauchbare achromatische Ausdrücke zu erhalten, und darin, daß die bey Berechnung achromatischer Objective als die Exponenten der Brechungs- und Farbenzerstreuungsverhältnisse der zum Gebrauche genommenen Glasarten durch die für diese angewendeten Mittel nicht mit hinreichender Genauigkeit konnten bestimmt werden. Er schlug bey jener Berechnung einen Weg ein, auf welchem keine Größe außer dem Kalkul blieb, und zog zur Hebung der Farbenzerstreuung achromatischer Objective nicht nur, wie er bisher gethan, die Strahlen, welche von einem in der Achse der Gläser liegenden Punkte kommen, sondern auch diejenigen in Berechnung, welche von außerhalb der Achse gelegenen Punkten ausgehen. Noch blieb aber die genaue Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögens der Masse selbst näher zu bestimmen. Dieses ward möglich, als seine Versuche mit Hülfe von Lampe und Prisma vermittelst eines neu erfundenen Apparates ein ganz homogenes Licht zu erlangen, ihn zur Entdeckung der hellen Linie im Orange des Farbenspectrums geführt hatte. Bis dahin verschwammen die Farben ineinander und die Winkel der Brechung konnten nur auf 10 oder 15 Minuten genau gemessen werden. Jetzt war in der scharfen Scheidungslinie ein Mittel gegeben, das absolute Brechungsvermögen der Materie zu bestimmen. Wie aber? Sollte das Sonnenlicht nicht dieselben hellen Linien im Orange des Spectrums haben, wie das Licht des Feuers? Die Versuche darüber führten zur Entdeckung der unzähligen fixen dunkeln Linien in dem aus vollkommen homogenen Farben bestehenden Spectrum des Sonnenlichtes. Durch diese wichtige Entdeckung allein ward es möglich, den Weg des Lichtes für alle Farbennuancen mit Winkelinstrumenten völlig genau und direct zu verfolgen. Sie sicherte ihm einen ehrenvollen Rang in der Geschichte der Lehre vom Licht. Er ward, nachdem er sie in einer Abhandlung der Akademie der Wissenschaften vorgelegt hatte, von dieser 1817 in seinem dreyßigsten Jahre zum Mitgliede gewählt, vierzehn Jahre, nachdem er als armer versäumter und hülfloser Glaserlehrling aus dem Schutte des Hauseinsturzes war hervorgezogen worden.

Im Jahre 1814, nachdem Reichenbach aus dem Gesellschaftsvertrag getreten war und das mathematisch-mechanische Institut anfangs allein übernommen hatte, ward zwischen Utzschneider und Fraunhofer ein neuer Vertrag über gemeinsame Fortsetzung des optischen Institutes geschlossen und dasselbe so eingerichtet, daß es auch die größten astronomischen Instrumente ganz aus seinen Mitteln zu liefern im Stande war. Noch kurz vor seinem Tode hatte Fraunhofer die Freude, eines der größten und berühmtesten Werke desselben, den für Dorpat bestimmten Refractor, der öffentlichen Bewunderung auszustellen, dessen künstlichen Mechanismus, nach welchem er der scheinbaren Bewegung der Sterne in übereinstimmender Drehung folgt, er selbst im Reichenbach'schen Geiste erfunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Mai.
Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wie Reichenbach ward auch er in der Blüthe seiner geistigen Kraft und seiner ruhmreichen Thätigkeit der Ausführung noch größerer und kunstreicherer Werke, deren Möglichkeit und Princip er im Geiste trug, durch vorzeitigen Tod entrissen, das optische Institut aber wurde durch Merz, den er für dasselbe herangebildet und als Erbe seiner Erfindungen und Aufzeichnungen zurückgelassen hatte, in einer des Stifters würdigen Weise fortgeführt [16]).

16) Georg Merz, geboren am 26. Januar 1793 im Dorfe Bichl bey Benedictbeuern, ist der Sohn eines Webers und Meßners. Beym ersten Schulunterricht zeigte er besondere Geschicklichkeit für das Rechnen. Aus der Schule getreten half er seinem Vater in der Feldarbeit bis zu seinem fünfzehnten Jahre 1808, wo Utzschneider für die Glasarbeiten in Benedictbeuern aus der Umgegend eine größere Anzahl Knaben als Lehrlinge zusammenbrachte. Merz stellte sich freywillig, um in dieser Lehre Gelegenheit zu finden, seiner Neigung für das Rechnen zu genügen. Ein gelehrter Ordensgeistlicher, der in dem aufgelösten Stift zurückgeblieben war, Amand Rauch, gab der etwas widerspenstigen jungen Schaar Unterricht in den Elementen der Mathematik, aber während die übrigen conscribirten Glieder der glasbereitenden Cohorte sich verliefen, blieb Merz bey dem Unterrichte und dem Geschäfte mit so viel Beharrlichkeit und Erfolg, daß nach drey Jahren, also in seinem 18. Jahre, Fraunhofer ihn zum Werkführer erhob, als welcher er unter andern die Duploberechnungen zu machen hatte, und in alle Geheimnisse des Glasschleifens eindrang. Das Glasschmelzen trieb Fraunhofer für sich allein und als sein Geheimniß. Im Jahre 1819, als alle Theile des optischen Institutes, die Schmelzöfen ausgenommen, nach München zurück verlegt wurden, zog auch Merz mit dem übrigen Personal desselben in unsre Stadt und führte die Geschäfte mit gewohnter Genauigkeit und Auszeichnung. Darum übertrug Utzschneider nach Fraunhofers Tod ihm 1826 die Oberleitung des optischen Theiles, und da er später sich überzeugte, daß die großen und weitläufigen Unternehmungen des Instituts eine neue Verbindung erfahrener Techniker nöthig machte, nahm er außer Merz für den optischen, noch den Mechaniker Joseph Mahler für den mechanischen Theil in den Gesellschaftsvertrag auf, der 1830 geschlossen wurde. Nach dem Ableben Utzschneiders und Mahlers hat Merz gegen Herauszahlen von 30,000 fl. das Institut allein übernommen und führt es mit seinen beyden Söhnen, Hrn. Dr. Ludwig Merz, geboren 1817, und Sigmund, geboren 1824, unter der Firma Merz, Utzschneider und Fraunhofer.

Die größte Schwierigkeit nach Fraunhofers Tode war, die neue Methode der Glasschmelzung, welche mit ihm begraben schien, wieder zu finden. Utzschneider und Merz arbeiteten daran bald ge-

Er erlag am 7. Juni 1824 im 37. Lebens-

der Einsturz des Hauses in seinen zarten Organismus gepflanzt, dann Gluth und Dämpfe des Schmelzofens und eine nie rastende geistige und physische Anstrengung zu verderblicher Entwicklung gebracht hatten, tief beklagt nicht nur als eine Zierde höherer Technik und Wissenschaft, sondern auch wegen seines edlen Charakters und sanften Wesens, durch welche geschah, daß ein jeder, der ihm nahe kam, in ihm das Bild der mildesten Güte und der reinsten Sittlichkeit erblickte.

Auch er hat wenig geschrieben. Die Bestimmung der Brechung und Farbenzerstreuung in Bezug auf die Vervollkommnung achromatischer Instrumente ist in der oben erwähnten akademischen Abhandlung schlicht und einfach, wie er war, dargestellt.

Eine zweyte vom Jahre 1821 behandelt in gleichem Geiste „eine Modification des Lichts durch gegenseitige Einwirkung und Beugung der Strahlen und Gesetze derselben.“ Als sie nach dem Gebrauch der Akademie der Wissenschaften der Classe zur Abstimmung über ihre Aufnahme in die Denkschriften vorgelegt wurde, schrieb der treffliche Astronom Soldner über sie zum Circular folgendes Urtheil nieder, dem sämmtliche Mitglieder, Reichenbach zuerst, unbedingt beystimmten. „Ebenso, wie früher in dem durch ein Prisma zerstreuten, zeigt uns hier Hr. Fraunhofer in dem gebeugten Lichte Erscheinungen, welche vorher nicht gerechnet worden sind. Er wendet die Fernrohre, die hier eigentlich als Mikroskope wirken, zur Betrachtung dieser Erscheinungen an, und dadurch wird ihm nicht nur möglich, weit mehr als alle seine Vorgänger darin zu sehen, sondern auch genau zu messen, wodurch allein die Gesetze der Erscheinungen aufgefunden werden können und erst für uns Werth erhalten. Mit eben so viel Fleiß und Gründlichkeit als Scharfsinn hat uns dießmal Fraunhofer die Gesetze der Beugung des Lichtes dargelegt, von denen man bisher eigentlich gar nichts wußte. Von ihr hat man bis jetzt nur die Erscheinungen in einigen speciellen Fällen gekannt“ [17]).

---

trennt, bald gemeinsam, bis die Versuche an Merz allein überlassen wurden, der nach einem Jahre, unterstützt von dem, was er während der Thätigkeit von Fraunhofer gelegentlich gesehen hatte, auch von einzelnen Aufzeichnungen in dessen Papieren, aber, wie das natürlich war, zumeist durch eigene Beobachtung und Entdeckung geleitet, die verloren geglaubte Kunst nicht nur wieder gefunden, sondern auch im Sinne des ihr zu früh entrissenen großen Meisters weitergeführt hat. Die achromatische Trefflichkeit der Fraunhofer'schen Gläser ist zwar nicht übertroffen, aber die krystallinische Helligkeit der Glasmasse und die Größe der Objective. Das letzte von Fraunhofer ausgeführte, für den Refractor von Dorpat, hatte 9 Zoll Oeffnung. Das von Merz für die Münchener Sternwarte hergestellte hat $10\frac{1}{2}$ Zoll, das für die Sternwarte von Pulkowa bey Petersburg 14 Zoll. — Eines von gleicher Größe ist in der Anstalt vorräthig im Werthe von 20,000 fl. Bey der Londoner Ausstellung erhielt das Institut den ersten astronomischen Preis für ein Fernrohr mit einem Objective von 4 Zoll Oeffnung, obwohl viele und größere Instrumente, auch englische, zur Ausstellung und Concurrenz gekommen waren.

17) Utzschneider sagt darüber: „Die genannten Resultate gaben Hrn. Fraunhofer die Veranlassung, außer der Refraction und Reflexion auch noch über andere Gesetze des Lichtes eine Reihe von Versuchen anzustellen, was durch die vorhergegangenen Entdeckungen und die Hülfsmittel, welche ihm zu Gebote standen, möglich wurde. Das, was ihm am wichtigsten zu seyn schien, war die Beugung des Lichtes, deren Gesetze man bis dahin aus den Versuchen nicht mit Sicherheit ableiten konnte. Die Resultate seiner von einem glücklichen Erfolge begleiteten Versuche über die Gesetze der Beugung des Lichtes führten ihn auf die Entdeckung der so außerordentlich mannigfaltigen Phänomene, welche durch gegenseitige Einwirkung gebeugter Strahlen entstehen, und durch welche er z. B. vollkommen homogene Farben-Spectra ganz ohne Prismen hervorzubringen im Stande war. Da diese Spectra, welche bloß durch Gitter aus sehr feinen völlig gleichen parallelen Fäden hervorgebracht werden, die dunkeln fixen Linien enthalten, welche er früher in dem durch ein Prisma entstandenen Spectrum entdeckt hatte, und demnach bey Verfolgung des Weges des Lichtes die Winkel mit außerordentlicher Präcision zu bestimmen waren, so konnten die eigenen Gesetze dieser Modification des Lichtes mit ungewöhnlicher Genauigkeit aus den Versuchen abgeleitet werden.“

So viel schien nöthig zur nähern Bezeichnung der wissenschaftlichen Seite rein praktischer Thätigkeit aus dem Entwicklungsgang und den Leistungen zweyer

In Bezug auf die Begründung der Theorie des Lichtes äußert sich ebenderselbe: „Die früher bekannten Gesetze des Lichtes sind von der Art, daß man ihnen viele Hypothesen über die Natur des Lichtes anpassen kann. Hr. Fraunhofer suchte nun die Theorie, welche die neuen, scheinbar sehr complicirten Gesetze darstellt, und fand, daß sie nur aus den von Dr. Th. Young früher aufgestellten Principien der Interferenz, d. i. nach der Hypothese der Undulation, mit gewissen Modificationen völlig genügend erklärt werden können. Er entwickelte alsdann für die neuen Gesetze des Lichtes, nach den genannten Principien, einen allgemeinen analytischen Ausdruck, aus welchem hervorging, daß, wenn er im Stande wäre, völlig vollkommene aus parallelen Linien bestehende Gitter zu machen, die so fein wären, daß ohngefähr 8000 Linien auf einen Pariser Zoll gingen, alsdann die durch sie hervorgebrachten Phänomene auf eine sonderbare und scheinbar außerordentlich complicirte Art modificirt würden. Er fing deßwegen eine neue Art von Versuchen an, und erfand eine Theilmaschine, durch welche er die genannten Gitter mit der von der Theorie vorgeschriebenen Genauigkeit verfertigen konnte. Durch diese Versuche wurde die Theorie im höchsten Grade bestätigt."

„Einen kurzen Bericht über die Resultate dieser Forschungen hat Fraunhofer in einer Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften vorgelesen, welcher im 74. Bande von Gilberts Annalen der Physik abgedruckt ist.

Durch die früher bekannten Gesetze des Lichtes konnten mehrere atmosphärische Lichtphänomene, z. B. die Entstehung der Höfe und Nebensonnen u. s. w. entweder gar nicht, oder nicht genügend erklärt werden. Fraunhofer ist es gelungen, die so sehr mannigfaltigen Phänomene auf die bekannten Gesetze des Lichtes zurückzuführen. Er hat über diesen Gegenstand eine Abhandlung geschrieben, welche im dritten Heft von Schumachers astronomischen Abhandlungen gedruckt ist.

Die zu sämmtlichen physisch-optischen Versuchen von Hrn. Fraunhofer erfundenen Instrumente und Maschinen, so wie die wichtigeren Kupferplatten zu seinen Abhandlungen hat er selbst ausgeführt.

Was Hr. Fraunhofer durch die von ihm und

unserer größten Amtsgenossen hier darzulegen, zugleich fanden wir Gelegenheit, mit der Feyer dieses edlen Paares die Erinnerung an die Verdienste zweyer andrer Ehrenmänner aus unserer Mitte, Utzschneiders und Schieggs, um das gemeinsame Werk zu verbinden. Schiegg hat der Akademie seit

unter seiner Direction verfertigten optischen Instrumente geleistet hat, kann daraus wahrgenommen werden, daß die Instrumente aus dem optischen Institute von Utzschneider und Fraunhofer gegenwärtig in ganz Europa verbreitet sind.

Einige der wichtigsten durch ihn erfundenen oder verbesserten optischen Instrumente sind: das Heliometer, — das repetirende Lampenfilarmikrometer, — das zum Messen im absoluten Maaße bestimmte achromatische Mikroskop, — das Ringmikrometer, — das Lampenkreis- und Netzmikrometer, der große für die Dorpater Sternwarte verfertigte parallaktische Refractor, von welchem Hr. F. G. W. Struve, Director der russisch-kaiserlichen Sternwarte zu Dorpat, uns bereits eine detaillirte Beschreibung in einer schönen Ausgabe mitgetheilt hat."

Uebrigens wurde Fraunhofer 1823 zum Conservator des physikalischen Cabinets der Akademie mit 800 fl. Gehalt, und nach Aufstellung des für Dorpat bestimmten Refractors zum Ritter des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone ernannt. Einige Tage vor seinem Ende erhielt er das Diplom als Ritter des k. dänischen Danebrogs-Ordens. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß durch eine Verordnung des Ministeriums Thürheim, welches gemeint war, die Akademie auf seine Weise nutzbar und populär zu machen, die Akademiker verpflichtet wurden, über ihre Fächer Vorlesungen zu halten. Fraunhofer, obwohl zusammenhängender Vorträge ungewohnt, dazu schwach, ja schon leidend auf der Brust, und von mehr Arbeiten, als ihm zuträglich war, in Anspruch genommen, konnte sich der unwillkommenen Pflicht doch nicht füglich entziehen. Er begann einen Cyclus von Vorträgen. Sein Uebel entwickelte sich schneller und brachte ihn früher auf das Krankenlager, wo ihn der Tod erwartete, als es voraussichtlich ohne jenes rücksichtslose Eingreifen der Administration in Dinge und Verhältnisse, welche sie nur aus zufälligen Mittheilungen kennt und nach wenig begründeten Ansichten zu ordnen meint, geschehen seyn würde.

1803, Utzschneider seit 1818, Fraunhofer seit 1821 angehört.

Gehen wir von den Beyspielen, die Reichenbach und Fraunhofer von der Verbindung praktischer und wissenschaftlicher Thätigkeit gegeben haben, auf die Sache selbst ein, so ist offenbar, daß wir vor einem großen Ganzen stehen, von welchem die Thätigkeit jener Männer nur einen Theil und eine Seite zeigt. Wie alle mechanischen und hydrodynamischen Vorrichtungen und Werkzeuge auf den Wissenschaften beruhen, welche das Gesetz der Schwere und die durch dasselbe bedingten Gesetze der Bewegung und des Gleichgewichts zum Gegenstand haben, und nur da mit voller Sicherheit und ganzem Erfolg geschehen und ausgeführt werden, wo jene Gesetze wissenschaftlich gefunden und vollständig enthüllt sind; wie dasselbe bey dem Processe des Glasschmelzens und der Lichterscheinungen am Glase bezüglich der Gesetze der Chemie und Optik der Fall ist, und die Erfahrungen von Reichenbach und Fraunhofer durch genaue Kunde und die tiefere Ergründung jener Wissenschaften bedingt waren, so läßt sich dasselbe von allen großen Zweigen und Processen der Technik, der Industrie und des Ackerbaues sagen. Wer auf diesem Gebiete in irgend einer Weise bethätigt ist, tritt gleichsam mit seinen Fragen vor die Natur, und sucht die Antwort in der Beobachtung und Deutung ihrer Erscheinungen, oder er folgt dem Gebrauch, der sich auf frühere Erfahrungen und Beobachtungen der Art gründet und als eine Tradition in den Werkstätten fortgepflanzt hat. Wenn es nun auf den meisten Punkten jenes Gebietes ohngeachtet aller in Bewegung gesetzten Kräfte, noch nicht über den alten Gebrauch hinaus und zu einem reichen Gedeihen gekommen ist, so liegt eben der Grund darin, daß für jene in den Gewerben vorliegenden Vorrichtungen und Processe noch nicht, wie für die mechanischen und optischen, der rechte Mann erschienen und die wissenschaftliche Seite praktischer oder technischer Thätigkeit bis dahin unentdeckt, oder weniger beachtet geblieben ist. Wenn irgendwo, so liegt hier besonders auf chemischem Gebiet die Möglichkeit eines großen und die Wissenschaft ebenso, wie die Technik begreifenden Fortschrittes, bey welchem Seitens der Akademie diejenige Classe, welcher die Pflege der Naturwissenschaften obliegt, in so ferne bethei-

ligt ist, als sie ihr Princip, Rerum cognoscere causas, in diesem Punkt zu bethätigen Anlaß und Beruf hat.

Diese Erwägung war es, welche unsern erhabenen Monarchen und Beschützer bewogen hat, nach vorangegangenem Beyrath der Akademie, durch Allerhöchste Entschließung unterm 15. d. M. eine naturwissenschaftlich-technische Commission bey der Akademie einzusetzen, und zum Behuf ihrer Arbeiten und Untersuchungen aus der k. Kabinetskassa reichlich auszustatten.

Es erscheint als ein glückliches Ereigniß, daß uns Gelegenheit gegeben ist, diese k. Stiftung bey der Feyer unseres Stiftungstages zu verkündigen.

Der Eingang des Allerhöchsten Rescriptes lautet: „In Erwägung 1) daß der größte Theil der gewerblichen und landwirthschaftlichen Unternehmungen auf physikalischen und chemischen Verhältnissen beruht, welche zwar als Thatsachen traditionell bekannt, aber ihrer innern Beschaffenheit und ihrem ursächlichen Zusammenhang nach oft nur unvollständig erforscht sind; in Erwägung ferner, 2) daß es für das Gedeihen jener Zweige der industriellen und landwirthschaftlichen Thätigkeit förderlich seyn wird, die Gründe des Gelingens der verschiedenen technischen Operationen noch näher zu erforschen und wissenschaftlich festzustellen, sowie Entdeckungen auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Thätigkeit, welche für Industrie und Ackerbau Gewinn versprechen, in dieser Richtung weiter zu verfolgen, haben Se. K. Majestät allergnädigst geruht, für den hiedurch angedeuteten Zweck eine naturwissenschaftlich-technische Commission bey der k. Akademie der Wissenschaften einzusetzen und ihr aus Allerhöchstdero Kabinetskasse 5000 fl. zum Vollzuge ihrer Arbeiten und Versuche anzuweisen;“ worauf dann über die Zusammensetzung der Commission, den Gang ihrer Sitzungen und Arbeiten, die Wahl ihrer Mitglieder, die Beyziehung wissenschaftlich gebildeter Techniker, endlich über Regie und Veröffentlichung ihrer Arbeiten Allerhöchste Verfügung getroffen wird.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juni.
Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit ꝛc.

(Schluß.)

Als Commissionsmitglieder sind ernannt die ordentlichen Mitglieder der zweyten Classe der Akademie: v. Fuchs, Lamont, v. Hermann, v. Kobell, Schafhäutl, Ohm; die außerordentlichen: Buchner jun., Pettenkofer und Seidel. Die Vorstandschaft ist Hrn. Ministerialrath v. Hermann übertragen.

Der Vorstand der Akademie hat im Allerhöchsten Auftrag am 20. März die Commission eingesetzt, worauf sie Hrn. Dr. Pettenkofer einstimmig zu ihrem Secretär, und Hrn. Dr. Schafhäutl bey Abwesenheit des Hrn. v. Hermann zum stellvertretenden Vorstand gewählt hat.

Möge der Commission und ihrem auf wissenschaftlichem und technischen Gebiete gleich bewanderten Vorstande gelingen, dem königlichen Vertrauen in vollem Maße zu entsprechen, und auch ihrer Seits beyzutragen, in der wissenschaftlichen Seite rein praktischer Thätigkeit die Bedingungen und Gründe des Gedeihens derselben zu enthüllen!

Die Akademie der Wissenschaften hat auch in dem zweyundneunzigsten Jahre ihres Bestandes gesucht, unter dem Schirm ihres königlichen Beschützers und der wohlwollenden Theilnahme der Männer seines Vertrauens ihren Beruf zu erfüllen, und die ihr obliegenden Arbeiten und Untersuchungen nach Maßgabe der ihr zur Verfügung gestellten Mittel zu führen. Die Resultate derselben sind in der Fortsetzung der akademischen Denkschriften, der gelehrten Anzeigen, der von der Sternwarte ausgehenden Bekanntmachungen und der Monumenta boica, daneben in besonderen Abhandlungen und in besonderen größeren Werken einzelner ihrer Mitglieder niedergelegt.

Ihre Verbindung mit den Akademien, wissenschaftlichen Societäten und Instituten aller wissenschaftlichen Länder von Europa, Amerika und Indien, und der damit verbunde Tausch ihrer Druckschriften hat sich ebenso, wie die Zusendung der Werke der mit uns verbundenen vermehrt; die königliche Akademie der Wissenschaften zu Madrid, das kaiserliche Institut zu Brasilien sind in den Kreis dieser Verbindung neu eingetreten.

Die dritte oder historische Classe hat zu Anfang dieses Jahres eines ihrer berühmtesten Mitglieder in dem k. Staatsrath Fr. v. Roth verloren, welcher der Akademie nicht nur durch Betheiligung an ihren wissenschaftlichen Erörterungen, und durch eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen, sondern auch durch die Einsicht und Besonnenheit, mit denen er die Redaction der gelehrten Anzeigen seit ihrer Gründung führte, sich förderlich erwiesen hat.

Indem wir eine umfassende Darstellung seiner Leistungen einer andern Gelegenheit vorbehalten, erinnern wir vorläufig nur an das Hauptsächliche im

Gange seines Lebens, seiner öffentlichen Wirksamkeit und seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Carl Johann Friedrich v. Roth ist am 20. Januar 1780 in Württemberg zu Vaihingen an der Enz geboren, wo sein Vater Präceptor an der lateinischen Schule war. Von diesem, einem der gründlichsten und berühmtesten Schulmänner seiner Zeit, ward er mit äußerster Sorgfalt in den alten Sprachen unterrichtet, und gewann schon damals die Bestimmtheit des Denkens und die Genauigkeit des Ausdruckes, die Allem, was er sprach und schrieb, ein eigenthümliches Gepräge des Bedeutsamen und Kernhaften aufdrückte. In Stuttgart, wohin sein Vater an das Gymnasium berufen wurde, gewann er erweiterte Sprachkunde, vorzüglich durch den Professor Drück, den er 1807 durch eine treffliche Laudatio geehrt hat, und für die klassische Literatur eine Liebe, die unter allen Wechseln des Lebens gleich frisch und stark geblieben ist. Mit gleicher Sorgfalt war er in der französischen Sprache und Literatur unterrichtet worden.

Mit 17 Jahren bezog er die Universität Tübingen, wo er von 1797 bis 1800 hauptsächlich unter dem vortrefflichen Malblanc dem Studium des Rechts mit Beharrlichkeit oblag, ohne deßhalb von den klassischen Studien nachzulassen; vorzüglich bedacht, sich möglichst vollständige Kunde der socialen und rechtlichen Zustände im römischen Reiche zu erwerben. Eine Frucht derselben war die Schrift: „de re municipali Romanorum," in zwey Büchern, die er 1800 in seinem zwanzigsten Jahre zur Erlangung der Doctorwürde unter Malblanc vertheidiget und herausgegeben hat. Dieses Werk, das erste von Bedeutung, welches nach Sigonius de jure Italiae über diesen Gegenstand erschienen ist, aus den Quellen geschöpft, enthält nicht wenig neue Ansichten und genauere Darstellung der frühern, und liegt den spätern Arbeiten von Guizot und Savigny über das römische Municipalwesen zu Grunde. Zugleich entfaltet es eine des Alterthums würdige Reinheit der Latinität im Vortrage. Es bleibt zu beklagen, daß der Verfasser nicht später auf den Stoff zurückgekommen ist und ihn nach den Erweiterungen und Bereicherungen der gegenwärtigen Wissenschaft des römischen Rechts- und Staatswesens umgearbeitet und ergänzt hat. — Zwey Jahre darauf ward er auf Malblanc's Empfehlung als Consulent des Collegiums der Gemeinen des größern Rathes nach Nürnberg berufen, und besorgte bald in diplomatischen Sendungen nach Paris, Berlin und Wien, bald in Verwaltung der Finanzen mit Gewandtheit die Geschäfte der Reichsstadt bis zu ihrem Uebergang an Bayern im Jahre 1806. Bey diesem Ereigniß trat er in den Staatsdienst des Königreichs über, und nachdem er während vier Jahren sich durch Verwaltung von Stellen im Finanzfache Vertrauen erworben hatte, ward er durch den geheimen Rath v. Schenk, einen der besten Männer jener Zeit, der wie kein anderer die Würdigsten zu erkennen wußte, im Jahre 1810 als Oberfinanzrath nach München berufen.

In die letzten Jahre seines Aufenthaltes in Franken fallen die Commentarii de bello borussico, Stuttgart 1808, in welchen die Geschichte des traurigen durch die Katastrophe bey Jena entschiedenen Krieges ebenso, wie die Ursachen des innern Verfalls und der momentanen Auflösung der Monarchie des großen Friedrichs in einer dem Geiste und selbst der Latinität des Julius Cäsar würdigen Weise kurz und eindringlich geschildert werden.

Unter uns fand er besonders in dem Hause des Präsidenten Fr. v. Jacobi, der ihn bald wie einen Sohn lieb gewann, die seinem Geiste und der Richtung seiner Studien entsprechende Genossenschaft bedeutender Männer, und blieb in Neigung und literarischen Arbeiten sich auch dann gleich, als er am 14. März 1828 zum Präsidenten des protestantischen Oberconsistorium ernannt und als solcher in die Kammer der Reichsräthe eingeführt wurde. In die Akademie der Wissenschaften ward er schon ein Jahr nach seiner Uebersiedelung unter uns aufgenommen, und bezeichnete seinen Eintritt 1811 durch die vortreffliche Lobschrift auf Johann von Müller. Die Bewegung des Jahres 1848 endete seine kirchlich administrative und seine politische Thätigkeit, nicht aber seine literarische. Er lebte seitdem in der Zurückgezogenheit eines Weisen und eines Staatsmannes bald in München, bald auf

seinem Landsitz bey Fürth, treu der Liebe zu den klassischen Werken der griechischen und lateinischen Literatur, die sein ganzes Denken und Handeln durchdrungen hatte, und von ihm bis in seine letzten Tage als das sicherste, ja als das einzige Heilmittel contra ingruentem ingeniorum barbariem betrachtet und gepriesen wurde.

Seine schriftstellerische Thätigkeit zeigte sich seit seinem Eintritt in die Akademie zumeist in Vorträgen, die er in öffentlichen Sitzungen gehalten und ein Jahr vor seinem Tode gesammelt hat, und in mehreren Lobschriften auf Verstorbene; dazu kam die Besorgung der drey letzten Bände der Ausgabe von Jacobi's Werken und dessen auserlesenen Briefwechsels in zwey Bänden; im Jahre 1816 unter dem Titel: Die Weisheit Dr. M. Luthers, ein Auszug aus den Schriften des Reformators, und seit 1821 die äußerst verdienstliche Sammlung, Erläuterung und Ausgabe der Schriften Hamanns in sieben Bänden. Auf seine historischen Studien ist er theils in den Abhandlungen über die Schriften des M. Cornelius Fronto und über das Zeitalter der Antonine, theils in dem Fragment einer deutschen Geschichte: „Hermann und Marbod“ Stuttgart 1817, und in den Arbeiten über den bürgerlichen Zustand Galliens um die Zeit der fränkischen Eroberung, und über den Einfluß der Geistlichkeit unter den Merovingern zurückgekommen. Ein umfassendes Werk über die Geschichte der Hohenstaufen ist in der Anlage vorhanden, aber durch die Erscheinung anderer Werke über den Gegenstand unterblieben, nur einige Parthien sind ausgearbeitet unter seinen Papieren gefunden worden. Ebenso beklagen wir, daß eine von ihm entworfene Geschichte der Deutschen nicht zur Ausführung gekommen ist. Unmittelbar vor seinem Tode erschien noch eine Auswahl seiner mündlichen und schriftlichen Aeußerungen in der ersten Kammer der bayerischen Ständeversammlungen 1828 bis 1842 als eine politische Rechtfertigung. Er starb nach kurzem und leichtem Krankenlager am 21. Januar, zwey Tage vor seinem 72. Geburtstage an plötzlich eingetretenem Nachlaß der Kräfte und Schwäche des Alters.

Roth ist Allen, die mit ihm in amtlichen oder geselligen Verkehr kamen, als ein Mann von scharfem und durchdringendem Verstande, solider Bildung und fester Gesinnung bekannt, der dem Schatze des Großen und Edeln, welchen die Geschichte und die Werke unsterblicher Männer aller Zeiten enthalten, damit aber dem durch innere Gesundheit Festen und Achtbaren im Staate, im Leben und in der Bildung mit aufrichtiger Zuneigung anhing, dagegen alles Unklare, Kraftlose oder Verworrene und zumal das „Unfähige,“ unter welchem Gewande es sich auch verhüllen mochte, mit entschiedener Verachtung zu belegen und mit unbedingter Schärfe von sich fern zu halten bedacht war.

Seine Schriften tragen sämmtlich und bis in das Einzelnste dasselbe Gepräge. Sie sind klar, männlich, zum Theil neu in der Auffassung und bündig, kurz, geistvoll in der Darstellung. Die deutsche Literatur hat Weniges, was sich an Gesundheit und Geist des Urtheils und an formeller Abrundung und Vollendung des Styles mit ihm messen könnte. Ebenso sind sie ein treuer Spiegel seiner Grundsätze und Handlungsweise, auf dem Gebiete der Literatur, der Kirche und der Politik. Welch' eine Verklärung der Heroen menschlicher Thatkraft und Bildung in seinen Schilderungen des Thucydides, des Tacitus, des Arminius, welcher strafende Unwille über die leere Eitelkeit, die formlose Nichtigkeit und nutzlose Geschäftmacherey der römisch-imperialistischen Verwaltungsform in der Schrift über Fronto!

Dem entspricht die Einsicht und Beharrlichkeit, mit der er die ihm vertrauten Interessen der protestantischen Kirche in Bayern gepflegt hat, seine Ehrfurcht vor dem concreten Inhalt des Christenthums, sein Bestreben, ihn gegen die Verflachung moderner Anschauungsweise zu wahren, und seine Fürsorge für Bildung von Lehrern und Predigern, die ihn zu bethätigen und zu schirmen im Stande wären. Am meisten Anfechtung erfuhr er in aufgeregten Zeiten wegen seiner politischen Grundsätze; indeß ein Pflegling der alten Weisen, Staatsmänner und Geschichtskundiger, konnte er nicht ein Anhänger oder Vertheidiger des Gesetzlosen oder des Absolutismus seyn, den ein ihm an conservativer Gesinnung gleich stehender Mann auf öffentlicher Rednerbühne noch neulich nicht das Ziel, sondern den Banquerott

des Staats und der Gesellschaft genannt hat. — Die eben erwähnte Sammlung seiner Meinungs-Aeußerungen im Reichsrath zeigt, daß er jeder Willkühr und Ueberschreitung des Gesetzes entgegen trat, sie mochte sich in der höhern Sphäre der Verwaltung, oder im Tumult der Straßen zeigen, und öffentliche Wohlfahrt allein dadurch gewahrt achtete, daß jeder nur thue, wozu er befugt und berechtigt sey, das Gesetz aber über alle Partheyen hinausgestellt und von Hohen und Niedern heilig geachtet werde.

Am deutlichsten spricht sich diese seine Gesinnung in einer Stelle am Ende seiner Meinungs-Aeußerungen S. 76 aus, mit der wir darum diese der Ehre seines Andenkens gewidmete Meldung abschließen:

„Zu keiner Zeit ist der unschätzbare Werth eines Positiven so wie jetzt in's Licht getreten; eines unversehrten, unbestrittenen, ungeschwächten Positiven, das allein Achtung gebietet, weil es sich durch sein Daseyn selbst rechtfertigt, nicht erst den oft mißlichen Beweis seiner Zweckmäßigkeit und Berechtigung zu führen hat. Ein Positives dieser Art ist unsere Verfassung, die noch keinen Stoß, keine Antastung und keine Gewalt durch erzwungene Auslegung erlitten hat, ob sie gleich durch die große Zahl ihrer tief in's Einzelne gehenden Bestimmungen dieser Gefahr mehr als andere bloßgestellt schien. Jetzt ist sie eine Macht, unter deren Schutz Rechte und Verhältnisse in Sicherheit bestehen, die sonst gegen die reißende Gier der Neuerung von oben wie von unten kein Besitz, kein Andenken, kein Titel schützen würde. Diese bewahrende Kraft bleibt ihr, so lange sie sich selbst bewahrt; sie entgeht ihr, so bald sie auch nur den kleinsten Eingriff duldet. Nicht als zöge nothwendig ein solcher Eingriff andere, noch größere, nach sich; den Glauben stört, ja zerstört er, den Glauben an die Unantastbarkeit der Verfassung, in welchem allein ihre Stärke beruht. Es ist ein tödtender Geist, nicht ein lebendig machender, der ein Gebot der Verfassung ihrem Buchstaben zuwider deutet; denn über den Buchstaben sind nothwendig alle einig, über den Geist kann eine Zwietracht entstehen, die nicht zu stillen ist. Wird einer solchen Deutung einmal Statt gegeben, so wird dadurch eine Lust und eine Hoffnung geweckt, die zuvor nicht aufkommen konnte; die Lust und die Hoffnung, auf dem Wege der Auslegung nach dem Geiste Neuerungen zu erzielen, die auf dem festen Boden des Buchstabens nicht zu erlangen wären. Die Zeiten wechseln und die Menschen; ganz das Gegentheil des jetzt Beliebten kann in Kurzem die Oberhand gewinnen; vergeblich wird dann eine Festigkeit, die man verscherzt hat, angerufen und zurückgewünscht.“

Nachdem der Inhalt dieses Vortrages uns zu Erwägungen von Bestrebungen geführt hat, welche der Sphäre der zweyten und dritten Classe gehören, bitte ich die hochverehrliche Versammlung, geneigtes Gehör dem Redner zu schenken, der einen dem Gebiete der ersten Classe entnommenen Gegenstand zum Vortrag bringt, und lade Hrn. Professor Prantl ein, seine Rede „über die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie“ zu halten.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juni.
Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 14. Februar 1852.

Hr. Oberbaurath Fr. Panzer (Verfasser der „Beyträge zur deutschen Mythologie“ München 1848) hat der Classe das Manuscript eines Aufsatzes „über mythische Gebräuche und Sagen“ bezüglich weiterer Verwendung zur Verfügung gestellt.

Es werden darin hauptsächlich zwey vom Volk einiger Gegenden Bayerns mit Kirchlichem in Verbindung gebrachte Gebräuche und die dabey verwendeten Gegenstände besprochen.

1) Die eisernen mehr oder minder schweren sogenannten Lienharde (Statuen oder vielmehr Klötze), welche aufzuheben oder zu tragen und zu werfen bey gewissen dem heil. Leonhard (als Patron der Hammerleute) geweihten Kirchen oder Kapellen, besonders im Rotthal eine Aufgabe der Wallfahrter war und zum Theil noch ist;
2) die gewöhnlich zum Dank für Genesung von Hysterie, wohl auch von Kolik, unter der Benennung Bärmutter ex voto in Kirchen niedergelegten, einer Kröte ähnlichen Figuren aus Wachs.

Es werden diese und andere Gebräuche vom Verfasser als Reste früherer mythischer, sowohl germanischer, als auch griechisch-römischer Vorstellungen nachgewiesen.

Hierauf wurden nachstehende Bemerkungen des auswärtigen correspondirenden Mitgliedes der Classe, Hrn. Prof. C. v. Jan, vorgelegt.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis Historia des Plinius.

Die Kritik der Naturalis Historia des Plinius unterliegt so ganz besonderen Schwierigkeiten, daß es, wenn irgend wo, hier geradezu unmöglich ist, daß ein Mann Alles leiste, so daß das von ihm Gegebene durchaus ohne Widerrede als richtig angenommen werden dürfte. Denn, abgesehen davon, daß von unzähligen Stellen das, was wir bey diesem Schriftsteller lesen, eben nur aus seinem Berichte bekannt ist, ist sein Ausdruck bald, wo er Auszüge gibt, so aphoristisch, bald, wo er seinem eigenen Herzen Luft macht, so gesucht, daß, wer überall dasjenige herstellen wollte, was die streng logische Verbindung der Gedanken erfordert, weit von dem, was er geschrieben hat, abkommen würde. Die natürliche Folge davon war frühe vielseitige Verderbniß des Textes, welcher der uns zu Gebote stehende kritische Apparat nur theilweise steuern kann. Vielfach läßt er verschiedene Wege offen; in allen den Büchern, auf welche sich die treffliche Bamberger Handschrift nicht erstreckt, entbehrt man eines sichern Leitsternes, und das Licht, welches diese über die letzten Bücher verbreitet hat, läßt die über den andern schwebende Finsterniß nur um so schwärzer erscheinen. Deßhalb kann die Mittheilung abweichender Ansichten das Verdienst dessen nicht schmä-

lern, der das schwere Werk unternommen hat, den Forschungen auf diesem Felde eine sichere Grundlage zu verschaffen, und sie wird nicht für unberechtigt gelten, so fern sie durch Eröffnung neuer Gesichtspunkte der Wahrheit näher führt. Diese Erwägung hat mir den Muth verliehen, im Folgenden einige Stellen des zweyten Buches der Naturalis Historia zu besprechen, bey welchen ich mit dem von meinem verehrten Freunde Sillig eingeschlagenen Wege nicht einverstanden bin.

Bekanntlich hat sich Plinius in diesem Buche, das gewissermaßen ein Ganzes für sich ausmacht, die Aufgabe gestellt, das Weltall, namentlich die Gestirne, und die Elemente, die atmosphärischen Erscheinungen, die Größe der bewohnbaren Erde und alle die wunderbaren Wirkungen der Erdbeben, des Feuers und des Wassers zu besprechen. Die eigenthümliche Anschauungsweise der Alten bereitet hier natürlich manche Schwierigkeit, und macht, wie sie früher die Ursache war, daß das von den Abschreibern nicht Verstandene unrichtig abgeschrieben wurde, in nicht wenigen Fällen die Erkenntniß des Wahren und Richtigen fast unmöglich.

Wir begegnen zuerst einer Stelle, bey welcher es auf die Frage ankommt, was Plinius unter cardo mundi oder caeli verstand. Von der Stellung der Erde in der Mitte der Welt liest man nämlich (s. 4 §. 11) *): Sic pari in dīversa nisu in suo quaeque consistere, inrequieto mundi ipsius constricta circuitu, quo semper in se currente imam atque mediam in toto terram eandemque *universo cardine* stare pendentem, librantem per quae pendeat, ita solam immobilem circa eam volubili universitate, eandemque ex omnibus necti eidemque omnia niti.

Der Infinitiv esse, der in den frühern Ausgaben vor terram stand, ist mit Recht weggelassen, so daß die Worte imam atque mediam in toto stare zusammen als Gegensatz zu dem Vorhergehenden: quo semper in se currente, erscheinen. Was heißt aber, wenn man, wie Sillig will, zu universo cardine aus dem Vorhergehenden in herabzieht, oder dieses aus der Münchner Handschrift wirklich aufnimmt, stare in universo cardine, oder überhaupt universus cardo? Ich weiß es nicht anzugeben; darum habe ich früher *) die Conjectur des Sabellicus universi cardine billigen, und dieses mit pendentem verbinden zu müssen geglaubt. Allein auch so ist nicht klar, was unter dem cardo universi zu verstehen sey. Man müßte sich etwa eine Linie, wie dieß in der Sprache der Feldmesser der Fall ist (vgl. XVIII, s. 76, §. 326; Varro de re rust. I, 2, 4), darunter denken, als die Achse des Weltalls. Vergleichen wir aber die Stellen: II, s. 64, §. 160. Namque in illo (caelo) cava in se convexitas vergit et *cardini suo*, *hoc est terrae*, undique incumbit, und s. 6, §. 44. Proxima ergo (luna) *cardini* u. s. w., so ergibt sich, daß Plinius sich unter cardo caeli den Angelpunkt oder Mittelpunkt der Welt dachte, und dieser ihm kein anderer war, als die Erde selbst, womit noch die unten zu §. 173 angeführten Stellen zu vergleichen sind. Dem gemäß möchte wohl statt cardine der Accusativ *cardinem*, als Apposition oder vielmehr als Prädicat zu eandem (terram), aufzunehmen, universo aber nicht als Ablativ, sondern als dativus commodi, von cardinem abhängig, zu betrachten seyn, so daß die Worte *eandemque universo cardinem* zu übersetzen wären: „die zugleich den Angelpunkt für das Weltall bildete," wofür vorzüglich die folgenden Worte: librantem per quae pendeat zu sprechen scheinen **).

Von der Größe der Sonne heißt es, nachdem das Verhältniß des Mondes zur Erde vermittelst der Sonnenfinsternisse so bestimmt ist, daß die Erde nicht größer seyn könne als der Mond, — ein Irr-

*) Die Stellen des Plinius sind durchaus nach Sillig's neuester Recension angeführt. Damit sie aber doch auch in den früher (seit den Harduinischen) erschienenen Ausgaben aufgefunden werden können, habe ich den Sillig'schen Paragraphenzahlen die Angabe der Harduinischen Sectionen beygegeben.

*) Siehe Zeitschrift für die Alterthums-Wissenschaft 1849. Nr. 58 p. 461.

**) Es scheint, man müsse noch einige Schritte weiter gehen, indem man interpungirt und liest: cardinem stare, pendentem librantem*que* per quae pendeat *omnia*, solum immobilem, *mobili* circa eam volubili*que* universitate et.

Fr. Th.

thum, der offenbar darin seinen Grund hat, daß Plinius darauf keine Rücksicht nimmt, daß die Verfinsterung der Sonne immer nur auf einem kleinen Theile der Erde sichtbar ist — (s. 8, §. 49): Tertia ex utroque vastitas solis *aperitur*, *non sit ut* necesse amplitudinem eius oculorum argumentis atque coniectura animi scrutari. Hier befremdet vor allem die Stellung der Worte non sit ut, an welcher Sillig keinen Anstoß nimmt, der dagegen, da sich in den besten Handschriften vastitas solis *oculorum argumentis* aperietur findet, und in einer irrthümlichen Wiederholung der Riccardianischen: vastitas solis oculorum argumentis aperietur, non sit ut necesse amplitudinem eius *argumentis* aperietur (während nachher dieselbe Handschrift wie die übrigen hat: *oculorum argumentis* atque coniectura animi scrutari), annimmt, Plinius habe geschrieben: vastitas solis *oculorum argumentis* aperitur, non sit ut necesse amplitudinem eius *argumentis* atque coniectura animi scrutari, so daß er also zwischen die Worte vastitas solis aperitur nach Anleitung der Handschriften oculorum argumentis einsetzt, was ohne Zweifel richtig ist, unten aber oculorum streicht, wobey ihm bloß jene Wiederholung zur Seite steht, die, nur aus der Unachtsamkeit des Schreibers entstanden, keinen besondern Glauben verdient. Als Grund dafür gibt er an, daß die in dem folgenden Paragraphen angeführten und von Plinius als unnöthig abgewiesenen Beweise nicht von den Augen und dem Geiste zugleich, sondern nur von dem Geiste hergenommen seyen. Hierin kann ich ihm aber nicht beystimmen. Die Beweise sind folgende: „Bey der längsten Baumreihe verändere sich die Richtung der Schatten nicht; zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche stände allen Bewohnern der südlichen Gegenden die Sonne zugleich über dem Scheitel; in der Nähe des Wendekreises fiele der Schatten Mittags nach Norden, Abends nach Westen, und die Sonne sey bey ihrem Aufgange trotz ihrer weiten Entfernung viel breiter als der Rücken des Ida.“ Wer möchte wohl zugeben, daß es sich hierbey bloß um eine Thätigkeit des Geistes handle, und nicht vielmehr der Schluß auf den Wahrnehmungen des Auges beruhe? Hätte also Plinius diese Beweise in einen Gegensatz zu den Wahrnehmungen des Auges bringen wollen, so hätte er sich eine offenbare Blöße gegeben; er mußte sie demnach als solche anführen, bey welchen die Wahrnehmungen des Auges erst durch Vermittlung unsicherer Vermuthungen Beweiskraft erhalten, was in den Worten oculorum argumentis atque coniectura animi liegt. Daß er auf das, was man unmittelbar mit den Augen schaut, Alles, auf die Beweise aber, welche nur mittelbar daraus abgeleitet werden, wenig hielt, zeigen u. a. folgende Stellen dieses Buches: §. 1. Huius (mundi) extera indagare nec interest hominum *nec capit humanae coniectura mentis*, und s. 67, §. 168. Ut tamen *coniecturae* locum sic quoque non relinquat ingens argumentum paludis Maeoticae, neben §. 170. Quae contemplatio apta detegendae mortalium vanitati poscere videtur ut totum hoc, quidquid est, . . . *ceu subiectum oculis* quantum sit ostendam. Der Gegensatz ist also an sich in der Ordnung; und es könnte etwa nur an der Form, in welcher er ausgesprochen ist, das ausgesetzt werden, daß an der ersten Stelle die Beschränkung auf die Wahrnehmung des Auges nicht angedeutet, und der Ausdruck oculorum argumentis unverändert wiederholt wäre. Um den ersten Anstand zu heben, könnte man etwa vorschlagen zu schreiben: Tertia ex utroque vastitas solis *solis oculorum argumentis* aperietur; doch läßt sich kaum annehmen, daß Plinius so zwey gleichlautende Wörter neben einander gestellt habe; auch erscheint ein solcher Zusatz eben so unnöthig als die Wiederholung der Worte oculorum argumentis mit einem geeigneten Zusatze an zweyter Stelle nicht zu beanstanden ist, wenn man beachtet, daß der Gegensatz nicht auf diesen Worten allein beruht, sondern auch durch die Wahl der Substantiva vastitas, „die unermeßliche Größe,“ und amplitudo, „die große Ausdehnung,“ und der Verba aperietur und scrutari angedeutet ist. Das Futurum aperietur, das durch die Handschriften empfohlen wird, findet seinen Grund in der unten folgenden Beweisführung; der etwas eigene Ausdruck tertia ex utroque vastitas solis läßt sich durch folgende Stelle (IX, s. 68, §. 146): Quae neque animalium neque fructicum sed *tertiam quandam ex utroque* naturam habeat, als gut Plinianisch erweisen; es bleibt also nur

noch die eigenthümliche Wortstellung: *non sit ut*, übrig, von der wir ausgegangen sind. Ich glaubte Anfangs, deßhalb vorschlagen zu dürfen, non *sic* ut *sit* zu schreiben; allein, da sich diese Wortstellung, — wenn gleich wegen der eben besprochenen Wiederholung, die freylich, wie schon bemerkt wurde, eben nicht dazu dient, die Glaubwürdigkeit der hier gebotenen Lesarten zu erhöhen, zweymal — nur in der Riccardianischen Handschrift findet, während die zwey Pariser und die Münchner die gewöhnliche Stellung *ut non sit* haben, gebe ich dieser den Vorzug, und schreibe also nach der Mehrzahl der Handschriften die ganze Stelle so: Tertia ex utroque vastitas solis *oculorum argumentis aperietur*, *ut non sit* necesse amplitudinem eius *oculorum argumentis atque coniectura animi* scrutari *).

Am Schluße der Besprechung der Größe der Sonne (§. 52) möchte zu interpungiren seyn: Cur enim partitis vicibus anni brumalis abscedit aut noctium opacitate terras reficit? Exusturus haut dubie et sic quoque exurens quadam in parte; tanta magnitudo est, so daß die Antwort auf die Frage, warum wohl die Kälte des Winters und die Kühle der Nacht die Einwirkung der Sonne auf die Erde unterbräche, lautet: „Sie würde ja sonst die Erde ganz und gar versengen, wie dieß jetzt schon wegen ihrer Größe bey einem Theile der Erde der Fall ist.“

Sillig hat statt dessen so interpungirt: Cur enim partitis vicibus anni brumalis abscedit aut noctium opacitate terras reficit, exusturus haut dubie et sic quoque exurens quadam in parte? tanta magnitudo est, so daß die Größe der Sonne unmittelbar als Ursache des Wechsels der Jahres- und Tageszeiten erscheint.

Uebrigens ist anzuerkennen, daß er hier mit Hülfe seiner Handschriften eine geradezu sinnstörende Verderbniß beseitigt hat, indem in den bisherigen Ausgaben steht: Cur enim partitis vicibus anni brumalis abscedit? *ut* noctium opacitate terras *reficiat*, was nur dann einen Sinn haben würde, wenn auch in den Wintertagen die Hitze der Sonne der Erde nachtheilig werden könnte. Wie wichtig namentlich bey Plinius eine genaue Beachtung der Interpunction ist, ergibt sich auch aus dem unten zu §§. 158, 173 f., 207 f., 237 Bemerkten.

Unter den verschiedenartigen Kometen wird einer (s. 22 §. 90) so beschrieben: Fit et candidus cometes argenteo crine, ita refulgens ut vix contueri liceat, *specieque humana dei effigiem in se ostendens.* Die letzten Worte wurden von Pintianus und nach ihm von Kalb für unächt erklärt, weil sie sich nicht mit §. 14. vereinigen lassen, wo Plinius sagt, es gäbe kein Bildniß Gottes, und nur die menschliche Schwäche schaffe sich nach seiner Ansicht ein solches. Dieser Grund ist keineswegs abzuweisen; aber es scheint nicht die Unächtheit des ganzen Zusatzes daraus hervorzugeben, — wie sollte dieser auch in den Text gekommen seyn? —; vielmehr erscheint dadurch nur das Wort dei verdächtig, das leicht von Jemanden hinzugesetzt werden konnte, der, wenn Plinius humana specie effigiem geschrieben hatte, einen Zusatz für nöthig hielt, in welchem angegeben wurde, was in menschlicher Gestalt sich darstelle, wozu sicherlich nichts geeigneter war, als eben dei. Indessen ist humana specie effigies, „ein Bild, das einem Menschen gleich sieht,“ hier wohl deßhalb für humana effigies, was sich IX, s. 4, §. 9 findet, gesetzt, weil es sich ja nicht um ein wirkliches menschliches Bild handeln kann, sondern nur um eine Erscheinung, die einem menschlichen Bilde nahe kommt. In Betreff der Construction läßt sich vergleichen s. 37, §. 101: Vidi inhaerere pilis pro vallo *fulgorem effigie ea.*

(Forsetzung folgt.)

*) Plinius sagt, daß aus Mond und Erde, ex utroque, d. i. aus den Erscheinungen an ihnen vastitas solis eröffnet und erschlossen werde, es also dazu besonderer Beweise durch Augen und Vernunftschlüsse nicht bedürfe; „doch fehlten auch diese nicht,“ die er dann nach immensum aufzählt. Es ist also wohl zu lesen *aperitur*, *ut* non sit necesse amplitudinem .... scutari: immensum *tamen* esse *efficitur* et. — Ut ist durch den Schluß des vorangehenden Wortes absorbirt und dann an falscher Stelle eingeschoben worden.

Fr. Th.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juni.
Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis Historia des Plinius.

(Fortsetzung.)

Die letztere Stelle führt uns auf eine andere, wo die in die neueste Ausgabe aufgenommene Lesart als zweifelhaft zu betrachten ist. Man liest nämlich eben daselbst, wo von dem S. Elmsfeuer die Rede ist: Et ob id Polluci et Castori id *nomen* adsignant, eosque in mari deos vocant. Man sucht aber vergebens nach einem Namen, auf welchen sich dieses beziehen könnte. Dagegen findet die Vulgata id *numen* „diese Götterkraft“ eine ganz genügende Erklärung in den unmittelbar vorhergehenden Worten: Geminae autem salutares et prosperi cursus praenuntiae, quarum adventu fugari diram illam ac minacem appellatamque Helenam; auch läßt sich dafür anführen, daß Plinius III, s. 6, §. 39 in ähnlicher Weise von Italien sagt: *numine deum* electa quae caelum ipsum clarius faceret; zur entschiedensten Empfehlung gereicht aber der Umstand, daß Seneca (Natur. Quaest. I, 1, 11) von derselben Lufterscheinung sagt: In magna tempestate apparent quasi stellae velo insidentes. Adiuvari se tunc periclitantes existimant *Pollucis et Castoris numine.*

An zwey Stellen, wo von der Entstehung der Winde die Rede ist, schwankt die Lesart zwischen nives und nubes. Sillig hat sich in beyden Fällen für das Letztere entschieden, und zwar in dem ersteren nur von der Defloratio Pliniana des Robertus Canutus Crikeladensis (s. Vorrede S. XLII) unterstützt. Die Worte sind (s. 44, §. 114): Namque et e fluminibus ac *nubibus* et e mari videmus . . consurgere. Kurz vorher liest man: posse et (flatus gigni) aquis aera exspirantibus qui neque in nebulam densetur nec crassescat *in nubibus.* Hier sind die Wolken zwischen den Flüssen und dem Meere, und zwar vermittelst der Partikel ac den ersteren wie etwas Gleichartiges beygezählt, gewiß nicht am Platze; eher noch ist ac nivibus zuläßig, sofern man dabey an immerwährenden Schnee denkt, der allerdings durch die Abkühlung der Luft in seiner Nähe einen Luftzug erzeugt; weßhalb ich mich schon früher (s. Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1849 S. 461) dafür ausgesprochen habe. Indessen bleibt auch hier die Verbindung mit fluminibus mißlich, und man könnte vermuthen, Plinius habe lacubus oder paludibus geschrieben (vgl. s. 68, §. 173); allein beydes liegt den Lesarten der Handschriften zu ferne.

An der andern Stelle (s. 49, §. 131) ist von den Winden die Rede, welche aus den Ausdünstungen der Erde entstehen, und plötzlich aufhören, wenn diesen ein Hinderniß entgegen tritt. Als ein solches wird bezeichnet: interim obducta *nubium* cuti. Hier haben die besten Handschriften von erster Hand nimium, die Münchner allein *nivium.* Was die Sache betrifft, so könnte man allerdings frisch gefallenem Schnee das Aufhören eines durch

Ausdünstung der Erde entstandenen Luftzuges zuschreiben, und der Ausdruck obducta cuti scheint besser auf den Schnee als auf die Wolken zu passen; allein §. 135 liest man auch quoniam hieme densatus aer *nubium crassiore corio* spissatur, und die Wörter cutis und corium sind bey Plinius ziemlich gleichbedeutend; vgl. XX, s. 79, §. 257 in *summa* terrae *cute*, und XXXI, s. 30, §. 53 moveri terram callumque *summae cutis* solvi; dagegen XXXIV, s. 49, §. 164 *summo* terrae *corio;* und hier spricht besonders der Ausdruck deiecti mehr für die Wolken als für den Schnee. Auch kann für jene hier das geltend gemacht werden, was man s. 48, §. 130 liest: Exspectantur autem (venti) maxume unde nubes discussae adperuere caelum.

Unter den Ursachen des Windes oder vielmehr eines Luftzuges, wird (s. 44, §. 115) auch angeführt: In domibus etiam multa *madefacta* inclusa opacitate conceptacula auras suas habent; adeo causa non deest, wo Sillig nach der Riccardianischen und der Chiffletianischen Handschrift madefacta geschrieben hat, in jener sich aber die gewöhnliche Lesart *manu facta* von zweyter Hand beygeschrieben findet. Unter madefacta inclusa opacitate conceptacula müßte man Gewölbe verstehen, welche deßhalb feucht wären, weil nie ein Sonnenstrahl hinein fiele. Ob aber eine solche dumpfe Feuchtigkeit mit madefactus bezeichnet werden kann, möchte ich sehr bezweifeln; bey Plinius heißt es wenigstens an allen mir erinnerlichen Stellen besprengt oder angefeuchtet. Dagegen scheint mir manu facta hier ganz an seiner Stelle zu seyn. Plinius hat vorher von den natürlichen Ursachen der Winde gesprochen und darunter namentlich Höhlen, specus, erwähnt; im Gegensatze dazu scheint er nun auch auf solche Entstehungsorte hinzuweisen, welche von Menschenhänden gemacht sind. So findet sich manu factus, in ähnlichen Gegensätzen, V, s. 9, §. 50; VI, s. 31, §. 138; VIII, s. 8, §. 24. Der Ablativ inclusa opacitate muß, wenn man manu factis beybehält, übersetzt werden: „in Folge der eingeschlossenen, d. i. durch Abschließen entstandenen, Finsterniß." Für conceptaculum als Entstehungsort läßt sich noch die Parallele anführen: (XI, s. 51, §. 138): Superbia aliubi *conceptaculum*, hic (in superciliis) *sedem* habet: in corde *nascitur*, sed huc subit, hic *pendet.*

Von den in gewissen Gegenden beständig herrschenden oder regelmäßig wiederkehrenden Winden liest man s. 45, §. 117: Viginti amplius auctores Graeci veteres prodidere de his observationes. Quo magis miror orbe discordi et in regna, hoc est in membra, diviso tot viris curae fuisse tam ardua inventu, . . ut hodie quaedam in suo quisque tractu ex eorum commentariis, qui numquam eo accessere, verius *noscant* quam indigenarum scientia; nunc vero, pace tam festa . . omnino nihil addisci nova inquisitione, immo ne veterum quidem inventa perdisci. Der Pluralis noscant ist statt des in allen bisherigen Ausgaben stehenden Singularis *noscat* von Sillig aus einer Handschrift Dalechamp's aufgenommen worden, indem er die Worte in suo quisque tractu in Verbindung mit dem Relativsatze qui numquam eo accessere, als das Subject davon betrachtet, und deßhalb auf Reisig's lateinische Sprachwissenschaft S. 327 verweist. Daß, wenn diese Verbindung begründet wäre, der Pluralis nicht nur stehen könnte, sondern sogar stehen müßte, bestreite ich nicht, wohl aber daß die Beziehung des Relativsatzes qui numquam eo accessere auf in suo quisque tractu richtig sey. Eo kann sich auf nichts anderes als auf in suo tractu beziehen, dadurch entsteht aber ein offenbarer Widerspruch, da jene Leute in ihre eigene Heimath (denn dieß bezeichnet doch wohl in suo tractu) gekommen seyn müßten. Fassen wir die Stellung in das Auge, so schließt sich qui numquam eo accessere am natürlichsten an das unmittelbar Vorhergehende: ex eorum commentariis, an. Es fragt sich nur, wer diese ii seyen? Sillig scheint die vorher genannten alten griechischen Schriftsteller darunter zu verstehen; allein dadurch ergibt sich ein neuer Widerspruch. Daß Plinius solche griechische Schriftsteller im Auge hatte, welche ferne Länder zu ihrer Belehrung bereisten, zeigen namentlich die oben übergangenen Worte: inter bella praesertim et *infida hospitia*, piratis etiam omnium morta-

lium hostibus *transitus* ferme tenentibus; wie konnte er also von diesen sagen, sie hätten über Gegenden geschrieben, in die sie nie gekommen wären? Wen soll man aber sonst darunter verstehen? — Offenbar spätere Schriftsteller, welche aus den Werken der alten Griechen, ohne die Sachen, von denen sie schrieben, selbst gesehen zu haben, Notizenbücher (commentarios) zusammenstoppelten, und welche man zur Zeit des Plinius lieber las, als selbst forschte oder die Werke der alten Griechen studirte, was Plinius in den folgenden Worten ausspricht. Gegen solche Compilatoren zieht er auch in seiner Vorrede (§. 22) mit den Worten zu Felde: Scito enim conferentem auctores me deprehendisse a curatissimis et proximis *veteres transcriptos ad verbum*, neque nominatos. Faßt man aber die Stelle so, so erscheint der Pluralis noscant nach in suo quisque tractu, wenn auch als zuläßig, doch durchaus nicht als nothwendig, und es ist demnach kein Grund vorhanden, von dem so gut beglaubigten Singular noscat abzugehen. Bey Aufzählung der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Winde kommt (s. 48, §. 129) folgende Stelle vor: Noctu auster, interdiu aquilo vehementior . . Septentriones inpari fere desinunt numero, quae observatio in aliis multis rerum naturae partibus valet; mares itaque existumantur *inpares numeris*. Die bisherigen Ausgaben haben impari numero. Sillig hat aus fast allen seinen Handschriften *inpares*, und aus der einzigen Riccardianischen von zweyter Hand *numeris* aufgenommen. Der Sinn dieser Lesart kann kein anderer seyn, als die Nordwinde gälten, als der Zahl nach ungleich, für männlich. Bekanntlich gelten aber alle Winde für männlich und die unmittelbar vorhergehenden Winde weisen darauf hin, daß hier ein allgemeiner Satz ausgesprochen werden soll; weßhalb schon Große wohl mit Recht übersetzt hat: „Die ungeraden Zahlen hält man für männlich.“ Dazu ist aber nöthig, daß man *inpares numeri* schreibt, und dieses findet sich wirklich in drey Handschriften, der Toletaner, der Pariser d und einer Dalechamps, so daß ich keinen Anstand nehme, es für das Richtige zu erklären. Etwas undeutlich ist der vermittelnde Satz: Quae observatio in aliis multis rerum naturae partibus valet; er findet aber seine Erklärung in dem, was man XXVIII, s. 5, §. 23 liest: Cur inpares numeros ad omnia vehementiores credimus? Harduin, der übrigens impari numero beybehalten hat, was sich nicht wohl damit vereinigen läßt, scheint die Stelle auch so verstanden zu haben; wenigstens citirt er aus des Macrobius Commentar zu Cicero's Somnum Scipionis (I, 6, 1) die Worte: *Inpar numerus mas* et par femina, die sich fast ebenso daselbst II, 2, 17 finden.

Die Wasserhosen werden (s. 50, §. 134) mit folgenden Worten besprochen: Vocatus et columna, cum spissatus umor rigensque ipse se sustinet: ex eodem genere et in longum *veluti fistula* nubes aquam trahit. Es werden also zwey Arten angegeben, von denen die erstere sich durch sich selbst aufrecht erhält, die zweyte durch die Anziehungskraft einer Wolke entsteht. Nach der Note zu schließen, wollte aber Sillig mit der Riccardianischen Handschrift *fistulam* schreiben und aus dem Vorhergehenden in ergänzen. Auch stellt er die Vermuthung auf, Plinius könnte geschrieben haben: ex eodem genere et *siphon*, *cum veluti in fistulam* nubes aquam trahit, so daß aus dem Vorhergehenden vocatur zu ergänzen wäre. Beydes beruht auf der Ansicht, daß die Form der Wasserhose selbst mit einer Röhre, fistula, verglichen werde. Bey Plinius bedeutet aber sonst fistula eine Röhre, durch welche in thierischen Körpern die Luft, das Blut oder andere Flüssigkeiten, und außerdem das Wasser geleitet wird (wie s. 106, §. 224 aquae dulces iuxta mare ut fistulis emicantes); er hat also dabey nicht die Form im Auge, sondern nur die Bestimmung, Flüssigkeiten zu leiten, und es scheint dadurch vollkommen gerechtfertigt, wenn man auch hier fistula nicht auf die Form bezieht, sondern ein Werkzeug zum Emporziehen des Wassers, eine Saugröhre, darunter versteht, in welchem Falle der Ablativ nicht zu beanstanden ist. Die Form wird durch die Worte in longum bezeichnet, welche hier nicht sowohl (wie s. 83, §. 196 nube in longum porrecta spatium) auf die räumliche Ausdehnung als auf die Gestalt zu beziehen sind, worin auch der Grund zu suchen ist, warum Plinius nicht in altum schrieb. Das Verbum vocatur aus dem Vorhergehenden herabzu-

nehmen, ist unnöthig, wenn man nicht mit Sillig ein cum hineinbringt; denn es ist nach der Gewohnheit des Plinius (s. unten zu §. 207) oben vocatur et columna zu erklären: „Es gibt auch eine ähnliche Erscheinung, welche man Wassersäule nennt," was die Uebersetzer nicht erkannt, und in Folge dessen durch die Uebersetzung: „Sie wird eine Säule genannt," einen ganz unstatthaften Anschluß an das Vorhergehende hervorgerufen haben. Die Worte: ex eodem genere et.. nubes aquam trahit übersetzen sie ebenfalls in verschiedener Weise unrichtig. Der Sinn derselben ist aber nach dem Obigen: „Eben dahin gehört auch die Erscheinung, wenn eine Wolke das Wasser in die Höhe zieht."

Als Beyspiel einer merkwürdigen Wirkung des Blitzes wird (s. 52, §. 137) der Fall angeführt: Marcia *princeps Romanarum* icta gravida, partu exanimato ipsa citra ullum aliud incommodum vixit. Statt Romanarum haben die meisten Handschriften *Romanorum*. Dieses ist in keiner Weise zu vertheidigen; aber auch der Ausdruck princeps Romanarum, der keineswegs, wie Harduin will, als die Bezeichnung der Frau eines princeps senatus erklärt werden kann, erregt gerechte Bedenken. Sillig vermuthet hier eine Lücke, wie sie die Bamberger Handschrift in den letzten Büchern aufgedeckt hat. Eine solche Annahme scheint aber, da der Zusammenhang im Uebrigen gar nicht gestört ist, kaum gerechtfertigt; ich möchte daher lieber die Verderbniß in dem Worte Romanorum allein suchen, und vermuthen, Plinius habe geschrieben princeps *matronarum* oder *matrona*. In ähnlicher Weise sagt er VIII, s. 50, §. 119 *princeps feminae*. Daß er hier den Ausdruck matrona wählte, womit sich bey Plautus vergleichen läßt (Cistell. I, 1, 26): Ubi istas videas summo genere natas *Summatis matronas* und in einem Fragmente des Ennius bey Cicero (ad fam. VII, 6, 1): *Matronae* opulentae *optimates*, scheint darin seinen Grund zu haben, daß es darauf ankam, das Eheverhältniß hervorzuheben, um anzudeuten, daß man nicht an eine absichtliche, durch ein solches Gerücht verhüllte, Tödtung der Leibesfucht denken dürfe.

Unter den Betrachtungen über die immer gleiche Geduld und Güte der Erde im Gegensatze zu den übrigen Elementen findet sich (s. 63, §. 155) folgende: At haec benigna, mitis, indulgens, *usibus*que mortalium semper ancilla. So Sillig, nach der Riccardianischen Handschrift von der Hand des Correctors, dem er wohl hier etwas zu viel vertraut hat, wie auch unter andern §. 157 bey Aufnahme der Worte *Et ut* verum fateamur, statt des offenbar Kräftigeren: Verum fateamur! Von erster Hand hat diese Handschrift wie die beyden Pariser *usus*que, und hiervon abzugehen sehe ich keinen triftigen Grnnd. Bey ancilla kann sowohl der Genitiv als der Dativ stehen; jener läßt nur das Bedürfniß mehr als personificirt erscheinen, was auch den Singularis nöthig macht, der sich übrigens in ähnlicher Weise auch XXXVII, s. 7, §. 18 in den Worten: Quae protinus ad *hominum usum* transiere, findet.

Ob im Folgenden (§. 157) die Conjectur Ruhnken's: In maria iacitur aut ut freta admittamus *effoditur* statt *eroditur* mit Recht Aufnahme gefunden hat, scheint mir mindestens zweifelhaft. Man betrachte nur das zunächst Folgende: omnibus *cruciatur* horis, und ut *) tamen quae summa *patiatur* atque extrema a cute, tolerabilia videantur: penetramus in *viscera*. Dieß zeigt offenbar, daß Plinius die Erde als einen belebten Körper hinstellen wollte, dem das Eindringen Schmerzen bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

*) So möchte ich nach Sillig's Vermuthung schreiben, es aber nicht mit dem Vorhergehenden, sondern mit dem Folgenden verbinden. Vgl. §. 168.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juni.
Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis Historia des Plinius.

(Fortsetzung.)

Dazu paßt aber gewiß besser eroditur als effoditur, und die von Sillig angeführte Stelle XVII, §. 47: Ubios gentium solos novimus qui fertilissimum agrum colentes quacunque *terra* infra tres pedes *effossa*, ut pedali crassitudine iniecta laetificent, verliert bey dieser Betrachtungsweise alle Beweiskraft. Man könnte gegen diese Ansicht vielleicht das geltend machen, daß man bey In maria iacitur doch auch nur an die ausgehobene Erde, nicht an den Erdkörper, zu denken habe; allein der Pluralis in maria zeigt, daß auch hier durch eine Synekdoche die Sache so gefaßt ist, als handle es sich um die ganze Erde. Eroditur scheint übrigens auch deßhalb hier ganz geeignet zu seyn, weil es die mühsame nur allmählig fortschreitende Arbeit bezeichnet; endlich ist das sonst seltene Verbum erodere bey Plinius in ähnlichen Beziehungen verhältnißmäßig häufig.

Hierher gehören auch (§. 158) die Worte: Viscera eius extrahimus; ut digito gestetur gemma, petitur! So interpungirt Sillig und fügt im Commentare zu petitur, das er gewiß richtig statt quam petimus hergestellt hat, hinzu: sc. terra. Ich möchte lieber interpungiren: Viscera eius extrahimus: ut digito gestetur, gemma petitur! so daß sich die Erklärung ergäbe: „Wir reißen die Eingeweide der Erde heraus: (und was ist der Grund zu diesem Frevel?) man sucht einen Edelstein, um ihn am Finger zu tragen.“ So schließt sich dann das Folgende: Quot manus atteruntur, ut unus articulus niteat? ganz gut an. Wäre unter petitur ein Angriff auf die Erde zu verstehen, so wäre dieses nach dem weit stärkeren: Viscera eius extrahimus, doch gar zu matt, während der Gegensatz des kleinlichen Zweckes den Frevel der That nur noch größer erscheinen läßt. Beachten wir endlich den Sprachgebrauch des Plinius, so spricht auch dieser für die von mir vorgeschlagene Verbindung der Worte gemma petitur, wofür ich nur eine ganz ähnliche Stelle (XXXIII, s. 21, §. 70) als Beleg anführen will: Ut iam minus temerarium videatur e profundo maris *petere margaritas*.

Wo gezeigt werden soll, wie die Erde vom Ocean umgeben wird, liest man (s. 67, §. 168): Maiorem quidem eius partem et orientis victoriae magni Alexandri *lustravere* usque in Arabicum sinum. Hier möchte Sillig statt lustravere lieber lesen *inlustravere*, da es sich um das Bekanntmachen mit jenen Gegenden handle, was jenes Verbum nicht ausdrücke. Allein, betrachtet man die ganze Stelle, so ist das Bekanntwerden überall nicht geradezu angegeben, sondern nur die Veranlassung, welche Römer oder Griechen in bisher unbekannte Gegenden führte, wodurch diese dann natürlicher Weise mehr oder weniger bekannt wurden. So steht unmittelbar vorher: Pars meridiani sinus ambitu

Mauretaniae *navigatur* hodie, für „er ist bekannt;“ weiter oben (§. 167): Pars tota vergens in Caspium mare *pernavigata est* Macedonum armis, und in der ähnlichen Stelle VI, s. 21, §. 63. Reliqua inde Seleuco Nicatori *peragrata* sunt. Der verlangte Sinn ist also durch lustravere, wenn nicht ausgesprochen, doch hinlänglich angedeutet. Es könnte nur noch zweifelhaft erscheinen, ob an einen Zug an den Küsten hin, oder an eine Fahrt zur See zu denken sey; aber die Worte des Martianus Capella, der, wie Sillig richtig bemerkt, diese Stelle ausgeschrieben hat (VI, 621): Nam eius maximam partem magni Alexandri *sulcavere* victoriae, und des Virgil (Aen. III, 385): Et salis Ausonii *lustrandum navibus aequor*, zeigen, daß man die Fahrt auf dem Ocean darunter zu verstehen habe, welche Alexander nach Curtius (X. 1) anordnete. Es bleibt daher als einziges Bedenken nur die allerdings etwas harte Metonymie: victoriae lustravere mare für: „das Meer wurde bey dem Siegeszuge des Alexander befahren,“ die aber gerade bey Plinius kein solches Gewicht haben möchte, daß sie uns nöthigte, die an sich ansprechende Aenderung Sillig's als das allein Richtige anzunehmen.

Weiterhin (s. 68, §. 173) berechnet Plinius, wie wenig den Menschen selbst von den Theilen der Erdoberfläche, welche das Klima und der Ocean übrig ließen, zur Bewohnung verstattet sey: Sed et relicta nobis una portio haud scio an etiam in maiore damno sit, idem si quidem oceanus infusus in multos, ut dicemus, sinus adeo vicino adcessu interna maria adlatrat, ut centum quindecim milibus passuum Arabicus sinus distet ab Aegyptio mari, Caspius vero CCCLXXV milibus a Pontico. Idem interfusus *intrat* per tot maria quibus Africam, Europam, Asiam dispescit, quantum terrarum occupat? Conputetur etiam nunc mensura tot fluminum, tantarum paludium, addantur et lacus, stagna. Iam elata in caelum et ardua adspectu quoque iuga, iam silvae vallesque praeruptae et solitudines et mille causis deserta *detrahantur*. Hae tot portiones terrae, immo vero, ut plures tradidere, mundi *punctus* (neque enim aliud est terra in universo), haec est materia gloriae nostrae, haec sedes. Diese Stelle mußte in solcher Ausdehnung aufgenommen werden, da es sich bey derselben um die Satzverhältnisse handelt. Sillig hat nämlich in seinem Commentar die Ansicht ausgesprochen, das Verbum intrat sey aus einer Wiederholung des vorhergehenden Wortes entstanden, da durch dasselbe die Concinnität des Satzes gestört, nach Auswerfung desselben aber die ganze Periode conciser und schöner werde. Mir scheint dagegen die Concinnität erst dadurch gestört zu werden, wenn dieses Verbum weggelassen würde, das an sich ganz an seiner Stelle steht, da das Participium interfusus das gesammte mare internum, das Verbum intrat aber die einzelnen Verzweigungen desselben bezeichnet, welche in das Innere der Länder eintreten. Freylich setze ich dabey voraus, daß vor dem ersten idem eine größere Interpunction, vor dem zweyten aber bloß ein Komma gesetzt werde, so daß die Frage: quantum terrarum occupat? den gemeinsamen Hauptsatz bildet. Dieser hat dann einen doppelten Vordersatz: Idem siquidem oceanus infusus in multos . . . sinus . . . interna maria adlatrat, und (ebenfalls von siquidem abhängig) idem interfusus intrat per tot maria. Würde also intrat gestrichen, so verlöre der zweyte Theil des Vordersatzes sein Verbum.

Einer noch augenscheinlicheren Verbesserung bedarf die Interpunction in dem Folgenden, wo sie sogar Veranlassung gegeben hat, dem Plinius die unerhörte Form, *punctus*, aufzubürden, die sich übrigens unter den für die Sillig'sche Ausgabe verglichenen Handschriften nur in der Pariser d von zweyter Hand findet; doch außerdem auch in der erwähnten Defloratio Pliniana Roberti Crikeladensis. Daß diese Form unzulässig sey, erkennt Sillig an, und schlägt deßhalb, mit Beziehung auf die Einleitung zu Seneca's Naturales Quaestiones p. 628 Gron., vor, *puncta* zu schreiben. Doch damit möchte nicht viel gewonnen seyn; ja der Sinn noch mehr leiden. Die folgende Parenthese (neque enim aliud est terra in universo) zeigt, daß hier nur von einem Punkte die Rede seyn könne. Ebenso bezeichnet Seneca a. a. O. §. 6 die Erde als einen Punkt, und das. §. 8 in den Worten: Punctum est istud

in quo navigatis, in quo bellatis, in quo regna disponitis wird auch Niemand an verſchiedene Punkte auf der Erde denken wollen; und auch die Spätern (vgl. Macrob. Commentar. in Somn. Scip. I. 16, 6 u. 10; II, 9, 9. Martian. Capell. VI, §. 584) bedienen ſich dieſes Ausdrucks für die Kleinheit der Erde. Betrachten wir aber das Vorhergehende, ſo ergibt ſich noch eine weitere Unebenheit. Es wird nämlich zuerſt vermittelſt der Verba conputetur und addatur das zuſammengerechnet, was von der Erde in Abzug gebracht werden ſoll; das dritte Glied geht aber vermöge ſeines Verbums detrahatur ohne Weiteres in die wirkliche Subtraction über. Im Folgenden paſſen die Worte: Hae tot portiones terrae nicht mit haec est materia gloriae nostrae u. ſ. w. zuſammen, und das Pronomen Hae weiſt offenbar auf das Vorhergehende zurück, wo nicht von den Theilen der Erde die Rede iſt, welche dem Menſchen überlaſſen, ſondern von denen, welche ihm entzogen ſind. Dieß deutet darauf hin, daß, analog der Stelle Seneca's (a. a. O. §. 3): *Detrahe* hoc inaestimabile bonum: non est vita tanti, ut sudem, ut aestuem, das Verbum detrahantur zum Folgenden gezogen werden müſſe. Dann wird das vorher Aufgezählte ganz gut durch die Worte: *Detrahantur hae tot portiones terrae* zuſammen gefaßt. Damit findet aber auch das ungehörige punctus ſeine Erledigung, das offenbar aus dem Beſtreben hervorgegangen iſt, zu dem Genitiv terrae in Hae portiones terrae eine Appoſition zu gewinnen, während durch das Herabziehen des Verbums detrahantur das Wort terrae zum Dativ wird, an den ſich dann ohne alle Schwierigkeit *puncto* anſchließt, was die Lesart der übrigen Handſchriften iſt. Das Ganze iſt dann ſo zu interpungiren: Conputetur etiam nunc mensura tot fluminum, tantarum paludium; addantur et lacus, stagna; iam elata in caelum et ardua adspectu quoque iuga, iam silvae vallesque praeruptae et solitudines et mille causis deserta. *Detrahantur hae portiones terrae*, immo vero, ut plures tradidere mundi *puncto* (neque enim aliud est terra in universo): haec est materia gloriae nostrae, haec sedes.

Die Inſtrumente zur Abmeſſung der Tagesſtunden heißen (s. 74, §. 182) nach der von Sillig beybehaltenen und allerdings von Martinus Capella (VI, 595) ohne Angabe einer Abweichung in den Handſchriften beſtätigten Vulgata *Vasa horoscopa*. Von den neuerdings verglichenen Handſchriften des Plinius bietet aber keine dieſe Form des Namens. Vier derſelben haben horospicia, eine jedenfalls unzuläßige vox hibrida, die in der Toletaner Handſchrift in horispica latiniſirt iſt, die Riccardianiſche hat von erſter Hand oroscopia, von zweyter oscopia. Die richtige Form des Namens iſt demnach wohl die ſchon von Salmaſius (Exercc. Plin. p. 459 a. A.) vermuthete *horoscopica*. So ſteht wenigſtens in einem aus einer Rehdiger'ſchen Handſchrift in meiner Ausgabe des Macrobius (Bd. I, S. 219) mitgetheilten Scholion; und wie leicht von den drey Sylben mit o eine ausfallen konnte, zeigt die Correctur der Riccardianiſchen Handſchrift.

Die Einflüſſe der klimatiſchen Verhältniſſe auf die Körperbeſchaffenheit der Menſchen werden (s. 80, §. 189) folgendermaßen beſchrieben: Namque et Aethiopas vicini sideris vapore torreri adustisque similis gigni, barba et capillo vibrato, non est dubium, et adversa plaga mundi candida atque glaciali cute esse gentis, flavis promissas crinibus, trucis vero *et caeli rigorem has*, illas *mobilitatem habentis ipso* crurum argumento; illis in supera sucum revocari natura vaporis, his in inferas partis depelli *umoris deciduo*. Statt mobilitates verlangt Sillig im Gegenſatze zu dem vorausgegangenen rigorem den Singular *mobilitatem*; und wohl mit Recht; wenigſtens ſpricht dafür die ſchon von Harduin mit dieſer verglichene Stelle (VI, 5. 35, §. 187): Animalium hominumque monstrificas effigies circa extremitatis eius (Aethiopiae) gigni minume mirum, artifici ad formanda corpore *mobilitate ignea*. Die Sache ſcheint aber damit noch nicht im Reinen zu ſeyn. Daß has ſich auf das erſte, illas auf das zweyte Glied des Vorausgehenden bezieht, iſt klar, und nicht zu beanſtanden. Was ſollen aber die Worte caeli rigorem und mobilitatem habentis bedeuten? etwa: „ſie tragen das Gepräge der klimatiſchen Verhältniſſe an ſich?“ Weder der Gedanke noch die Form desſelben möchte Beyfall verdienen, wenn man beachtet,

daß trucis so ganz verlassen dasteht, ohne irgend einen Gegensatz im Folgenden, den doch der Sinn zu verlangen scheint. Darum möchte ich die auf meiner Conjectur des Rhodiginus beruhende Vulgata: truces vero *e* caeli *rigore* has, illas *mobilitate hebetes* keineswegs aufgeben. Wenn statt hebetes geschrieben war *haeb*etis, wie sich an einer Stelle (XXXVII, 69) in der Bamberger wirklich haebetari findet, so konnte sehr leicht habetis oder habentes daraus werden.

Ergänzt man zu diesem hebetes oder hebetis den Infinitiv esse, so ist auch kein Grund vorhanden, im Folgenden mit der einzigen Riccardianischen Handschrift von zweyter Hand *ipso* statt ipsoque zu schreiben; es ist vielmehr, wie es früher geschah, ipsoque . . argumento zum Folgenden zu beziehen, womit sich dem Sinne nach vergleichen läßt, was Macrobius (Saturn. VII, 10, 11) von den Eunuchen sagt: Hunc (humorem videmus) in eunuchis debilitatem tibiis ingerentem, quarum ossa quasi semper in superfluo humore natantia naturali vigore caruerunt, et ideo facile intorquentur, dum pondus superpositi corporis ferre non possunt. Endlich steht dem aus der Riccardianischen Handschrift aufgenommenen Genitiv *umoris* der Umstand entgegen, daß dann deciduo als ein abstractes Substantiv gefaßt werden muß, welches dem Worte natura in dem vorausgehenden: natura vaporis entspricht; während, wenn man die von zweyter Handschrift beglaubigte Vulgata *humore deciduo* festhält, diese Worte jenen beyden ganz gut entsprechen.

Die Ursachen, aus welchen sich nach und nach Länder aus dem Meere erhoben haben, werden (s. 87, §. 201) folgendermaßen angegeben: Nascuntur enim, nec fluminum tantum invectu, sicut Echinades insulae ab Acheloo amne congestae maiorque pars Aegypti a Nilo, in quam a Pharo insula noctis et diei cursum fuisse Homero credimus, nec recessu maris, *sicut idem Circeiis*, quod accidisse et in Ambraciae portu decem milium passuum intervallo et Atheniensium quinque milium passuum ad Piraeeum memoratur, et Ephesi, ubi quondam aedem Dianae adluebat. Im folgenden Buche (s. 9, §. 57) sagt Plinius: Circeii

quondam insula inmenso quidem mari circumdata (ut creditur Homero), et nunc planitie. Deßhalb glaubte Hermolaus Barbarus, um in den Worten: sicut idem Circeiis eine Zurückbeziehung auf das Vorhergehende: in quam . . noctis et diei cursum fuisse Homero credimus zu gewinnen, schreiben zu müssen: sicut *eidem de* Circeiis; Sillig hält dagegen eine solche Interpolation für unnöthig, und glaubt denselben Sinn in den Worten der Handschrift zu finden, die ihm so viel bedeuten, als sicut idem *dicit* Circeiis *fuisse*. Eine solche Ergänzung scheint mir aber kaum annehmbar zu seyn, da kein dicit, sondern Homero credimus vorausgeht, und mit den Worten nec recessu maris ein neues Eintheilungsglied beginnt; auch halte ich die Beziehung auf Homer, wenn sie gleich durch die angeführte Stelle wahrscheinlich gemacht wird, nicht für durchaus nöthig, und möchte daher lieber, wenn die Worte sicut idem Circeiis für richtig gelten sollen, annehmen, idem sey als Neutrum zu betrachten, und aus dem dazu gehörigen Relativsatze accidisse memoratur heraufzubeziehen, was seine Erklärung in dem vorausgegangenen recessu maris findet, welches hier jedenfalls eher ein factum esse oder etwas Aehnliches, als fuisse erwarten läßt. Sonst würde ich vorschlagen, aus dem Vorigen geradezu: fuisse Homero credimur herab zu nehmen. Daß ich übrigens der von Hermolaus Barbarus vorgenommenen Aenderung das Wort nicht reden will, geht aus dem eben Gesagten hervor; ich möchte vielmehr eher vermuthen, es seyen hier einige Worte wegen Wiederkehr des idem ausgefallen, und Plinius habe geschrieben: sicut idem (Homerus) *testis est factum esse idem* Circeiis, quod accidisse u. s. w., oder etwas Aehnliches. Die Unmöglichkeit, hierüber ohne eine der Bamberger ähnliche Handschrift in's Reine zu kommen, macht aber natürlich zur Pflicht, sich bey der annehmbarsten Erklärung des in den verglichenen Handschriften Vorgefundenen zu beruhigen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juni.
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis Historia des Plinius.

(Schluß.)

Die Beyspiele von Höhlen, welche tödtliche Dünste aushauchen, werden (s. 95, §. 207 f.) mit folgenden Worten eingeführt: ut in Sinuessano agro et Puteolano; *spiracula vocant*, *alii Charonea scrobis mortiferum spiritum exhalantis*, item in Hirpinis Ampsancti ad Mephitis aedem locum, quem qui intravere moriuntur, simili modo Hierapoli in Asia, Matris tantum Magnae sacerdoti innoxium. Mit Recht hat hier Sillig nach dem von mehreren Handschriften unterstützten Vorschlage des Casaubonus *Charonea*, als Eigenname, statt Charoneas, geschrieben. Wenn er aber die Worte scrobis . . exhalantis für so hart und matt hält, daß er glaubt, sie seyen als unächt zu streichen, so kann ich schon deßhalb nicht einverstanden seyn, weil ich, wenn diese Worte wegfallen, nicht weiß, worauf die Accusative locum und innoxium im Folgenden bezogen werden sollen. Diese können nämlich nur von dem Verbum vocant abhängen. Ich finde aber überhaupt in jenen Worten nichts Anstößiges, wenn man nur interpungirt: ut in Sinuessano agro et Puteolano spiracula vocant, alii Charonea, scrobis mortiferum spiritum exhalantis, so daß dieß nach der bey den lateinischen Schriftstellern und namentlich auch bey Plinius öfters vorkommenden Constructionsweise (s. oben zu §. 34) so viel ist als: ut in Sinuessano agro et Puteolano scrobes sunt, quas spiracula vocant, alii Charonea. Daran reiht sich dann auch das Folgende ganz gut an, so daß die Bezeichnung spiracula auch auf die beyden nachher genannten Orte bezogen wird, wofür Virgil spricht, wenn er (Aen. VII, 568 f.) von der Höhle zu Ampsanctus sagt:

Hic specus horrendum et sacri *spiracula* Ditis.

Daß im Folgenden (s. 96, §. 209): Quaedam insulae semper fluitant, sicut in agro Caecubo *et eodem Reatino*, Mutinensi, Statoniensi, das Wort eodem nicht richtig seyn soll, weil es sich weder auf agro noch auf Caecubo beziehen lasse, und weil mehr noch ein Name von einer Landschaft Italiens statt et eodem von Plinius genannt gewesen seyn soll, damit kann ich mich deßhalb nicht einverstanden erklären, weil ja die Beziehung auf die unmittelbar vorhergehenden Worte: *similiter in Reatino* nahe liegt.

Die Erwähnung der Quelle auf der Insel Andros, von der man sagte, es ströme alljährlich zu bestimmten Tagen Wein aus derselben (s. 106, §. 231), gibt in doppelter Hinsicht Anstoß. Die Worte sind: Andro in insula, templo Liberi patris, fontem nonis Januariis semper vini *saporem* fluere Mucianus ter consul credit: *Διὸς Θεοδόσια* vocatur. Sillig bemerkt mit Recht, in dem Namen, der hier der Quelle beygelegt wäre, sey die Erwähnung des Gottes in *Θεοδόσια* neben *Διὸς* nicht wohl zuläßig. Wenn er aber deßhalb sich zu der

aus einer Handschrift Dalechamp's und mehreren des Hermolaus Barbarus angeführten Lesart Dios Tecosia, woraus jener Dios Tecnosia gemacht hat, hingezogen fühlt, indem er glaubt, die Zeugungskraft sey hier an der Stelle, so möchte er damit der Wahrheit wohl nicht näher gekommen seyn. Die Angabe des Ortes, templo Liberi patris, so wie der Wein an sich, führt vielmehr auf *Διόνυσος*, und dafür spricht auch, was Plinius an einem andern Orte (XXXI, s. 13, §. 16) über dieselbe Quelle berichtet: Mucianus Andri e fonte *Liberi patris* statis diebus septenis *eius dei* vinum *) fluere, und Pausanias VI, 26, 1: *Λέγουσι δὲ καὶ Ἄνδριοι παρὰ ἔτος σφίσιν ἐς τοῦ Διονύσου τὴν ἑορτὴν ῥεῖν οἶον αὐτόματον ἐκ τοῦ ἱεροῦ.* Man könnte also vermuthen, Plinius habe geschrieben *Διονυσοδοσία.* Die Verwandlung dieses Namens in das, was in den Handschriften steht, liegt nicht ferne, wenn man mit Uncialen, wie sie sich bey griechischen Wörtern in den meisten lateinischen Handschriften finden, schreibt:

ΔΙΟΝΥΣΟΔΟΣΙΑ
ΔΙΟΣΤΕΟΔΟΣΙΑ
ΔΙΟΣΘΕΟΔΟΣΙΑ.

Außerdem ist mir der doppelte Accusativ in den Worten *fontem* . . vini *saporem* fluere höchst verdächtig, und ich glaube nicht, daß er sich irgendwie durch den Sprachgebrauch des Plinius rechtfertigen läßt, der, wenn er nicht, wie in der oben angeführten Stelle *e fonte* schreiben wollte, gewiß nicht saporem, sondern *sapore* schrieb, was in der trefflichen Leidener Handschrift A steht, welcher Sillig (praef. p. V) die erste Stelle nach der Bamberger einräumt, und sehr leicht in saporē, d. i. saporem, übergehen konnte.

Unter den wunderbaren Erscheinungen in Betreff des Wassers wird (s. 106, §. 234) auch angeführt: Cum omnis aqua deorsum feratur, exsilire fontis atque etiam in Aetnae radicibus flagrantis in tantum ut quinquagena centena milia passum *harenas flammarum globus eructet.* Hierbey muß es auf den ersten Blick auffallen, daß als Beweis für das heftige Brennen des Berges der Umstand angeführt wird, daß seine Feuersäule Sand auswirft. An einer andern Stelle (III, s. 14, §. 88) liest man: *Favilla* Tauromenium et Catinam usque pervenit *fervens.* Daß hier statt dessen Sand genannt ist, findet wohl darin seinen Grund, daß angegeben werden soll, wie der Brand das Innere des Berges zerstört, an dessen Außenseite dennoch Quellen entspringen. Daß aber die Feuersäule den Sand auswerfen soll, dieß paßt zu dieser Vorstellung nicht recht, bey der man vielmehr eine Andeutung dessen erwartet, daß der Sand aus dem Kern des Berges kommt; auch sollte man bey dem Verbum eructat weit eher eine Beziehung auf den Berg selbst als auf die Feuersäule erwarten. Ziehen wir die Handschriften zu Rathe, so zeigt sich, daß *globus* nur auf der Autorität des Robertus Crikeladensis beruht, aber drey Handschriften (die Riccardianische, die in diesen Büchern anerkannter Maßen aus derselben Quelle geflossene Pariser a, und eine Dalechamp's) glob*os*, und einer (die treffliche Leidener A, die Chiffletianische, die Toletaner und die Pariser d) *globo* haben, was mir das Richtige zu seyn scheint, in dem Sinne: „Der Berg wirft in oder mit seiner Feuersäule Sand, d. i. verkohlte Erde, aus."

Sehr schwierig ist die Stelle, wo von dem Brennen des Bodens an verschiedenen Orten die Rede ist (s. 110, §. 237): Campus Babyloniae flagrat quadam veluti piscina iugeri magnitudine, Aethiopum iuxta Hesperium montem stellarum modo campi noctu; similiter in Megalopolitanorum agro, tametsi *internus sit* ille, iucundus frondemque densi supra se nemoris non adurens. Et iuxta gelidum fontem semper ardens Nymphaei crater dira Apolloniatis suis portendit, ut Theopompus tradidit. Was sollen hier die Worte tametsi *internus sit* ille bedeuten? In den mir zu Gebote stehenden Uebersetzungen (von Große und von Fritsch) werden sie nach Harduin's Vorgang auf einen in einem Walde verborgenen Platz bezogen; allein wie kann dieß in diesen Worten liegen, und was soll dabey die Partikel tametsi? — Man

*) Vergl. s. 111 §. 240. Exit in Mutinensi agro (flamma) *statis Volcano* diebus.

erwartet eine Beziehung auf das Feuer. Was liegt also näher als sit ille in *scintillae* oder *scintillet* zu verwandeln und entweder (nach XXXVII, s. 17, §. 65. Tunc enim tellure despecta *internitent* *) sinaragdi) zu lesen: tametsi *internitent scintillae*, oder, was besser in die Construction paßt (nach II, s. 111, §. 240 virens *aeterno* . . fraxinus): tametsi *aeterno scintillet?* Doch ich führe diese meine frühere Ansicht nur an, um zu zeigen, wie leicht bey Plinius das Conjecturiren von der Wahrheit abführt — die Handschriften zeigen einen ganz andern Weg. Die Leidener Handschrift A hat nämlich *intermisit*, und mit ihr stimmt die Pariser d überein. Bey Robertus Crikeladensis findet sich in terminis sit, in der Pariser Handschrift a von erster Hand internum sit, und nur in dieser von zweyter Hand internus sit. Liest man demgemäß: tametsi *intermisit* ille, so ist der Sinn: „doch hat jener zu brennen aufgehört.“ Uebrigens ist noch zu bemerken, daß tametsi sich auch nur in der Pariser Handschrift a von zweyter Hand findet, alle andern aber *nam si* haben, was vorzüglich deßhalb nicht hieher passen will, weil die Nominative iucundus und adurens nach in Megalopolitanorum agro eine Partikel erfordern, welche intermisit zu einem selbstständigen Verbum macht. Gerade diese ungeeigneten Nominative geben aber einen Wink zur weiteren Verbesserung der Stelle. Beachtet man nämlich, daß nach adurens ein neuer Satz ganz gegen die Gewohnheit des Plinius mit Et beginnt, und in diesem sich ein ähnliches Participium ardens findet, so muß man auf den Gedanken kommen, den Punkt vor et zu streichen und so diese Participien zusammen auf das folgende zu beziehen, in welchem Falle *nam si* statt tametsi ganz passend erscheint, da ja nam bey Plinius wie bey andern Schriftstellern (vgl. Hand Tursellin. IV, S. 15) bey dem Uebergang zu solchen Gedanken gebraucht wird, welche, dem Vorhergehenden ähnlich, doch in gewisser Weise davon abweichen. Verfolgen wir die Geschichte des Plinianischen Textes, so ergibt sich, daß alle Ausgaben tametsi, und alle vor Harduin den Punkt nicht nach adurens, sondern nach ardens haben. Dieser zog die Worte Et iuxta gelidum fontem semper ardens mit Recht zum Folgenden, indem er einsah, daß die unmittelbar nach dem oben angeführten Worte egeritque bitumen temperandum fonte illo ingustabili sich auf dieselben beziehen. Schon Pintianus hatte nach adurens zu interpungiren vorgeschlagen, er hatte aber, weil er, und zwar mit Recht, daran Anstoß nahm, daß in der Vulgata die Angabe dessen fehlte, wodurch das immer brennende Feuer die bösen Vorbedeutungen gäbe, irrthümlicher Weise die Worte so ordnen wollen: Et iuxta gelidum fontem Nymphaei crater. Dira *semper* Apolloniatis suis portendit *ardens*, woraus sich der Sinn ergäbe, daß der Krater bey Nymphäum für gewöhnlich nicht brannte, und, wenn dieß der Fall wäre, Böses verkündete. Hätte Harduin das Bedenken des Pintianus nach Gebühr beachtet, und seinen Regius II (die Handschrift d) an dieser Stelle zu befragen sich die Mühe genommen, so wäre er ohne Zweifel dem Wahren auf die Spur gekommen, da er in seinen Noten ganz richtig bemerkt hat: „Cum dies noctesque ardere perseveret, *intermisisse* semel fama est apud Apolloniatas, inquit Aelianus lib. XIII. Var. histor. cap. 16, quo tempore cum Illyriis bellum gesserunt. Ita desinendo magis quam ardendo Apolloniatis dira portendit;“ denn es ist dem gemäß kein Zweifel, daß so zu schreiben ist: Similiter in Megalopolitanorum agro. *Nam si intermisit* ille

*) Wo Sillig gegen die Autorität der Bamberger Handschrift, vielleicht nur durch ein Versehen, nitent hat.

iucundus frondemque densi supra se nemoris non adurens et iuxta gelidum fontem semper ardens Nymphaei crater, dira Apolloniatis suis portendit. Daß aber die hierdurch auf jenen Krater bezogenen Worte Nam si . . adurens wirklich dahin gehören, geht aus der angeführten Stelle des Aelian mit Evidenz hervor, die ich eben deßhalb, so weit es nöthig scheint, wörtlich anführen will: *Ἀπολλωνιάται πόλιν οἰκοῦσι γείτονα Ἐπιδάμνου ἐν τῷ Ἰονίῳ κόλπῳ· καὶ ἐν τοῖς πλησίον αὐτῆς χωρίοις ἀσφάλτου ἐστὶν ὀρυκτή . . . Οὐ πόρρῳ δὲ καὶ τὸ ἀθάνατον δείκνυται πῦρ, ὁ δὲ καιόμενός ἐστι λόφος ὀλίγος, . . . καὶ περὶ αὐτόν ἐστι δένδρα εὐθαλῆ καὶ πολλὰ χλωρά· καὶ τὸ πῦρ πλησίον ἐναχμάζον οὐδὲν λυπεῖ, οὔτε τὴν τῶν φυτῶν βλάστην οὔτε τὴν τεθηλυῖαν. Καίεται δὲ τὸ πῦρ καὶ νύκτα καὶ μεθ' ἡμέραν, καὶ διέλιπεν οὐδέποτε, ὡς Ἀπολλωνιάται λέγουσι, πρὶν τοῦ πολέμου τοῦ πρὸς Ἰλλυριους συμβάντος αὐτοῖς.* *)

Diese Stelle, die letzte, welche ich in diesem Buche zu besprechen habe, ist mit einer vielleicht allzugroßen Ausführlichkeit behandelt worden, weil sie mehrfach Gelegenheit gibt, die Wege in das Auge zu fassen, auf welchen im Ganzen wohl die Kritik eines jeden Schriftstellers, insbesondere aber die des Plinius ihrem Ziele am sichersten entgegen-

*) Auch in dieser Stelle sitzt das Verderbniß tiefer. Den Spuren der Lesearten nach Möglichkeit folgend und dem Sinne gemäß würde man schreiben: Campus Babyloniae flagrat *quadratus* veluti piscina jugeri magnitudine *et* Aethiopum . . . . . in Megalopolitanorum agro *flamma scintillat semper*, *sicut* ille *herbis* jucundus . . . . . adurens et juxta . . . . crater *qui* dira . . . . portendit *si intermittit*, ut Theopompus refert.

Fr. Th.

geführt wird. Am wenigsten ist der Conjectur zu vertrauen; sie führt hier leichter irre als irgendwo; deßhalb verdient gewiß der neueste Herausgeber nur Lob, wenn er die Anwendung derselben auf wenige besondere Fälle beschränkt. Ehe man zu ihr seine Zuflucht nimmt, muß genau erwogen werden, was der, wenn auch mangelhafte, Apparat an die Hand gibt; in den meisten Fällen wird dieser, wenn man ihn mit dem zusammen hält, was der Schriftsteller selbst an andern Stellen über dieselbe Sache berichtet, oder was uns von andern darüber überliefert ist, oder, wo kein Anhaltspunkt der Art gegeben ist, das genau erforscht, was der Zusammenhang und der Sprachgebrauch erfordert, die Lösung des Knotens möglich machen; wo diese Mittel nicht ausreichen, ist eine gewisse Resignation am Orte, mit der man bietet, was man hat, und es Andern nicht mißgönnt, vielmehr im Interesse der Wahrheit und der Wissenschaft sich dessen freut, wenn sie glücklicher sind in der Lösung einzelner Schwierigkeiten. Auch dieses ist von Sillig geschehen, so weit die Aufgabe reicht, die er sich gestellt hat. Daß aber zwey Dinge, die außer seiner Sphäre lagen, wenn nicht von gleicher Wichtigkeit als der handschriftliche Apparat, doch auch von großer Bedeutung für die Weiterförderung der Kritik sind, kann die eben besprochene Stelle ebenfalls zeigen; ich meine die Bemerkungen der früheren Herausgeber, und namentlich die von ihnen schon beygebrachten Berichte anderer Schriftsteller. Diese, von den störenden Schlacken gereinigt, und nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft umgestaltet und erweitert, zu einem Ganzen verarbeitet, vor sich zu haben, wäre ein großer Gewinn; doch bleibt dieß wohl noch auf lange ein frommer Wunsch.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juni.
Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung der Classe am 20. März l. J. hielt Hr. Dr. von Spruner, k. Major im Generalquartiermeister-Stabe, nachstehenden Vortrag.

In der Sitzung vom 17. Januar 1852 wurde mir Seitens der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften der Auftrag ertheilt, über den in der Sitzung vom 20. April 1850 erstatteten Vortrag des k. k. Archivdirectors Hrn v. Chmel zu referiren, und ich entledige mich nun dieses ehrenvollen Auftrages in nachstehender Weise.

Der Herr Archivdirector wünscht nämlich durch ein Zusammenwirken der hiezu vor Allem berufenen wissenschaftlichen Kräfte der Akademien zu München und Wien eine möglichst umfassende, auf urkundlicher Basis feststehende Darstellung der Geographie und Topographie des Mittelalters für die südöstlichen Gegenden Deutschlands, etwa von Regensburg abwärts bis an die Theiß-Ufer, südlich noch Istrien und die deutsch-ungarischen Gränzlande umfassend.

Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß gerade in den Urkunden bayerischer Hochstifter und Klöster von denen ja bekanntlich die Christianisirung und damit Hand in Hand die Colonisirung dieser östlichen Staaten ausgegangen, das reichhaltigste, ja, was das frühere Mittelalter betrifft, das ausschließliche Material zu einem solchen geographisch-topographischen Baue vorhanden ist.

Dieses Material allein genügt aber noch nicht. Was nützt es, wenn dasselbe auch zur Stelle geschafft worden und nun aufgeschichtet da steht, und es ist kein leitender Gedanke, keine ordnende Hand bereit, das Ganze zum schönen wohlgefugten Bau zu vereinigen? Viele Urkunden aus den ältesten Zeiten, ja selbst bis zu den Agilolfingern hinaufreichend, nennen uns hunderte von Orten mit der Bezeichnung in marchia oder in plaga orientali, in Osterrichiu, in Avaria, in Hunnia, in marchia superiore oder inferiore (ersteres das Land vom Hausruck bis zur Enns, letzteres das Gebiet unterhalb derselben mit oft wechselnder Ostgränze), in comitatu Butine (vom Semmering und Hartberg bis an die ungarische Gränze), oder im Ducatu Karintriche mit seinen beyden Marken, aus welch' letztern, der oberen ad Rapam und der unteren ad Souwam das heutige Steyermark entstand; endlich im Krain-Gau mit seiner Mark und der Mark von Histrien, welche zusammen das heutige Krain bilden. Auch ihre Lage ist nicht selten durch die Benennung des Gaues oder Comitats bezeichnet, und eine Reihe tüchtiger Forscher haben sich bemüht, dieselbe zu erläutern und zu bestimmen. Die Resultate dieser Forschungen sind zusammengestellt und ansehnlich vermehrt in den beyden Bänden der: „Beyträge zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann," welche 1819 zu Wien erschienen sind. Sie kartographisch niederzulegen hat der Referent dieses

versucht auf dem dritten Blatte seines historischen Atlas von Bayern, wo er gerade der in Rede stehenden Gegend ein eigenes Folio-Blatt unter dem Titel: „die südöstlichen Staaten Deutschlands bis zur Gründung der Herzogthümer Oesterreich und Steyermark“ widmete. Auf diesem Blatte sind die Besitzungen der Erzstifte Aquileja und Salzburg, dann der Bisthümer Freysing, Passau, Regensburg, Brixen und Bamberg farbig ausgeschieden und, wo es thunlich — meist nur durch Schlüsse rückwärts zu ermitteln — auch die Gränzen der fraglichen Gebiete angegeben worden.

Es wäre übrigens eine große Anmassung behaupten zu wollen, daß hiemit die gestellte Aufgabe auch nur einigermaßen erschöpft sey. In meiner mangelhaften Arbeit sind die Besitzungen der Klöster nicht berücksichtigt — der verhältnißmäßig kleine Maßstab ließ solches nicht zu — auch die Gränzen der einzelnen Herrschaften sind nur in den wenigsten Fällen angegeben. Die Beseitigung des letztern Uebelstandes wäre jedenfalls sehr wünschenswerth, es ist aber eine große Frage, ob selbe je zu erreichen möglich. Referent dieses verfolgte nicht selten, selbst auf den speciellsten Karten und in einem Lande, dessen Verhältnisse kaum eine politische Veränderung erlitten, z. B. in den geistlichen Gebieten Frankens, die Gränzbeschreibung einzelner Distrikte, mußte aber von seiner Bemühung erfolglos ablassen, da irgend eine Uebereinstimmung mit den heutigen Benennungen ohne erzwungene, freylich manchmal auf lächerliche Weise versuchte, Namensdeutungen nicht zu erreichen gewesen. Und nun erwäge man, wie die Avaren- und dann die Ungarn-Stürme über diese östlichen Marken hingefegt und die Keime aller Cultur bis auf das letzte Saatkorn aus ihrem Boden gerissen. Deßhalb bin ich der Ansicht, daß sich das Verzeichniß der Orte jener Gegenden aus den Urkunden der bayerischen Bisthümer und Klöster allerdings noch reichlich vermehren lasse, daß aber hiemit für die mittelalterliche Geographie (vor dem 10. Jahrhunderte) nicht eher etwas Wesentliches gewonnen werde, als bis die Geschichtforscher jener, für uns Bayern in partibus infidelium liegenden Lande, durch ihre an Ort und Stelle gemachten Untersuchungen diese Orte gehörig zu fixiren im Stande sind.

Demnach würde die Aufgabe in eine doppelte zerfallen und wohl am besten in nachstehender Weise zu lösen seyn. Mit Umgehung der gedruckten Urkunden, die ja den jenseitigen Gelehrten ebenfalls zu Gebote stehen, und mit deren geographischer Erklärung billig der Anfang gemacht werden könnte, wäre die Bemühung bayerischer Seits vor Allem auf Durchforschung der einschlägigen noch ungedruckten Urkunden, worunter ich natürlich außer den Diplomen auch die Saal- und Lagerbücher, Urbarien ꝛc. verstehe, zu richten, und aus ihnen die Namen der Orte oder Gaue so wie andere Daten zur Bestimmung ihrer Lage auszuheben, Ort und Datum der Ausstellung so wie Ortsbenennungen, die durch die Zeugen ans Licht treten, ebenfalls nicht zu vergessen. Aufgabe der jenseitigen Gelehrten bliebe es dann, diese Angaben zu localisiren, wozu sie, an Ort und Stelle wohnend und mit allen Hülfsmitteln versehen, als die vorzugsweise Berufenen erscheinen. Nur wenn in dieser, wie mir scheint allein zweckfördernden Weise verfahren wird, kann eine solche Karte in der möglichst erreichbaren Vollständigkeit hergestellt werden. Jeder andere Weg aber, wenn etwa der einzelne Forscher in Bayern seinen Ansichten folgend, von der Studirstube aus zu localisiren beginnt, führt auf Abwege, und blendende Trugschlüsse verleiten selbst gegen bessere Ueberzeugung den an Ort und Stelle Bekannten, ihnen zu folgen. — Die Resultate der gemachten Untersuchung müßten dann freundnachbarlichst mitgetheilt werden, und dießseits übernähme der Referent mit Vergnügen, sie in die übersandten Blätter einzutragen. Geschieht dieß auch in Wien, so würde dann der Vergleich wohl das Resultat geben, welches überhaupt erreicht werden kann. Daß dasselbe aber nicht so glänzend ausfallen werde, wie Herr von Chmel sich schmeichelt, daß, natürlich für die frühern Jahrhunderte, an ein Ausscheiden der reichsunmittelbaren und landesherrlichen Gebiete, der Lehen, an eine Grenzbestimmung nach politischer und kirchlicher Eintheilung kaum zu denken sey, ist wohl nicht zu bestreiten, weil, wie be-

kannt, die alten Schenkungs-Urkunden außer der dürren Angabe von Hufen Landes und Leibeigenen nur ziemlich selten Forst- oder Markungs-Gränzen oder weitere in topographischer Beziehung nutzbare Angaben enthalten, noch seltner aber sich über statistische Verhältnisse verbreiten, da jener praktischen Zeit der documentirte Besitz genügte, alles andere aber nicht dem grauen Pergamente angehörte, sondern in frischer Wirklichkeit und ohne vieles Schreiberwesen im Geleise althergebrachter Gewohnheit sich fest und sicher fortbewegte.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. May 1852.

Hr. Prof. Dr. Vogel jun. las:

Ueber den Jodgehalt der bayerischen Steinkohlen.

Nach den neueren Versuchen von E. Marchand, Chatin, Meyrac *) u. a., welche Spuren von Jod nicht nur in fast allen Landpflanzen, sondern sogar in allen süßen Wässern, im Regen- und Schneewasser nachgewiesen haben, gehört das Jod offenbar mit zu den weit verbreitetsten Körpern der Erde. Es lag daher der Gedanke nahe, die Steinkohlen, diese Ueberreste einer vergangenen Vegetation, auf einen Gehalt an Jod zu untersuchen. Bussy **) hat in der That in den flüssigen Destillationsproducten der Steinkohlen, im Ammoniakwasser und im Theer Jod nachgewiesen. Diese Auffindung von Jod in fossilen Pflanzenüberresten ist in geognostischer Beziehung nicht ohne Wichtigkeit. So ist z. B. die Ansicht Forchhammers ***), daß der Alaunschiefer aus der Verwesung von Fucusarten ꝛc. hervorgegangen, vollkommen bewiesen worden durch die Nachweisung von Jod in dem Thonschiefer *) von Latorp in Schweden.

Dieß hat mich veranlaßt, mit den hier zur Darstellung des Leuchtgases verwendeten bayerischen Steinkohlen einige Versuche in dieser Richtung anzustellen. In dem Condensationsapparate des Gases setzt sich eine nicht unbedeutende Menge großer durchsichtiger Krystalle ab, die durch Abspülen mit Wasser fast ganz von dem stellenweise anhängenden Theer befreyt werden können. Diese Krystalle sind vollkommen ohne Rückstand flüchtig und lösen sich schwer in kaltem Wasser zu einer schwach alkalischen Flüssigkeit von salzigem Geschmack. Bey gelinder Erhöhung der Temperatur entwickelt die Auflösung eine große Menge kohlensauren Gases, wodurch die Alkalinität zunimmt. Sogar wenn die Krystalle in Wasser von $+ 50^{\circ}$ R. eingetragen werden, entsteht ein lebhaftes Aufbrausen. Die mit kaltem Wasser hergestellte Auflösung des Salzes braust stark mit Säuren auf, und trübt weder die Lösung der schwefelsauren Magnesia noch des Sublimats. Sobald sie aber aufgekocht wird, entstehen mit diesen Reagentien voluminöse Niederschläge; es ergibt sich hieraus, daß das Salz aus doppelt kohlensaurem Ammoniak bestehe, und zwar vollkommen frey von schwefelsauren Salzen und von Chlorverbindungen.

Das gepulverte Salz mit Stärkekleister und Schwefelsäure haltiger Salpetersäure, oder auch mit Chlorwasser versetzt zeigt sogleich eine deutliche blauröthliche Färbung; es enthält demnach Ammoniumjodid in nachweisbarer Menge.

Ein Pfund des Salzes wurde mit kohlensaurem Kali aus dem Weinstein gekocht, abgeraucht und in einem Platintiegel geglüht; die geglühte Masse mit Alkohol ausgekocht hinterläßt nach dem Verdampfen des Alkohols einen weißen Rückstand, der in Wasser gelöst mit salpetersaurem Palladiumoxyd einen Niederschlag von 1,2 Gran Palladiumjodür gibt, welches daher nicht ganz einem Gran Jod für das Pfund des Salzes entspräche.

---

*) Compt. rend. T. 31.

**) Journal de Pharm. d'Anvers Oct. 1850.

***) Liebig's Jahresbericht 1849. S. 822.

*) Genteles, Chem. gazette. 1850. S. 46.

Von diesem Salze werden täglich ungefähr einige Pfunde im trocknen Zustande unvermischt mit Theer gewonnen. Wenn man berücksichtigt, daß wohl eine drey- bis vierfache Quantität mit einer größeren Menge Theer verunreinigt, wovon es indeß leicht durch Behandeln mit Wasser gereinigt werden könnte, bis jetzt der Bearbeitung entgangen ist, so scheint es allerdings, wie schon Bussy a. a. O. bemerkt hat, nicht im Bereiche der Unmöglichkeit zu liegen, aus diesem Nebenprodukte der Gasbeleuchtungsfabriken Jod oder dessen Verbindungen zu gewinnen, um so mehr, da, wie ich gefunden habe, auch in den Coaks sowohl der Miesbacher und Peißenberger, als auch der Kronacher Kohlen noch Jodsalze zurückbleiben, welche in der Asche derselben, wiewohl in geringerer Menge, nachgewiesen werden können.

Die Auflösung dieser Krystalle in Wasser wird endlich noch durch Eisenchlorid roth gefärbt, vermöge einer geringen Menge von Schwefelcyanammonium, welches in diesen Destillationsprodukten der Steinkohlen gewöhnlich vorhanden ist.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat May 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:

Centralblatt. April, Mai 1852. München. 8.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. 42. Lief. 1. Abth. Berlin 1852. 4.

Von Hrn. Carl Littrow, Direktor der Sternwarte in Wien:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. 3. Folge. I. Bd. Wien 1851. 8.

Von der k. Universität in Leiden:

Annales academici. 1840—1849. Lugd. Batav. 1851. 4.

Von Hrn. Professor Wilhelm Haidinger in Wien:

Naturwissenschaftliche Abhandlungen. IV. Band. Wien 1851. Fol.

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien. VII. Bd. Wien 1851. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein zu Altenburg:

Mittheilungen aus dem Osterlande. 11. Bd. Altenburg 1852. 8.

Von dem historischen Verein von und für Oberbayern:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 12. Bd. 2. u. 3. Heft. München 1852. 8.

Von dem historischen Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen. II. Bd. 2. Heft. Landshut 1851. 8.

Von der Académie nationale de médecine in Paris:

Bulletin. Tom. XVI. 1850 — 1851. Paris. 8.

Mémoires. (Tom. seizième.) Paris 1852. 4.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe. III. Bd. 1. Lief. 1851. Wien 1851. gr. F.

Sitzungsberichte (mathem. naturwiss. Classe). Jahrgang 1851. VII. Bd. 3 — 5. Heft. Wien 1851. 8.

Sitzungsberichte (philos. histor. Classe). Jahrgang 1851. VII. Bd. 3—5. Heft. Wien 1851. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg. 1851. VII. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1851. 8.

Notizenblatt 1851. No. 19 — 24. 1852. No. 1 u. 2. (Beylage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen.)

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1 — 3. Bd. für das J. 1851. Göttingen. 8.

Nachrichten von der Georg August Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vom J. 1851. No. 1 — 19. Göttingen. 8.

Von Hrn. H. G. Plaß, Direktor des Domgymnasiums zu Verden:

Die Tyrannis in ihren beyden Perioden bey den alten Griechen. I. u. II. Th. Bremen 1852. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juni.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

1. Ausgewählte Reden des Demosthenes.
2. Demosthenes Werke.
3. Demosthenis orationes Philippicae novem.
4. Ausgewählte Reden des Demosthenes.

Zweyter Artikel.

2. Die unter Nr. 2 aufgeführte Uebersetzung gehört einer Collectiv-Ausgabe von Uebersetzungen Demosthenischer Reden an, von welcher schon im Jahre 1842 die olynthischen Reden erschienen sind, und noch sechs andere Theile folgen sollten mit den übrigen Staatsreden und der Rede für die Krone. Dem Ref. ist nur dieser eine Theil zugekommen, der übrigens zur Charakterisirung der ganzen Sammlung vollkommen ausreicht. Dieselbe scheint für Nichtphilologen bestimmt zu seyn, welche noch nach der Schulzeit Demosthenische Reden lesen wollen. Sie enthält nämlich auf der linken Seite den griechischen Text, auf der rechten Seite die Uebersetzung. Jenem liegt im Allgemeinen die Bekker'sche Recension zu Grunde, doch ist auch die Züricher Ausgabe von Baiter und Sauppe, die Pariser von Vömel und die neue Teubner'sche von W. Dindorf benützt, deren Abweichungen unter dem Texte angegeben sind. Jeder Rede geht eine kurze Einleitung und die griechische *Ὑπόθεσις* voraus. In jener wird die Zeit und die Veranlassung der Rede besprochen, in Betreff der ersten Philippischen die Ansicht des Dionysius von Halikarnaß, daß in derselben zwey verschiedene Reden verschmolzen seyen, angeführt und bestritten, und nach den neuesten Untersuchungen als wahrscheinlich angegeben, daß sie nach Ol. 107, 4 und vor Ol. 108, 2 gehalten worden sey, wobey Ref. nur das einzige Bedenken hat, daß der Eingang dieser Rede darauf hinzudeuten scheint, daß der Redner in den politischen Verhandlungen noch ein Neuling war, wobey freylich die Worte *καὶ πρῶτος ἀναστὰς* nicht außer Acht zu lassen sind. Jeder Rede folgen dann noch kurze, selten sprachliche, Anmerkungen. Das Ganze entspricht dem oben angegebenen Zwecke in einer Weise, daß das Unternehmen zu diesem Behufe alle Empfehlung verdient. Die Uebersetzung schließt sich dem griechischen Texte möglichst genau an, und liest sich gut; nur selten läßt sie in dem Ausdrucke etwas zu wünschen übrig. So heißt es in der ersten Phil. Rede §. 3 für *ἐκ τοῦ προσέχειν τοῖς πράγμασι τὸν νοῦν:* „weil ihr auf die Umstände achtetet," was in so fern nicht geeignet ist, als darin bloß der Ausdruck der Klugheit, nicht der der besonnenen, umsichtigen Thätigkeit liegt, den der Redner bezweckt, so daß ich lieber sagen würde: „weil ihr den Gang der Ereignisse stets im Auge hattet." — Das. §. 12 enthalten die Worte: „Da ihr mit euern Rüstungen und euern Gedanken nicht zugegen (*ἀπηρτημένοι*) seyd," gewissermaßen ein Zeugma; wir würden besser sagen: „nicht bey der Hand (oder nach dem etwas eigenen Ausdrucke, der sich einige Male bey Westermann findet, nicht auf dem Damme) seyd." — §. 14 steht „greifet nicht vorweg" statt „vor." — §. 15 „bereits" für *ἤδη* bey dem Futurum statt „sofort." — §. 17 „jenem muß der Gdanke vor der Seele stehen," wobey der

Aoriſt παραστῆναι unbeachtet geblieben iſt; alſo lieber: „muß der Gedanke eingeprägt werden.“ — §. 17. „gegen dieſe ſeine plötzlichen Kriegszüge.“ Das Pronomen ταύτας bliebe hier beſſer unüberſetzt, wenn nicht hier der §. 19 gebrauchte Ausdruck „ſeine beliebten raſchen Züge“ angewandt, und dort überſetzt werden ſoll: „oder auf dem Papier vorhandene Truppen, wie jetzt an der Tagesordnung ſind.“ In allen ſolchen Fällen entſpricht οὗτος dem lateiniſchen iste. — §. 21 „die ganzen Fußtruppen.“ — §. 23 „und uns auf dieſe Art der Kriegführung einzulaſſen.“ Dieß würde richtig ſeyn, wenn es ſtatt χρῆσθαι hieße χρήσασθαι; das Präſens bedeutet vielmehr: „dieſe Art einzuhalten.“ — §. 32 „mit zuſammengerafften Hülfsvölkern“ würde eher im Griechiſchen ξένοις als βοηθείαις erwarten laſſen. Weſtermann erklärt es richtiger: „mit ſchnell zuſammengerafften Hülfsheeren;“ in der Ueberſetzung genügte: „mit Hülfeſendungen.“ — §. 34 „nicht mehr endlich (wird er) bey Marathon landen und das heilige Schiff wegnehmen; ihr aber könnt weder dieſes verhindern noch zu der Zeit, die ihr beſtimmtet, zu Hülfe kommen.“ Dieſe parataktiſche Conſtruction paßt offenbar in das Deutſche nicht recht, wo es ſtatt „ihr aber könnt“ heißen ſollte, „ohne daß ihr . . . könnt.“ — §. 35 „euere Expedizionen (ſo!) alle die rechte Zeit verpaſſen,“ ſtatt: „ihr immer mit eueren Sendungen den rechten Augenblick verſäumet.“ — §. 42 „ſich damit zufrieden ſtellen“ für „damit zufrieden ſeyn.“ — Die andern Reden in gleicher Weiſe durchzugehen würde zu weit führen.

3. Franke ſagt in der Dedication ſeiner erſten Ausgabe an den Profeſſor der Medicin F. W. Kahler S. VIII: Hoc enim unum in edendis his orationibus spectavi, ut discipuli verba oratoris et emendata haberent et iis annotationibus instructa, quibus qui recte uterentur, ipsi superatis difficultatibus in menten oratoris penetrarent. Wie gut er dieſen Plan ausgeführt hat, iſt aus dem Erfolge abzunehmen, daß ſchon nach acht Jahren eine neue Auflage nöthig wurde, in deren Vorrede er ſich ſo ausſpricht: In adnotationibus conscribendis quod consilium in priore editione secutus eram multisque viris doctis et intelligentibus probasse videbar, idem etiam nunc tenendum esse putavi, ut adolescentuli, qui primum ad Demosthenis lectionem accederent, satis haberent subsidii, quo recte usi, etiamsi nulla magistri ope adiuvarentur, intelligere verba oratoris et in mentem eius penetrare, magistri autem quicquid ea re temporis lucrificarent, id omne et in explicanda arte oratoris consumere et ad enarrandam historiam illius aetatis conferre possent. Qua in re si quibus modum excessisse videbor, aequo animo istam largitatis reprehensionem feram, modo ne inutilia esse ea quae adnotavi aut nullam vim in instituendis colendisque ingeniis adolescentium vel in alendo adiuvandoque harum literarum studio habere existimentur. Nam quae nunc quidem admodum placuit in explicandis scriptoribus veteribus parsimonia, dum anxie cavet, ne quidquam adnotetur quod non ab ipsa necessitate quasi expressum extortumque esse videatur, persaepe committit, ut ne necessaria quidem adnotentur, adolescentulosque, quorum studiis consultum velle videtur, dubios saepe consiliique inopes esse patitur.

Es könnte ſcheinen, als ſeyen die letzten Worte auch gegen die von dem Ref. in ſeinem Programme vom Jahre 1845 gemachten Aeußerungen gerichtet, doch iſt dieß nicht wahrſcheinlich, da ja dort (S. 14) die Franke'ſche Ausgabe als ausgezeichnet durch gute Auswahl, Präciſion und Klarheit der Bemerkungen vor allen Schulausgaben des Demoſthenes empfohlen iſt, und die dort ausgeſprochenen Anſichten auf einen ſpeciellen Zweck gerichtet ſind, ſo daß ſie auf eine Ausgabe, wie die Franke'ſche, keine Anwendung finden können.

Die Einrichtung der Ausgabe iſt folgende. Jeder Rede geht eine griechiſche Inhaltsangabe (Ὑπόθεσις) mitunter auch deren zwey, voran; der Ueberſchrift der Rede iſt die muthmaßliche Zeit beygeſetzt, in der ſie gehalten worden iſt. Unter dem Texte finden ſich die Varianten der bedeutendſten Handſchriften angegeben (namentlich des Cod. Σ, deſſen Vergleichung Vömel's für die zweyte Ausgabe benutzt iſt, ſo daß in dieſer auch verſchiedene Angaben, nach Vömel (Σ^v) und nach Dübner (Σ^d) vorkommen)

und der Bekkerischen Ausgabe vom J. 1824. Unter diesen steht der grammatisch exegetische Commentar, in welchem häufig die Ansichten Andrer, welche der Verf. billigt, mit deren eigenen Worten und mit Angabe des Namens angeführt sind, wie schon bemerkt worden ist, mit Vermeidung aller unnützen Breite, und mit einer Umsicht und einem richtigen Takte, der in den meisten Fällen das Wahre finden und dieses auf eine selbst der Jugend leicht zugängliche Weise hinstellen ließ, so daß bey der neuen Auflage, bey welcher die in der Zwischenzeit kund gegebenen Ansichten Anderer gewissenhaft benützt sind, doch nur vereinzelte Abänderungen vorkommen. Am Schluße findet sich in der zweyten Ausgabe ein Verzeichniß der Eigennamen; dann, gemeinschaftlich mit der ersten Ausgabe, eine recht zweckmäßige Tabula chronologica, die mit dem Geburtsjahre des Demosthenes (Ol. 98, 4) beginnt und bis Ol. 109, 4 fortgehend, die Archonten und die wichtigsten Ereignisse jedes Jahres angibt, und ein Register über die in den Bemerkungen vorkommenden grammatischen und lexikalischen Notizen.

Außer den oben besprochenen Stellen, über welche seine Ansicht von der aller neueren Bearbeiter des Demosthenes abgewichen, hat Ref. nicht Vieles anzuführen. wobey er nicht dem hier Vorgetragenen sich gerne anschlöße; doch bleibt ihm hier noch eine Stelle einer Rede, die sich in der Doberenz'schen Ausgabe nicht findet, zu besprechen, in welcher er der allgemein angenommenen Erklärung nicht beytreten kann. Es handelt sich dabey um das Bild, welches den Worten des Demosthenes in der Rede über den Frieden §. 12 zu Grunde liegt, wo er sagt: *Προῖκα τὰ πράγματα κρίνω καὶ λογίζομαι, καὶ οὐδὲν λῆμμ' ἂν οὐδεὶς ἔχοι πρὸς οἷς ἐγὼ πεπολίτευμαι καὶ λέγω δεῖξαι προσηρτημένον· ὀρθὸν οὖν, ὅ τι ἂν ποτ' ἀπ' αὐτῶν ὑπάρχῃ τῶν πραγμάτων, τὸ συμφέρον φαίνεταί μοι· ὅταν δ' ἐπὶ θάτερα ὥσπερ εἰς τρυτάνην ἀργύριον προσενάγκῃς, οἴχεται φέρον καὶ καθείλκυκε τὸν λογισμὸν ἐφ' αὑτό, καὶ οὐκ ἂν ἔτ' ὀρθῶς οὐδ' ὑγιῶς ὁ τοῦτο ποιήσας περὶ οὐδενὸς λογίσαιτο.* Hierzu bemerkt nämlich Franke: „ἐπὶ θάτερα] in alteram partem, quasi in alteram lancem librae. In altera enim *ὁ λογισμός* sive *τὸ κρίνειν καὶ λογίζεσθαι τὰ πράγματα* positum cogitatur." Aehnlich Westermann: „Der Redner denkt sich in die eine Schale das Staatsinteresse (*τὸ συμφέρον*), in die andere das Urtheil des Staatsmannes (*τὸν λογισμὸν*) gelegt. So lange beyde im rechten Verhältnisse zu einander stehen, wird der letztere genau erkennen, was das erstere erheischt; besticht man aber sein Urtheil, legt man Geld mit in die andere Schale, so zieht dieses das Urheil mit sich hinab;" und diese Worte hat der Verfasser der unter Nro. 2. aufgeführten Uebersetzung mit dem Beysatze: „Richtig bemerkt hierbey derselbe Gelehrte," abdrucken lassen. Allein dürfen wir uns wohl wirklich in der einen Wagschale das Staatsinteresse, in der andern das Urtheil des Redners denken? Wer wägt denn dann ab? Ich denke mir vielmehr den Redner, wie Zeus bey Homer Iliad. X, 209 ff., mit dem verglichen, der die Wage in der Hand hält, und es fragt sich, wohin sein Urtheil sich neigen soll; in den beyden Wagschalen liegen die Dinge, zwischen denen er die Wahl hat, in der einen das Staatsinteresse, in der andern dem widersprechende Maßregeln, hier der Wille und das Interesse des Philippus. Werden diese beyden Dinge von dem Redner ohne weitere Zugabe abgewogen, so muß das Staatsinteresse das Uebergewicht erhalten und sich also sein Urtheil dorthin neigen; wird aber in die Wagschale des Philippus Geld gelegt, so gibt dieses den Ausschlag, und zieht das Urtheil des Redners auf seine Seite; wie Demosthenes sagt: *καθείλκυκε τὸν λογισμὸν ἐφ' ἑαυτὸ*, nicht *σὺν ἑαυτῷ* *).

Hiermit ist eine andere Stelle desselben Sinnes zusammenzustellen, de cor. §. 298, wo Westermann nach Sauppe's Conjectur geschrieben hat: *οὐδ', ὅσα συμβεβούλευκα πώποτε τουτοισί, ὁμοίως ὑμῖν ὥσπερ ἂν τρυτάνη ῥέπων ἐπὶ τὸ λῆμμα συμβεβούλευκα*, während die beste Pariser Handschrift

*) In dasselbe Bild ließe sich leicht einkleiden, was man bey Plutarch Demosth. 18 liest: *Τὸ μὲν οὖν συμφέρον οὐ διέφευγε τοὺς τῶν Θηβαίων λογισμοὺς ἀλλ' ἐν ὄμμασιν ἕκαστος εἶχε τὰ τοῦ πολέμου δεινά.*

(Σ) nebst zwey andern ὥσπερ ἂν τρυτάνῃ hat. Gibt man dem Nominativ den Vorzug, so ist wohl unter τρυτάνη eine Wagschale zu verstehen; behält man aber den Dativ der Handschrift bey, die ganze Wage, so daß der Sinn wäre: „ähnlich, wie es bey einer Wage der Fall ist," was sich, wie mir scheint, wohl rechtfertigen ließe, mag man nun nach Krüger's Grammatik §. 48 A. 15 unter dem Dativ das verstehen, woran sich eine Thätigkeit oder ein Zustand äußert, oder nach A. 16, einen bloß als mitwirkend der Handlung zukommenden Begriff.

In der Rede über die Angelegenheiten im Chersones §. 45 wundert es mich, daß H. Franke eben so wenig als einer der andern Bearbeiter auf das Anagramm aufmerksam gemacht hat, welches in λιμένων und μελινῶν liegt, da dieß wohl der Grund ist, warum diese Hülsenfrucht hier angeführt worden ist. Außerdem könnte man auch in ὀλυρῶν einen Anklang zu νεωρίων καὶ τριήρων finden, wie offenbar die Gruben der Thracier zum Aufbewahren der Feldfrüchte einen spöttischen Gegensatz zu den Silbergruben der Athener bilden.

4. Die Westermann'sche Ausgabe ist im Gegensatz zu der eben besprochenen mehr darauf hin gerichtet, den Inhalt der Reden im Ganzen, wie im Einzelnen, klar zu machen, so wie die Verhältnisse, unter welchen sie gehalten worden sind. Die Prolegomena entwerfen von dem Leben des Demosthenes und von seiner Zeit ein treues Bild, welches alles hierher Gehörige in kurzem Umrisse, aber klar und lebendig, vor die Seele des Lesers treten läßt, und, was die äußere Darstellung betrifft, dadurch eine besondere Frische erhält, daß die Verhältnisse jener alten Zeit nicht selten mit solchen Worten geschildert werden, welche ganz der neuen Zeit angehören, ohne, daß, wie es bey einem solchen Versuche leicht der Fall ist, wenn nicht ein richtiger Takt und eine gediegene Kenntniß des Alterthums vor Verirrungen bewahren, irgendwo ein Widerspruch zwischen Inhalt und Form entsteht. Außerdem wird die Bedeutung der besten Pariser Handschrift (Σ) für die Kritik des Demosthenes, und die Art und Weise nachgewiesen, wie der Text aus dem Zustande, in welchem er hier erscheint, in die Gestaltung übergehen konnte, wie sie in den geringeren Handschriften vorliegt.

Außerdem haben die drey Olynthischen Reden eine gemeinsame und jede der folgenden eine besondere Einleitung, worin die Sachverhältnisse und Fragen der höhern Kritik besprochen werden; so bey den Olynthischen Reden die Ordnung derselben, da bekanntlich Dionysius von Halikarnaß ohne weitere Begründung der zweyten die erste, der dritten die zweyte und der ersten die dritte Stelle anweist, wogegen jedoch alle neueren Untersuchungen die Ordnung der Handschriften als die einzig richtige dargestellt haben, womit die Frage zusammenhängt, in welcher Beziehung diese Reden zu den Hülfesendungen der Athener standen. Bey der ersten Rede gegen Philippus wird natürlich die ebenfalls von Dionysius ausgehende Frage, ob sie aus zwey nicht zusammengehörigen Theilen bestehe, besprochen, aber verneint, und ihr die Zeit nach Ol. 107, 4 angewiesen.

Die einzige Frage dieser Art, welche bey der Rede vom Kranze sich darbot, über die Aechtheit oder Unächtheit der eingelegten Urkunden ist gelegentlich S. 2 durch die Worte beantwortet: „Die in unserer Rede §. 118 eingelegte Urkunde hat, wie alle übrigen Documente dieser Art, als bloßer Versuch nach den vorhandenen Angaben über den Inhalt des Antrags denselben zu formuliren, keinen Anspruch auf Authenticität." Ausführlicher verbreitet sich diese Einleitung natürlich über den Gegenstand der Rede, und über die Art und Weise, wie der Redner durch Aeschines zu einem solchen Auftreten veranlaßt wurde, und wie der Ankläger, indem er das, was von Seiten des formellen Rechts ihm zu Statten gekommen wäre, in ein Gewebe von Lügen verflocht, sich selbst richtete, Demosthenes dagegen den Rechtspunkt so in den Hintergrund stellte, daß seine sittliche Würde ihm den Sieg gewiß machte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juni.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1. Ausgewählte Reden des Demosthenes.
2. Demosthenes' Werke.
3. Demosthenis orationes Philippicae novem.
4. Ausgewählte Reden des Demosthenes.

(Schluß.)

In pädagogischer Beziehung fragt es sich, ob für die Jugend, welcher man die Rede des Demosthenes vorlegen will, eine solche, an sich allerdings höchst zweckmäßige, Auseinandersetzung ersprießlicher ist, oder die Lesung der Rede des Aeschines selbst? Gegen diese ließen sich etwa die zwey Gründe vorbringen, 1) daß es bedenklich sey, vor der Jugend ein solches Lügengewebe zu enthüllen, und 2) daß die Reden zu umfangreich seyen, um nach einander gelesen werden zu können. Was die erste Frage betrifft, so kann die Sache ja doch dem Schüler nicht vorenthalten werden, wenn man ihn auf den richtigen Standpunkt stellen will, und sehen wir auf den Ausdruck im Einzelnen, der für unser Gefühl allerdings nicht selten widerlich ist, so ist mit Hrn. Westermann (S. 5) anzuerkennen, daß die persönlichen Ausfälle des Demosthenes gegen Aeschines, besonders §. 129 f. und 258 ff., an Gehässigkeit die seines Gegners wo möglich noch überbieten, und nur darin eine gewisse Rechtfertigung finden, daß Aeschines dieselben durch ähnliche Anzüglichkeiten provocirt hatte, so daß also, auch von dieser Seite betrachtet, die Rede des Demosthenes erst durch eine genaue Kenntniß der ihr vorangegangenen Herausforderung in das richtige Licht gesetzt wird, wie denn überhaupt diese die beste Folie für jene abgibt, und die Lüge und Verläumdung des Einen die sittliche Würde des Andern nur in um so schönerem Glanze hervortreten läßt. Was aber die zweyte Frage betrifft, so läßt sie sich nur aus der Erfahrung beantworten; denn auf den ersten Blick scheinen 584 Paragraphen — so viel machen die beyden Reden zusammen aus — eine große Zumuthung für ein Studienjahr zu seyn. Allein Ref. glaubt sich zu erinnern, daß früher auch in den Jahresberichten bayerischer Studienanstalten die Lesung beyder Reden vorgekommen ist, in diesem Jahre hat er aber selbst den Versuch gemacht, und er kann wohl sagen, mit dem besten Erfolge, obgleich zur Rede des Aeschines gar keine das Verständniß fördernde Ausgabe vorlag, und für die des Demosthenes nur Einer die Westermann'sche Ausgabe zur Hand hatte, so daß er sich von Anfang genöthigt sah, außer einer kurzen allgemeinen Einleitung, Stunde für Stunde, in der Art, wie es in der Doberenz'schen Ausgabe geschehen ist, auf das aufmerksam zu machen, was bey der Vorbereitung besonders zu berücksichtigen ist, oder einzelne Schwierigkeiten wegzuräumen. Mit dem Vermögen schneller zu lesen wuchs auch die Lust und Freude, und die Demosthenische Rede wurde leichter und besser verstanden, als die beyden Male, wo Ref. sie früher allein gelesen hatte. Daß keine übergroße Anstrengung für die Schüler damit verbunden war, kann Ref. um so zuversichtlicher bezeugen, als sein eigener Sohn dabey war, den er immer zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Wintersemester reichte aber, da bey uns immer nur Ein Schrift-

steller in jeder der beyden alten Sprachen gelesen wird, so gut aus, daß noch Zeit dazu übrig blieb, die Schüler mit theilweiser Repetition des Gelesenen zu beschäftigen, und nebenbey die drey Olynthischen Reden ganz ohne Vorbereitung zu lesen; eine Uebung, die gewiß insofern zu empfehlen ist, als sie der Jugend Lust und Muth verleiht, auch später ohne Anleitung eines Lehrers einen alten Classiker zu lesen. Gehen wir auf die vorliegende Ausgabe zurück, so liegt der Wunsch nahe, daß es Hrn. Westermann oder einem andern gleich befähigten Gelehrten gefallen möge, auch die Rede des Aeschines in ähnlicher Weise zu bearbeiten, theilweise vielleicht mit noch etwas kürzerer Fassung der Bemerkungen, damit diese bey dem schnellen Lesen um so leichter übersehen und gefaßt werden können.

In der Einleitung zu der Rede gegen Leptines sind die Rechtsverhältnisse, der Begriff der *ἀτέλεια* und der hier in Betracht kommende Gerichtsgebrauch auf eine sehr zweckmäßige Weise auseinander gesetzt.

Die Anmerkungen enthalten, was außerdem noch im Sachlichen zu erklären schien; mitunter vielleicht etwas zu ausführlich; doch möchte sich nirgends geradezu Ueberflüssiges nachweisen lassen. Im Uebrigen wird in denselben mit einem sehr richtigen Takte theils der Zusammenhang, theils das Verhältniß der Sätze und Satzglieder zu einander erklärt, vorzüglich, wo dabey das rhetorische Moment im Spiele ist. In Betreff der vorkommenden Redefiguren wird öfters auf Aquila Romanus verwiesen, wie denn überhaupt nicht selten die Worte der Scholiasten oder griechischen Lexicographen, so wie Beleg- und Parallelstellen aus griechischen und römischen Schriftstellern in der Ursprache angeführt werden, was Ref. nach den früher ausgesprochenen Grundsätzen nur billigen kann, da es für die Gewöhnung an Sicherheit der Erkenntniß und an Gründlichkeit gewiß gut ist, so viel wie möglich auf die Quellen zurückzugehen und das Alterthum aus sich selbst zu erklären, wo es ohne Schwierigkeit geschehen kann, wenn dabey nur das rechte, dem Bedürfnisse entsprechende Maß eingehalten wird, was hier durchaus geschehen ist. In Betreff der Syntax ist öfters auf Krüger, einmal auf Matthiä und einmal auf Bernhardy verwiesen. Die letzteren Verweisungen sind wohl nur für den Lehrer bestimmt, da man in den Händen der Schüler nicht wohl mehr als ein grammatisches Lehrbuch vermuthen darf. In dieser Beziehung sind nicht einmal Verweisungen von einem Bändchen auf das andere zu billigen, wie sie mitunter vorkommen; auch möchte die sich freylich der Kürze wegen empfehlende Anführung der Rede des Demosthenes und Aeschines nach den Zahlen der gewöhnlichen Reihenfolge nicht zu billigen seyn, so fern nicht dem Schüler durch ein Verzeichniß derselben klar gemacht wird, welche Reden darunter zu verstehen sind.

Im Einzelnen hat Ref. außer den oben bereits besprochenen Stellen, über welche seine Ansicht von der aller neueren Erklärer abweicht, nur Weniges zu erinnern gefunden.

Zu den Worten der ersten Olynthischen Rede §. 25. *Τίς αὐτὸν κωλύσει δεῦρο βαδίζειν; Θηβαῖοι; μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ, καὶ συνεισβαλοῦσιν ἑτοίμως*, ist bemerkt: „*μὴ — ᾖ*, um mich keines allzu scharfen, starken Ausdrucks zu bedienen.“ Aehnlich Franke: „Ne nimis acerbe loqui videar, nihil aliud dicam quam illos etiam una irrupturos esse,“ der dem Einwurf, „was konnte er denn Aergeres sagen, als daß die Thebaner statt den Athenern zu helfen, mit Philippus in ihr Land einfallen würden?“ durch den Zusatz begegnet: „Acerbius vero erat dicere, quod res erat, Thebanos Philippo etiam auctores suasoresque impressionis in Atticam faciundae futuros, nihilque quo homini stimulos adiicere possent, neglecturos esse.“ Dieß ließe sich wohl hören; allein es fragt sich, können die griechischen Worte das heißen, was diese Erklärung in dieselben legt? Würde dieß nicht vielmehr heißen müssen: *μὴ λίαν πικρὸν εἶπω?* — Ref. ist heute noch derselben Ansicht wie Jahre 1845, da er in seinem Programme auf Buttmann's Grammatik §. 148 A. 5 verwies, wo man liest: „Zuweilen macht *μὴ* im Sinne der Furcht oder Besorgniß auch einen Satz für sich, z. B. *μὴ τοῦτο ἄλλως ἔχῃ*, dergleichen Sätze man sich meist durch Vor-

ausschickung eines in Gedanken behaltenen φοβοῦμαι oder ὅρα erklären kann.“ Demosthenes fürchtet offenbar, das, was er wirklich heraus sagt, und der Wahrheit gemäß sagen muß, könnte auf die Zuhörer einen übeln Eindruck machen (vergl. de cor. §. 3 οὐ βούλομαι δυσχερὲς εἰπεῖν); deßhalb sagt er, er nehme fast Anstand, es heraus zu sagen. Wollen wir also ein Verbum ergänzen, so ist es ὀκνῶ, wie Isokrates, freylich mit einer andern Construction (Panathen. §. 29) sagt: ἀφρονεστέρους ὄντας τῶν μαθητῶν· ὀκνῶ γὰρ εἰπεῖν τῶν οἰκετῶν.

Zu §. 28: τοὺς μὲν εὐπόρους, ἵν' ὑπὲρ τῶν πολλῶν ὧν καλῶς ποιοῦντες ἔχουσι μικρὰ ἀναλίσκοντες τὰ λοιπὰ καρπῶνται ἀδεῶς, ist auf 10, 231 (im folgenden, zuerst erschienenen Bändchen) verwiesen, wo die Redensart im Ganzen richtig erklärt ist. Wenn es aber heißt: sie drückt ein beyfälliges Urtheil, eine Bezeugung der Theilnahme des Redenden aus, und vertritt fast die Stelle einer Interjection: glücklicher Weise, Gott sey Dank, so ist damit der Zweck der Einschaltung derselben nicht recht klar gemacht. Richtiger würde sie übersetzt: „ich freue mich dessen, ich gönne es ihm,“ oder im schlimmen Sinn (wie bey Aristophanes Plut. v. 863): „es geschieht ihm recht.“ Der Grundgedanke ist in beyden Fällen: „nach Verdienst,“ was im schlimmen Sinne zur Bezeugung der Schadenfreude, im guten Sinne einerseits zur Bezeugung der Freude (in unsrer Umgangssprache: „das ist gescheid“), andrerseits aber auch zur Abwehr des Gedankens, als beneide man das Glück des Andern, hinzugefügt wird, so daß es eine ähnliche rhetorische Bedeutung hat, als das Lateinische: quem honoris causa nomino.

Zu den Worten der ersten Philippischen Rede §. 2: Ὃ γάρ ἔστι χείριστον αὐτῶν ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου, τοῦτο πρὸς τὰ μέλλοντα βέλτιστον ὑπάρχει, ist unter Anführung der ganz ähnlichen Stelle der dritten Philippischen Rede §. 5: Τὸ χείριστον ἐν τοῖς παρεληλυθόσι, τοῦτο πρὸς τὰ μέλλοντα βέλτιστον ὑπάρχει bemerkt: „Die Präposition ἐκ bezeichnet den Eintritt einer Zeit als Anfangspunkt einer ganzen Reihe von Momenten, also diese mit einbegriffen den ganzen Verlauf derselben = ἐν.“ Diese Bemerkung hat ihre Richtigkeit in Bezug auf die beyden ersten dazu angeführten Beyspiele: 18, 203: οὐδ' ἠδυνήθη πώποτε τὴν πόλιν οὐδεὶς ἐκ παντὸς τοῦ χρόνου πεῖσαι, und 20, 141 μεγίστας δίδοτε ἐκ παντὸς τοῦ χρόνου δωρεάς, wo sich ἐκ παντὸς τοῦ χρόνου vergleichen läßt mit dem Lateinischen post hominum memoriam; allein nicht in Bezug auf unsre Stelle; sie könnte noch eher auf das unmittelbar Vorhergehende: Εἰ γὰρ ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου τὰ δέοντα οὗτοι συνεβούλευσαν, οὐδὲν ἂν ὑμᾶς νῦν ἔδει βουλεύεσθαι, angewandt werden, da dort ein Präteritum dabey steht, während hier das Präsens offenbar auf eine Beziehung auf die Gegenwart hindeutet, in dem Sinne: „von der vergangenen Zeit her.“ Allein auch an jener Stelle gibt die Präposition ἐκ dem Gedanken die Wendung: „wenn von der vergangenen Zeit her geeignete Vorschläge vorlägen,“ und ähnlich ist es der Fall mit den beyden andern von Hrn. W. angeführten Beyspielen: 24, 90 περὶ τῶν ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου κριθέντων. 26, 22 τοῖς ἐκ τῶν παρελθόντων χρόνων οὖσιν ἐπιεικέσιν. Wir sehen daraus, daß sich die Bedeutung der Präposition oder vielmehr des ganzen Ausdruckes nach dem mit χρόνος verbundenen Attribut richtet, und ἐκ παντὸς τοῦ χρόνου bedeutet „durch alle Zeit hindurch,“ dagegen ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου oder ἐκ τῶν παρελθόντων χρόνων „von der vergangenen Zeit her,“ oder „in der vergangenen Zeit, so fern wir sie in ihrer Fortwirkung auf die Gegenwart betrachten.“ Wir haben also zeitlich hier dieselbe Erscheinung, welche in örtlicher Beziehung Krüger §. 68, 17 A. 3 mit den Worten dargelegt hat: „Nur scheinbar steht ἐκ für ἐν, in so fern nämlich eine Richtung auf den Standpunkt eines Andern vorschwebt.“ Doberenz und Franke haben ihre Bemerkung an §. 1 angeschlossen; es ist daher bey ihnen weniger zu beanstanden, wenn jener bemerkt: „Eigentlich?“ „zeither, früher,“ dieser: „inde a superiore tempore, ut §. 2. Potuit orator etiam ἐν τῷ παρεληλυθότι χρόνῳ scribere, ut est 9, 3, si nihil aliud nisi tempus, quo ceteri oratores non recte suasissent, indicare voluisset; nunc vero, dum decursum tem-

poris describit, simul illos id quod usque a praeterito tempore fecisse arguit, per illud tempus fecisse ostendit;“ doch vermißt man bey beyden auch die Beziehung auf die Zeit, in welcher der Redner sprach.

Daselbst §. 10 werden die Worte: *ἐπειδὰν τί γένηται*, übersetzt: „wenn was dann geschehen seyn wird;“ ebenso in Nr. 2, nur mit dem Unterschiede, daß dort: „Wann“ steht. Ref. hat dagegen einzuwenden, daß das Fragepronomen in einem mit „wenn“ oder „wann“ oder überhaupt mit einer Conjunction, die einen Vordersatz einleitet, undeutsch ist, und daß es in allen solchen Fällen darauf ankommt, den Satz so umzugestalten, daß das Fragepronomen beseitigt oder in einen Hauptsatz verlegt wird, da dieses, wie das Relativum, im Deutschen doch immer, wenn es sich nicht an ein Substantivum anschließt, an ein Hauptverbum sich anlehnen muß, und die Erzielung einer gut deutschen Uebersetzung großentheils von der Fertigkeit in der hierzu nöthigen Umgestaltung der Sätze abhängt. Die Concinnität mit dem folgenden Satze: *ἐπειδὰν νὴ Δὶ ἀνάγκη ᾖ* scheint hier die Partikel zu fordern; allein in diesem sind die Worte, „beym Zeus,“ wenn man übersetzt: „Wann beym Zeus die Nothwendigkeit eintritt,“ neben der Conjunction eben so wenig an der Stelle. Ref. hat daher, so oft er diese Rede mit seinen Schülern gelesen hat, Gelegenheit genommen, auf die Verschiedenheit der Structur unsrer und der alten Sprachen, und die größere Freyheit der letzteren, aufmerksam zu machen, und übersetzen lassen: „Was muß erst geschehen seyn? Es muß ja doch erst eine Noth eintreten!“ Das Wort „Nothwendigkeit,“ das freylich auch Jacobs gebraucht hat, paßt nicht hierher wegen des folgenden Satzes, der in Nro. 2 lautet: „Ich nämlich glaube, daß für freye Menschen die größte Nothwendigkeit in der Scham über ihre Lage liegt,“ während zu übersetzen ist: „die größte Noth,“ da offenbar das Wort *ἀνάγκη* von dem Begriff der Nöthigung in dem Munde des Redners in den der Noth, des Elendes hinüberspielt. Das betheuernde „ja doch“ kann öfters so für *νὴ Δία* eingesetzt werden, namentlich in Einwürfen, während, im Folgenden, *οὐ μὰ Δία* unserm „o nein“ entspricht.“

Im Folgenden (§. 11) ist bey *ἄν τι πάθῃ* auf die Note zu 2, 15 verwiesen, wo sich nach *ἄν τί συμβῇ* findet: „wohl aber in dem verwandten *εἴ τι πάθοι*,“ so daß es scheinen könnte, als käme nur diese Form vor. Schon in Berücksichtigung unsrer Stelle sollte es dort heißen: *ἄν τι πάθῃ* oder *εἴ τι πάθοι*, und hier, wo im Folgenden (§. 12) auch *εἴ τι πάθοι* steht, wäre Gelegenheit gegeben, auf den Unterschied beyder Ausdrucksweisen aufmerksam zu machen.

Im Allgemeinen macht aber diese Ausgabe den höchst angenehmen Eindruck der sichern Leitung an der Hand eines Mannes, der in diesem Zweige der griechischen Literatur vollkommen zu Hause ist.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juni.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander v. Humboldt. Dritter Band, zweyte Abtheilung. 1851.

Diese zweyte Abtheilung des dritten Bandes eines Werkes, das seinen ruhmvollen Weg schon jetzt zu allen gebildeten Nationen gefunden hat, schließt sich so unmittelbar an die erste, im Jahrgang 1851 Nr. 10 unsrer Zeitschrift angezeigte Abtheilung an, daß wir den ebendaselbst (auf S. 81, 82) vorangestellten einleitenden Worten für den Gesammtinhalt dieses dritten Bandes des Kosmos nichts beyzufügen finden.

Das siebente Capitel umfaßt die Beschreibung der Nebelflecke. In seiner bekannten meisterhaften Weise gibt der Verfasser einen historischen Ueberblick über die Reihenfolge der Forschungen und Entdeckungen in diesem, nur dem Fernblick der Teleskope zugänglichen Gebiet der Sternkunde. Von jenen augenfälligsten Nebelflecken des gestirnten Himmels, welche freylich nur den Bewohnern der südlichen Halbkugel und ihren nördlichen Grenznachbarn sichtbar sind: den beyden Magellanischen Wolken, erwähnt den größeren bereits in der Mitte des 10. Jahrhunderts der berühmte arabische Astronom: Abdurrahman Suli aus Rai, im persischen Irak, unter dem Namen des (weißen) Ochsen (el bakar). Er hatte ihn in der südlichen Tehama, zwischen Mekka und der Spitze von Yemen gesehen. Das was die Alten und was nach Ptolemäus auch die neueren Astronomen vor Anwendung der Fernröhre als Nebelsterne benannten, sind Sternhaufen, deren Sterne an Lichtglanz großentheils schon jenseits der äußersten Gränze der Unterscheidbarkeit für das unbewaffnete Auge fallen.

Unter den eifrigen Anhängern der Ansicht, daß ein freyer, leuchtender Nebel im Weltall verbreitet sey, aus welchem, durch Verdichtung, Sterne sich bilden, darf nach Galilei zuerst Kepler genannt werden. Während jedoch auch William Herschel das Daseyn einer nicht unbedeutenden Anzahl unauflöslicher (nicht zu Sternen gestalteten) Lichtnebel annahm, hat die raumdurchdringende Kraft des riesenhaften Reflectors des John Rosse bereits an vielen, auch von diesen, ihre Zusammensetzung aus teleskopischen Sternen deutlich gemacht. Dennoch erinnert der Verfasser des Kosmos in Beziehung auf die W. Herschel'sche Ansicht an den dunstartig kreisenden, abgeplatteten Ring des Zodiacalscheines, in welchem noch kein Fernrohr etwas Sternartiges entdeckt hat. Und auch bey jenen kreisrunden, wohlumgrenzten planetarischen Nebelscheiben, welche eine ganz gleichförmige, im Centrum gar nicht verstärkte Helligkeit zeigen, erscheint die Annahme, daß sie von ähnlicher Natur seyen als die gasförmige Photosphäre der Sonne, minder schwierig, als die eines Aggregatzustandes von vielen tausend Sternchen.

In gleicher Weise wie bey der Beschreibung des Fixsternenhimmels läßt der Meister der kosmischen Betrachtungen auch bey der Beschreibung des Planetensystemes den Kreis des sichern Erkennens gleichsam vor unsern Augen entstehen, indem er Schritt vor Schritt der geschichtlichen Entwicklung des jetzigen Standpunktes der Wissenschaft folgt.

Ein Fernblick des Menschengeistes, weit hinaus über den Kreis der sinnlichen Wahrnehmungen, ist es gewesen, welcher schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts dem geistig mächtigen Cardinal Nicolaus von Cusa die Einsicht in die wahre Naturbeschaffenheit der Sonne eröffnete, welche sich im 2. Buche seines Werkes: de docta ignorantia in bewundernswürdiger Deutlichkeit ausgesprochen findet. Den Sonnenkörper selber betrachtet er als einen erdhaften Kern, welcher von einem Lichtkreise wie von einer feinen Hülle umgeben sey; in der Mitte (zwischen dem dunklen Kern und der Lichthülle?) befinde sich ein Gemisch von wasserhaltigen Wolken und klarer Luft, gleich unserem Dunstkreise. Das Vermögen ein Licht auszustrahlen, welches die Vegetation auf unsrer Erde belebt, komme (so erklärt sich der geistvolle Cardinal weiter) nicht dem erdigen Kern des Sonnenkörpers, sondern der Lichthülle zu, die mit demselben verbunden sey *).

Erst zwey Jahrhunderte später kam Dominicus Cassini durch die Beobachtung der Sonnenflecken zu einer ähnlichen Ansicht, nach welcher die Sonnenscheibe, welche wir sehen, ein Lichtocean ist, der den festen und dunklen Kern umgiebt. Gewaltsame Bewegungen, so sagt er, die in der Lichthülle vorgehen, lassen uns zuweilen die Berggipfel des lichtlosen Sonnenkörpers als schwarze Kerne im Centrum der Sonnenflecken wahrnehmen. Die Unterscheidung der mittlern Dunsthülle zwischen dem dunklen Kern und der strahlenden Photosphäre verdankt die Beobachtung dem englischen Astronomen Alexander Wilson.

Auf das Daseyn einer dritten äußersten Dunsthülle des Sonnenkörpers, welche die Lichthülle bedeckt, und die von wolkiger, unvollkommen durchscheinender Beschaffenheit zu seyn scheint, ist man erst in neuerer Zeit, namentlich durch die genaue Beobachtung der großen Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842, aufmerksam geworden. Sie hat sich bey totalen und ringförmigen Sonnenfinsternissen (nach Arago seit 1706 an achten derselben) schon früher in der Gestalt von rothfarbigen randartigen Hervorragungen kund gegeben. Bey der letzten, vorhin genannten totalen Finsterniß sah man den Rand der Mondscheibe nicht bloß von einem weißlichen leuchtenden Kranze umringt, sondern man bemerkte zugleich in diesem zwey bis drey Erhöhungen, welche man mit röthlichen, zackigen Bergen, mit gerötheten Eismassen, mit gezahnten, purpurfarbigen Flammen verglich. Diese Erhöhungen wurden an einigen Orten sogar mit bloßen Augen erkannt. Wären dieselben (bey einer scheinbaren Höhe von 1′ 45″) Sonnenberge, dann müßte man die wirkliche Höhe von diesen auf 10,000 Meilen schätzen. Aber das Resultat der gesammten Beobachtungen macht es am wahrscheinlichsten, daß jene Erscheinungen Aufwallungen oder Wolkenmassen in einer dritten, äußersten Dunsthülle der Sonne sind, welche von der unter ihr gelegenen Photosphäre Licht und Färbung empfangen. Ein Licht, welches nach oben oder außen strahlend sich hier eben so kraftvoll erweist als da, wo es nach unten oder innen dem dunklen Kern der Flecken (dem festen Sonnenkörper) eine Helligkeit mittheilt, die noch immer 2000mal größer ist als jene des Vollmondslichtes.

Jene plötzlich eintretende Abnahme der Tageshelle, die man zu manchen Zeiten, und zwar in einzelnen Fällen als eine länger andauernde Erscheinung beobachtet hat, kann, wenn sie nicht von einem Nachlaß der Durchsichtigkeit (meteorischer Trübung) unsrer eigenen Atmosphäre herrührt, entweder durch eine größere, dichtere Wolkenbildung in der dritten, äußersten Dunsthülle oder in einer Abnahme der Lichtentbindung in der Photosphäre der Sonne selber ihren Grund haben. Als Beyspiel führt der Verfasser an: 45 vor Chr., wo ein ganzes Jahr lang, zur Zeit vom Tod des Julius Cäsar, das Licht der Sonne bleich und seine Wärme so vermindert erschien, daß die Luft kalt und voller Dünste war und die Früchte nicht gediehen (nach dem Zeugniß des Plutarch, Dio Cassius, vergl. mit Virgil Georg. I. 466). — 358 n. Chr. herrschte eine mehrstündige völlige Dunkelheit vor dem furchtbaren

*) Auf diese der Wissenschaft seiner Zeit weit voraus eilende Aeußerung des Card. Nic. von Cusa hat Clemens in seinem Werk: „Giordano Bruno und Nicolaus von Cusa“ aufmerksam gemacht.

Erdbeben von Nicomedia und am Pontus; 360 eine Verdunklung der Sonne in allen östlichen Provinzen des Reiches von ihrem Auf- bis zu ihrem Untergang, so total, daß Sterne am Himmel sichtbar wurden (beyde Ereignisse von Ammianus Marcellinus erwähnt). 409 n. Chr., als Alarich vor Rom erschien, war ebenfalls die Sonne verfinstert, Sterne dabey sichtbar. 536 ein Höherauch, der 14 Monate lang anhielt und wie im Jahre 1783 das Licht der Sonne sehr auffallend dämpfte; 567 nach Abul Farag zuerst ein Jahr lang unaufhörlicher Nordschein, dann Finsterniß und fallender Passatstaub; 733 am 19. August war die Sonne einen ganzen Tag lang ihres Lichtes beraubt; 807, 840, 1096 verdunkelnde Sonnenflecken; etwas Aehnliches vielleicht auch 626; 1091 zuerst dreystündige Verdunklung, dann abnorme Färbung der Sonne.

Während im achtzehnten Jahrhundert die Bekanntschaft mit den planetarischen Körpern unsers Sonnensystemes nur durch die Herschel'schen Entdeckungen von neun (Uranus mit 6 Monden, dann die 2 innersten Saturnusmonde) vermehrt wurde, kam hierzu schon bis zur Mitte des jetzigen Jahrhunderts noch eine doppelt so große Zahl. Seit Beginn des Jahres 1801 bis Ende März 1807 wurden vier, dann nach 38jährigem Stillstand dieser Erkenntnisse noch dreymal so viele Asteroiden oder kleine Mittelplaneten entdeckt, überdieß im J. 1846 der bis jetzt äußerste der bekannten Planeten: Neptun und später zwey seiner Monde, so wie ein noch unbekannter (der eigentlich siebente) Saturnusmond. Daß aber die Anzahl der zwischen Mars und Jupiter kreisenden kleinen Mittelplaneten noch sehr viel größer seyn möge, als man durch die bisherigen Entdeckungen es weiß, dieß wird unter anderm schon dadurch wahrscheinlich, daß die meisten der bisher durch das Fernrohr aufgefundenen Asteroiden ungleich näher an Mars und mithin an unserer Erde stehen als an Jupiter. Denn Hygiea, der abgelegenste jener kleinen Weltkörper, steht noch immer dreymal so weit von Jupiter ab, als Flora von Mars, und die vier äußersten bilden zugleich durch ihre verhältnißmäßig ansehnlichere Größe eine, wahrscheinlich seltene Ausnahme von der Regel des für die Mehrzahl gültigen Verhältnisses.

Die erhellende Kraft, in welcher das Licht der Sonne auf die Weltkörper unsres Planetensystemes einwirkt, läßt sich, abgesehen von dem Maaße der Zurückstrahlung desselben von ihrer Oberfläche, berechnen, nicht aber das Verhältniß der eigenthümlichen Wärme derselben, weil dieses, als ein complicirtes Phänomen von der Beschaffenheit der Planeten-Atmosphären, ihrer Höhe, ja ihrer Existenz oder Nicht-Existenz abhängt. Der Verfasser erinnert hierbey im Vorübergehen an die Vermuthungen von Sir John Herschel über die Temperatur der Mond-Oberfläche, „welche vielleicht den Siedepunkt des Wassers ansehnlich übertreffen könne“ (nach s. Outlines §. 432). Auf der andern Seite aber führt er in Beziehung auf jene Cometen, welche wie die von 1680 und 1843 in so große Nähe der Sonne kamen, daß die strahlende Wärme derselben der Berechnung nach der Focal-Temperatur eines 32zölligen Brennspiegels gleich kommen mußte, Bernhard van Lindenaus Aeußerung an, nach welcher alle Cometen ohne Kerne, wegen ihrer übermäßig geringen Dichtigkeit, keine Sonnenwärme, sondern nur die Temperatur des Weltraumes haben können.

Was die Natur dieser merkwürdigen Weltkörper unsres Sonnengebietes betrifft, so deutet der Verfasser des Kosmos zuerst auf die wesentlichsten Züge des Charakters der Cometen hin, durch welche sich dieselben selbst von den ihnen sonst am nächsten stehenden Asteroiden unterscheiden. Allerdings sind auch die Bahnen der kleinen Mittelplaneten einander nicht parallel, namentlich zeigt die Bahn der Pallas eine übergroße Neigung gegen die mittlere Ebene der andern Bahnen, aber keine von allen diesen durchschneidet cometenartig die Bahn irgend eines der alten, früher entdeckten Planeten. Ueberdieß sind die Asteroiden nicht, wie man früher von einigen derselben annahm, von überwiegend dunstartiger Beschaffenheit ihrer Scheiben, sondern von scharf begränztem Umriß wie die andern Planeten.

Das, was dem Professor Stephen Alexander in New Jersey vornämlich für die Möglichkeit zu sprechen schien, daß die Cometen gemeinsamen Ursprunges seyen mit den zwischen Jupiter und Mars kreisenden Asteroiden, war die Entdeckung je-

ner inneren Cometen, deren man bereits sechs genauer kennt. Sie bilden eine eigene Gruppe, bey welcher die halbe große Achse der Bahnen und mithin die Umlaufszeit ganz nahe kommt der Umlaufszeit der meisten Mittelplaneten. Bey fast allen von ihnen fällt der Punkt der Sonnenferne nur in die Nähe oder nicht viel über den mittlern Abstand des Jupiter von der Sonne, mithin noch weit innerhalb der Saturnusbahn, ja bey dem Encke'schen nur in die Entfernung der Hygiea. Dagegen erstreckt sich die Bahn der beyden Cometen, deren Umlaufszeit nächst jener der 6 inneren die kürzeste ist (bey dem Olber'schen von 74, dem Halley'schen von 76jähriger Dauer) in ihrer Sonnenferne noch um einige Erdweiten über die Bahn des Neptuns hinaus. Doch wird es schon jetzt aus verschiedenen Thatsachen wahrscheinlich, daß noch mehrere der bisher sichtbar gewordenen Cometen in weiterem oder engerem Sinne zu denen gehören, die selbst in ihrer Sonnenferne nicht über die Bahnen der äußersten bekannten Planeten hinausrücken.

Alle bisher entdeckten innern Cometen halten, wie die Planeten, ihren Umlauf um die Sonne von West nach Ost, und haben eine verhältnißmäßig geringe Neigung ihrer Bahn gegen die Ekliptik. Wie denn überhaupt diese beyden Verhältnisse in naher Beziehung zu einander stehen, indem nach Sir John Herschel's Bemerkung nur selten die Bahnbewegung bey Cometen von geringer Neigung eine rückläufige ist.

Der Stoff, aus welchem der Scheinkörper der Cometen besteht, bleibt noch immer sehr räthselhaft. Allerdings werden selbst durch den Kern derselben, nach verschiedenen alten und neuen Beobachtungen, Sterne gesehen und keine Strahlenbrechung verräth sich bey dieser Gelegenheit an dem über so weite Räume ausgedehnten Medium; dennoch findet sich im Cometenlicht ein Antheil vom polarisirten, mithin vom reflectirten Sonnenlicht, und Arago hält ihre Masse nicht für vollkommen durchsichtig. Außer dem reflectirten scheint aber den Cometen auch ein eigenes Licht zuzukommen, welches nicht bloß bey dem von 1843, sondern auch bey dem ersten vom

Jahre 1847 selbst am Tage, nahe bey der Sonne bemerkbar war.

Der zweyte Comet des Jahres 1819, so wie der von 1823 sind der Berechnung nach in gerader Linie zwischen der Erde und Sonne hindurch gegangen (der erstere am 28. Juni). Wenn die Schweife dieser beyden Cometen von solcher Länge waren wie bey vielen andern, dann müssen dunstartige Theile derselben, wie gewiß öfter geschehen, sich mit unsrer Atmosphäre gemischt haben. Man hat dergleichen Ereignisse mit den wundersamen Nebeln, die zuweilen (wie 1783 und 1831) einen großen Theil unsers Continents bedeckten, in Beziehung zu setzen gesucht. Die ausströmenden verdunstenden Theile der Cometenschweife mögen vielleicht das hemmende Fluidum bilden, welches die Bahn des Encke'schen Cometen allmählig verengt, mögen mit dem alten Weltenstoffe sich mischen, „der sich nicht zu Himmelskörpern geballt oder zu der Bildung des Ringes verdichtet hat, welcher uns als Thierkreislicht leuchtet.“ Wenigstens sehen wir hier vor unsern Augen materielle Theile verschwinden, ohne wahrzunehmen, wo sie von neuem sich sammeln.

Dennoch hat dieses Ansammeln der sich zerstreuenden und zertheilenden Cometenmasse zu einem neuen, sichtbaren Körper in einem Falle statt gefunden, der bis jetzt als einzig in seiner Art in der Geschichte der astronomischen Beobachtungen dasteht. Der Fall hat sich vor den Augen vieler Astronomen, die auf amerikanischen und europäischen Sternwarten ihn beobachteten, an dem Bieler'schen Cometen bey seiner letzten Erscheinung im Jahre 1845 zugetragen. Schon am 19. Decbr. hatte Hind in dem noch ungetheilten Cometen eine Art von Protuberanz gegen Norden zu bemerkt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juni.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima au Para; exécutée par ordre du Gouvernement français pendant les années 1843 à 1847 sous la direction de Francis de Castelnau. Histoire du voyage. Tom. I — III. Paris 1850 — 1852. 8.

Um die Kenntniß des ungeheuren Ländergebietes von Südamerika haben sich im Laufe dieses Jahrhunderts vor allen andern Nationen deutsche Naturforscher weitaus das größte Verdienst erworben. Durch Alexander v. Humboldt, den Prinzen von Wied, v. Spix und v. Martius, Pohl und Natterer, Rengger, Pöppig, v. Tschudi und Schomburgk ist in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet und ein großer Theil des inneren Südamerikas der Naturwissenschaft gewissermaßen erst erobert worden. Erst später haben sich auch Engländer und Franzosen an diesen wissenschaftlichen Unternehmungen betheiligt, und an die von Geoffroy Saint-Hilaire und d'Orbigny unternommenen Forschungsreisen reiht sich als die jüngste die von F. von Castelnau ausgeführte an, über die wir hier einen kurzen Bericht erstatten wollen.

Der Verf. dieser Reisebeschreibung hatte sich frühzeitig dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet und zu diesem Behufe unter den berühmtesten Lehrern Frankreichs, unter Cuvier, Geoffroy Saint-Hilaire, Brongniart, Elie de Beaumont, Jussieu, Blainville, Desfontaines, Dumeril und Latreille sich ausgebildet. Seine ersten Reisen waren nach Nordamerika gerichtet, wo er im Laufe von fünf Jahren alle Staaten der Union, Texas und Canada durchwanderte. Als Früchte dieser Reise publicirte er zwey Arbeiten: Vues et souvenirs de l'Amérique du Nord, und Essai sur le système silurien de l'Amérique septentrionale.

Nachdem der Verf. auf diese Weise einen großen Theil Nordamerikas kennen gelernt hatte, entstand in ihm der lebhafteste Wunsch, auch mit den tropischen Regionen dieses großen Continentes aus eigener Anschauung bekannt zu werden. Dazu bot sich ihm eine günstige Gelegenheit dar, indem ihm von mehreren der bedeutendsten Staatsmänner der Union Vorschläge gemacht wurden, im Namen ihrer Regierung die diplomatischen Functionen in Lima zu übernehmen. Bevor jedoch der Verf. eine bestimmte Zusage geben konnte, hielt er es für nöthig, zuerst nach Frankreich zurückzukehren, um von seiner eigenen Regierung die Genehmigung hiezu zu erlangen. Hier fand er einen sehr ehrenvollen Empfang, und anstatt der Entlassung erhielt er von der französischen Regierung den Antrag, auf ihre Kosten eine Reise durch die innern Theile von Südamerika auszuführen. Man kann sich leicht denken, daß der Verf. mit größter Freude auf diesen Vorschlag eingieng, und es wurden sofort alle Vorbereitungen getroffen, um denselben in Ausführung zu bringen.

Die Aufgabe war, von Rio-Janeiro aus zu Lande den Weg nach Lima einzuschlagen und dabey

so viel als möglich der Wasserscheide zwischen den nordwärts fließenden Zuflüssen des Amazonenstromes und den südwärts gerichteten des la Platastromes zu folgen; alsdann den Rückweg auf dem Amazonenstrome selbst zu nehmen. Zu Reisegefährten wurden ihm beygegeben drey junge talentvolle Männer: d'Osery, Ingenieur beym Bergwesen und Enkel des Generals Moreau, Dr. Weddell, ein Verwandter des berühmten Seefahrers gleichen Namens, als Arzt und Botaniker, und E. Deville als Präparator. Von dieser Reisegesellschaft kehrte d'Osery nicht wieder in die Heimath zurück; er fiel unter den Händen von Meuchelmördern, und ein großer Theil der wissenschaftlichen Resultate der Expedition gieng mit ihm verloren. Auch den Verf. traf das Mißgeschick, daß, als er kaum von seiner großen Reise zurückgekehrt war und von der Regierung das Versprechen zu einer splendiden Veröffentlichung seiner Arbeiten erhalten hatte, die Revolution des Februars 1848 ausbrach und allen wissenschaftlichen Unternehmungen ein Ende machte. Dazu kam noch, daß seine Gesundheit von den Strapazen der Reise so angegriffen war, daß er längere Zeit keine Arbeit vornehmen konnte und fast ein Jahr lang erblindet blieb. Nach seiner Wiederherstellung erhielt der Verf. die Stelle eines französischen Consuls in Bahia, und von hier hat er auch seinen Reisebericht in Ordnung gebracht, der in fünf Theilen erscheinen soll, von denen uns zur Zeit drey vorliegen.

Der Verf. schiffte sich mit seinen Reisegefährten am 30. April 1843 in dem Hafen von Brest ein und stieg nach einer glücklichen Fahrt bereits am 17. Juni bey Rio Janeiro ans Land. Hier verweilten die Reisenden bis zum 12. October, beschäftigt mit den Vorrichtungen, wie sie zur Unternehmung einer großen Landreise nöthig sind, wobey Weddell noch Zeit fand, mehrere größere botanische Excursionen auszuführen und eine reiche Ausbeute heimzubringen. Die Beschreibung der Haupstadt und ihrer Umgebungen können wir übergehen, da dieselbe nichts Neues enthält; auch im weiteren Verlauf der Reise werden wir nur dann auf die Schilderungen näher eingehen, wenn durch sie neue Beyträge zur Kenntniß der bereisten Gegenden gewonnen wurden.

Das nächste Ziel der Reise war Ouro-Preto (Villa ricca), die berühmte Hauptstadt der Provinz Minas Geraes. Die Straße, die von Rio Janeiro aus dahin führt, ist noch so beschwerlich zu passiren wie früherhin. Der Verf. besuchte unterwegs eine verlassene Topasmine, wo sich mit schönen Topasen zugleich Euklas findet. Sehr ausgezeichnete Stücke von diesen beyden Mineralien sah er bey dem Besitzer einer zweyten solchen Mine, die noch ausgebeutet wird. In Barbacena interessirte ihn besonders der Anblick der zahlreichen Rassen-Mischlinge, namentlich von Indianern und Mulattinnen, über deren successive Zurückführung in die Stammrassen er folgende Aufklärungen erhielt.

1. Das Kind eines Weißen und einer Indianerin hat das Aussehen seiner Mutter; die Haare sind straff und die Augen schief.

2. Der Abkömmling eines Indianers und einer Negerin, Cabouret genannt, hat krause Haare, schiefe Augen und eine dunkle Bronzefarbe.

3. Der Mischling von einem Indianer und einer Cabouret hat fast schlichte oder schwarz gekräuselte Haare, schiefe Augen und die Farbe des Indianers.

4. Der Sprößling aus der vorigen Vermischung und des Indianers hat ganz das Ansehen des letztern und kann als von reinem Blut betrachtet werden.

5. Der Mischling von einem Weißen und einem Bastard Nro. 1 hat eine schwach kupferige Farbe, straffe Haare und schiefe Augen.

6. Der Sprößling vom Weißen und der vorhergehenden Nummer ist weiß; die Haare haben das gewöhnliche Ansehen, sind aber immer dunkel schwarz, die Augen bleiben schwach schief.

7. Der Sprößling eines Weißen und der Nummer 6 gehört ganz der weißen Rasse an.

Was die Neger anbelangt, so hat der Verf. durch zahlreiche Nachforschungen bey Pflanzern in Erfahrung gebracht, daß in vier gemischten Generationen die Kinder weiß und in fünf schwarz werden.

In Ouro Preto fanden die Reisenden eine sehr

freundliche Aufnahme. Die Stadt ist freylich nicht mehr in der Blüthe, in der sie früher war, denn statt 30,000 Einwohner, die sie ehemals zählte, hat sie dermalen nur noch 11 bis 12,000. Die Provinz, deren Hauptstadt sie ist, hat bekanntlich ihren Namen von den reichen Goldminen erhalten, die im Jahre 1699 entdeckt wurden. Nach des Verf. Berechnung ist der ganze Werth der Goldgewinnung in den brasilianischen Provinzen Minas Geraes, Matto Grosso, Goyaz und Bahia seit ihrer Ausbeutung auf ohngefähr 5,687,500,000 Francs anzuschlagen. Mac Culloch schätzt die dermalige jährliche Goldproduction Brasiliens im Mittel auf 7,950,000 Francs; der Verfasser findet aber diese Schätzung zu gering und taxirt sie auf ohngefähr 11 Millionen.

Die Reisenden machten hier Bekanntschaft mit dem dänischen Naturforscher Claussen und besichtigten auch dessen reiche Sammlungen, unter welchen sich vorzüglich die aus mehr als aus 12,000 Stück bestehende Reihe fossiler, in den Höhlen dieser Provinz aufgefundener Knochen auszeichnete. In seiner Begleitung unternahmen sie auch einen Ausflug zu den benachbarten Goldminen, welche von einer englischen Gesellschaft ausgebeutet wurden, und setzten dann von da aus ihre Reise weiter fort. Sie passirten den Rio San Francisco und den Paranahyba, und gelangten endlich auf der königlichen Straße, die aber nichts weniger als in einem ihrem Namen entsprechenden Stande war, am 19. März 1844 nach Goyaz, wo sie nicht nur beym Präsidenten der Provinz den freundlichsten Empfang fanden, sondern auch in seinem Pallaste einquartirt und auf seine Kosten bewirthet wurden. Nach den vielen Entbehrungen auf der langen Reise that es den Reisenden sehr wohl, einmal wieder die Vortheile einer bequemen Hauseinrichtung zu genießen, indem ihre Zimmer reichlich mit allen nöthigen Hausgeräthen versehen waren. Leider konnten sie sich der Gesellschaft ihres liebenswürdigen Hauswirthes nicht lange erfreuen, indem er in seiner Eigenschaft als Deputirter nach Rio Janeiro gerufen wurde; der Vice-Präsident jedoch behandelte sie mit gleicher Aufmerksamkeit und Gefälligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Kosmos.

(Schluß.)

Eine eigentliche Sonderung des einen in zwey Cometen wurde in Amerika schon am 29. Dec., in Europa, durch trübe Witterung verspätet, erst in der Mitte und am Ende des Januars 1846 deutlich wahrgenommen. Der neu entstandene anfangs kleinere Comet gieng nördlich voran. Der Abstand beyder wuchs am 20. Februar bis zu 6 Minuten an. Die Lichtstärke wechselte, so daß der allmählig zunehmende Nebencomet eine Zeit lang den Hauptcometen an Lichtstärke übertraf. Die Nebelhüllen beyder hatten keine bestimmten Umrisse, doch wurde der Himmelsraum zwischen beyden in Pulkawa ganz nebelfrey gesehen. Dagegen bemerkte einige Tage später Maury in Washington einen Nebelstreifen, der vom ältern Cometen nach dem neuen hinstrahlte. Gegen Ende März verschwand zuerst der lichtschwache kleinere, am 20 April auch der größere aus dem Gesichtskreis der teleskopischen Beobachtung. Der ähnlichen Theilung eines Cometen in zwey erwähnt, doch ohne der Beobachtung zu trauen, Seneca (Nat. Quaest. VII, 16).

Die Cometen, bey der kleinsten Masse, füllen dennoch den größten Raum des Sonnengebietes durch ihre wahrscheinlich sehr große Menge und die Ausdehnung ihres dunstartigen Stoffes aus. Schon in der weiten Abweichung der Lage ihrer Bahnen und durch die öftere rückläufige Bewegung zeigen sie sich in größerer Individualität und Unabhängigkeit von dem Centralkörper als die Planeten. Man hat sie deßhalb für älter als alle Planeten, „gleichsam für Urformen der sich locker ballenden Materie im Weltraum gehalten.“

Der früheren Annahme entgegen, nach welcher das Zodiacallicht als zur Atmosphäre der Sonne gehörig betrachtet wurde, lehrt die Berechnung, daß die äußerste, fernste Grenze dieser Atmosphäre weiter nicht als bis zu jenem Punkte reichen könne, an welchem die Attraction des Centralkörpers und

seine Schwungkraft mit einander in Gleichgewicht treten. Dieser Punkt fällt in den Abstand von $3\frac{1}{2}$ Millionen Meilen, während die Region, aus welcher das Thierkreislicht hervorstrahlt, zwischen der Venus und Marsbahn ihre Lage hat. Aus diesen und andern Gründen wird es wahrscheinlich, daß der Zodiacalschein von einem dunstartigen, schwach leuchtenden Fluidum herrühre, welches einen frey im Weltraum schwebenden, abgeplatteten Ring bildet. Zwischen den Wendekreisen stellt sich das Zodiacallicht nicht nur als eine ungleich augenfälligere, sondern auch als eine perpetuirlichere Erscheinung dar denn bey uns, obgleich seine Lichtstärke auch dort gewissen Veränderungen und Wechseln unterworfen ist, die nicht aus einem äußern Grunde, z. B. aus den verschiedenen Graden der Durchsichtigkeit unsrer Atmosphäre, sondern nur aus einem innern Grunde seiner eigenen stärkeren oder schwächeren Lichtentwicklung hergeleitet werden können. Houzeaus Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß die große Axe des Zodiacalschein-Ringes nicht mit der Ebene des Sonnenäquators zusammenfällt und daß die Dunstmasse des Ringes, dessen Stoff uns noch ganz unbekannt ist, nicht über die Erdbahn hinaus ergossen sey.

In sinnvoller Weise legt der Verfasser des Kosmos den ehrenvolleren Namen der „Meteor-Asteroiden“ jenen Erscheinungen des uns näher gelegenen Weltraumes bey, welche gewöhnlich als Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine benannt werden. Der fallende Aërolith bietet uns fast das einzige Schauspiel einer materiellen Berührung von etwas dar, das unserem Planeten fremd ist. Alles das, was neuere Beobachtungen über die Radiation oder die Ausgangspunkte und über die ganz planetarische Geschwindigkeit dieser Meteore des Weltraumes offenbart haben, läßt uns in ihnen leuchtende Körper vermuthen, welche unabhängig von der Rotation der Erde, von außen in die Atmosphäre von dieser gelangen. In beyden Perioden der häufigsten Sternschnuppenfälle, vorzugsweise aber in der des (10.) August, hat sich der Ausgangspunkt der leuchtenden Züge im Perseus, nahe bey Algol als der ergiebigste und bleibendste gezeigt; nächst ihm die Gegend des Sternbildes des Löwen. Außer der August- und Novemberperiode erscheinen nach neueren Beobachtungen ziemlich reich an Sternschnuppenfällen die ersten Tage des Januar, die Tage vom 18. oder 20. bis 25. April, die zwischen dem 27. und 29. Juli, dann der 19. und 26. October, der 9. bis 12. December. Als Haupttage gehen jedoch der 10. August und der 12. bis 14. November allen andern voraus.

Nur selten scheinen die eigentlichen Sternschnuppen sich der Erde bis zur Höhe ihrer Gebirgsgipfel zu nähern. Dennoch wird nach den Beobachtungen des Admiral Wrangel an den Küsten des Eismeeres ein Zusammenhang zwischen der Erscheinung der Sternschnuppen und der Entwicklung des Polarlichtes wahrscheinlich.

Obwohl mit ihnen verwandt, sind dennoch verschieden von den Sternschnuppen die Feuerkugeln. Diese letzteren zeigen keine Periodicität ihrer Erscheinung. Man kennt mit Sicherheit noch keinen Ausgangspunkt ihrer Bewegungen. Jene große Feuerkugel, die von O. nach W. sich bewegend bald nach Mittag bey heiterem Himmel in Alençon gesehen wurde, ergoß sich bey Aigle im Orne-Departement in einem zerstreuten Gehäuse von Meteorsteinen, und dieser Erscheinung und ihren Folgen glichen so viele andre, daß es zur großen Wahrscheinlichkeit wird, daß der Fall der Meteorsteine mit der Erscheinung der Feuerkugeln in öfterer Beziehung stehe.

An dem Stoff und der Zusammenfügung der Meteorsteine wird nicht selten eine so nahe Verwandtschaft mit den Felsengebilden unsers Planeten aus der Familie der Trapparten, Basalte und Laven wahrgenommen, daß ihre Betrachtung einen Uebergang bilden kann zu der Betrachtung des Urgezimmers der Erde, in welche uns der Verfasser des Kosmos in dem nächsten Bande seines Meisterwerkes einzuführen verspricht.

S.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juni.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Fortsetzung.)

Der Verf. schildert Goyaz als eine der angenehmsten Städte Brasiliens, die Häuser sind gewöhnlich einstöckig, ziemlich gut gebaut und sehr weiß; die Straßen sind reinlich und ziemlich gerade, nur das Pflaster ist von der übelsten Beschaffenheit. Auch der Pallast des Präsidenten hat bloß ein Stockwerk, das einen großen Raum einnimmt; sonst sah man daselbst einen schönen Garten mit Bassins, Springbrunnen, grünen Laubgängen und künstlichen Felsen, was nun Alles verschwunden ist. Auf demselben Platze erhebt sich die Cathedrale, deren Inneres schöner als das Aeußere ist, und die elegante Façade der Kirche der Boa-Morte, die sich selbst in einer europäischen Stadt nicht übel ausnehmen würde. Goyaz enthält ohngefähr 500 Häuser und 7 bis 8000 Einwohner, unter denen das weibliche Geschlecht an Zahl überwiegend ist. Die Sittlichkeit der Bewohner wird von dem Verf. nicht gerühmt, und davon leitet er es ab, daß die Männer ihre Frauen eingeschlossen halten, so daß man sie nur in der Kirche und bey den Processionen, die freylich sehr häufig sind, zu sehen bekommt. Die Kleidung der Weiber von Goyaz ist sehr verschieden von der, die er bisher gesehen hatte: sie besteht gewöhnlich aus einem schwarzen Mantel und einem weißen Kopftuch, das unter dem Kinn herumgeht, so daß nur Augen, Nase und Mund sichtlich bleiben.

Der Verf. hatte schon früher den Vorsatz gefaßt, den nördlichen Theil der Provinz Goyaz, der den Geographen und Naturforschern noch unbekannt war, zu untersuchen. Dieses Unternehmen hatte nicht bloß ein wissenschaftliches Interesse, sondern es konnte auch durch Wiedereröffnung der seit vielen Jahren ganz aufgegebenen Beschiffung des Araguay zur Wohlthat für die ganze Provinz werden. Zwey Flüsse nämlich, der Tocantin und Araguay, durchströmen Goyaz wie ein Paar große Pulsadern und vereinigen sich an der äußersten Nordgrenze am Fort San-Joao. Der erstere wird für etwas größere Fahrzeuge erst bey Porto-Imperial, d. h. mehr als 200 Stunden von der Hauptstadt entfernt, schiffbar; gleichwohl ist es dieser Fluß, dessen Lauf durch eine Menge gefährlicher Cascaden unterbrochen wird, auf dem der ganze Verkehr mit Para vor sich geht, und obwohl er von Fahrzeugen häufig benützt wird, ist seine Befahrung nichts weniger als gegen jede Gefahr von Seiten der Indianer gesichert. Der zweyte Fluß, nämlich der Araguay, bildet in jeder Beziehung einen besseren Verkehrsweg, denn vermittelst des Rio Vermelho, der durch die Stadt Goyaz fließt, wird er schon vier Stunden unterhalb derselben schiffbar, dabey ist er viel breiter als der Tocantin, und sein Lauf wird durch weit weniger Fälle unterbrochen. Gleichwohl ist seit vielen Jahren die Befahrung dieses Flußes ganz aufgegeben, weil die Indianer öfters seine Ufer verwüstet und Colonisten und Reisende ermordet haben. Wenn übrigens die Verwaltung dieser entfernten Provinzen nur geringen Eifer zur Förderung der Handelswege zeigt, so kann man ihr wenigstens jetzt nicht mehr den Widerwillen vorwerfen, den das frühere portugiesische

Gouvernement gegen Alles hegte, was darnach strebte, zwischen den verschiedenen Provinzen Brasiliens Verbindungen anzuknüpfen. Man weiß, daß als im Jahre 1773 der damalige General-Capitän von Goyaz unter dem Befehle des Capitäns Luiz-Antonio Tavares Lisbao eine Untersuchungs-Expedition nach Para abgeschickt hatte, die Mitglieder derselben alsobald, nachdem sie sich in dieser Stadt ausschifften, eingesperrt wurden, und, wie man sagt, dem Tode nur dadurch entgiengen, daß sie die Gitter ihres Gefängnisses sprengten. Sie mußten sich nach Maranhao flüchten, wo sie erst nach Verlauf von drey in großer Noth zugebrachten Jahren in ihre Heimath zurückkehren konnten. Es ist auch bekannt, daß die auf Befehl des Königs direct aus Portugal abgeschickten Astronomen die größten Schwierigkeiten in der Ausführung ihrer Arbeiten zu erfahren hatten, und daß in der Provinz Sao-Paulo der General Bernardo-Jose de Lorena in der bestimmtesten Weise dem Doctor Lacerda verbot, sich seiner wissenschaftlichen Instrumente zu bedienen. Endlich bewahrt man noch in der Bibliothek von Rio-Janeiro ein merkwürdiges Document von dem Geiste des Mißtrauens und der Unwissenheit auf, der früher die Regierung dieses Landes beseelte, nämlich den Befehl, den Baron Alexander von Humboldt, wenn er auf das brasilische Gebiet übertreten würde, festzunehmen und ihn als Gefangenen nach Europa zu schicken. Man muß sich erinnern, daß zu derselben Zeit der König von Spanien diesen berühmten Reisenden mit Ehrenbezeugungen überhäufte und mit allen Mitteln ihm sein Unternehmen erleichterte.

Der Verf. erhielt zur Ausführung seines Vorhabens die bereitwilligste Unterstützung der Regierung. Er beschloß als günstigsten Punkt zu seiner Einschiffung auf dem Araguay die kleine Fischerniederlassung Salinas, die ohngefähr 60 Stunden nordwestlich von Goyaz entfernt liegt, zu wählen. Ein Zug Lastthiere sollte ihn bis dahin geleiten, dann aber nach Porto-Imperial am Tocantin geführt werden, um daselbst die Rückkunft der Reisenden abzuwarten. Acht Soldaten von Goyaz und zwey, die von Minas mitgekommen waren, sollten sich miteinschiffen, und beym Passiren des Dorfes Carretao sollten christliche Indianer, außerdem noch die kleine Garnison von Salinas mitgenommen werden. In diesem Dorfe hoffte der Verf. auch die nöthigen Fahrzeuge zur Aufnahme der Expedition zu finden, die hinlänglich stark und mit Waffen gut versehen seyn mußte, um den etwaigen Angriffen feindseliger Indianerstämme Widerstand leisten zu können.

Am 3. Mai konnte die Abreise zur Ausführung kommen und am 14. wurde Salinas erreicht, wo der Commandant der Garnison, ein Sergent-major, nebst dem Pfarrer die Reisenden feyerlich empfieng und bereitwilligst sich der Förderung ihres Planes annahm. Das Dorf besteht aus 25 bis 30 Hütten, die um ein größeres, was zugleich Kaserne und Kirche ist, herumstehen, und zählt ohngefähr eine Bevölkerung von 180 Individuen, die fast alle christliche Chavantes von unvermischtem Blute sind. Es gelang hier vier Fahrzeuge anzukaufen und die nöthige Mannschaft nebst Proviant zusammen zu bringen; ein alter wackerer Neger, Ricardo, der in seiner Jugend einmal die Fahrt auf dem Araguay gemacht hatte und für den besten Fischer galt, wurde ebenfalls in Dienst genommen.

Am 9. Juni schiffte sich der Verf. mit seiner Begleitung auf dem Rio Crixas ein, der nach einem kurzen Laufe in den Araguay mündet. Dieser schöne Fluß hat hier schon eine Breite von wenigstens 500 Metres und theilt sich bald hernach in zwey Arme, welche die lange Insel Bananal, auch Santa-Anna genannt, einschließen. Der Verf. wählte zur Fortsetzung seiner Reise den rechten Arm, weil der linke länger ist und die wilden Carajas eine Fahrt auf demselben nicht gestatten, während der rechte kürzer ist und die Reisenden vor Angriffen der an seinen Ufern wohnenden Chavantes und Cherentes ziemlich sicher stellt, da letztere keine Kähne besitzen und bey der großen Breite des Flußes die in der Mitte desselben Fahrenden außer dem Bereiche der Pfeile sind. Am 26. war das nördliche Ende der gegen 75 Stunden langen Insel Bananal erreicht, wo die beyden Arme des Araguay wieder zusammenströmen und demselben hier eine Breite von 678, und bald nachher von wenigstens 1400 Metres geben. Die Fahrt bisher war sehr interessant gewesen durch die

zahllose Menge neuer Thierformen, die hier die Reisenden auf dem Lande wie im Wasser zu beobachten Gelegenheit hatten; besonders willkommen war ihnen der Fang eines Delphines, dessen Haut sie für das Pariser Museum präparirten. Von Indianern waren zwar öfter Spuren wahrgenommen worden, aber mit ihnen selbst war man in keine Berührung gekommen.

Bisher war man durch offene Gegenden gefahren, nun stellten sich aber auch Bergreihen und damit Stromschnellen ein, welche die Fälle von Santa-Maria bildeten, die glücklich passirt wurden. Unterhalb derselben wurde ein großer Kahn mit Wilden wahrgenommen, die mit Eile längs des Ufers dahin fuhren und sich unter den Bäumen zu verbergen suchten. Es konnte nicht wohl zweifelhaft seyn, daß sie Kundschafter waren, und da dem Vf. daran lag, sie durch Geschenke für sich zu gewinnen, ließ er alsbald auf sie lossteuern. Zwar hielten sie nicht Stich, sondern suchten ihr Heil in der Flucht, indeß dem von Weddell commandirten Fahrzeuge gelang es, ihnen den Paß abzuschneiden, und da sie bald gewahr wurden, daß die Fremdlinge ihnen nichts zu leid thun wollten, im Gegentheil ihnen Geschenke anboten, so zeigten sie sich zutraulich und es entstand ein gegenseitiger Tauschverkehr. Dadurch gelang es den Reisenden, daß sie dann auch drey Dörfer dieser Indianer, welche zum Stamme der Chambioas von der Nation der Carajas gehörten, besuchen konnten. Nach Allem, was er hier erfahren, ist der Verf. der Meinung, daß die Chambioas keineswegs den schlechten Ruf, in welchem sie in Goyaz stehen, verdienten; gleichwohl kann er nicht läugnen, daß diese Indianer sich nicht immer so friedfertig wie dießmal erzeigt hätten, denn die Mordthaten, die sie auf dem Araguay ausgeübt, seyen bekannt. Der alte Ricardo war aber überhaupt anderer Meinung als unser Reisender; er meinte nämlich, daß die Indianer die Expedition für eine Gesellschaft von Kaufleuten angesehen hätten, die in Para Waaren einkaufen wollten und daher nichts als Geld bey sich führten, was für die Wilden gänzlich werthlos ist; sie hätten daher nur das Vertrauen der Fremden zu gewinnen gesucht, um bey deren Rückkehr sie zu ermorden und ihnen die Waaren abzunehmen. Der Verf. meint zwar nichts in ihrem Benehmen gefunden zu haben, was diesen Verdacht rechtfertigen könnte; indeß der alte Neger mochte, wie uns bedünkt, doch nicht so sehr Unrecht haben, da Habsucht und Treulosigkeit nur allzu gewöhnliche Züge im Charakter der Wilden sind.

Nachdem noch mehrere und zum Theil sehr gefährliche Fälle zu passiren waren, gelangte man endlich am 14. Juli an die Stelle, wo sich der Tocantin mit dem Araguay vereinigt und bald nachher war das Ziel der Expedition, das Fort San-Joao das duas Barras erreicht. Hier fanden die Reisenden bey dem Commandanten, dessen ganze Mannschaft aus nicht mehr als ohngefähr 30 Mann und einem Dutzend Weiber und Kinder bestand, eine sehr ungastliche Aufnahme, so daß er sogar ihnen alle Hindernisse in den Weg legte, um den zur Rückreise nöthigen Proviant sich zu verschaffen. Wirklich mußten sie auch diese antreten, ohne gehörig mit Lebensmitteln versehen zu seyn, und wenn ihnen nicht der Capitän eines Fahrzeuges, das von Para nach Porto Imperial zu schiffen bestimmt war, drey Säcke mit Manioc-Mehl unter Bedingung der Rückerstattung in Boa-Vista geliehen hätte, so wären sie in der peinlichsten Lage gewesen. Man erfährt bey dieser Gelegenheit, daß von Para aus ein regelmäßiger Handel bis zum obern Tocantin hinauf betrieben wird. Solche Fahrzeuge brauchen von Para aus bis zum Fort San-Joao nicht weniger als drey Monate, was einen Begriff gibt von den Schwierigkeiten, die sich der Schiffahrt auf dem Tocantin entgegen stellen. Solche Fahrzeuge halten ohngefähr 20 Tonnen und haben eine Bemannung von 20 bis 30 Personen; sie fahren beständig zwischen Para und Porto Imperial. Auf der Rückfahrt sind sie mit Rinderhäuten befrachtet, von denen das Stück in Goyaz ohngefähr $2\frac{1}{2}$ Francs kostet, während in Para dafür 8 Francs bezahlt wird. Diese Fahrt wird in 25 bis 30 Tagen gemacht, während man zu der Fahrt stromaufwärts 4 bis 5 Monate braucht. Die Ladung bey dieser besteht aus Stoffen, Weinen, Liqueurs, Fajence, Hüten, gemalten Calebassen, die allenthalben als Gläser dienen, aus Pfeifenrohren und andern Dingen.

Am 20. Juli verließen die Reisenden das ungastliche San-Joao, um auf dem Tocantin den Rückweg anzutreten. Die Fahrt war sehr beschwerlich sowohl der Stromschnellen als auch des bald eintretenden Mangels an Lebensmitteln wegen, bis am 30. Boa-Vista erreicht ward, wo der ganzen Mannschaft reichliche Erquickung zu Theil wurde. Dieses Dorf war erst im Jahre 1841 durch einen italienischen Kapuziner begründet worden, der unter den Eingebornen bald ein solches Vertrauen sich erwarb, daß sie nicht nur von den Ufern des Tocantins herbeyströmten, sondern selbst die Wüsten von Maranhao durchwandert hatten, um sich unter seine Leitung zu stellen, so daß die neue Niederlassung bereits 2 bis 300 Häuser mit einer Bevölkerung von 1500 Seelen zählte. Der Verf. war sehr erfreut, mitten in der allgemeinen Corruption des innern Brasiliens eine Colonie zu finden, in der Zucht und Ordnung herrschte, und über welche der wackere Geistliche mit großer Strenge wachte. So hatte er z. B. wenige Tage vor Ankunft der Reisenden eine Frau, die ein ungeregeltes Leben führen wollte, aus dem Dorfe gejagt und ihr Haus mit Feuer vernichtet. Lebensmittel waren hier reichlich vorhanden, so daß sich auch damit die Expedition für die Weiterreise, die am 7. August erfolgte, versehen konnte.

Einen unerfreulichen Gegensatz mit Boa-Vista fanden die Reisenden an der Niederlassung von Carolina, die sie am 12. Vormittags erreichten. Obwohl sie ihren Besuch vorher angezeigt und ihre Landung durch mehrmaliges Abfeuern der Gewehre kund gegeben hatten, erfolgte doch hierauf keine Erwiederung, und eben so wenig ließ sich irgend Jemand sehen. Ein abgeschickter Bote brachte die Nachricht zurück, daß er, obwohl es bereits Mittag war, noch alle Welt in Carolina im Schlafe getroffen hätte. Endlich hörte man eine Erwiederung der Salven und bald hernach zeigte sich auch der Commandant, ein junger Officier, der ganz erstaunt war, so frühzeitig, wie er meinte, aus dem Schlafe geweckt zu werden. Der Verf. erfuhr nämlich, daß dieser Officier hier ein ganz sittenloses Leben eingeführt hatte, so daß die Nacht zu organisirten Orgien verwendet und der Tag zur Ausruhe und zum Schlafe bestimmt wurde. Um einen Begriff von der Moralität des Ortes zu geben, genügt es zu wissen, daß unter einer Bevölkerung von 800 Seelen bloß zwey Frauen verheirathet waren. Und während diese Leute in zügelloser Lust dahin lebten, waren sie von Wilden umgeben, die ohne Aufhören die Colonie bedrohten und bereits einen großen Theil der Bewohner getödtet hatten. Die Chavantes waren schon mehrmal bis auf den Marktplatz eingedrungen, und die Weiber konnten, um die Wäsche zu waschen, nicht einmal an den Brunnen gehen, ohne militärische Bedeckung bey sich zu haben.

Dem Verf. wurde es nicht eher wohl zu Muth, als bis er am 18. die in tiefster Unsittlichkeit versunkene Colonie im Rücken hatte; am 31. kam man in Porto-Imperial an, wo die Schiffahrt beendigt und von nun an der Rückweg nach Goyaz zu Lande angetreten werden sollte. Um dazu gehörig gerüstet zu seyn, hatte der Verf., wie schon berichtet, von Salinas einen Zug Lastthiere hieher gehen lassen; allein die Führer hatten in der sichern Erwartung, daß die Expedition von den Wilden würde ermordet werden, das zum Ankauf des Mais bestimmte Geld vertrunken, so daß ihre Thiere aus Mangel an Futter theils umgekommen, theils zu Skeleten abgezehrt waren. Nur nothdürftig konnte man eine neue Caravane herstellen, mit der man die lange Reise, die vom 11. September bis zum 17. October währte, unternehmen mußte. Dieser Weg bot ein trauriges Bild dar von dem Verfalle des früheren Wohlstandes. Immer weiter breiten die Wilden ihre Herrschaft aus, zerstören einzelne Landhäuser und ganze Dörfer, so daß man überall Ruinen begegnet, und ermorden die Bewohner oder führen sie in harte Sklaverey, wogegen die schwache brasilische Regierung fast nichts zu thun weiß. Selbst die Stadt Pilar, die ehemals 5000 freye Einwohner und 9000 Sklaven zählte, ist so herunter gekommen, daß sie jetzt nur noch höchstens 1500 Seelen enthält.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juni.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

D. Conforte, Liber Kore Ha-Dorot. Denuo ed. . . . D. Cassel. Berol. 1846.

Abraham Aben Ezra's, Commentary on the book of Esther. Ed. by J. Zender. Lond. 1850.

Al-Gazali Tusensi, Compendium doctrinae Ethicae, de arabico hebraice conversum ab Abrah-bar-Chasdai . . . ed. J. Goldenthal. Lips. 1839.

P. C. Vandermeersch, Inventaire des cartes et des plans, conservées aux archives de la Flandre-Orientale. Bruxelles 1850.

von Düringsfeld, Reiseskizzen. Bd. 1. 2. Bremen 1851.

J. A. Clark, Glimpses of the old world. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

Fred. E. Forbes, Dahomey and the Dahomans. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

J. Galt, Letters from the Levant. Lond. 1813.

St. Tyng, Recollections of England. Lond. 1847.

Thetmari iter ad terram sanctam anno 1217. Ex codice manuscripto ed. T. Tobler. St. Galli 1851.

J. Aug. St. John, Journal of a residence in Normandy. Edinb. 1831.

E. Quentin, Reisebilder und Studien aus dem Norden der vereinigten Staaten von Amerika. Arnsberg 1851.

W. Parker Snow, Voyage of the Prince Albert, in search of Sir John Franklin. Par. 1851.

Ch. de Pardieu, Excursion en Orient. Par. 1851.

Whitelocke, A journal of the Swedish Ambassy in the years 1653 and 1654 from the commonwealth of England etc. Vol. 1. 2. Lond. 1772.

Chesney, The expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris. Vol. 1. 2. With Maps. Lond. 1851.

Reg. Stuart Poole, Horae Aegyptiacae. Lond. 1851.

The history of the house of Stanley. Manchester 1821.

J. H. F. Berlien, Historisch-genealogische Stammkarten des Oldenburgischen Königshauses. Kopenhagen 1849.

J. A. Montagu, A guide of the study of heraldry. Lond. 1840.

L. Cibrario, Breve storia dell' ordine del Tempio. Torino 1848.

Aug. Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener. 2. Ausg. Bd. 1. Berlin 1851.

P. O. Brönsted, Den Ficoroniske Cista. Udgivet of N. V. Dorph. Kiobenh. 1847.

Ph. Luzzatto, Etudes sur les inscriptions Assyriennes de Persépolis, Hamadan, Van et Khorsabad. Padoue 1850.

Bened. Vulpes, Illustrazione di tutti gli strumenti chirurgici scavati in Ercolano e Pompei. Napoli 1847.

T. Panofka, Antikenschau zur Anregung erfolgreichen Museenbesuches. Berlin 1850.

J. Ferguson, The Palaces of Niniveh and Persepolis restored. Lond. 1851.

Dr. Fr. Rehm, Lehrbuch der hiſtoriſchen Propädeutik. 2. verm. Aufl. von Dr. H. von Sybel. Marburg 1850.

A. Desroches, Histoire des peuples anciens et de leurs cultes. Caen 1851.

F. D. Gerlach, Die Zeiten der römiſchen Könige. Baſel 1849.

C. Winderlich, Hiſtor. politiſch-topographiſche Geographie des Alterthums. Leipzig 1851.

Dr. J. Ch. Weißenborn, Ninive und ſein Gebiet mit Rückſicht auf die neueſten Ausgrabungen im Tigristhale. Erfurt 1851.

B. G. Niebuhr, Hiſtoriſche und philologiſche Vorträge, an der Univerſität zu Bonn gehalten. III. Abtheilung. Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde von B. G. Niebuhr. Herausg. von Dr. M. Isler. Berlin 1851.

Manners Sutton, The Lexington Papers; or some accounts of the courts of London and Vienna at the conclusion of the 17. century. Lond. 1851.

W. Irving, A chronicle of the conquest of Granada from the Mss. of Fray Antonio Agapida. Vol. 1. 2. London 1850.

L. Viardot, Histoire des Arabes et des Mores d'Espagne. Vol. 1. 2. Par. 1851.

G. E. Di-Blasi, Storia del regno di Sicilia dall' epoca oscura e favolosa sino al 1774. Vol. 1—3. Palermo 1844 — 1847.

Fr. Capecelatro, Degli annali della cittá di Napoli. Parti due (1631 — 1640). Napoli 1849.

M. Tenore, Essai sur la géographie physique et botanique du royaume de Naples. Naples 1827.

M. de Talleyrand-Périgord, Souvenirs de la guerre de Lombardie pendant les années 1848 et 1849. Par. 1851.

G. Massari, I casi di Napoli dal 29 gennajo 1848 in poi lettere politiche. Torino 1849.

Al. Le Masson, Venise en 1848 et 1849. Par. 1851.

F. A. Gualterio, Gli ultimi rivolgimenti Italiani. Vol. I. p. 1. 2. Documenti. Vol. I. Firenze 1850.

Fatti di Roma degli anni 1848 — 1849. Venezia 1850.

L. C. Farini, Lo stato Romano dall' anno 1815 all' anno 1850. Vol. 1. 2. Turin 1850.

G. E. Di-Blasi, Storia cronologica dei vicerè luogo tenenti e presidenti del regno di Sicilia. Palermo 1842.

Collezione di opere inedite o rare di storia Napolitana. P. I. Napoli 1839.

L. Cibrario, Notizie sulla la storia dei Principi di Savoia. Torino 1825.

G. de la Latour, Lorraine et France. Par. 1851.

France. Her governmental, administrative and social organisation exposed in its principles. London 1844.

A. Séve, Souvenirs d'un Aumonier militaire, 1826—1850. Par. 1851.

Fr. Lacombe, Histoire de la burgeoisie de Paris. T. I. Par. 1851.

A. de Bacourt, Correspondence entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck, pendant les années 1789 — 1791. T. 1. 2. Par. 1851.

El. Regnault, Histoire de huit ans 1840 — 1848. T. I. Par. 1850.

Abdication du roi Louis Philippe, racontée par lui-même et recueillie par M. Ed. Lemoine. Par. 1851.

Fr. de Groiseilliez, Histoire de la chûte de Louis-Philippe. Par. 1851.

Dr. Römer-Büchner, Die Siegel der deutſchen Kaiſer, Könige und Gegenkönige. Frankf. 1851.

J. v. Hauer, Politiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht der Veränderungen in der Verfaſſung der öſterreich. Monarchie vom 13. März 1848 bis 13. März 1851. Wien 1851.

Die politiſchen Beſtrebungen der Südſlaven in Oeſterreich. Kaſſel 1850.

F. v. Pillersdorf, Die öſterreichiſchen Finanzen. 3. verm. Aufl. Wien 1851.

J. A. Moshammer, Die Reichsverfaſſung für das Kaiſerthum Oeſterreich vom 4. März 1849. Wien 1850.

Preußen im Jahre 1850 und ſeine Stellung zum Auslande. Berlin 1851.

Dr. J. v. Minutoli, Die Mark Brandenburg, Berlin und Cöln im Jahre 1451. Berlin 1851.

Fr. Wimmer, Vertraulicher Briefwechſel des Cardinals Otto, Truchſeß von Waldburg, Biſchofs von Augsburg, mit Albrecht Herzog von Bayern, 1568 — 73. Augsburg 1851.

Fr. v. Thierſch, Ueber die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der k. Akademie der Wiſſenſchaften während der Periode 1848 — 1851. München 1851.

Th. Wiedemann, Urkunden des ſtädtiſchen Archives zu Freyſing. München 1850.

Dr. J. R. Roth, Schilderung der Naturverhältniſſe in Süd-Abyſſinien. München 1851.

C. Fr. Ph. v. Martius, Denkrede auf Heinrich Fried. Link. München 1851.

Fr. v. Roth, Sammlung etlicher Vorträge in öffentlichen Sitzungen der k. Akademie der Wissenschaften zu München in den Jahren 1812, 1814, 1817, 1822, 1825, 1827, 1830. Erlangen 1851.

C. Höfler, Franken, Schwaben und Bayern. Bamberg 1850.

J. B. Brosi, Die Kelten und Althelvetier. Solothurn 1851.

Ed. Ducpétiaux, Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres. Ouvrage couronné. Brux. 1850.

D. du Puy de Montbrun, Die Verbesserung der Rheinschifffahrt und die Schiffbarkeit des Rheines. Elberfeld 1851.

Bulletin de la commission centrale de statistique. T. 1. 2. Bruxelles 1843 — 45.

Al. Pinchart, De l'inféodation du comté de Namur au comté de Hainaut. Mémoire couronné. Mons 1850.

H. R. Duthilloeul, Douai et Lille au XIII. siècle. Douai 1850.

J. Eccleston, An introduction to english antiquities. Lond. 1847.

G. Ag. Ellis, The Ellis correspondence. Vol. 1. 2. Lond. 1829.

J. C. Curwen, Observations on the state of Ireland. Vol. 1. 2. Lond. 1818.

B. Angeloni, Letters on the English nation. Vol. 1. 2. Lond. 1756.

W. Bentham, The origin and history of the constitution of England and of the early parliaments of Ireland. Dublin 1834.

The history of the city and county of Norwich from the earliest accounts to the present time. Norwich 1768.

The spottiswoode Miscellany, a collection of original papers illustrative of the history of Scotland. Vol. 1. 2. Edinb. 1844.

J. Stow, A survey of the cities of London and Westminster and the borough of Southwark written at first 1698, corrected in the year 1720 by J. Stryppe. 6. Edition. Vol. 1. 2. London 1754 — 1755.

The Spalding Club. Instituted anno Domini 1839.

The Miscellany of the Spalding Club. Vol. 1 — 4. Aberdeen 1841 — 1849.

Gilb. Blakhal, A breiffe narration of the services done to three noble Ladyes. 1631 — 1649. Aberdeen 1844.

Extracts from the Council Register of the Burgh of Aberdeen. Vol. 1. 2. Aberdeen 1844 — 48.

Rushworth, Historical collections. Vol. 1 — 6. Lond. 1703.

The British Museum historical and descriptive. Edinb. 1851.

G. R. Porter, The progress of the nation in its various social and economical relations during the 19. century. 3. ed. Lond. 1851.

M. Guizot, Etudes biographiques sur la révolution d'Angleterre. Par. 1851.

J. M. Dargaud, Histoire de Marie Stuart. Vol. 1. 2. Par. 1850.

Correspondence respecting the affairs of Italy. 1846 — 49. Vol. 1 — 4. Lond. 1846 — 49.

— — relative to the affairs of Hungary. 1847 — 49. Lond. 1850.

A. Ipsen, Erinnerungen aus dem Schleswig-Holsteinischen Feldzuge von 1850. Kiel 1851.

G. Waitz, Schleswig-Holsteins Geschichte. Bd. 1. Buch 1. Göttingen 1851.

A. Iscander, Du développement des idées révolutionnaires en Russie. Par. 1851.

Rußland und die Gegenwart. Bd. 1. 2. Leipzig 1851.

E. Curtius, Peloponnesos. Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel. Bd. 1. Gotha 1851.

Betrachtungen über das Fürstenthum Serbien. Wien 1851.

R. Patton, The principles of Asiatic Monarchies contrasted with those of the monarchies of Europe. Lond. 1801.

F. Werne, Feldzug von Sennaar nach Taka, Basa und Benni-Amer. Stuttgart 1851.

B. Philippi, Nachrichten über die Provinz Valdivia. Cassel 1851.

G. Catlin, Letters and notes on the manners, customs and condition of the North American Indians. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

J. Disney, Memoirs of the life and writings of Arthur Ashley Sykes. Lond. 1785.

J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Bd. 1. Berlin 1851.

E. Budgell, Memoires of the lives and characters of the illustrious family of the Boyles. Lond. 1737.

L. F. Bungener, Voltaire et son temps. T. 1. 2. Par. 1850.

Will. Jones, Memoirs of the life, studies and writings of G. Horne. Lond. 1799.

J. Johnstone, Memoirs of the life and writings of Sam. Parr. Vol. 1. 2. Lond. 1829.

J. Turner, Memoirs of his own life and times — 1632 — 1670. Edinb. 1829.

D. Sacchinelli, Memorie storiche sulla vita del Cardinale Fabrizio Ruffo. Napoli 1836.

Th. Reynolds, The life of Thomas Reynolds. Vol. 1. 2. Lond. 1839.

Ragguali sulla vita e sulle opere di Marin Sanuto. P. 1 — 3. Venezia 1837 — 38.

L. Picquot, Notice sur la vie et les ouvrages de Luigi Boccherini. Par. 1851.

Ch. Wordsworth, Memoirs of William Wordsworth. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Memoiren des Frhrn. Ludwig v. Wolzogen. Leipz. 1851.

El. Warburton, Memoirs of Horace Walpole and his contemporaries. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

T. Temanza, Vita di Alessandro Vittoria. Venezia 1827.

J. M. Thiele, Thorwaldsen's Jugend. 1770 — 1804. Aus dem Dänischen von H. Wachenhusen. Berlin 1850.

M. S. Munk, Notice sur Joseph Ben-Jehouda ou Aboul' Hadjadj Yousouf Ben-Ya' Hya. Par. 1842.

F. C. F. Fr. v. Müffling, Aus meinem Leben. Th. 1. 2. Berlin 1851.

Lebensabriß von Joh. Caspar Orelli. Zürich 1851.

A. v. Krogh, Meine Erlebnisse vor und während dänischer Gefangenschaft. Altona 1851.

G. E. Guhrauer, Joachim Jungius und sein Zeitalter. Stuttg. 1850.

Pietr. Corelli, Fra Girolamo Savonarola, storia del secolo XV. Vol. 1. 2. Torino 1848 — 50.

L. Cibrario, La morte del Conte Carmagnola. Torino 1834.

G. Cadorin, Dello amore ai Veneziani di Tiziano Vecellio. Venezia 1833.

A. Bazin, Notes historiques sur la vie de Molière. 2. édition revue par l'auteur. Par. 1851.

Acht und vierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers. Bd. 1. Cassel 1851.

A. J. Angström, Mémoire sur la polarisation rectiligne et le double réfraction des cristaux à trois axes obliques. Upsal 1849.

S. Spitzer, Gesetze in den höheren Zahlengleichungen unter einer der mehreren Unbekannten. Wien 1850.

Dr. G. Eisenstein, Tabelle der reducirten positiven ternären quadratischen Formen. Berlin 1851.

Fr. Bartholomäi, Geometrie. Th. 2. Jena 1851.

Dr. T. Francke, Lehrbuch der höheren Mathematik, enthaltend die Differential- und Integral-Rechnung. Hannover 1851.

A. Heß, Ueber Leuchtthürme. Berlin 1851.

F. Krause, Anleitung zur Kalk-Sand-Baukunst. Glogau 1851.

F. Engel, Der Kalk-Sand-Pisebau. Wriezen 1851.

Th. Inkersley, An inquiry into the chronological succession of the styles of Romanesque and pointed architecture. Lond. 1850.

C. S. Häusler, Die Lehre von der Anwendung der selbst erfundenen Holzcemente. Hirschberg 1851.

J. Paxton, Der Glaspalast für die Industrie-Ausstellung aller Nationen. Leipz. 1851.

L. G. Treviranus, Ueber Reactions-Wasserräder (schottische Turbinen), deren Theorie und Construction. Wien 1851.

F. K. Preßler, Die Centralisation der Dresdner Bahnhöfe. Dresden 1850.

Fr. Harzer, Die Turbinen oder horizontalen Wasserräder. Weimar 1851.

Dr. A. E. Bruckmann, Der wasserreiche artesische Brunnen im alpinischen Diluvium des oberschwäbischen Hochlandes zu Isny. Stuttgart 1851.

J. H. Mädler, Die totale Sonnenfinsterniß am 16/28 Juli 1851. Dorpat 1850.

M. Sommerville, Physical Geography. 3. edition. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Alfr. Smee, Elements of Electro-Metallurgy. Third edition (1851). Lond. 1851.

O. Ule, Die Natur. Halle 1851.

Ch. Lyell, A manual of elementary geology. 3. edition. Lond. 1851.

J. Arenstein, Beobachtungen über die Eisverhältnisse der Donau, 1847/48 — 1849/50. Wien 1850.

S. Morewood, A philosophical and statistical history of the inventions and customs of ancient and modern nations in the manufactury and use of inebriating liquors. Dublin 1838.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juni.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Fortsetzung.)

In Goyaz hielten sich die Reisenden bis zum 29. October auf, um dann ihren Weg nach Cuyaba, der Hauptstadt von Matto Grosso, anzutreten. So sehr sie sich auch bemühten, um dießmal bessere Führer und Thiere zu erlangen, so zeigte es sich doch bald, daß sie in dieser Beziehung abermals nicht besser daran waren als früher. Ihr Mißgeschick mußten sie um so schwerer empfinden, als sie bald nach ihrer Abreise einer der großen Caravanen, die von Rio Janeiro nach Cuyaba ziehen, begegneten und dadurch Gelegenheit hatten, die wohlorganisirte Einrichtung derselben mit ihrem eigenen übel bestellten Zuge zu vergleichen. Es ist der Mühe werth, die Organisation einer solchen Caravane, durch welche die Verbindung der Hauptstadt mit ihren entlegensten innern Provinzen unterhalten wird, näher kennen zu lernen, und daher wollen wir Einiges über dieselbe beyfügen.

Die Caravanen, welche von Rio Janeiro aus die Reise nach Cuyaba unternehmen und dazu gewöhnlich 5 bis 6 Monate gebrauchen, zählen oft mehr als 2 und selbst 300 Maulthiere. Die Verschiedenheit der Waaren, die sie transportiren, kann Erstaunen erregen; so z. B. sah der Verf. bey der Caravane, die ihm begegnete, mehrere Maulthiere, die mit eisernen, aus irgend einem englischen oder belgischen Eisenwerk herstammenden Altanen beladen waren. Die Organisation dieser Caravanen ist sowohl wegen der vollkommenen Ordnung, die in ihnen herrscht, als wegen ihres militärischen Ansehens merkwürdig. Der Vorderzug besteht aus mehreren mit Carabinern bewaffneten Reitern; alsdann folgt die lange Linie der Maulthiere reihenweise hintereinander und zwar in Zügen von 10 Thieren, wenn die Treiber (Camarados) beritten sind, und bloß zu sieben, wenn diese zu Fuße gehen. Jeder von ihnen trägt beständig zum Schutz gegen feindliche Indianer und Raubthiere seine Flinte auf der Schulter und ein langes Messer im Gürtel. Der Befehlshaber der Caravane (Tropeiro), so wie mehrere Zugführer (Arrieiros) reiten fortwährend von dem Anfang der langen Linie bis zu deren Ende; zuletzt kommt der gleichmäßig wohl bewaffnete Nachzug. Bey Tagesanbruch gehen die Camarados mit der Flinte in der Hand auf das Suchen ihrer Thiere aus, während die Köche das Frühstück bereiten. Mittlerweile richten die Arrieiros die Geschirre her, untersuchen die Sättel und machen innen an den Stellen, wo die Thiere etwa Tags vorher gerieben wurden, Vertiefungen. Sobald der Zug im Lager angekommen ist, wird die Beschaffenheit der Hufeisen untersucht und die fehlenden durch neue ersetzt. Die Geschicklichkeit der Camarados in Wiederauffindung der Thiere, die sich verlaufen haben, ist wirklich staunenswerth; die schwächste Spur auf dem Boden, die geringste Reibung an den Baumstämmen, die geringste Verwirrung des Gebüsches reicht hin, um sie auf eine Entfernung von mehreren Stunden aufzuspüren. Nach dem Frühstück beginnt die Beladung der Maulthiere, wozu sich zwey

Züge von Treibern vereinigen, weil die Belastung auf den zwey Seiten zu gleicher Zeit vorgenommen werden muß. Selten gelingt es einer zahlreichen Caravane, vor 9 oder 10 Uhr Morgens aufbrechen zu können; sie marschirt alsdann bis zum Abend und legt einen Weg von 3 bis 5 Stunden zurück. Sobald man am Rastplatz, wozu immer das Ufer eines Flußes gewählt wird, angekommen ist, wird abgeladen und der Arrieiro untersucht die Maulthiere, um die verwundeten zu verbinden. Hierauf werden die Thiere auf die Weide geführt und bleiben sich die Nacht über selbst überlassen, wenn man nicht aus Besorgniß vor Indianern oder Raubthieren einige Wächter aufzustellen genöthigt ist.

Um die zum Theil fast halbwilden Thiere, die zur Nachtzeit sich selbst überlassen sind, beysammen zu halten, haben die Führer ein eigenthümliches Mittel. Bey jeder Caravane, sie mag viel oder wenig Thiere zählen, befindet sich ein altes Pferd, das den Namen Madrinha führt und ohne eine Last zu tragen an der Spitze des Trupps marschirt. Man hängt ihm eine große Glocke und außerdem noch kleinere Glöckchen um, wozu gewöhnlich mancherley seltsame Verzierungen kommen. Dieses Pferd erlangt in Kurzem eine absolute Gewalt über die andern Thiere. Die jungen Maulthiere folgen ihm mit Respekt und die ältern zögern auch nicht lange, sich seiner größern Stärke zu unterwerfen; finden sich noch andere Pferde in der Caravane, so zeigen sie sich zwar Anfangs von Lust zur Unabhängigkeit ergriffen, da sie sich aber bald isolirt sehen, so sammeln sie sich auch um das Leitpferd und unterwerfen sich seiner Autorität. Dieser Truppführer weiß übrigens auch seine Herrschaft durch energische Mittel zu handhaben, denn wenn ein Thier zu zögern scheint, ihm zu folgen, oder dasselbe die Lust zur Unabhängigkeit anwandelt, so wird es alsobald durch einen kräftigen Hufschlag oder Biß zu seiner Pflicht zurückgeführt. Versucht zur Nachtzeit ein Jaguar einen Angriff, so sammeln sich alle Thiere um den Madrinha, und die Köpfe zusammen steckend bilden sie einen Kreis, der mit furchtbaren Hufschlägen die Angriffe des Raubthiers abhält. Seine längere Bekanntschaft mit den Wegen giebt ihm einen besondern Instinkt zur Auffindung der besten Weiden, und in der finsterſten Nacht weiß er auf eine große Entfernung hin die Gegenwart des Wassers auszuspüren.

Mit der wohl organisirten Einrichtung einer solchen Caravane ließ sich nun freylich die der französischen Reisenden nicht vergleichen, bey der im Gegentheil die Unordnung zur Regel geworden war. Am 5. November passirte man das im großen Verfall befindliche Dorf Rio Claro, dessen Bewohner sich hauptsächlich mit dem Aufsuchen von Diamanten und Gold beschäftigen. Ehemals wurde dieses Geschäft nur von der Regierung selbst betrieben und jedem Privatmanne dasselbe bey schwerer Strafe verboten; jetzt ist die Ausbeutung ganz frey gegeben. Man sucht darnach in den drey, in den Araguay sich einmündenden Flüssen Claro, Piloes und Cayapos, von denen der erstere am reichsten an Diamanten, der letztere an Gold ist. Wenn auch die Ausbeute nicht mehr so ansehnlich ist wie früherhin, so ist sie doch immer hinreichend, die darauf gewendete Mühe zu lohnen. Die Gewichtseinheit, welche beym Diamanthandel in Brasilien zu Grunde gelegt wird, ist der Vintem, der $2\frac{1}{4}$ Gran des portugiesischen Pfundes gleichkommt, welches letztere in 16 Unzen getheilt wird. Die Unze enthält 8 Quint und das Quint 72 Gran; das Quint oder Oitava kommt also 32 Vintems gleich, und 2 Vintems wiegen einen halben Gran mehr als das Karat, dessen man sich in Europa zum Wägen des Diamants bedient. Die Preise dieses Edelsteins waren in letzterer Zeit aufs doppelte gestiegen: ein Stein von einem Vintem galt damals 6 bis 8,500 Reis; einer von 10 Vintems 100,000 Reis, das Vintem von letzterem also 10,000 Reis.

Am 14. November setzten die Reisenden auf einer Fähre über den Araguay und traten damit in die Provinz Matto Grosso ein, deren Hauptstadt Cuyaba sie nach großen Beschwerlichkeiten am 11. December erreichten, und wo eine freundliche Aufnahme sie für die vielen ausgestandenen Strapazen entschädigte. Der Verf. schildert Cuyaba als viel größer als Goyaz und weit mehr den Anblick einer europäischen Stadt darbietend. Die Bevölkerung be-

steht aus 6 bis 7000 Seelen und in der ganzen Parochie überhaupt aus 10 bis 12000. Die Frauen halten sich eben so zurückgezogen wie in Goyaz, und der sittliche Zustand scheint noch schlimmer als in dieser Stadt zu seyn.

Ein Besuch in der nordwärts von Cuyaba liegenden Stadt Diamantino machte den Verf. mit den reichen Diamant- und Goldgruben des dortigen Bezirks bekannt und er giebt hierüber, so wie überhaupt über die ganze Production und Verwerthung der Diamanten in Brasilien sehr interessante Aufschlüsse, die um so mehr Vertrauen verdienen, da er durch seine spätere Function als Consul in Para hinlängliche Gelegenheit hatte, über diesen Punkt auch von anderwärts her genaue Nachrichten einzuziehen.

Das Gold und die Diamanten, die in dem Bezirke von Diamantino wie in vielen andern immer vereinigt sind, finden sich besonders in den vielen Wasserbetten, welche ihn durchziehen, und selbst in der ganzen Ausdehnung des Terrains, welche ihn zusammen setzen. Es folgt nämlich gleich unter der Dammerde eine Schicht, Gorgalho genannt, welche aus kleinen Geschieben von Sandstein und Quarz, die meist durch gelben und rothen Thon zusammengekittet, seltner unverbunden sind. Unter dem Gorgalho, der die Anzeige und eines der Hauptelemente der Diamanten-Formation ist, folgt eine andere Schicht, der Cascalho, welche die Diamanten enthält und aus denselben Elementen besteht, nur daß die Geschiebe größer und nicht durch Thon zusammengekittet sind. Als sicherste Zeichen des Vorkommens von Diamanten werden Geschiebe von schwarzem oder marmorirtem Kiesel und einem sehr harten Sandsteine betrachtet; wo diese sich einstellen, ist man des Vorhandenseyns von Diamanten gewiß, wo sie fehlen, sind die Nachsuchungen erfolglos. Da man in den Flußbetten, wo der Cascalho entblößt ist, am leichtesten die Existenz von Diamanten ausfindig machen kann, so werden die Nachsuchungen hauptsächlich in jenen betrieben. Die Flüsse Diamantino, Ouro und Paraguay scheinen bereits vollkommen erschöpft, der Buriti liefert noch viele Steine, aber der Santa-Anna scheint, um so zu sagen, noch jungfräulich und trotz der unglaublichen Menge von Diamanten, die man aus ihm gewonnen hat, noch nichts von seinem ursprünglichen Reichthume verloren zu haben. Als ursprüngliche Lagerstätte der Diamanten in Südamerika vermuthet der Verf. die daselbst weit ausgebreitete Formation des Sandsteins von rother Farbe.

Der Werth des Goldes wie der Diamanten ist in Cuyaba seit dem Jahre 1817 beträchtlich gestiegen. Der Verf. berechnet, daß die ganze Ausbeute, welche die Provinz Matto Grosso seit Eröffnung der Diamantminen bis zum Jahre 1849 lieferte, auf ohngefähr 80,000 Oitavas sich belaufen dürfte, was einem Geldwerth von 56 Millionen Francs entspricht. Er zweifelt nicht, daß bey einem geordneteren Betriebe der Ertrag sich noch bedeutend steigern könnte, verhehlt es aber nicht, daß die Diamantendistrikte zu den ungesundesten gehören uud jährlich eine Menge Menschen dahin raffen. Die Portugiesen haben daher diese Arbeiten den Sklaven überwiesen und sind deßhalb sehr aufgebracht, daß ihnen durch die Engländer die Einfuhr derselben so sehr erschwert worden ist.

Noch höher berechnet sich der Ertrag der Diamantminen in der Provinz Minas Geraës, deren ganze Summe von dem Anfange ihres Betriebes bis zum Jahre 1849 der Verf. auf nicht weniger als auf 300,700,000 Francs anschlägt.

Ganz neu sind uns die Aufschlüsse, welche der Verf. bey dieser Gelegenheit über die reichen Minen von der Provinz Bahia gewährt und die erst in neuester Zeit in Angriff genommen worden sind. Man hatte zwar schon im Jahre 1755 in der Gegend von Jacobina Diamanten entdeckt, aber der Marquis von Pombal hatte die weiteren Nachforschungen verboten in der wohl begründeten Besorgniß, daß durch solche Arbeiten der Landbau vernachläßigt werden würde. Die Minen der Provinz Bahia, bekannt unter dem Namen von Chapada, wurden erst im October 1844 entdeckt. Ihre Bekanntwerdung schreibt man einem Sklaven aus der Provinz Minas Geraës zu, der, als er die Heerden seines Herrn auf die Weide führte, von der Aehnlichkeit des Bodens mit dem des Diamantendistriktes, welchen er von Jugend auf kannte, überrascht war.

Seine Nachsuchungen waren von so glücklichem Erfolge, daß er binnen zwanzig Tagen 700 Karat Diamanten zusammen gebracht hatte. Alsdann entfloh er, um in einer entfernten Stadt seine Schätze zu verkaufen, allein die Behörde, welche ihn für einen Dieb ansah, ließ ihn ins Gefängniß werfen. Es war unmöglich, ihm sein Geheimniß zu entreißen; lediglich gelang es, seinen Wohnort zu erfahren, und so wurde er zu seinem Herrn zurückgebracht. Vergeblich versuchte man auch hier Güte und Strenge, und so schritt man zur List. Man übertrug ihm wieder seinen alten Dienst, und nachdem er seine Heerde an verschiedenen Stellen herum geführt hatte, kehrte er wieder gegen die Mine zurück und begann seine frühere Arbeit, bey der er von den Leuten, die ihm auflauerten, ergriffen wurde. Der Verf. befürchtet, daß man sich mit strengen Züchtigungen des armen Sklaven, der eine ganze Provinz zu bereichern bestimmt war, nicht allein begnügt haben möchte.

Schon nach Jahresfrist waren an diesem Orte 25,000 Personen vereinigt, und innerhalb des ersten Jahres allein wurden ohngefähr 400,000 Karat im Werthe von 18,300,000 Fr. erbeutet; bis zu Ende 1849 schlägt der Verf. die ganze Production aus diesem Districte auf 38,750,000 Fr. an. Der Preis der Diamanten wurde aber durch den reichen Ertrag dieser Minen eben so wie durch die politischen Ereignisse bedeutend herabgedrückt, denn während der mittlere Preis der Oitava für den rohen Diamant sonst 300,000 Reis betrug, überschreitet er jetzt nicht die Hälfte, und während der Krisis von 1848 wurde die Oitava in Bahia sogar zu 50,000 und wie gesagt wird selbst zu 30,000 Reis angeboten. Die Zahl der Arbeiter beträgt auch nur noch 5 bis 6000, worunter ohngefähr 2000 Sklaven sind. Der Verf. hält es nicht für sonderlich wahrscheinlich, daß diese Preise sich bessern würden; im Gegentheil sieht er in Folge der Zerrüttung des Wohlstandes in Europa ein weiteres Sinken voraus und meint, daß bis Ende dieses Jahrhunderts die Diamanten nur noch $\frac{1}{5}$ von dem gelten würden, was sie zu Anfang desselben kosteten.

Der Diamantendistrict der Chapada de Bahia ist ohngefähr 20 Stunden lang und 10 breit. Im

Allgemeinen scheinen die Lagerungsverhältnisse sehr denen in Matto Grosso und Minas Geraës zu gleichen.

Zuletzt giebt der Verf. eine tabellarische Zusammenstellung der ganzen Ausbeute, die von Anfang an bis hieher die Diamantenminen in Brasilien lieferten, nämlich:

	Oitavas	Fr.
Minas-Geraës	432,977	300,700,000
Matto-Grosso	80,000	56,000,000
Bahia	51,800	38,750,000
San Paulo und anderwärts	200	138,888
Im Ganzen	564,977	395,588,888

oder nach französischem Gewicht = 2,158 Kilogrammen, 212 Grammen und 14 Centigrammen.

Nachdem die Reisenden von ihrem Besuche des Diamantendistrictes nach Cuyaba zurückgekehrt waren, wollten sie von da aus die Republik Paraguay bereisen. Dieser Versuch mißlang jedoch vollständig, denn nachdem sie auf dem Cuyaba-Fluße und nach dessen Einmündung in den Paraguay auf diesem hinab bis nach Fort Bourbon, dem ersten Orte auf dem Gebiete der Republik, gefahren waren, wurde ihnen hier die Weiterreise nicht gestattet, und ein von da aus an den Präsidenten in Assuncion gestelltes Gesuch hatte ebenfalls keinen Erfolg. Sie mußten daher unverrichteter Sache umwenden und fuhren den Paraguay wieder hinauf bis nach Villa Maria, wo sie bereits ihre Caravane von Maulthieren nebst einer militärischen Escorte, die sie nach der Stadt Matto Grosso geleiten sollte, vorfanden. In letzterer Stadt trafen sie am 9. Juni 1845 ein. Matto Grosso oder Villa Bella wurde erst im Jahre 1754 begründet und gelangte schnell durch die Goldausgrabungen in einen blühenden Zustand; allein seine höchst ungesunde Lage brachte es bald wieder in Verfall, der, seitdem der Präsident seine Residenz nach Cuyaba verlegte, immer merklicher hervortritt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juni.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Annuaire de Chimie par E. Millon et J. Reiset, Année 1851. Par. 1851.

Dr. G. J. G. F. Flemming, Ueber den chemisch-physiologischen Prozeß der Ernährung bey Pflanzen und Thieren. Schwerin 1851.

Dr. Heydenreich, Lepidopterorum Europaeorum catalogus methodicus. Lips. 1851.

Dr. A. E. Grube, Die Familie der Anneliden mit Angabe ihrer Gattungen und Arten. Berlin 1851.

Dr. G. A. Eisengrein, Beyträge zur Entwicklungsgeschichte und Metamorphose des Samenkeimes der Pflanzen. Frankf. 1851.

Fr. Junghuhn, Plantae Junghuhnianae. Fasc. I. Lugd. Bat. 1851.

H. Schacht, Das Mikroskop und seine Anwendung insbesondere für Pflanzen-Anatomie und Physiologie. Berlin 1851.

C. Montagne, Phykologie oder Einleitung ins Studium der Algen. A. d. Franz. mit Zusätzen von Dr. K. Müller. Halle 1851.

F. J. Rupprecht, Die Vegetation des rothen Meeres. Petersburg 1849.

Dr. H. v. Mohl, Grundzüge der Anatomie und Physiologie der vegetabil. Zelle. Braunschweig 1851.

C. Montagne, Morphologischer Grundriß der Familie der Flechten. A. dem Franz. mit Zusätzen von K. Müller. Halle 1851.

C. A. Meyer, Kleine Beyträge zur näheren Kenntniß der Flora Rußlands. Petersb. 1850.

C. Ehrlich, Ueber die nordöstlichen Alpen. Linz 1850.

O. G. Costa, Paleontologia del Regno di Napoli. P. I. Napoli 1850.

B. Cotta, Der innere Bau der Gebirge. Freiberg 1851.

Dr. C. G. Giebel, Bericht über die Leistungen im Gebiete der Paläontologie. Berlin 1851.

R. Kner, Leitfaden zum Studium der Geologie mit Inbegriff der Paläontologie. Wien 1851.

G. Rose, Ueber die Krystallform der rhomboedrischen Metalle. Berlin 1850.

Nachträge zu Murchison's Gebirgsbau in den Alpen, Apenninen und Karpathen. Stuttg. 1851.

F. Rolle, Vergleichende Uebersicht der urweltlichen Organismen. Stuttg. 1851.

Fr. A. Quenstedt, Handbuch der Petrefaktenkunde. Lief. 1. Tübingen 1851.

— —, Das Flözgebirge Württembergs. 2. verm. Aufl. Tübingen 1851.

Dr. G. König, Die Forstbenutzung. Ein Nachlaß bearb. von Dr. C. Grebe. Eisenach 1851.

H. A. Gleichmann, Tafeln zur Bestimmung des Holzgehaltes unbeschlagener Stämme. Meiningen 1851.

J. Schadeberg, Der Maisbau. Halle 1851.

Dr. W. Pfeil, Die Forstwissenschaft nach rein praktischer Ansicht. 4. verb. Aufl. Leipzig 1851.

J. G. Elsner, Der Maisanbau in unserm Klima. Breslau 1851.

Milne Edwards, Bericht über die Production und Verwendung des Salzes in England. Berlin 1851.

Dr. B. Valerius, Theoret. praktisches Handbuch der

Roheisen-Fabrication. Deutsch bearb. von C. Hartmann. Lief. 1. 2. Freiberg 1851.

Erinnerungen an Freibergs Bergbau. 3. Aufl. Freiberg 1850.

Allgemeiner Zolltarif des russischen Reiches und des Königreichs Polen für den europäischen Handel. Berl. 1851.

Verhandlungen der Versammlung zur Berathung des Zolltarif-Entwurfes. Wien 1851.

W. Oechelhäuser, Der Fortbestand des Zollvereins und die Handelseinigung mit Oesterreich. Frankfurt 1851.

Beleuchtung der Denkschrift über die Verhältnisse des deutschen Zollvereins zur Schweiz. Bern 1851.

The phrenological Journal and miscellany. Vol. 1 — 19. Edinb. 1824 — 1846.

Dr. Thürmer, Ueber das Verhältniß des geistigen Lebens zum körperlichen. Wien 1850.

L. A. Cahagnet, Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem Wege. Th. 1. 2. Hildburghausen 1851.

E. Rebold, Histoire générale de la Franc-Maçonnerie. Par. 1851.

H. A. Jarisch, Blicke in das Leben der Thiere oder Forschungen über die Thierseele. Leipzig 1851.

Dr. J. Fr. Th. Wohlfarth, Geschichte des gesammten Erziehungs- und Schulwesens. Heft 1. Quedlinb. 1851.

A. Herz, Hauserziehung und Kindergarten. Leipz. 1851.

Dr. J. C. Kröger, Ueber die Stellung der Schule zum Staate und zur Kirche. Hamburg 1851.

R. Emerson, Essais de philosophie américaine. Traduit par Emile Montégut. Par. 1851.

Th. Hobbes, Opera philosophica quae latine scripsit. Collecta studio Guil. Molesworth. Vol. 1 — 5. Lond. 1839.

Dr. B. Bolzano, Drey philosophische Abhandlungen. Leipzig 1851.

J. B. Bourgeat, Histoire de la philosophie. Philosophie orientale. Par. 1850.

M. W. Drobisch, Neue Darstellung der Logik. 2. umgearb. Aufl. Leipzig 1851.

L. Longoni, Il dialogo dell' invenzione di Alessandro Manzoni. Milano 1851.

Rob. Blakey, History of moral science. Vol. 1. 2. Edinb. 1836.

C. A. Thilo, Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie in ihrn Principien beleuchtet. Leipzig 1851.

P. Ackermann, Du principe de la poësie et de l'éducation du poète. Par. 1841.

A. de Lamartine, Le tailleur de Pierre de Saint-Point. Par. 1851.

— —, Geneviève, histoire d'une servante. Par. 1851.

S. Kapper, Lazar der Serbencar. Nach serbischen Sagen und Heldengesängen. Wien 1851.

L. Frege, Zur Geschichte des preußischen Volksliedes. Berlin 1850.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd. 28. Engla and Seaxna, Scopas and Bóceras. Anglosaxonum poetae atque scriptores prosaici . . . . ed. Lud. Ettmüller. Bd. 29. Vorda Vealhstôd, Engla and Seaxna. Lexicon Anglosaxonicum ex poetarum scriptorumque prosaicorum operibus . . . ed. L. Ettmüller. Quedlinb. 1851.

A. Mauritius, Ukrainische Lieder. Berlin 1841.

Th. Hersant de la Villemarqué, Poèmes des bardes bretons du VI. siècle. Par. 1850.

J. Edleston, Correspondence of Sir Isaac Newton and Professor Cotes. Lond. 1851.

J. Mitford, The correspondence of Horace Walpole, Earl of Orford, and the Rev. W. Mason. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Fr. Sonnii primi Sylvae ducensium episcopi, ad Viglium Zuichemum epistolae . . . illustr. P. F. X. de Ram. Bruxelles 1850.

E. J. Delécluze, Exposition des artistes vivants 1850. Par. 1851.

Die goldene Altartafel Kaiser Heinrichs II. Basel 1836.

Political disquisitions or an enquiry into public errors, defects and abuses. Vol. 1 — 3. London 1774.

J. Kay, The social condition and education of the people in England and Europe. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

M. Romieu, L'ère des Césars. Par. 1850.

Graf J. v. Maistre, Gespräch über den Krieg. Herausgeg. von E. von Breza. Berlin 1851.

J. Dörr, Die Schlacht von Hanau am 30. October 1813. Cassel 1851.

W. Busch und C. Hoffmann, Die Kriegsfeuerwerkerei der preußischen Artillerie. Lief. 1. Berlin 1851.

Dr. R. H. Lotze, Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens. Leipzig 1851.

C. Forget, Précis théorique et pratique des maladies du coeur, des vaisseaux et du sang. Strasb. 1851.

J. Syme, Ueber Harnröhrenverengerung und Darmfistel. Aus dem Engl. übers. von Schröder. Leipz. 1851.

Dr. X. Schömann, Das Malum coxae senile. Jena 1851.

Dr. P. Pickford, Ueber wahre und eingebildete Samenverluste zur Berichtigung verbreiteter Irrthümer. Heidelberg 1851.

Dr. E. Jörg, Darstellung des nachtheiligen Einflußes des Tropenklimas auf Bewohner gemäßigter Zonen. Leipzig 1851.

J. Hoppe, Die leinene und baumwollene Kleidung des Menschen. Magdeburg 1851.

Dr. J. von Hasner, Beyträge zur Physiologie und Pathologie des Thränenableitungsapparates. Prag 1850.

C. P. Forget, Traité de l'entérite folliculeuse. Par. 1841

Dr. M. Hager, Die Brüche und Vorfälle beschrieben. Wien 1850.

Dr. A. Rivallié, Ueber die erfolgreiche Behandlung des Krebses. Nach dem Franz. bearb. von Dr. J. Schwabe. Weimar 1851.

Dr. V. v. Iványchich, Neuer Bericht über 19 Fälle ausgeführter Blasenstein-Zertrümmerung. Leipzig 1850.

G. T. Ch. Frommüller, Beobachtungen auf dem Gebiete der Augenheilkunde. Fürth 1851.

Dr. H. Bretschneider, Der Bruch der Kniescheibe und dessen Heilung. Gotha 1851.

Dr. Hartwig, Anleitung zum richtigen Gebrauche der Seebäder mit besonderer Rücksicht auf Ostende. Brüssel 1851.

G. M. Zecchinelli, Saggio sull' uso medico delle terme Padovane. Padova 1835.

L. Krahmer, Handbuch der gerichtlichen Medizin. Halle 1851

Dr. E. Chambon, Beyträge zum Obligationenrecht. Bd. 1. Jena 1851.

Dr. K. O. Müller, Die Lehre des römischen Rechtes von der Eviction. Th. 1. Halle 1851.

J. P. Molitor, Les obligations en droit romain. T. I. Gand 1851.

J. de Wal, Lex Frisionum. Lex Angliorum et Werinorum. Amstelod. 1850.

Dr. J. Mayer, Zur Regierungsgeschichte des Großherzogthums Hessen. Mainz 1851.

Dr. H. Thöl, Einleitung in das deutsche Privatrecht. Göttingen 1851.

E. Th. Gaupp, Deutsche Stadtrechte des Mittelalters mit rechtsgeschichtlichen Erläuterungen. Bd. 1. Breslau 1851.

A. Rauch, Archiv für die neueste Gesetzgebung in den deutschen Bundesstaaten. Bd. 1. Erlangen 1850.

Dr. Vogelmann, Das Gesetz über die Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen im Großherzogthum Baden. Carlsruhe 1851.

F. Mayer, Die Gemeindewirthschaft nach geläuterten Begriffen und nach den im Königr. Württemberg geltenden Gesetzen. Lief. 1. Stuttg. 1851.

Dr. L. E. Heydemann, System des preußischen Civilrechts im Grundrisse. Berlin 1851.

Dr. S. Becher, Die Organisation des Gewerbewesens. Wien 1851.

Dr. M. v. Stubenrauch, Die Jurisdictionsnorm vom 18. Juni 1850 erläutert. Wien 1851.

Sammlung der neuesten Justizorganisationsgesetze für das Kaiserthum Oesterreich. Bd. 1. Wien 1851.

Dr. G. Hufeland, Ueber die rechtliche Natur der Geldschulden. Berlin 1851.

F. Béchard, De l'administration intérieure de la France. T. I. II. Par. 1851.

A. de Bast, Les galeries du palais de justice de Paris. Moeurs, usages, coutumes et traditions judiciaires. 1280 — 1780. T. I. II. Par. 1851.

M. Havard, Code constitutionnel de la Belgique. Bruxelles 1850.

P. L. Albini, Elementi della storia del diritto in Italia dalla fondazione di Roma sino ai nostri tempi e nella monarchia di Savoia. Torino 1847.

J. Stevens, The royal Treasury of England. Lond. 1728.

J. Philippi, Russische Gesetze, Ausländer betreffend. Berlin 1841.

A. Heckert, Handbuch der Strafgesetzgebung Preußens. Th. 1. 2. Berlin 1851.

C. F. Müller, Das preußische Strafgesetzbuch nebst dem Einführungsgesetz. Berlin 1851.

Strafprozeßordnung für das Königreich Hannover vom 8. November 1850. Hannover 1851.

Strafgesetzbuch für die preußischen Staaten. Berlin 1851.

Projet du code criminel, correctionel et de police présenté par la commission nommée par le gouvernement. Par. 1808.

H. M. M. Pape, Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuches für die preußischen Staaten vom Jahre 1851. Insterb. 1851.

B. Meyer, Beytrag zur Kenntniß der radicalen Gerechtigkeitspflege mit einem Blick auf den gegenwärtigen politischen Zustand der Schweiz. Schaffhausen 1851.

J. Fr. L. Massabiau, Manuel du Procureur du Roi. T. 1. 2. 3. Par. 1844.

J. Dalrymple, An essay towards a general history of feudal property in Great-Britain. Lond. 1758.

D. Orlando, Il feudalismo in Sicilia. Palermo 1847.

Histoire des négotiations qui ont précédé le traité de paix conclu le 6 Août 1849 entre le roi de Sardaigne et l'empereur d'Autriche. Turin 1849.

Eug. Ortolan, Des moyens d'acquérir le domaine international. Par. 1851.

H. V. v. Unruh, Erfahrungen aus den letzten drey Jahren. Ein Beytrag zur Kritik der politischen Mittelparteyen. Magdeb. 1851.

Die Reorganisation der Provinziallandschaften des Königreiches Hannover. Hannover 1851.

Dr. Ed. Platner, Ueber die Weltanschauungen in den jüngsten Zeitbewegungen. Marburg 1850.

Dr. A. O. Krug, Das Internationalrecht der Deutschen. Leipzig 1851.

Dr. J. Chiari, Das österreichische Notariat. Wien 1851.

Dr. R. W. Pfeiffer, Die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts. Göttingen 1851.

R. Laurence, The doctrine of the church of England upon the efficacy of Baptism vindicated from misrepresentation. Oxford 1818.

Dr. K. R. Hagenbach, Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. 3. Aufl. Leipz. 1851.

N. Wiseman, Twelve lectures on the connexion between science and revealed religion. 3. edition. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

The Wycliffe Society. Established 1844. For reprinting a series of the more scarce and valuable tracts and treatises of the carlier reformers, puritans and nonconformists of Great Britain.

Tracts and treatises of J. de Wycliffe. Ed. by R. Vaughan. Lond. 1845.

Dav. Clarkson, Select works, ed. by J. Blackburn. Lond. 1846.

A. Vinet, Nouvelles études évangeliques. Par. 1851.

Dr. W. Hopf, Vorbericht über eine neue Ausgabe der heil. Schrift nach Dr. Luthers Uebersetzung. Mit Nachwort von Harleß. Abth. 1. Leipzig 1851.

Dr. W. H. Hale and Dr. F. A. Fox, Biographical annals of the Hebrew nation. Lond. 1851.

St. Bonaventura, Breviloquium. Textum recognovit C. J. Hefele. Editio altera. Tubing. 1848.

Dr. T. Tobler, Golgatha. Seine Kirchen und seine Klöster. St. Gallen 1851.

E. Arnaud, Recherches critiques sur l'épitre de Jude. Strasb. 1851.

A. André, Moïse, revelateur, ou exposition apologétique de la théologie du pentateuque. Par. 1849.

J. Goodwin, Redemption redeemed. Lond. 1840.

Hints to the public and the legislature on the nature and effect of evangelical preaching. Vol. 1. 2. Lond. 1808.

Fr. Bulley, A tabular view of the variations in the communion and baptismal offices of the church of England. Oxford 1842.

F. J. Buß, Die Geschichte der Bedrückung der kathol. Kirche Englands und der Wiederherstellung der bischöfl. Hierarchie in ihr. Schaffhausen 1851.

Dr. J. H. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. verm. Aufl. Mitau 1850.

Geschichte der christlichen Kirche während der ersten drey Jahrhunderte nach talmudischen Quellen bearbeitet. Berlin 1851.

G. F. Keiblinger, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Melk in Niederösterreich. Bd. 1. Wien 1851.

S. Fox, Monks and monasteries being an account of english monachism. Lond. 1845.

W. J. Kip, The earty Jesuit Missions in North America. P. I. New York 1847.

H. Elteſter, Vorträge über Wesen und Gestaltung der evangelischen Kirche. Potsdam 1851.

Th. Jackson, The contenary of Wesleyan Methodism. Lond. 1839.

J. H. Merlé d'Aubigné, Die schottische Kirche in ihrem 300jährigen Kampfe. Deutsch von Fiebig Leipzig 1851.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juni.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Ueber das Bestehen und Wirken des naturforschenden Vereins zu Bamberg. Erster Bericht. Bamberg 1852. 79 S. mit 2 lith. Tafeln. 4.

Der vorliegende erste Bericht des naturforschenden Vereines zu Bamberg giebt ein erfreuliches Zeugniß von der Thätigkeit desselben, die sich nicht bloß auf Anlegen von Sammlungen und auf Vorträge in den Sitzungen beschränkt, sondern nunmehr auch zur Veröffentlichung von naturhistorischen Abhandlungen übergegangen ist. Es finden sich in diesem Berichte vier solcher Abhandlungen enthalten, auf die wir durch eine kurze Anzeige aufmerksam machen wollen.

1. Ueber die Pterodactylus-Knochen im Lias von Banz. Von Dr. Carl Theodori. Die wichtigste unter den hier vorgelegten Abhandlungen, die eine ausführliche Beschreibung der im Lias aufgefundenen und zu den größten Seltenheiten gehörenden Ueberresten von Pterodactylus giebt. Es sind zwar im Lias noch keine ganzen Skelete gefunden worden, wie dieß in den lithographischen Schiefern schon mehrmals der Fall gewesen ist; dagegen haben die isolirten Knochen, welche durch die kunstfertige Hand des Verf. ganz oder doch größtentheils aus dem Gesteine herausgelöst wurden, den großen Vortheil, daß man ihre Formen, namentlich ihre Gelenkflächen, vollständig wahrnehmen kann, während bey den Skeleten des lithographischen Schiefers die Knochen zu tief in dem Gesteine eingebettet liegen, oder so übereinander geschoben sind, daß man häufig ihre Gestalt, insbesondere die Beschaffenheit ihrer Gelenkflächen, nicht vollständig erkennen kann. Der Verf. hat sich daher ein großes Verdienst um die genauere Kenntniß, nicht allein der auf den Lias beschränkten Pterodactylen, sondern überhaupt dieser ganzen Thiergruppe erworben, indem er in sehr genauen Beschreibungen und in meisterhaft gefertigten, 2 Tafeln anfüllenden Abbildungen mehrere der wichtigsten Knochen nach allen ihren Abgrenzungen erläuterte.

Die Ueberreste, welche hier vorgeführt werden, sind ein Unterkiefer, 2 Wirbel, Bruchstücke einer Rippe, Schulterblatt mit dem Hakenschlüsselbein, Oberarmbein, ein Handwurzelknochen, Mittelhandknochen des langen Flugfingers, dünne Mittelhandknochen, erstes Glied des Flugfingers, drittes und Bruchstück des zweyten Gliedes desselben, zweyte und dritte Glieder des nämlichen oder Ellenbogenknochen und Speichen?, Phalangen der kurzen Finger, Oberschenkelbein und Unterschenkelbein. Es sind also ansehnliche Theile vom Knochengerüste des Pterodactylus gefunden worden, über die wir einige Bemerkungen beyfügen wollen.

Der Unterkiefer ist sehr ausgezeichnet durch den schwertförmigen Fortsatz, der vom Kinne ausgeht und diese Art als der Unterabtheilung Rhamphorhynchus zuständig erweist. Aus den Alveolen ist ersichtlich, daß jederseits 14 Zähne vorhanden waren.

Sehr wichtig ist der Fund von 2 isolirten Wirbeln. Der Verf. wirft zwar sich selbst die Frage

auf, ob er sie mit Recht dem Pterodactylus zuerkennen dürfe, oder ob sie nicht etwa gar von andern Sauriern herrühren könnten. Er beantwortet diese Frage dahin, daß unter den Sauriern des Banzer Lias bisher nur Ichthyosaurus, Mystriosaurus und Plesiosaurus, vielleicht auch noch Nothosaurus sich gezeigt hätte, deren Wirbel aber total von den vorliegenden verschieden seyen. Der Verf. erkennt sie daher einem Pterodactylus zu und wir stimmen ihm in dieser Beziehung vollkommen bey. Damit ist nun aber auch der Streit über die Beschaffenheit der Gelenkflächen der Wirbel bey Pterodactylus entschieden. H. v. Meyer hatte es nämlich als allgemeines Gesetz ausgesprochen, daß bey allen Sauriern, die älter als die Tertiärperiode sind, die hintere Gelenkfläche des Wirbels nicht conver gebildet ist, während Buckland dagegen von seinem Pt. macronyx einen Wirbel mit converer Gelenkfläche abgebildet und beschrieben hatte. Die beyden fraglichen Wirbel zeugen für die Richtigkeit der letzteren Angabe, denn ihre Gelenkflächen sind vorn concav, hinten conver.

Die Verwachsung vom Schulterblatt und Hakenbein hat H. v. Meyer unter die Kennzeichen der Rhamphorhynchen aufgenommen; der Verf. zeigt dagegen, daß sie an ihren Grenzflächen wirklich getrennt sind.

Zwey sehr wohlerhaltene und ganz vom Gesteine befreyte Oberarmbeine geben diese Knochen in einer Bestimmtheit zu erkennen, wie es bisher nicht der Fall war.

Der Mittelhandknochen des langen Flugfingers weicht in seiner kurzen und breiten Form auffallend von dem gleichnamigen Knochen aus den Solenhofer Schiefern ab.

Zum erstenmal wird hier auch die erste Phalanx des Flugfingers in ihrer vollen Integrität dargestellt. Man sieht daraus, daß an ihrem obern Ende ein ansehnlicher Fortsatz ausgeht, und man erkennt nun auch am Pt. longirostris, daß der spitze Knochen, welcher an der Vereinigung des rechten Flugfingers mit seinem Mittelhandknochen sich zeigt, nichts anders als jener, der obern Gelenkfläche des ersten Gliedes des Flugfingers angehörige Fortsatz ist.

Von 2 Paaren gleichartiger Knochen, die auf Tab. II. fig. 8 — 11 dargestellt sind, läßt es der Verf. unentschieden, ob sie als zweyte und dritte Phalangen des Flugfingers oder als die Knochen des Vorderarms anzusehen sind, doch neigt er sich mehr zu letzterer Meinung. Referent ist hierüber nicht im geringsten Zweifel, sondern erkennt sie entschieden als Ellenbogenbeine und Speichen an. Dieß ergiebt sich sowohl aus der völligen Verschiedenheit des in fig. 13 und 14 abgebildeten wirklichen zweyten und dritten Gliedes des Flugfingers von jenen Knochen, als aus ihrer gänzlichen Uebereinstimmung mit den Vorderarmknochen der in den lithographischen Schiefern abgelagerten Pterodactylen.

In sehr guter Erhaltung zeigt ein freyer Oberschenkelknochen seine Umrisse. Dasselbe gilt auch von einem Unterschenkelknochen, doch ist dessen unteres Ende beschädigt; Schien- und Wadenbein sind ganz so beschaffen wie bey den übrigen Pterodactylen.

Zuletzt geht der Verf. auf eine Vergleichung der Ueberreste von Banz mit den unter dem Namen von Pterodactylus macronyx aus dem englischen Lias aufgeführten über, wobey freylich ihm die große Schwierigkeit entgegen tritt, daß vom letzteren weder eine minutiöse Detailbeschreibung vorliegt, noch auch die Abbildungen in allen Stücken die erforderliche Genauigkeit zu zeigen scheinen. Soweit unter solchen Verhältnissen ein Urtheil zulässig ist, hält der Verf. beyderley Ueberreste für verschiedene Arten, und beläßt denen von Banz den früher von ihm gegebenen Namen Pt. Banthensis, indem er für sie die Gruppe der Rhamphorhynchi ensirostres errichtet. Da der eine von den beyden vorhin genannten Wirbeln sehr klein ist, auch ein viel kleineres Oberschenkelbein außer dem großen gefunden wurde, so glaubt der Verf., daß diese beyden Stücke vielleicht eine zweyte Art im Lias andeuten dürften, für die er den Namen Pt. gracilis vorschlägt.

II. Die Binnenmollusken der Umgegend Bambergs. Von Dr. H. C. Küster. — Es werden hier im Ganzen 104 Arten aufgeführt, von denen 88 den Gasteropoden und 16 den Acephalen angehören. Schließlich wird eine Vergleichung der Anzahl der Arten mit 16 verschiedenen europäischen Localfaunen vorgenommen.

III. Verzeichniß der seltneren Phanerogamen des Steigerwaldes als Beytrag zur Flora Oberfrankens. Von Ignaz Kreß. — Der Verf., Wundarzt zu Kloster Ebrach, zählt 212 solcher Arten auf.

IV. Beytrag zur mineralogischen Topographie von Bayern von Dr. Haupt. — In alphabetischer Reihe werden hier eine Menge Fundorte von Mineralien aufgeführt. Die Angaben der Fundorte gründen sich zum Theil auf die 17,000 Exemplare enthaltende Mineraliensammlung des verstorbenen Directors v. Hardt, theils auf die Sammlungen des Bamberger Naturalienkabinets, theils auf Originalsendungen von bayerischen Bergämtern, theils auf Notizen in den öffentlichen Jahresberichten der Schulen und in Privat-Correspondenzen.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Schluß.)

Am 22. Juni überschritten die Reisenden die brasilische Grenze, nachdem sie fast anderthalb Jahre in den innern Gegenden Brasiliens zugebracht hatten. Sie waren nun in das Gebiet der ehemaligen spanischen Herrschaft eingetreten, und zwar in die nunmehr zu Bolivien gehörige Provinz Chiquitos. Der Wechsel war für sie nicht unangenehm; die Wege waren in viel besserem Stande als in Brasilien, jeden Abend konnten sie in einem guten Landhause schlafen, während sie vorher meist im Freyen campiren mußten, und in den Gesellschaften fanden sich auch wieder die Frauen ein, welche in Brasilien von denselben ganz ausgeschlossen sind. Zur Ausruhe verweilten sie längere Zeit in Santa-Cruz de la Sierra, der Hauptstadt einer Provinz gleichen Namens. Das Merkwürdigste war hier den Reisenden, daß sie eine Stadt fanden, die fast ganz vom weiblichen Geschlechte bewohnt war, indem die Männer theils in den blutigen Bürgerkriegen umgekommen, theils in der Hauptstadt befindlich, theils auf ihren Landgütern zur Betreibung der Viehzucht abwesend waren. Selten, daß man in den Gesellschaften einen Vater oder Bruder antraf, von Ehemännern war ohnedieß keine Rede; das weibliche Geschlecht war demnach unbestritten hier im Besitze des Regiments, und der größte Theil der Zeit wurde den Vergnügungen gewidmet, zu welchen allenthalben die fremden Ankömmlinge zugezogen wurden.

Die Straße von Santa-Cruz de la Sierra nach Chuquisaca, der Hauptstadt Boliviens, führte unsere Reisenden zuerst noch durch heiße Ebenen, ähnlich denen, durch welche sie bisher so lange gewandert waren; dann aber stiegen auf einmal die Vorberge der Cordilleren auf, welche diesen unermeßlichen Flächen eine Grenze steckten. Der Anblick dieser riesenhaften Gebirgskette war für den Verf. und seine Gefährten eben so überraschend als im höchsten Grade entzückend; sie waren der einförmigen Schönheit und der Gluth des tropischen Klimas müde geworden und sehnten sich nach dem Genuße der großartigen Alpennatur, in die sie nunmehr eintraten. Das Steigen war freylich den brasilischen Maulthieren, die sie mitgenommen hatten, etwas Ungewohntes und es mußte ihnen durch einheimische ein Theil der Last abgenommen werden, indeß am 20. war man doch wohlbehalten in Chuquisaca, das bereits 9343 englische Fuß über dem Meere liegt, angelangt. Der Aufenthalt hier wurde den Reisenden dadurch verleidet, daß sie von dem raschen Temperaturwechsel sehr angegriffen wurden. Seit langer Zeit an die tropische Gluthhitze gewöhnt, fiel ihnen die Frische und Dünne der Luft sehr empfindlich, so daß sie oft von peinlichen Beklemmungen zu leiden hatten. Es spüren übrigens Hunde, Pferde und Lastthiere diesen Wechsel in nicht minderem Grade, und der Verf. konnte es selbst sehen, daß einigen der letzteren Blut aus der Nase floß.

Chuquisaca liegt mitten in den Bergen auf einer kleinen sterilen Fläche, doch sind die Thäler gut bebaut. Die Stadt hat ein gefälliges Ansehen und zählt 11 bis 12,000 Einwohner; sie ist eine Beamtenstadt und erhält ihre Existenz nur, weil sie die Hauptstadt ist. Das Leben ist theuer, der Luxus sehr groß, Alles wird eingeführt, nichts ausgeführt. Aus alter Zeit ist eine Universität mit schöner Bibliothek vorhanden; die juridische Facultät, die ehemals nur einen Professor zählte, hat jetzt vier, die medicinische Facultät hat einen am allgemeinen Krankenhause angestellten Professor.

Ein Marsch von drey Tagen führte die Reisenden nach dem weltberühmten Potosi, das freylich von seinem früheren Glanzpunkte jetzt weit herunter gekommen ist. Von seinen 180,000 Einwohnern, die es ehemals zählte, ist es dermalen auf 13 bis 14,000 reducirt; daher sind auch ganze Quartiere verlassen und obwohl die Häuser gut gebaut sind, bietet Potosi doch nur den Anblick einer Stadt in Ruinen dar. Die Reisenden besuchten auch den berühmten Berg Cerro, dessen reiche Silberminen im Jahre 1545 die Gründung von Potosi veranlaßten. Man hat berechnet, daß von der Entdeckung der ersten Mine des Cerro an bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die Ausbeute nicht weniger als die enorme Summe von fast 1648 Millionen Piaster oder mehr als 8239 Millionen Francs betrug. Und obwohl die Production der edlen Metalle in den letztern Decennien bedeutend abgenommen hat, so hatte doch in den 6 Jahren von 1835 bis 1840 die Münze in Potosi an Gold noch einen Werth von 892,287 Piaster und an Silber von 13,010,312 Piaster zu prägen. Gleichwohl hat aller dieser Gold- und Silberreichthum weder dem Mutterlande, noch dessen nunmehr emancipirten Colonien zum Wohlstande und innern Frieden verhelfen können und der Verf. hat Recht gethan, daß er von der neueren Geschichte der Republik Bolivia den Blick fast ganz abgewendet hat.

Ueber la Paz setzte der Verf. seine Reise weiter fort und trat dann bald auf peruanisches Gebiet über, wo der Weg an den schönen Titicaca-See sich hinzog. Aus einer Höhe von 13,610 engl. Fuß führte zuletzt ein steiler Paß von acht Stunden Länge hinunter nach der Stadt Arequipa, die selbst noch 7850 Fuß hoch liegt. Der Verf. bezeichnet dieses Hinabsteigen als eine der fatigantesten Unternehmungen, die er je ausgeführt hätte. Anfänglich hatten die Lastthiere durch vulkanische Asche zu waden; je weiter abwärts, desto mehr konnten sich die Reisenden an dem Anblick des Grüns, das sie seit längerer Zeit nicht mehr gesehen hatten, erfreuen, und immer mildere Lüfte strömten ihnen entgegen. In Arequipa theilte sich die Gesellschaft: d'Osery schlug mit den Maulthieren den Landweg nach Lima ein, während die Uebrigen auf einem Dampfschiff von Islay nach Callao sich einschifften.

So weit reicht der Reisebericht der ersten drey Bände; wir werden den Schluß desselben bringen, sobald die noch fehlenden beyden letzten Theile uns zugekommen seyn werden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juni.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Evel. Phil. Shirley, Original letters and papers in illustration of the history of the church in Ireland during the reigns of Edward VI., Mary and Elizabeth. Lond. 1851.

R. W. Monsell, Le Plymouthisme en Suisse. Neuchatel 1848.

J. L. S. Vincent, Vues sur le protestantisme en France. Vol. 1. 2. Par. 1829.

Dr. C. A. Cornelius, Die Münsterischen Humanisten und ihr Verhältniß zur Reformation. Münster 1851.

A. de Castro, The spanish protestants and their persecution by Philip II. Translated by Th. Parker. Lond. 1851.

T. G. v. Karajan, Zur Geschichte des Concils von Lyon 1255. Wien 1850.

Dr. Travers Twiss, The letters apostolic of Pope Pius IX. Lond. 1851.

R. Pecorelli, Juris ecclesiastici maxime privati institutiones. Ed. 2. Vol. 1 — 4. Neapoli 1847 — 1849.

The reformation of the ecclesiastical Laws, as attempted in the reigns of King Henry VIII., King Edward VI. and Queen Elizabeth. A new edition by Ed. Cardwell. Oxford 1850.

W. Dansey, Horae decanicae rurales. Vol. 1. 2. Lond. 1835.

Dr. O. Mejer, Die Propaganda in England. Leipzig 1851.

W. Warburton, The alliance between church and state. Lond. 1766.

E. W. Klee, Das Patronatrecht und die landesherrliche Kirchengewalt. Berlin 1851.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Zweytes Quartal. April — Juni.

Letters from Cambridge illustrative of the sudies, habits and peculiarities of the university. London 1828.

Catalogue des livres de la bibliothèque de l'académie royale. Bruxelles 1850.

Catalogue of the mercantile Library in New-York. New-York 1850.

R. P. A. Dozy, Catalogus codicum orientalium bibliothecae academiae Lugduno-Batavae. T. I. Leyden 1851.

W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur Abth. 1. Basel 1851.

Dr. H. J. Zeibig, Die Bibliothek des Stiftes Klosterneuburg. Wien 1851.

Dr. J. Petzholdt, Bibliotheca Oschatziensis. 2. Aufl. Dresden 1851.

Dr. J. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur. 2. verb. Aufl. Th. 2. 3. Hamb. 1851.

A. Vinet, Etudes sur la littérature française au dix-neuvième siècle. Vol. II. Par. 1851.

Annuaire de l'Institut des provinces et des congrès scientifiques. Année 1851. Par.

Mémoires de la commission des antiquités de la Côte-d'Or. T. I. Années 1838 — 1841. Dijon 1851.

Mémoires de l'Académie royale, des sciences, belles lettres et arts de Lyon. T. I. II. Lyon 1845—50.

Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Vergangenheit und Zukunft der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Hamb. 1851.

Ed. Ducpetiaux, Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres. Bruxelles 1850.

Slavische Bibliothek oder Beyträge zur slavischen Philologie und Geschichte, herausg. von F. Miklosich. Bd. 1. Wien 1851.

J. de Maistre, Lettres et opuscules inédits. T. 1. 2. Par. 1851.

Duc de Caraman, Etudes critiques de philosophie de sciences et d'histoire. Par. 1851.

J. G. Kohl, Skizzen aus Natur und Völkerleben. Th. 1. 2. Dresden 1851.

Dr. L. Figuier, Exposition et histoire des principales découvertes scientifiques modernes. T. 1. 2. Par. 1851.

D. Giannotti, Opere politiche e letterarie. Vol. 1. 2. Firenze 1850.

P. Bigazzi, Miscellanea storica e letteraria. N. 1—4. Firenze 1840.

Edw. Mangin, The parlour window; or anecdotes, original remarks on books. Lond. 1841.

J. Hobhouse, Historical illustrations of the fourth canto of Child Harold. 2. Ed. Lond. 1818.

A. P. Pihan, Eléments de la langue Algérienne. Par. 1851.

J. Berggren, Guide français-Arabe vulgaire des voyageurs et des Francs en Syrie et en Egypte. Upsal 1844.

W. H. Medhurst, Chinese and English Dictionary. Vol. 1. 2. Batavia 1842 — 43.

W. Gesenius, Hebräische Grammatik neu bearbeitet von Dr. Rödiger. Leipzig 1851.

Dr. J. Fürst, Hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament. Lief. 1. Leipz. 1851.

Dr. F. J. D. Maurer, Hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament mit einem deutschen Index. Stuttgart 1851.

P. Tzchirner, Graeca nomina in w exeuntia. Commentationis lexicographicae et grammaticae particula I. Breslau 1851.

Ch. Thurot, De Alexandri de Villa Dei Doctrinali ejusque fortuna. Par. 1850.

J. Corblet, Glossaire étymologique et comparatif du patois Picard etc. Ouvrage couronné. Amiens 1851.

K. G. J. Förster, Geschichte der deutschen Sprachentwickelung. Berlin 1851.

F. J. Mone, Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte. Karlsruhe 1851.

H. P. S. Schreuder, Grammatik for Zulu-Sproget af C. A. Holmboe. Christiania 1850.

F. S. Feldbausch, Zur Erklärung des Horaz. Bdch. 1. Heidelb. 1851.

E. A. Salomon, De Thucydide et Herodoto: quaestionum historicarum specimen. Berol. 1851.

Poetarum scenicorum graecorum, Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis fabulae superstites et perditorum fragmenta. Ex recognit. Guil. Dindorfii. Editio secunda correctior. Oxonii 1851.

Platonis opera omnia uno volumine comprehensa ... ed. God. Stallbaumius. Lips. 1850.

Nicander, Alexipharmaca, ed. J. Gl. Schneider. Hal. 1792.

L. Döderlein, Homerisches Glossarium. Bd. 1. Erlangen 1850.

Aristotelis de Melisso, Xenophane et Georgia disputationes .... interpret. F. G. Aug. Mullachius. Berol. 1845.

J. A. Estienne, Etude morale et littéraire sur les Epitres d'Horace. Par. 1851.

C. C. Tacitus, Opera quae supersunt. Ex rec. C. Halmii. T. I. Lips. 1850.

M. T. Ciceronis (quae vulgo feruntur) Synonyma ad Luc. Veturium ed. G. L. Mahne. Lugd. Bat. 1850.

Talmud Babylonicum cum scholiis etc. I. Tractatus Macot. Auct. H. S. Hirschfeld. Berol. 1842.

Die vierzig Veziere oder weisen Meister. Ein altmorgenländischer Sittenroman, übertragen von Dr. W. F. A. Behrnauer. Leipzig 1851.

Bundehesh, liber Pehlvicus. E vetustissimo codice Havniensi descripsit, duas inscriptiones regis Saporis primi adjecit N. L. Westergaard. Havniae 1851.

F. Bodenstedt, Die Lieder des Mirza Schaffy. Berlin 1851.

Ibn Malik Alfijjah, Carmen didacticum et in Alfijjam commentarius quem conscripsit Ibn ʿAkil. Ed. Fr. Dieterici. Lips. 1851.

J. J. Bianconi, De mari olim occupante planities et colles Italiae, Graeciae, Asiae minoris. Fasc. 1—4. Bononiae 1850.

A. Rohlfs, Handbuch der Erdbeschreibung. Berl. 1851.

J. V. Kutscheid, Tabula geographica Italiae antiquae. Berol. 1851.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima au Pérou . . . par Fr. de Castelnau. Histoire du voyage. Vol. 5. 6. Par. 1851.

E. O. Schmidt, Bilder aus dem Norden. Gesammelt auf einer Reise nach dem Nordcap im Jahre 1850. Jena 1851.

A. Th. v. Middendorff, Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844. Bd. 3. Lief. 2. Einleitung und Jakutische Grammatik. St. Petersburg 1851.

K. Koch, Die kaukasische Militärstraße, der Kuban und die Halbinsel Taman. Leipzig 1851.

Fil. Parlatore, Viaggio alla catena del Monte bianco e al gran San Bernardo eseguito nell' agosto del 1849. Firenze 1850.

G. Listemann, Meine Auswanderung nach Süd-Australien, und Rückkehr zum Vaterland. Berl. 1801.

Dr. Leichardt, Tagebuch einer Landreise in Australien von Moreton-Bay nach Port Essington während der Jahre 1844 und 1845. Aus dem Engl. von C. A. Zuchold. Halle 1851.

Storia genealogica della famiglia Bonaparte. Florenz 1847.

J. Sommerville, Memoire of the Sommervilles; being a history of the house of Sommerville. Vol. 1. 2. Edinb. 1815.

Rob. Mackay, History of the house and clan of Mackay. Edinb. 1829.

Dr. C. F. v. Strantz, Geschichte des deutschen Adels. 2. verm. Aufl. Heft 1 — 3. Waldenb. 1851.

Die Zukunft des deutschen Adels. Berl. 1851.

G. M. v. Moltke, Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande. Hamb. 1850.

G. A. Becker, Handbuch der römischen Alterthümer. Fortgesetzt von J. Marquardt. Th. 3. Abth. 1. Leipzig 1851.

H. D. Müller, Ueber den Zeus Lykaios. Göttingen 1851.

J. H. Krause, Geschichte der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung bey den Griechen, Etruskern und Römern. Halle 1851.

H. Keck, Der theolog. Charakter des Zeus in Aeschylos' Prometheustriologie. Glückstadt 1851.

Ch. Petersen, Der Hausgottesdienst der alten Griechen. Cassel 1851.

K. v. Paucker, Doppelpalladienraub nach den Lakonerinnen des Sophokles auf einer Vase von Armento. Mitau 1851.

L. Mercklin, Die Talos Sage und das sardonische Lachen. Petersb. 1851.

F. Wieseler, Die Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bey den Griechen und Römern. Göttingen 1851.

W. S. W. Vaux, Handbook to the antiquities in the British Museum. Lond. 1851.

J. Smith, Ueber den Schiffsbau und die nautischen Leistungen der Griechen und Römer im Alterthum. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. H. Thiersch. Marb. 1851.

C. Böttticher, Der Poliastempel als Wohnhaus des Königs Erechtheus nach der Annahme von Fr. Thiersch. Berlin 1851.

Dr. Fr. Lanza, Antichi lapidi Salonitane inedite. 2. Ediz. Zara 1850.

Index nummorum veterum qui in Museo R. R. Borbonico adservantur. Neapoli 1851.

Dr. J. E. L. Merzdorf, Die Denkmünzen der Freymaurerbrüderschaft. Oldenb. 1851.

V. Lazari, Le monete de' possedimenti Veneziani di oltremare e di terraferma. Venezia 1851.

C. Cantu, Storia di Cento anni (1750 — 1850). Vol. 1. 2. Firenze 1851.

H. Stiefel, Die Universalgeschichte als Entwicklungs- und Erziehungsgeschichte der Menschheit. Th. 1. Zürich 1851.

Galiffe-Pictet, Lettres sur l'histoire du moyen-âge adressées à Mr. Schlosser. Série 1. 2. Genève 1839.

Dr. E. L. Brauns, Europa und Amerika im Lichte der Gegenwart. Grimma 1851.

Dr. P. W. Forchhammer, Topographische und physiographische Beschreibung der Ebene von Troja. Mit einer Karte der Ebene von Troja von T. Spratt. Frankf. 1850.

G. Finlay, The history of Greece from its Conquest by the Crusaders to its Conquest by the Turks and of the Empire of Trebizond 1204 — 1461. Lond. 1851.

G. Fejér, A Kunok eredete. (Ursprung der Kumanen). Pest 1850.

Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 — 1813. Braunschweig 1851.

H. Wotton, The state of Christendom. Lond. 1667.

Visc. de Santarem, Quadro elementar das relaçoes politicas e diplomaticas de Portugal. T. VII. Par. 1851.

A. de Horozco, Historia de la ciudad de Cadiz. Cadiz 1845.

C. Vignati, Storie Lodigiane. Milano 1847.

Alex. de Saluces, Histoire militaire du Piemont. T. 1 — 5. Turin 1818.

Custoza. Histoire de l'insurrection et de la campagne d'Italie en 1848. Turin 1850.

A. Bresciani, Dei costumi dell' isola di Sardegna. Vol. 1. 2. Napoli 1850.

C. Galvani, Memorie storiche intorno la vita dell' arciduca Francesco IV. d'Austria d'Este . . Duca di Modena. Vol. 1. 2. Modena 1847 — 49.

Calendario Pratese del 1851. Prato 1850.

Storia della val de Nievole dall' origine di Pescia fino all' anno 1848. Pistoja 1846.

Dr. Fr. Lanza, Sulla topografia e scavi di Salona dell' Ab. F. Carrara confutazione. Trieste 1850.

G. L. F. Tafel und G. M. Thomas, Friedens- und Handelsvertrag des griech. Kaisers Michael Palälogus mit der Republik Venedig vom Jahre 1265. Wien 1850.

M. Thiers, Discours de M. Thiers sur le régime commercial de la France. Par. 1851.

E. Moret, Quinze ans du règne de Louis XIV. (1700 — 1715). T. I. Par. 1851.

J. N. Fervel, Campagnes de la révolution française dans les Pyrénées orientales 1793 — 95. T. I. Par. 1851.

A. de Lamartine, Histoire de la restauration. Vol. 1. 2. Par. 1851.

M. de Cormenin, Révision. Par. 1851.

M. de Barante, Histoire de la convention nationale suivie de la biographie des membres de la convention 1792 — 1795. Vol. 1. 2. Par. 1851.

C. de Cherrier, Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe. Vol. IV. Par. 1851.

G. H. Pertz, Monumenta Germaniae historica inde ab anno 500 usque ad annum 1500. T. XI. Scriptorum T. IX. Hannoverae 1851.

F. Ritter, Entstehung der drey ältesten Städte am Rhein oder Urgeschichte von Mainz, Bonn und Cöln. Bonn 1851.

Dr. Steiner, Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni. Th. II. Heft 1. Inschriften von Baden und Preußen. Seligenstadt 1851.

Dr. E. Dietrich, Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des sächs. Königshauses. Meißen 1851.

H. v. Bose, Sächsisches Jahrbuch für vaterländische Geschichte. Jahrg. 1850. Freiberg 1851.

Dr. W. Schwaab, Geographische Naturkunde von Kurhessen. Cassel 1851.

H. Pröhle, Aus dem Harze. Leipzig 1851.

Dr. Hurter, Geschichte Ferdinands II. und seiner Aeltern bis zu dessen Krönung in Frankfurt. Bd. 2. 3. Schaffhausen 1851.

Dr. B. Dudik, Mährens Geschichtsquellen. Bd. 1. J. P. Ceroni's Handschriftensammlung. 1. Abth. Die Landtagsgeschichte im Allgemeinen. I. Folge, der politische Theil derselben. Brünn 1850.

G. W. v. Raumer, Die Insel Wollin und das Seebad Misdroy. Berl. 1851.

Dr. J. Kutzen, Friedrich der Große und sein Heer in den Tagen der Schlacht bey Leuthen. Breslau 1851.

P. Kaufmann, Der strategische Fehler in der Eisenbahn von Berlin an den Rhein. Bonn 1851.

L. Steub, Aus dem bayerischen Hochlande. München 1850.

E. Geiß, Beyträge zur Geschichte der westphälischen Gerichte in Bayern. München 1851.

v. Koch-Sternfeld, Ueber Dr. Wiguleus Hundt's bayerisch. Stammbuch. München 1851.

— —, Das Beinfeld bey Fridolfing eine Fabel? München 1850.

Fr. W. Heidenreich, Das Princip der Medicinal-Reform. Ansbach 1850.

v. Jan, Die medicinische Reform in Bayern. Nürnberg 1850.

Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern. Aus amtlichen Quellen herausgegeben von F. B. W. v. Hermann. I. Bevölkerung. München 1850.

Dr. G. R. L. v. Sinner, Bibliographie der Schweizergeschichte. Zürich 1851.

J. Siegfried, Die Schweiz, geologisch, geographisch und physikalisch geschildert. Bd. 1. Zürich 1851.

C. Morel, Das schweizerische Eisenbahnnetz und seine national-ökonomische, politische und sociale Bedeutung. Bern 1851.

(Fortsetzung folgt.)

10001303

10881389

